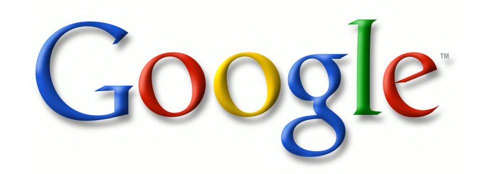


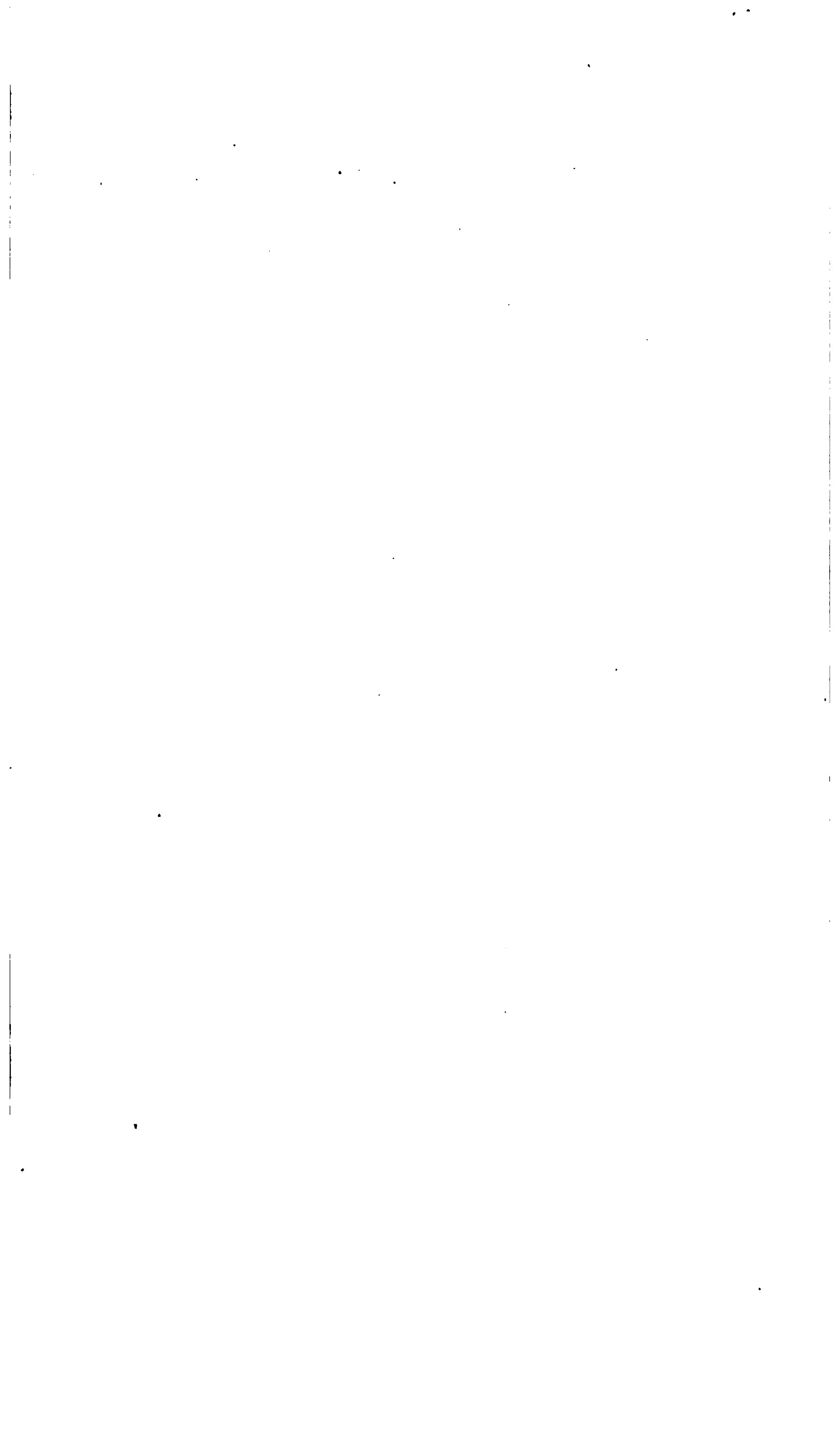

40. c. 19
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

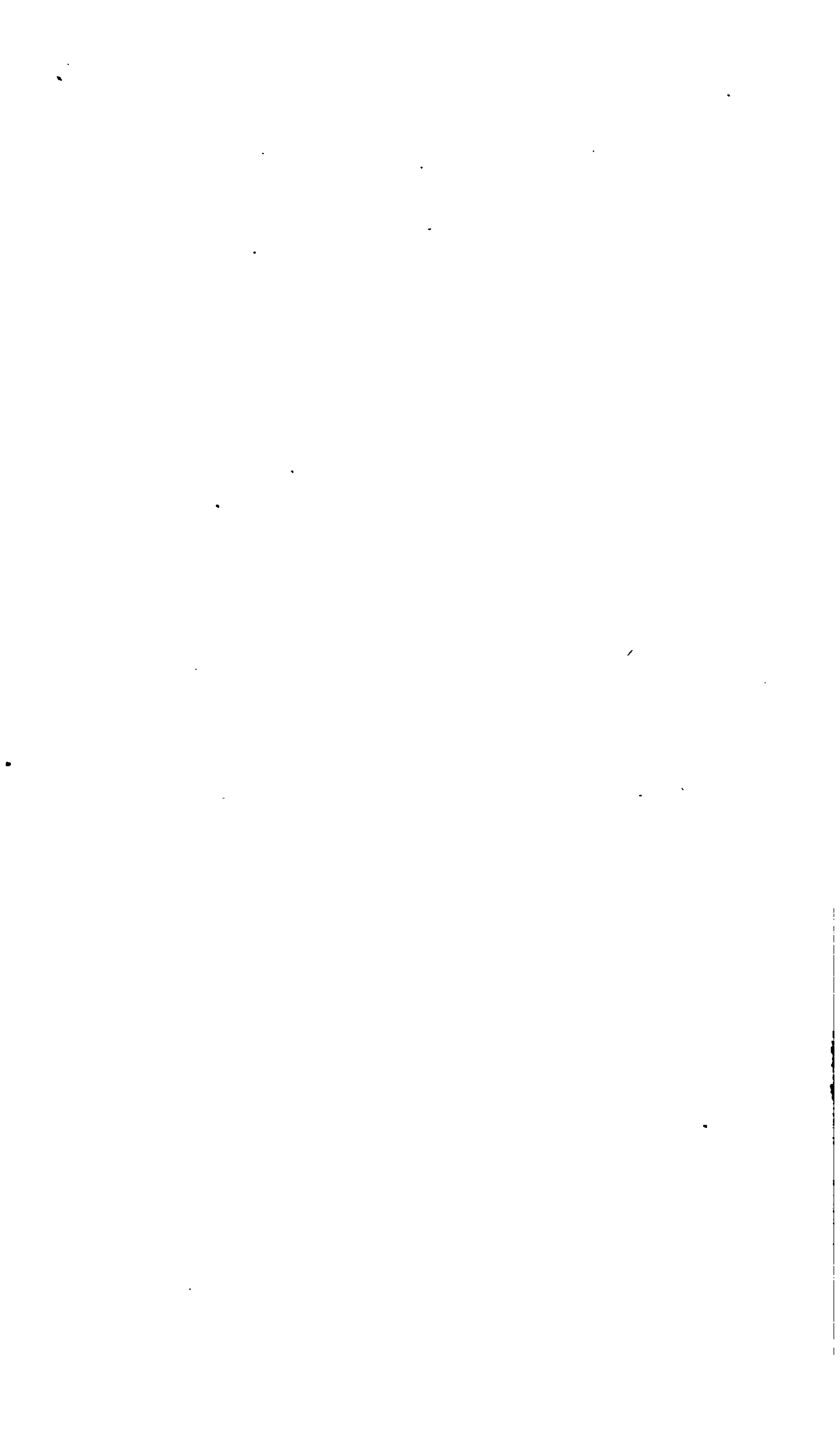


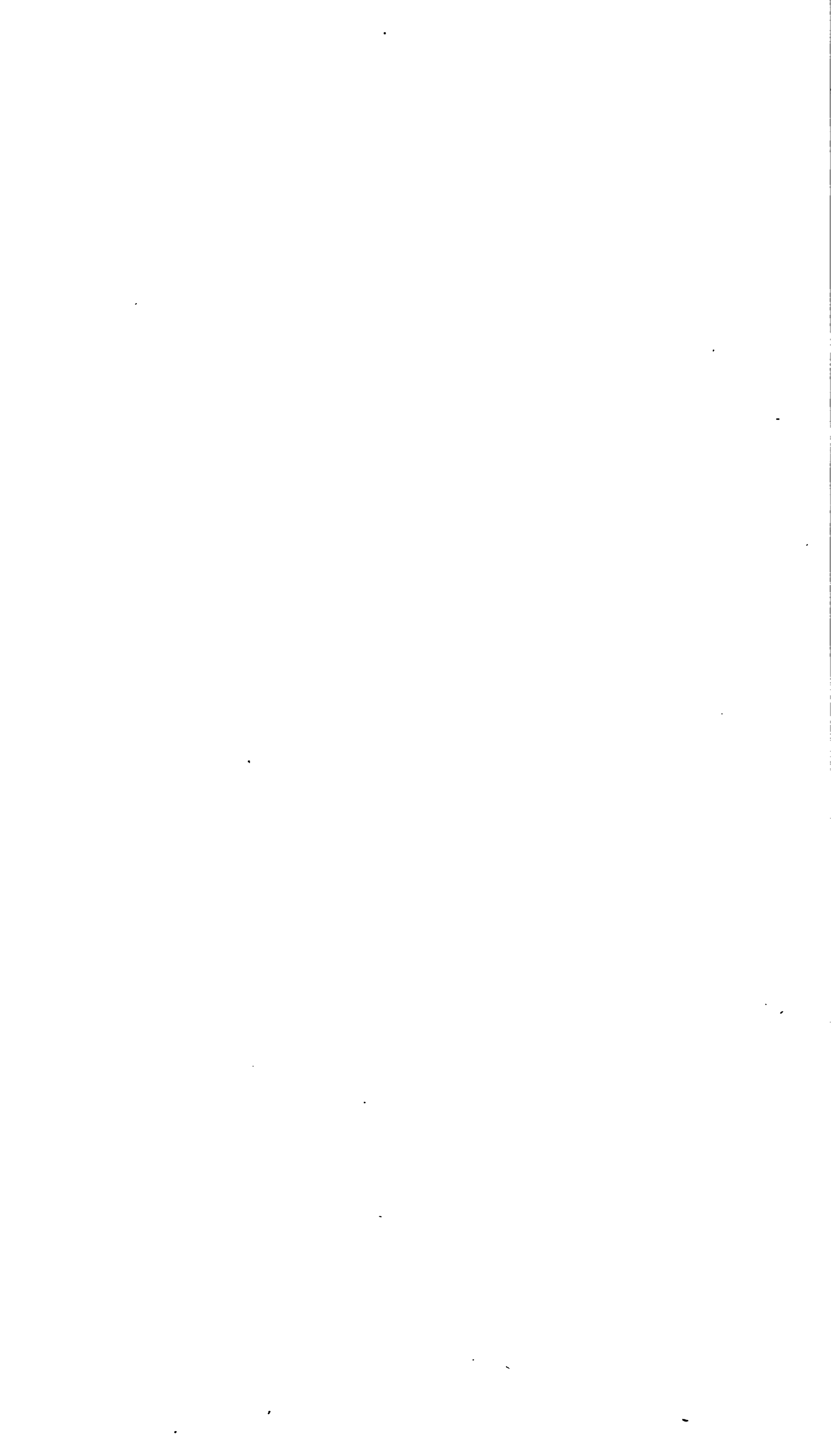












Geschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts

und

des neunzehnten

bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs.

Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung.

Von

F. C. Schlosser,

Geheimenrath und Professor der Geschichte in Heidelberg.

Vierter Band.

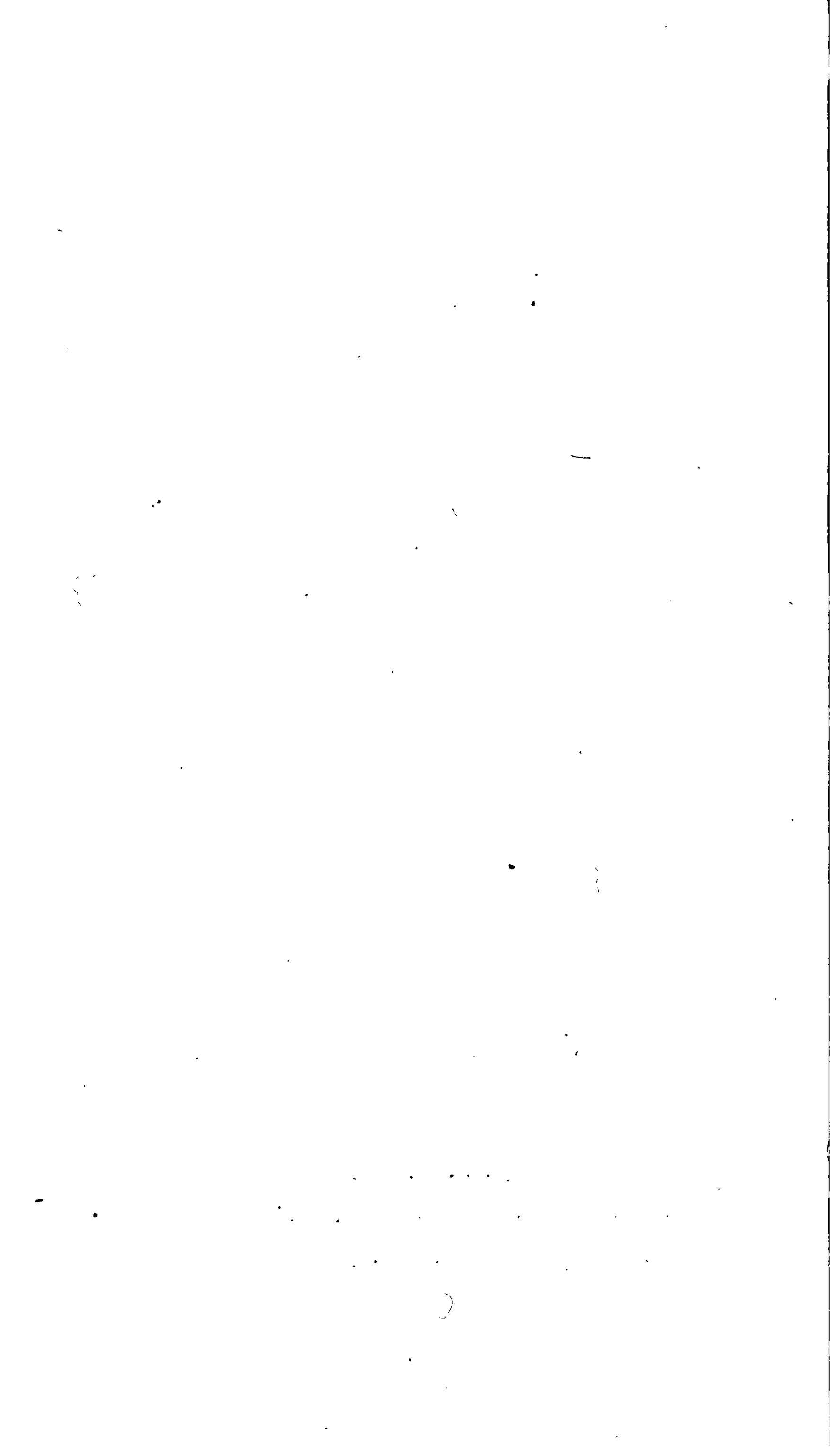
Bis auf den gescheiterten Versuch der Auflösung der französischen Parlamente um 1788.

Dritte durchaus verbesserte Auflage.

Heidelberg,

academische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1844.



Vorrede.

Der Verfasser will hier zunächst noch Einiges nachholen, was den dritten Band angeht. Er hatte nämlich dem dritten Bande kein Druckfehlerverzeichniß anhängen wollen, weil er keinen Druckfehler von einiger Bedeutung, der den Sinn hätte stören können, bemerkt hatte; später hat er gleichwohl einen seiner Zuhörer gebeten, ihm ein Verzeichniß aller, auch der kleinsten, Fehler mitzutheilen. Diese Bitte ist mit einer sehr großen Genauigkeit erfüllt worden, der Verf. hat aber in dem diesem Bande angehängten Druckfehlerverzeichniß des dritten Bandes alles weggelassen, was sich auf einzelne Buchstaben und auf deren kleine Versetzungen oder Verwechselungen bezog; er hat nur das aufgenommen, was auffallen konnte, gleichwohl wird man keinen

Fehler von Bedeutung im Verzeichnisse finden. Auch einige Druckfehler dieses vierten Theils sind beigefügt.

Erst nach dem Abdruck des dritten Theils fiel ihm ferner ein, daß vielleicht in den englischen und nordamerikanischen Geschichten hie und da ein kleines Versehen seyn möchte, weil diese Geschichten in der ersten Ausgabe (1822 und 1823) nicht enthalten waren, sondern erst in der zweiten, zum Theil aus den Collegienheften des Verf. aufgenommen und in der dritten nicht so genau als Anderes neu durchgeprüft waren. Der Verf. ersuchte deßhalb seinen englischen Uebersetzer, ihm Alles, was er bemerken würde, mitzutheilen, damit er es den deutschen Lesern in dieser Vorrede anzeigen könne. Er hat ihm zwei oder drei kleinere Versehen mitgetheilt, die man im Druckfehlerverzeichniß berichtiget findet und zu denen wahrscheinlich (denn er hat jetzt keine Zeit, das zu untersuchen) auch S. 453 der Name Lord Home gehört, was wahrscheinlich Howe (d. h. der Admiral) heißen muß.

Zwei andere Versehen waren bedeutender, der Verf. fand aber, daß, wenn wirklich in dem Anzuführenden außer dem verschriebenen Wort ein Versehen seyn sollte, dieses zweien übrigens für dergleichen Kleinigkeiten ganz zuverläßigen Quellen jener Zeit, denen der Verf. gefolgt ist, zugeschrieben werden muß. Es ist nämlich an der einen Stelle, durch ein ihm ganz unerklärliches Verschreiben, Dartmouth, was gar nicht an der Themse liegt, statt Durham, wie im **Annual Register** steht, oder **Durham**

yard, wie sein Uebersetzer sagt, aus seiner Feder geschlüpft. Damit steht anderes in Verbindung, was an sich ebenfalls von keiner Bedeutung ist, was aber der Verf. anführen muß, weil er aufmerksam darauf machen möchte, daß man ihn nicht eher des Irrthums beschuldigen darf, bis man untersucht hat, ob ihn nicht vielleicht eine gute Quelle irre geleitet habe. Den Schreibfehler Dartmouth statt Durhamyard nimmt er nämlich auf sich, was aber die Docke in dieser Stelle und den Fluß Providence, von dem sein Uebersetzer nicht wissen wollte, in einer andern angeht, so ist er dem **Annual Register** und dem sehr zuverlässigen Stedman gefolgt, der unter Cornwallis diente. Die Sache ist an sich freilich der Rede nicht werth, da das Buch weder für Kinder noch für Anfänger geschrieben ist, welche Namen und Jahrzahlen, Notizen und Anekdoten für die Hauptsache der Geschichte halten; der Verf. ergreift aber diese Gelegenheit, wie die der famöse Geschichte der Sendung des Baron von Stein nach Mainz, um zu zeigen, daß er stets eine Quelle vor sich hat. Dies glaubt er besonders darum bemerken zu müssen, weil er aus guten Gründen die Citate wegläßt. Dabei ist freilich, wie bei allen menschlichen Dingen, Irrthum möglich, dieser gehört aber dann der Quelle an. Schreibfehler, wie im Folgenden: Dartmouth statt Durhamyard, dürfen nicht zu der Meinung führen, daß die Sache leicht genommen worden, so daß z. B. hier auch die Geschichte von dem Zorn der londoner Bürger über die Docke nur aus dem Gedächtniß be-

richtet sey. Der Verf. will deßhalb die zum Grunde liegende Stelle des Annual Register anführen. Dort heißt es im fünften Bande der deutschen Uebersetzung S. 505:

(Der londoner Magistrat behauptete), die Regierung habe sich seit einiger Zeit so betragen, als wenn sie mit der Stadt in einem wirklichen Kriege befangen wäre und sey entschlossen, sie alle Uebel empfinden zu lassen, welche nur den Widerstand gegen die herrschende Macht begleiten könnten. Bloß diesen Ursachen habe man die letztern Widerwärtigkeiten ihrer obrigkeitlichen Personen zuzuschreiben. Daher rühre auch der außerordentliche Schritt in Ansehung der Docke zu Durham, wodurch man die Beleidigung noch mit Unrecht und Ungerechtigkeit vergrößert und einen Fremden, der nicht die geringsten Rechte oder Ansprüche habe, in Besitz eines Grundstücks von 40,000 Pfunden Werth gesetzt habe, welches der Stadt entrissen und zum Bette des Flusses geschlagen war. Der Verf. hat diese Stelle auch darum hier eingerückt, weil das, was im dritten Bande S. 449 gesagt worden, dadurch erklärt wird, da es vielleicht etwas kurz gefaßt war.

Was den Fluß Providence angeht, dessen Existenz sein Uebersetzer nicht zugeben wollte, so hat der Verf. auch damit nichts zu thun, seinem Bericht liegt eine Stelle aus Stedmans Geschichte zu Grunde, dem er in dergleichen Kleinigkeiten, ohne seine Zeit mit Nachschlagen zu verderben, unbedingt folgt. Die Stelle, woraus er die

Nachricht S. 428 Z. 10 v. u. schöpfte, lautet bei Stedman: Geschichte des Ursprungs, des Fortgangs und der Beendigung des nordamerikanischen Kriegs in der Uebersetzung von Remer, 1r Th. S. 103, wie folgt: „Es widerfuhr der Regierung eine Beleidigung durch die Zerstörung des Schooners Gaspie, eines Schiffs in des Königs Diensten, das in dem Flusse Providence in der Provinz Rhodeisland auf Station lag.

Ob hier ein Versehen ist oder nicht, darf der Verf. unentschieden lassen, die Quellen allein sind verantwortlich dafür. Anderes hat er nicht bemerkt, wird aber jeden Irrthum, der ihm angezeigt wird, mit eben dem Vergnügen eingestehen und berichtigen, mit dem er zugibt, daß er sich auch Seite 452 verschrieben hat. Er hofft freilich, daß jeder Leser aus dem Zusammenhange und aus dem, was unmittelbar nachher folgt, von selbst gesehen haben wird, daß der Satz, den er meint, umgekehrt werden muß. Es heißt nämlich dort von Fox: er habe votiren aber nicht reden dürfen, statt daß es heißen sollte, er habe reden aber nicht votiren dürfen.

Dies mag vom dritten Bande genug seyn. Was diesen vierten Band angeht, so wiederholt der Verf., was er bei den drei vorhergehenden Theilen schon bemerkt hat, daß er in Beziehung auf die Form und besonders auf Klarheit sehr viele Mühe angewendet und keine einzige Seite ohne sehr viele, wenn auch nur leise Veränderungen gelassen hat. Da ihm sehr viel daran lag, manche Schwie-

rigkeit der Form zu entfernen, so hat er, besonders bei diesem Theile, den Herrn Dr. Häusser, dem er hier für seine Mühe aufrichtig dankt, gebeten, jedes Mal, wenn ihm etwas schwer oder verwickelt scheine, einen Strich am Rande des Druckbogens zu machen, den er vor dem Verf. durchzusehen pflegte. Wenn der Verf. hernach den Bogen zur Revision erhielt, half er überall, wo etwas angestrichen war, dem Styl nach, so daß er sich mit Recht wundert, daß nicht mehr Druckfehler im Buche sind, weil er so manchen Satz noch im Druck änderte, oder Einzelnes beifügte.

Dies geht die Form an. Was die Materie betrifft, so muß sich der Verfasser darüber etwas ausführlicher erklären, obgleich es ihn zu weit führen würde, wenn er, wie in der Vorrede des dritten Bandes geschehen ist, sich auf eine Angabe des Einzelnen einlassen wollte. Im Allgemeinen wird man aus der vermehrten Bogenzahl sehen, daß viele Zusätze eingeschoben sind. Der Verfasser will hinzusetzen, daß besonders die vierzehn ersten und die vierzehn letzten Bogen Erweiterungen erhalten haben, und daß eigentlich nur das beigefügt ist, was in der früheren Ausgabe absichtlich weggelassen war.

Der Verf. hatte nämlich, sein vorgerücktes Alter in Betrachtung ziehend, das Werk ursprünglich nur auf fünf Bände berechnet und entschloß sich sehr schwer dazu, den dritten Band in zwei Theile zu theilen. Als dies geschah, fürchtete er gar sehr, daß auch der zweite Theil, wo ein so

reicher Stoff, wie die deutsche Literatur zu behandeln war, wieder zu ausführlich werden möchte. Um dies zu verhüten, kürzte er Manches, was er gleich vorn aus seinen Collegienheften herüber nahm, ungemein ab, z. B. den §. 1. über Philosophie. Er fürchtete nämlich am Ende des Bandes in die Verlegenheit zu kommen, entweder die Erzählung übermäßig abkürzen zu müssen, oder auch das bestimmte Ziel des Jahres 1788 nicht zu erreichen. Als er nach dem Abdruck seiner Handschrift sah, daß er sein Ziel erreicht habe und daß der Band nichtsdestoweniger noch um einige Bogen weniger stark sey, als die vorhergehenden, beschloß er, sobald er die Nachricht erhielt, daß schon jetzt eine neue Auflage nöthig sey, bei dieser die Lücken auszufüllen. Dies ward ihm dadurch erleichtert, daß er das Buch aus Heften zog, die ein viel reicheres Material enthalten, als für den Zweck dieser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts erforderlich ist. Er durfte also nur diese Hefte neben sich legen und aus diesen das Nöthige an den gehörigen Orten eintragen. Dabei kam es ganz allein darauf an, bei der Ausfüllung der Lücken das Maß nicht zu überschreiten, welches durch die Bogenzahl der vorhergehenden Bände gegeben war, weil er lieber etwas gar zu kurz, als gar zu ausführlich seyn wollte. Man wird bemerken, daß er die Ausführlichkeit so gescheut hat, daß dieser Band noch immer nicht so stark geworden ist, als die übrigen. Gern würde der Verf. die Gründe angeben, die ihn bestimmt haben, gerade an den Stellen, die er gewählt hat, und an keinen andern Zusätze

zu machen, er will aber der nie ausbleibenden Kleinmeisterei keinen Stoff geben, sondern es ihr überlassen, ihn sich selbst zu suchen.

Wenn wahr ist, was sein Verleger dem Verfasser erzählt, daß jemand, entweder mündlich oder in irgend einem gedruckten Blatt (denn literarische Blätter lieset der Verf. nicht, und der Worte erinnert er sich nicht mehr genau) gesagt habe, der Zusatz: durchaus verbesserte Auflage, habe keinen Grund, so war das Einer aus irgend einer Bücher machenden Brüderschaft, an denen Deutschland so reich ist, die über Bücher, die sie nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, oder gar nicht gelesen haben, zur Freude der Gelbschnäbel vornehm orakeln. Im Wesentlichen ist freilich nichts verändert und sollte nichts verändert werden, weil es dann ja nicht mehr das Buch gewesen wäre, welches vom Publikum verlangt ward, aus eben dem Grunde fiel aber für Verleger und Verf. jeder Grund weg, das Publikum zu belügen. Niemand würde es dem Verf. verdacht haben, wenn er von der zweiten Ausgabe einen unveränderten Abdruck gegeben hätte, es ist daher nicht abzusehen, welchen Vortheil der Verleger oder welche Ehre der Verfasser jemals daraus ziehen könnte, eine Unwahrheit auf's Titelblatt zu setzen, wenn auch beide nicht dafür bekannt wären, daß sie dessen gar nicht fähig sind.

Eingedenk dessen, was Horaz sagt, quod vitae summa brevis (sibi seni) spem vetat inchoare longam,

wird der Verf. sorgen, daß der fünfte Band noch vor Ende des Jahres abgedruckt werde.

Am Schlusse dieser Vorrede muß der Verfasser noch bemerken, daß ihm die von Herrn Gérard neulich herausgegebenen Documente zur belgischen Revolutionsgeschichte in den Jahren 1787 — 1792 erst in dem Augenblicke zu Händen gekommen sind, als die in diesem vierten Theile abgedruckte belgische Geschichte der Jahre 1785 — 1788 schon unter der Presse war. Er ist indessen dem Herrn Gérard, der ihm das schätzbare Werk durch Herrn Prof. Altmeyer in Brüssel überschickt hat, darum nicht weniger verbunden, bezeugt ihm dieses hier öffentlich und wird ihm seine Achtung durch den Gebrauch zu beweisen suchen, den er vom zweiten Theil des Werks im fünften Theil dieser Geschichte machen wird. Dort wird nämlich ausführlich von dem Wiederausbruch der Unruhen im Jahre 1789 gehandelt. Das Werk hat den Titel:

Ferdinand Rapédius de Berg,
avocat au conseil souverain de Brabant.
Mémoires et documens, pour servir à l'histoire de la révolution Brabançonne par P. A. F. Gérard etc. etc. Bruxelles. Imprimerie de Demanet, rue de Laeken 14. Deux Volumes. Grand in 4to. I. Volume. 1842. 394 pages. II. Volume. 1843. 478 pages.

Da der Verfasser der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts den ersten Theil dieses Buchs für außerordentlich

bedeutend für die in diesem vierten Bande erzählten belgischen Geschichten der Jahre 1785 — 1788, d. h. mit andern Worten, für das in demselben erzählte Vorspiel der eigentlichen belgischen Revolution hält, so bedauert er sehr, daß er nicht früher von dem Werke Kenntniß gehabt hat. Um die Leser dieses Bandes der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wenigstens einigermaßen in den Stand zu setzen, das Verhältniß des Buchs zu den in demselben erzählten Geschichten zu beurtheilen, wird der Verfasser, sobald ihm seine Geschäfte nur irgend erlauben, einmal wieder einen ausführlichen Artikel für die Heidelberger Jahrbücher zu liefern, eine Anzeige des ersten Theils mit steter Beziehung auf den in diesem vierten Bande gegebenen Bericht von den Unruhen von 1785 bis 1788 ausarbeiten. Diese Anzeige darf sich auf den zweiten Theil dieser Mémoires et documens nicht erstrecken, weil er im folgenden noch in diesem Jahre erscheinenden Theil seiner Geschichte von diesem zweiten Bande sorgfältigen Gebrauch machen und oft darauf verweisen wird.

Heidelberg, den 26. April 1844.

F. C. Schlosser.

Druckfehler.

Im dritten Bande.

S. XIII. Vorrede Z. 10 v. o. lies in statt an.
S. XVI. im Inhaltsverzeichnisse Z. 15 v. u. l. S. 425—464 statt 378—425.
S. 22. Z. 22 v. o. l. überlassen st. überassen.
S. 119. Z. 12. v. o. l. Bernstorff st. Bernstoff.
S. 193 bis 208 steht die unrichtige Ueberschrift 1768 statt der richtigen 1778.
S. 196. Z. 16 v. u. l. Conföderationsangelegenheit.
S. 276. Z. 6. v. u. l. vierzehnten st. vierzehnzehnten.
 ebendas. Z. 18. v. u. l. arglistiger st. arglistischer.
S. 282. Z. 1 v. u. l. bischöflichen st. ischöflichen.
S. 302. Z. 11 v. u. l. Mesmer st. Mesner.
S. 317. Z. 1 v. u. l. Man st. mag.
S. 345. Z. 1. v. u. l. da st. daß.
S. 377. Z. 9. v. u. l. der st. den.
S. 389. Z. 13 und 14 v. o. l. Essay on man u. Essay on woman statt Essay on men u. Essay on women.
S. 391 u. S. 394. Z. 13 v. o. und Z. 4 v. o. l. Herr Stuart Mackenzie st. Lord Stuart Mackenzie.
S. 410. Z. 8. v. u. l. 1243 st. 1148.
S. 423. Z. 1. v. u. l. historische st. istorische.
S. 468. Z. 8. v. o. l. den Herzog st. der Herzog.
Auf ders. Seite in ders. Zeile lies vor ihr statt vorher.
S. 478. Z. 11 v. u. l. abzuhelfen st. obzuhelfen.
S. 523. Z. 6. v. o. tilge am Ende die Sylbe her.
S. 524. Z. 15 v. o. l. vielmehr st. vieimehr.
S. 542. Z. 1 v. o. Z. 6 v. u. und an andern Stellen lies statt Lord Howe, General Howe.

S. 546 l. 1. August statt 1. Juli.
S. 547. Z. 14 v. u. l. Magazinen statt Mgazinen.
S. 584. Z. 17 v. u. l. vereinigte st. veereinigte.
S. 594. Z. 12 v. o. l. Tristram st. Trystram.
S. 629. Z. 18 v. o. ist aus zu streichen.
S. 646. Z. 7. v. o. l. diplomatisch st. diplomotisch.

Im vierten Band.

S. 3. Z. 3 v. u. lies Naigeon statt Naigern.
S. 15. Z. 12 v. o. l. angewendet st. augewendet.
S. 35. Z. 15 v. u. l. Luc. 19 v. 26 st. 20. v. 26.
Ebendas. Z. 3 v. u. l. Math. 21. v. 2. statt 11. v. 2.
S. 86. Z. 7 v. o. l. Gemeindegliedern st. Gemeindsglieder.
S. 89. Z. 7 v. o. fehlt zwischen ehe und noch das Wörtchen er.
S. 100. Z. 4 v. o. l. kleinen st. kletnen.
S. 101. Z. 17. v. u. ist ein sie zu viel.
Ebend. Z. 15 v. u. l. Evangelium st. Evangelium.
S. 105. Z. 4 v. u. l. Erkenntniß st. Erkenntniß.
S. 125. Z. 1 v. o. l. Corrections st. Corections.
S. 128. Z. 12 v. u. l. Mönchsorden st. Mönchorden.
S. 130. Z. 1. S. 131 an verschiedenen Stellen, ferner S. 132. Z. 4. v. o. 133. Z. 5. v. u. philanthropisch statt philantropisch.
S. 137. Z. 7 v. u. l. Math. 8. v. 19 und 20 statt Math. 9. 19.
Ebendas. Z. 5 v. u. l. Marc. 2. v. 28. statt Mar. 2. v. 8.
S. 165. Z. 5 v. u. l. aufstrebenden statt aufstrebenden.
S. 166. Z. 9 v. o. l. innerer statt inneren.
S. 167. Z. 18 v. o. l. und statt uns.
S. 171. Z. 12 v. o. l. da statt daß.
S. 193. Z. 6 v. o. l. Bauernfamilie statt Bauersfamilie.
S. 202. Z. 12 v. u. l. Gründen statt gründen.
S. 204. Z. 8 v. o. l. unzähligen statt unzählichen.
S. 220. Z. 11 v. u. l. suchte statt suchten.
S. 221. Z. 11 v. u. l. er in dem statt in er dem.
S. 229. Z. 6 v. o. l. vor statt ver.
S. 237. Z. 2 v. o. und 238 Z. 8. v. o. lies auf statt anf.
S. 237. Z. 14. v. o. l. demüthige statt demüthigen.
S. 239. Z. 7 v. u. l. ängstlicher statt ängstlichor.

Inhalt des vierten Bandes.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Dritter Zeitraum.

Zweiter Abschnitt.

Gang und Beschaffenheit der geistigen Bildung und Literatur.

Zweites Capitel.

Frankreich.

Des zweiten Abschnitts drittes Capitel.

Deutsche Literatur im Verhältniß zum deutschen Leben.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Vierter Zeitraum.

Vom Abfall der nordamerikanischen Provinzen bis 1788.

Erstes Capitel.

Zeiten des nordamerikanischen Kriegs bis auf des jüngeren Pitt Ministerium, um 1784.

Zweites Capitel.

Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des festen Landes bis auf die ersten Anzeichen der französischen Revolution.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Dritter Zeitraum.

Zweiter Abschnitt.
Gang und Beschaffenheit der geistigen Bildung und Literatur.

Zweites Capitel.
Frankreich.

§. 1.
Diderot, Marmontel, Raynal.

Ehe wir zu den französischen Schriftstellern übergehen, welche ganz neue politische Grundsätze, oder eine neue Theorie der Verwaltung und Staatsökonomie verkündigten, müssen wir noch einmal einen Blick auf die Männer werfen, welche den Ton der sogenannten guten Gesellschaft angaben, oder auf die Modeschriftsteller, deren wir zum Theil schon erwähnt haben. Sie waren die Organe einer Zeit, welche das vernichtet sehen wollte, was die unsrige zurückwünscht; die Sophisten und Declamatoren jener Zeit können uns daher am besten lehren, was von Sophisten und Rhetoren unserer Zeit zu halten ist, welche das Alte durch eine Vergoldung von Poesie und Philosophie zu heben suchen.

Vom Talent, oder von der literarischen Bedeutung der anzuführenden Männer, von dem ästhetischen oder wissenschaftlichen Werth ihrer Bücher ist hier die Rede nicht, sondern nur von dem Ton und Geschmack der fürstlichen und hochadeligen Kreise, denen sie ausschließend angehörten, und welche unter ihre vielen Privilegien auch das zählten, diese Schriftsteller ausschließend bewundern, lesen, verstehen zu können. Wir nennen hier nur die Schriftsteller, welche vor der Revolution in den Salons herrschten, und nur in diesen, nicht vom Volke bewundert wurden; erst später, in einem folgenden Bande können wir der sittenlosen Dramen und schmählichen Satyren des noch zur Zeit der Revolution bewunderten Beaumarchais gedenken. In eine Classe und in eine Zeit mit Beaumarchais gehören die geistreichen aber ganz verworfenen Genossen des elenden und feigen Herzogs von Orleans, die durch ihre Romane berühmten Roués; ein La Clos, eigentlich Choderlos de la Close, ein Sillery, Fabre d'Eglantine und des Königs Ludwig Philipp saubere Erzieherin, die Gräfin Genlis.

Die Aufzählung der Arbeiten, welche in den pariser Cabinetten für den Gebrauch der fürstlichen, hochadeligen oder vornehmen und reichen Gesellschaften von ganz Europa auf dieselbe Weise verfertigt wurden, wie aus den Putzmacherläden der Franzosen damals die Kleidungen der Damen aller Höfe hervorgingen, beginnen wir mit denjenigen Schriften des unerschöpflichen Diderot, deren wir an den Stellen, wo wir seiner andern Arbeiten gedachten, nicht erwähnt haben. Diese Schriften sind für den Ton der jetzt zum Schein der Frömmigkeit und Kirchlichkeit oft auf eine höchst lächerliche Weise zurückkehrenden Kreise um so bedeutender, als sowohl die Kaiserin Catharina, als der gothaische Hof den ganz zum Franzosen gewordenen Grimm besonders darum in Paris besoldeten, damit sie von jedem Wisch von Diderots Feder eher Nachricht erhielten, als er noch im Publikum bekannt wurde. Des großen Friedrich ganz französischer Bruder Heinrich kaufte sogar die Romane in der Handschrift und hat das sonderbare Verdienst, einen der schändlichsten derselben,

der in Frankreich verloren war, noch in unserm Jahrhundert ans Licht gebracht zu haben. Der Herzog von Braunschweig war nicht weniger von Diderot als von Marmontel und später von Mirabeau bezaubert. Grimm war das Organ der französischen Salons für die Höfe, denn er ließ sich, wie es dem Höfling gebührt, zum Baron machen und glänzte als solcher, während er und seine Genossen alles Alte und alles Hohe verhöhnten und verlachten, oder vielmehr als Blendwerk, das nur für bürgerlichen Pöbel geeignet sey, verachteten [1])!

Wir wollen übrigens von den auch in unserm Jahrhundert noch viel gelesenen und neu gedruckten Arbeiten Diderots nur ein Paar anführen, um zu beweisen, daß Ton und Manier der nachher als jacobinisch verschrienen Bücher, nicht aus den Volksschriften und Wirthshäusern herstammt, sondern von fürstlichen Kreisen und von den von der großen Welt gehegten und gefeierten Schriftstellern ausging. Wir verweilen hier zunächst bei den Schriften Diderots, welche im zehnten, eilften und zwölften Bande der von Naigeon veranstalteten Ausgabe [1a]) seiner Werke enthalten sind; das heißt, bei den Romanen, von denen wir jedoch nur drei ausheben wollen, weil ihr Inhalt hinreicht, um zu beweisen, wie tief die vornehme Welt von Europa gesunken seyn mußte, bis

---

1) Ein Franzose, der Alles bewundert, was wir als dürr prosaische und protestantische, von ihm verspottete, Menschen verachten, sagt uns, daß es in den von ihm bewunderten Kreisen noch immer Lappalien gibt, die man sich nach Petersburg schicken läßt. **La Russie par le marquis de Custine Vol. III. p. 431. On veut recevoir les anecdotes de Paris et rester au courant des moindres commérages relatifs à la société, à la littérature éphémère de la France.** ***Ces détails, tout misérables qu'ils nous paroissent sont cependant ce qui intéresse le plus les cours.***

1a) Die Ausgabe, welche Naigeon besorgte, dessen Bewunderung seines Lehrers Diderot keine Grenzen kennt und der auch sein atheistisches Geschwätz preiset, erschien 1798 in 15 Theilen in 8., und ward seitdem oft wieder gedruckt. Eine schönere Ausgabe, die vollständiger ist, erschien 1822 in 22 Theilen in 8. Der letzte enthält die **Mémoires philosophiques et historiques sur la vie et les ouvrages de Diderot** von Naigern. Im Jahre 1830 erschienen, gleichsam als wenn man des Zeugs nicht genug bekommen könnte: **Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot. II. Voll. 8.**

sie sich an dergleichen Romanen belustigen konnte. Der Erste, den Diderot schon als junger Mann und zwar in Zeit von vierzehn Tagen geschrieben hatte (**Les Bijoux indiscrets**) ist von der Art, daß man nicht einmal den Sinn des Titels erklären darf, und daß Jeder, der nicht zu der Gattung verdorbener Taugenichtse der großen Welt gehört, die sich des lockeren Lebens rühmen, dessen sich der Bürgersmann schämt, vor dem Inhalt zurückschaudert. Der zweite Roman (**Jacques le Fataliste**) wird nicht einmal von dem Mann gebilligt, der behaupten konnte, Diderot sey von seiner Zeit nicht gehörig anerkannt worden; wir wollen indessen einige wenige Stellen aus dem ersten Theile ausheben, um zu zeigen, was unter der vornehmen Welt als Philosophie galt. Wir dürfen übrigens bei dem Buche schon aus dem Grunde nicht verweilen, weil nur das Schlüpfrige darin dem Verfasser und seiner Zeit angehört, das Uebrige aber eine schlechte durchaus verunglückte Nachahmung des Tristram Shandy ist. —

Das Buch hat die Form eines Dialogs und beginnt mit der Verspottung der christlichen Vorstellung von Vorsehung und göttlicher Weltregierung. In welchem Tone dies geschieht, wird man aus einer unten angeführten Stelle auf den ersten Blick erkennen [2]). Was politische Grundsätze angeht, so findet man unter dem elenden Geschwätze Zoten, und neben der hie und da sichtbaren Dialektik überall einzelne Anspielungen auf die damals bestehende Ordnung, Einrichtung, Hierarchie, die den folgenden von dem Schlosse, wo Jakob und sein Herr einkehren, gleichen. Was Jacob und seinen Herrn, heißt es, dort am mehrsten ärgerte, war, daß ein Schock dreister Kerle sich der schönsten Zimmer bemächtigt hatten, und immer meinten, sie wären gleichwohl

---

2) Pag. 85. Le maître: Je rêve à une chose, c'est, si ton bienfaiteur eût été cocu, parce qu'il était écrit là haut, où si cela était écrit là haut, parceque tu ferais cocu ton bienfaiteur. Jacques: Tous les deux étaient écrit, l'un à côté de l'autre. Tout a été écrit à la fois. C'est comme un grand rouleau, qui se déploie petit à petit.

noch zu eng und zu schlecht quartiert, so daß sie gegen den Sinn der Inschrift über dem Eingang des Schlosses und gegen das natürliche Recht und den gesunden Menschenverstand behaupteten, das Schloß sey ihnen als Eigenthum vermacht worden. Sie hatten daher mit dem Beistand einer Anzahl von Taugenichtsen, die von ihnen besoldet wurden, eine große Zahl anderer Taugenichtse in Sold genommen, die für ein klein Stück Geld jeden an den Galgen hingen oder todtschlugen, der es wagte, ihnen zu widersprechen. Doch gab es zu Jakobs und seines Herrn Zeit Leute, die es zuweilen wagten. . . . Ungestraft? . . . . Das ist, wie es gerade trifft . . . . Nach solchen Stellen, welche für jene drei Viertheile des Buchs, die, wie sogar Naigern gesteht, nie hätten gedruckt werden müssen, trösten sollen, folgen Gespräche und Geschichten, welche uns von der losen und lockern Art Unterhaltung der Kreise Diderots und seiner Genossen einen Begriff geben. Unter die matten Witze sind nicht ohne Kunst die Stücke eingeschoben, welche versteckt werden mußten, wenn man der Polizei entgehen wollte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir durch eine vollständige Analyse zeigen wollten, welche Kunst in der Nachlässigkeit und welche Kenntniß des losen und lockern Lesepublicums, das man von hergebrachten und eingetrichterten Begriffen befreien wollte, in dem aphoristischen oder obscönen Gerede liegt; wir wollen daher nur noch eine von den Stellen ausheben, welche die neue Weisheit populär verkündigen. Es ist die Rede von Sokrates, freilich gegen allen Zusammenhang oder Veranlassung; bei der Gelegenheit heißt es: Er war ein Weiser zu Athen, seit langer Zeit aber ist die Rolle des Weisen unter Narren eine sehr gefährliche. Seine Mitbürger verdammten ihn, den Schirlingstrank zu trinken. Sokrates machte es, wie du es eben gemacht hast; er war ungemein höflich gegen den Henker, der ihm den Trank reichte. Jakob, gesteh es nur, du bist eine Art Philosoph. Ich weiß recht wohl, daß diese Menschengattung den Großen durchaus verhaßt ist, weil sie vor ihnen nicht die Knie beugt. Den im Obergericht sitzenden Juristen ist

sie zuwider, weil sie Vorurtheile verfolgt, welche von den Gerichten in Schutz genommen werden; den Pfaffen, weil sie sich selten an ihren Altären blicken läßt; den Dichtern, weil in dem Dichtervolk kein ernster Sinn ist. Sie betrachten die Philosophie nur als Art der schönen Künste, und wollen nicht, daß man ihnen sage, daß auch sogar diejenigen unter ihnen, welche sich mit der gehässigsten Gattung der Dichtung, mit der Satyre, abgeben, doch am Ende nur Schmeichler waren. Den Völkern sind die Philosophen verhaßt, weil das Volk von jeher sich sclavisch hingab, den Tyrannen, die es unterdrückten, den Spitzbuben, die es betrogen, und den Schalksnarren, die es belustigten. Ich kenne also, wie du siehst, die Gefahr deines Gewerbes und die Wichtigkeit des Eingeständnisses, welches ich von dir verlange, ganz vollständig; aber ich werde keinen Mißbrauch davon machen. Mein Freund Jakob, du bist ein Philosoph. Es ist mir leid um deinetwillen, und wenn man aus dem, was gegenwärtig geschieht, auf dasjenige schließen darf, was eines Tages geschehen muß, und wenn das, was da oben geschrieben steht, sich zuweilen den Menschen lange vorher offenbart, ehe es sich ereignet, so vermuthe ich, daß du den Tod eines Philosophen sterben mußt, und daß du den Strang mit ebensoviel Würde empfangen wirst, als Socrates die Schale mit dem Schierlingstrank.

Besser sowohl durch Inhalt als Form ist der Dritte der Romane Diderots, die wir vor andern als Muster des Tons und Geschmacks der vornehmen Herrn und Damen, die sich an der Unterhaltung dieser Art ergötzten, anzuführen versprochen haben. Dies Buch enthält eine Darstellung der Verderblichkeit der Einrichtung der Nonnenklöster und ihrer Disciplin, eingekleidet in die Form von Geständnissen einer Nonne, welche ihr eignes Leben beschreibt, darauf bezieht sich der Titel des Buchs, die Nonne (la Religieuse). In dem Styl und in der anziehenden und anregenden Erzählung wird Niemand den Mann der guten Zeit der französischen Literatur verkennen, der sich weder die Flüchtigkeit zu Schulden kommen läßt, die er sich oft in den Arbeiten seiner Jugend erlaubte, noch die Nachlässig-

keit und Verachtung des Publikums, welche sich im Jacques le Fataliste und in andern ähnlichen Büchern zeigt. Die Geschichte ist so genau aus den Erfahrungen jener Zeit und aus dem, was alle Tage in gewissen Familien vorging, entlehnt, daß man wirkliche Denkwürdigkeiten zu lesen glaubt. Jede fühlende Seele schaudert und wird innig ergriffen und von Rührung durchdrungen, sie muß einen Zustand des Staats und der Kirche verabscheuen, der Dinge, wie die hier erzählten, möglich machte. Dieser letzte Punkt ist der Einzige, der hier in Betrachtung kommt, weil eigne Erfahrung uns gelehrt hat, wie mächtig die Sprache und die ganze Darstellung den jugendlichen mit Welt und Menschen unbekannten, gegen rein menschliche Empfindung im harten Leben noch nicht abgestumpften Geist ergreift. Diderot hat mit einer bewunderungswürdigen Kunst die Erzählung vom Anfange bis zu Ende so durchgeführt, daß er nie aus dem Ton gefallen ist, sondern ihn immer so gehalten hat, wie etwa seine fromme Tochter, welche nach seinem Tode viele seiner Schriften dem Feuer geopfert hat, würde geschrieben haben. Er fällt nie in seinen eignen frivolen Ton bis er an den Punkt kommt, wo er seine Kunst an ein Gemälde verschwendet, welches die Verse eines Aretin und die Zeichnungen eines Julius Romanus weit hinter sich läßt.

Wir begleiten die Nonne aus dem elterlichen Hause, wo sie gequält ward, bis sie sich scheinbar freiwillig, zum geistlichen Stande entschließt; wir sehen die gute und schlechte Aebtissin und die Wirkung der durch den Rechtsgang möglichen Schritte gegen die Tyrannei der Klosterzucht. Alles dies ist durchaus historisch und auch anwendbar auf Deutschland und auf Mönchsklöster; man darf nur vergleichen, was Bronner, Schad, Feßler in ihren Lebensbeschreibungen ausführlich berichtet haben. Die Quälereien, welche der Aberglauben ersonnen hat, wenn eine freie Seele sich nicht in den Kreis bannen lassen will, wo jedes menschliche Gefühl im mechanischen Gottesdienste erstirbt, werden auf eine andere Art aber eben so geistreich und anregend geschildert, als in unsern Tagen im Spiri-

dion geschehen ist. Diderot steht dabei der historischen und alltäglichen Wahrheit näher, weil von ihm weniger philosophische und poetische Phantasmagorie aufgeboten wird. Das Klosterleben und Klosterwesen der Zeit kurz vor der Revolution ist in keinem Buche mit mehr Wahrheit und Lebendigkeit geschildert als in diesem Roman, der eine belehrende Lectüre seyn könnte, wenn nicht die zweite Hälfte des Buchs mit furchtbarer Wahrheit und mit einer teuflischen Kunst Scenen im Innern der Klöster schilderte, welche auch sogar ein Juvenal und Petronius sich scheuen würden, mit der Ausführlichkeit und der Lebendigkeit zu beschreiben, wie sie hier beschrieben werden. Die Anstößigkeit der Scenen und die Absichtlichkeit bei Erregung der Sinnlichkeit verdient um so mehr Tadel als Diderot keine Freude am ausgelassenen Leben hatte. Er, der Sohn eines Messerschmidts, den man in die höhern Kreise aufgenommen hatte, fühlte nur einen heftigen, aber wahrhaftigen Unwillen gegen die in denselben herrschende Heuchelei und ließ diese bei jeder Gelegenheit mit revolutionärer Heftigkeit aus. Das misfiel einem Manne wie d'Alembert, der als Markis und als Verfertiger akademischer Lobreden, den Ton des Sansculotismus nicht billigen konnte. Er und die große Welt zogen sich von Diderot zurück, der lange vor seinem Tode (er starb um 1783) das Salonsleben aufgegeben hatte und im stillen häuslichen Kreise lebte.

Diderot, wie Persius und andere Dichter der letzten römischen Zeit und wie sein Freund d'Alembert, vereinigte mit Leichtfertigkeit des Ausdrucks und der Obscönität der Gesellschaft, in welcher er lebte, die Bewunderung der stoischen Strenge und der gesuchten und epigrammatischen Kürze der stoischen Rhetoren und Geschichtschreiber. Die Spuren dieser scheinbar ganz widersprechenden Richtungen wird man schon in einer seiner früheren Schriften, in der Beurtheilung der Künstlerarbeiten von 1765 bis 1767 (**Salon de** 1765—1767) antreffen. In dieser Schrift eifert er mit großer Strenge gegen die künstlerische Darstellung derselben Gegenstände und Scenen, die er selbst später

in seinen Romanen vorzugsweise auszumalen oder errathen zu lassen bemüht gewesen ist. Die Aehnlichkeit der Zeiten des Kaisers Tiberius und König Ludwigs XV. in Rücksicht auf übertriebene Strenge der Rede, und unerhörte Ausschweifung im Leben, zeigt sich aber am deutlichsten in der Bewunderung, welche Diderot in seiner Schrift über Seneca und d'Alembert in seiner Bearbeitung des Tacitus für Senecas Rhetorik und Philosophie ausgesprochen haben.

Die heftigsten Aeußerungen Diderots über das entartete System des Mittelalters, welches im achtzehnten Jahrhundert in allen Staaten Europas mit einer monarchischen Strenge der Polizei und einer Straflosigkeit vornehmer Verbrecher verbunden war, sind erst in unserm Jahrhundert in dem Gedicht die Eleutheromanen veröffentlicht worden. Wir würden sogar zweifeln, ob diese gräßliche Dithyrambe der Eleutheromanen wirklich von Diderot herrühre, wenn wir kein anderes Zeugniß dafür hätten, als Naigeons Versicherung [2a]. Von welcher Art diese Dithyrambe war, kann man aus den berüchtigten zwei Versen sehen, welche man immer anzuführen pflegt, wenn vom Canibalismus der sogenannten Cordeliers die Rede ist [2b].

Diderot wählte in jener Dithyrambe ausdrücklich die Form bachantischer Wuth und Raserei, die ihm sonst keineswegs eigen war, um nicht blos Tyrannei und Tyrannen, sondern auch Königthum und Könige überhaupt zu verwünschen. Die Männer der Schreckenszeit und die furchtbaren Ochlokraten, welche diese um 1841 in Paris zu erneuen drohten und dadurch die Herr-

2a) Diese Eleutheromanes ou les Furieux de la liberté wurden schon 1796 als Diderots Arbeit gedruckt, erst in der Décade philosophique, dann im Journal d'économie politique. Dies zeugt für Naigeon, besonders aber, daß Fragmente der Eleutheromanen schon insgeheim bekannt wurden, als Diderot und Holbach noch himmelstürmend conversirten. Das Gedicht verkündigt Anarchie jeder Art.

2b) Sie lauten in den Eleutheromanen, wie folgt:
Et ses mains ourdiraient les entrailles d'un prêtre
A défaut d'un cordon, pour étrangler les rois.

schaft der Doctrinärs befestigen halfen, beriefen sich daher auch immer auf die berühmten Namen von Diderot und Holbach als auf die Apostel ihres Evangeliums. Diese furchtbaren Anarchisten citiren uns einen uns sonst ganz unbekannten Sylvain Maréchal als denjenigen, der aus Diderots Schule hervorgegangen die Lehre von Gott und göttlicher Weltregierung wie die von einer bürgerlichen Ordnung und Unterordnung am kühnsten verspottet habe [8]).

Auf eine ganz andere Weise als Diderot, Holbach und andere bekämpfte Marmontel das bestehende hierarchische und monarchisch militärische System seiner Zeit. Er wußte selbst eigentlich nicht, was er that und seine im Alter geschriebenen Denkwürdigkeiten zeigen uns, wie sehr er erschrack und zurückschauderte, als er später inne wurde, was er gewollt und wohin er gearbeitet habe. Er bedurfte des Ruhms eines Belletristen und Schauspieldichters, dazu war ihm Voltaire unentbehrlich, er mußte ihm daher huldigen und das konnte nicht geschehen, ohne sich der Richtung der Zeit anzuschließen und Verbesserung des Bestehenden zu fodern. Das hinderte bekanntlich Voltaire nicht, der Pompadour gelegentlich zu huldigen, er konnte daher auch Marmontel nicht übel nehmen, wenn er Wohlthaten von ihr suchte und annahm, und stolz darauf war, ihr Schützling zu seyn. Vom Gehalt der Schriften, deren wir hier erwähnen, kann nicht die Rede seyn, weil hier blos ihre muthmaßliche Wirkung in Betracht kommt, es ist daher genug, wenn die Thatsache unläugbar fest steht, daß Marmontel in ganz Eu-

8) Die fanatisirten Anarchisten begannen um 1841 ein Journal herauszugeben, unter dem Titel l'Humanitaire (das freilich keinen Fortgang haben konnte), darin heißt es: Maréchal figura avec avantage parmi les Diderot, les d'Holbach, il publia en 1781 sans y mettre son nom un poëme philosophique, dont la hardiesse souleva contre lui les hommes de mauvaise foi interessés à l'erreur et la colère des dévots. C'étoit un réquisitoire foudroyant contre l'opinion qui admet l'existence d'un être au dessus de la nature et un plaidoyer plein d'éloquence en faveur du matérialisme étayé sur les principes de la plus austère vertu et embellie des charmes d'une poésie mâle et énergique.

ropa berühmt war, daß er eine große Leichtigkeit hatte, sich innerhalb eines engen Kreises von Ideen leicht zu bewegen und daß er den Hofton zu treffen wußte.

Marmontel war aus den geistlichen, auf rhetorische Abrichtung und auf Uebung des Gedächtnisses und Fertigkeit in zierlichen Redeformen eingerichteten Schulen hervorgegangen; er hatte von Kindesbeinen an gelernt, mehr auf die Form der Rede und des Ausdrucks, als auf das Wesen der Sachen zu merken; er durfte daher das, was er zum geistlichen Gebrauche erlernt hatte, nur weltlich anwenden, so war der Rhetor und Sophist fertig. Marmontel macht Diderot den Vorwurf, daß er nicht verstanden habe, ein Buch zu machen, wie man das in Frankreich zu nennen pflegt, darin war er allerdings geschickter, denn niemand kannte das Publikum besser als er. Er war Allen etwas. Er besang und lobte Ludwig XV. und behauptete sich in der Gunst des Düc d'Aiguillon und der Pompadour, während er zugleich in den pariser Salons als Philosoph glänzte. Im Allgemeinen war sein Ruhm größer unter den sentimentalen Deutschen, als unter den witzigen und verständigen Franzosen. Unter den Letztern ward er zuerst als Schauspieldichter bekannt, weil ihn Voltaire auf jede Weise zu heben suchte, da er seinem Glanze als Folie dienen konnte. Seine Stücke begründeten damals durch ihre Aufführung seinen Ruhm in ganz Europa, weil man nicht vornehm sein konnte, ohne zu wissen, was für Stücke in Paris gespielt würden, wir aber können sie, weil wir unseres Zwecks eingedenk sind, hier ganz unerwähnt lassen; seine moralischen Erzählungen dürfen wir dagegen nicht übergehen.

Diese moralisch genannten Erzählungen, welche von den immer nach Paris blickenden Deutschen gleich unter dem Namen die Tugendschule übersetzt wurden und sogar in unsern Tagen aufs neue übersetzt sind, erschienen zuerst im **Mercure de France**, der Marmontel durch diese Erzählungen sehr hob, sobald ihm die Pompadour das Privilegium der Redaction dieses Journals verliehen hatte. In diesen Erzählungen wird jene Gefühlstu-

gend gepredigt, welche uns Deutsche entnervt hat, weil sie die Schranken zwischen Tugend und Laster verkennen lehrt. Dies wirkte in der sentimentalen Zeit der Educationstheorie besonders verderblich, weil die Reformatoren der Erziehung wie die Väter und Mütter statt den Geist durch Arbeit zu stärken, ihn durch Gefühlsamkeit schwächten.

Die Tugend wird von Marmontel nicht, wie von seinen akademischen Brüdern geschieht, (d. h. besonders wenn sie in religiöser Form erscheint) verhöhnt, und dem Laster wird nicht durch witzige Wendung die Form derselben gegeben; aber sie wird so leicht, so angenehm gemacht, Fehler und Vergehungen erscheinen in Rücksicht ihrer Wirkung auf die menschliche Seele und auf den Charakter so unbedeutend, daß die ungeheuere Kluft zwischen Selbstbeherrschung und sinnlichem Leben unmerklich verschwindet. Ernst und strenge Zucht werden als gehässige und finstere Reste einer vergangenen Zeit, weiches Gefühl, sinnliches Mitleid, einzelne Handlungen der Mildthätigkeit, sinnliche Liebe und Erbarmen aus der Unbehaglichkeit des Anblicks der Leidenden entsprungen, also die sinnlichen Anregungen und natürlichen Bewegungen, die allerdings zur Tugend leiten und helfen können, gelten für das, was an sich, vor Gott und vor dem Gewissen recht und gut ist. Dies Alles würde, wie in so vielen deutschen Büchern, das fühlte Marmontel wie Wieland, nur eine für die große Welt langweilige Reihe unschuldiger Freuden, rührender Handlungen, Geschichten voll liebenswürdiger Güte, an die Hand gegeben haben, Marmontel half sich daher wie Wieland. Beide mischten unter ihre langweilige Sentimentalität eine gute Dosis Immoralität, und beide bewirkten dadurch gerade unter den Bessern, Aufklärung wünschenden Zeitgenossen eine völlige Veränderung der aus dem vorigen Jahrhundert überlieferten und auf den Kanzeln verkündigten Ansicht des Lebens. Diderots Romane erregten bei besseren und reineren Seelen Widerwillen und Abscheu; Marmontels schlüpfrige Sittlichkeit lockte die Unschuldigen an. Marmontel ärgerte niemand durch Atheismus wie Diderot, er bekämpfte

aber den religiösen Jesuitismus durch einen eben so verderblichen moralischen. Es ist unnöthig, dies an den einzelnen Erzählungen, welche zuerst Marmontels Ruhm begründeten, nachzuweisen, da wir in Deutschland an dieser Art Literatur Ueberfluß haben, wir wollen lieber auf die beiden größeren Werke aufmerksam machen, in denen das den moralischen Erzählungen zum Grunde liegende System unmittelbar auf den Staat und dessen größere Verhältnisse angewendet wird. Die Aufnahme dieser nicht einmal dem französischen Geschmacke oder dem Pariser Zeitgeiste entsprechenden Bücher beweiset am besten, wie unmöglich es war, gegen die allgemeine Stimmung des gebildetsten und angesehensten Theils der Regierenden und der Gehorchenden das alte System aufrecht zu erhalten [3a].

Wir möchten nicht behaupten, daß die beiden Bücher, von denen wir reden, der Belisaire und die Incas, auf ihre Zeit einwirkten, dazu waren sie zu schwach und zu unbedeutend, wir reden nur von ihrer Aufnahme im Publikum und von der Stimmung und Richtung der höheren Stände, worauf sie berechnet waren. Marmontel selbst giebt uns über diese Aufnahme und Tendenz des Belisar besonders die beste Auskunft. Die Ten-

---

3 a) Marmontel sagt im 8. Buche der Mémoires (éd. Paris 1805. Vol. III. p. 31.) Tandis que la Sorbonne, plus furieuse encore de se voir harcelée travailloit de toutes ses forces à rendre Bélisaire hérétique, déiste, impie, ennemi du trône et de l'autel (car c'étoient ses deux grands chevaux de bataille) les lettres des souverains de l'Europe et celles des hommes les plus éclairés et les plus sages m'arrivoient de tous côtés, pleines d'éloges pour mon livre, qu'ils disoient être le bréviaire des rois. L'impératrice de Russie, l'avoit traduit en langue russe, et en avoit dédié la traduction à un archevêque de son pays. L'impératrice reine de Hongrie, en dépit de l'archevêque de Vienne, en avoit ordonné l'impression dans ses états, elle qui étoit si sévère à l'égard des écrits qui attaquoient la religion. Wozu dies diente und wie schlau man es benutzte (wie in unsern Zeiten Fromme und Philosophen die entgegengesetzte Stimmung) sagen die folgenden Worte: Je ne négligeai pas, comme vous pensez bien, de donner connoissance à la cour et au parlament de ce succès universel; et ni l'une ni l'autre n'eurent envie de partager le ridicule de la Sorbonne.

denz des historischen Romans erkannte König Friedrich II. eben so richtig als der orthodox-katholische Doktor der Sorbonne, der mit aller möglichen Höflichkeit die Billigung des Drucks versagte. Die allgemeine Stimme war aber schon damals mächtiger als das Gesetz, denn es fand sich doch ein anderer rechtgläubiger Theolog, der die Approbation ertheilte. Marmontel berichtet uns mit großer Selbstgefälligkeit in seinen Denkwürdigkeiten, welche Bedeutung deutsche Fürsten auf französische Rhetorik und oberflächliche Eleganz legten, die sie damals noch nicht wie jetzt unter ihren eigenen Landsleuten finden konnten. Der Herzog von Braunschweig, damals noch Erbprinz, und seine Gemahlin huldigten dem Clienten der Pompadour auf dieselbe Weise, wie derselbe Erbprinz hernach als Herzog einem Mirabeau schmeichelte, der als Spion des französischen Ministeriums nach Deutschland geschickt war. Die Fürsten brachten ihre Huldigung zu derselben Zeit den revolutionären pariser Sophisten, als Klopstock nach Dänemark wandern mußte, als Schiller mit Mühe eine dürftige Existenz fand, als Voß lange Zeit im Lande Hadeln Schulmeister blieb, und Lessing, der nie wie Mirabeau Frevel begangen oder vertheidigt oder wie Marmontel dem Laster die Gestalt der Tugend gegeben hatte, wegen philosophischer, historischer und kritischer Zweifel verfolgt ward. Blos in Beziehung auf den deutschen Geist und die Manier der Fürsten der Zeit setzen wir daher Marmontels Worte unter den Text [4]).

Der historisch politische Roman, von dessen Tendenz wir reden, erschien gerade in dem Augenblicke, als Marmontel Akademiker geworden war (1767), als er daher wie seine Collegen zur Zerstörung des herrschenden Systems, jedoch nur auf seine

4) Außer der Ertase, in welche nach Marmontel (p. 49.) der Erbprinz noch in Aachen über die pariser Gelehrten-Gesellschaft gerieth, stellte er ihn seiner Gemahlin mit den Worten vor: Madame, vous désiriez tant de connoître l'auteur de Bélisaire et des Contes moraux. Le voici, je vous le présente.

Weise, mitwirken wollte. Er benutzte die Fabel von Belisars Blindheit und von seinem Betteln, Justinians Ungerechtigkeit und anderes, was sich damit verbinden ließ, um gewisse politische Lehren und gut gemeinte gegen die herrschende Staats- und Kirchenpolizei gerichtete Rathschläge unter das große Publikum zu bringen. Er ist nach seiner Art in den ersten Capiteln mit dem historischen Theile bald fertig; die Hauptsache darin ist, eine durchaus unbestimmte moralische Politik. Diese fand am russischen, schwedischen, österreichischen Hof lauten Beifall, wahrscheinlich, weil es schien, als wenn der, welcher ihr folge, tugendhaft sein könne, ohne sich zu bessern, und reformiren, ohne etwas Wesentliches zu ändern. Nur eines Abschnittes wollen wir erwähnen, weil man den Contrast der Regenten unserer Zeit, besonders der Kaiserin Catharina, Josephs II. und Friedrich II. recht auffallend an der Aufnahme erkennen wird, die dieser Abschnitt damals in Rußland fand, die er dort aber jetzt gewiß nicht finden würde. Es ist der fünfzehnte Abschnitt, der gegen die Ansichten und gegen die gesetzliche Strenge des Parlaments und der Geistlichkeit in Rücksicht der herrschenden Religion gerichtet ist. Diesen Abschnitt über Toleranz, ließ Catharina II. in die russische Sprache übersetzen, oder vielmehr, sie übersetzte ihn selbst und ließ ihn in der Uebersetzung im Reiche verbreiten. Dies würde man in unsern Tagen nicht allein in Rußland nicht dulden, sondern auch in vielen deutschen Staaten zu verhindern suchen. Wie wenig man damals in Frankreich über das Regierungssystem einig war, wie mächtig selbst auf Obscuranten die herrschende Stimmung einwirkte und wie gewandt Marmontel und Seinesgleichen waren, sehen wir daraus, daß die Sorbonne diesen Abschnitt über Toleranz verdammte und daß der Herzog von Aiguillon, der doch, wie sein König den Bigotten spielte, den Verfasser desselben zum Historiographen machte. Gelesen wird freilich der Belisaire nicht mehr viel von den Franzosen, gelobt wird er aber immer noch, denn dies Buch ward für die Salons seiner Zeit, was der Telemach, der nach und nach aus der Mode kam, für die frühere Zeit gewesen war. Man begreift

übrigens leicht, daß das Buch unter denjenigen Leuten, welche Marmontel besonders zu befriedigen wünschte, um so mehr Leser fand, je weniger Philosophie oder auch Geschichte darin war, man erstaunt aber, wie es den Leuten, denen die pariser Salons höchste und unwidersprechliche Auctorität und Unterhaltung und Witz letzter Zweck war, entgehen konnte, daß als Roman betrachtet, das Buch weder Wahrscheinlichkeit noch Abwechselung habe.

Der zweite Roman ist nur in Deutschland viel gelesen worden, in Frankreich ist bekanntlich sentimal schwülstige, poetische Prose durchaus nicht angebracht, doch verschaffte der gegen das Alte gerichtete Zeitgeist, vielleicht auch der Ruhm des neugebackenen Historiographen, dem Buche unter den Franzosen einen augenblicklichen Erfolg, wie ihn damals viele ähnliche Bücher hatten. Dieser Roman in schwülstiger Prosa erschien unter dem Titel: die Incas, zehn Jahre nach dem Ersten (1777). Marmontel benutzte in diesem Incas für seinen philosophisch-politischen Zweck die Eroberung von Peru im sechzehnten Jahrhundert durch die Spanier. Es scheint uns, als hätte er auf diese Weise, (und aus dieser einzigen Ursache erwähnen wir des Buchs) der zur Zeit des nordamerikanischen Kriegs in den gebildeten Kreisen herrschenden Stimmung entgegen kommen wollen.

Die bekannte Geschichte der von den Eroberern von Peru gegen die unglücklichen Indianer verübten Greuel gibt Gelegenheit, militärische Gewaltregierung, autokratische Herrschaft und empörenden religiösen Fanatismus rührend und schaudererregend darzustellen. An diesem Buche ist nicht einmal der rednerische Theil zu loben; denn die Prosa besteht, wie Geßners Idyllen und ähnliche Bücher, aus aufgelöseten Versen, die Sprache ist eigentlich ein Zwitterding von Prosa und Versen, der Inhalt ist weder Dichtung noch Geschichte, sondern bald Eins, bald das Andere, so daß beide sich abwechselnd schaden. Schon die Form bezeichnet daher ganz passend eine Zeit der Auflösung, es ist idyllische Poesie mitten im verdorbensten pariser Leben. Wenn es eines Beweises dafür bedürfte, daß Marmontels Poesie und

Philosophie noch viel weniger werth war als Diderots Stoicismus, Cynismus und Unglauben, so würden wir ihn aus den in unserm Jahrhundert erschienenen Denkwürdigkeiten (**Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfans 4 Vol. 8. 1804.**) des berühmten Akademikers und Historiographen führen können. Man sieht dort, wie hohl die Philosophie, wie eitel und erbärmlich dieses Salonleben war, und wie höfisch die ganze Stimmung der von Freiheit und Aufklärung auf dieselbe Weise wie von der neuesten Oper und dem letzten Ballet schwatzenden Clienten Voltaires war. Marmontel sucht in den reuigen Bekenntnissen Diderot zu vertheidigen, dies ist aber auch Alles, sonst stimmt er, wie auch Morellet thut, den Ton des Bekehrten und Reuigen an. Der alte Mann erhebt die vorher in seinen Hauptwerken von ihm aus Gründen getadelten Einrichtungen der alten Staatsform und der alten Kirche und Hierarchie mit großem Lobe, er gesteht daher wie Morellet, und noch auffallender Raynal in seinem berühmten Briefe an die Nationalversammlung ganz öffentlich, daß er und die andern Akademiker noch im fünfzigsten Jahre nicht gewußt hätten, wohin sie eigentlich mit ihrer Philosophie wollten. Ueberall spricht dort der alte Mann sich ganz unbefangen darüber aus, wie bedeutend und ehrend ihm ein freundlich Wort der Pompadour, ein Blick Ludwigs XV. und eines Herzogs von Aiguillon war, die Gunst der Gebrandmarkten scheint ihm auch noch im hohen Alter unter ganz veränderten Umständen ein großer Trost. Ueberall zeigt er, daß die Weichheit und Schmiegsamkeit seines Charakters, der ganz und durchaus am Hofe, in den Salons und in der großen Gesellschaft gebildet war, die er so naiv und ohne Scheu schildert, ihn zum alten Weibe machen, dem alle Lappalien und Eitelkeiten, von denen er uns unterhält, mehr sind, als alle Weisheit der Welt.

Neben den beiden vorhergenannten Akademikern und Philosophen, welche durch Rhetorik verschiedener Art einen Ruhm erlangten, der sie zu historischen Personen gemacht hat, welche ihren Platz behaupten werden, was auch immer Schriftsteller, die nur den innern Gehalt ihrer Arbeiten in Anschlag bringen,

von ihnen urtheilen mögen, verdient aus vielen Gründen zunächst der Abbé Raynal einen Platz. Dieses gutmüthige Mitglied des Kreises der Geoffrin, Holbachs und Helvetius war täglicher Genosse von Marmontel und Diderot und ward auf eben die Weise durch eben die Mittel und mit eben dem Rechte oder Unrecht als Historiker der europäischen Colonien in Indien berühmt, wie seine Freunde als Philosophen und Schauspieldichter. Auch er war in den auf grammatische und rhetorische Künste gerichteten Schulen der Jesuiten erzogen wie Voltaire und Marmontel, er hatte, wie diese, nicht den Geist der Griechen, sondern die glatte und gefeilte Advokatenberedsamkeit der Lateiner erlernt und diese Anfangs auf Kanzeldeklamation angewendet. Als er des Predigens einer Lehre, an die er nie geglaubt hatte, satt war, erlangte er die Redaktion des Götterboten der Damen (**Mercure de France**), nach dessen Muster Wieland seinen deutschen Merkur einrichten wollte. Er schrieb hernach ganz in Diderots Manier, wir müssen ihn schon darum unmittelbar neben Diderot stellen, außerdem hatte er als unermüdlicher Schwätzer viel Aehnlichkeit mit ihm. Ein besonderer Umstand ist noch, daß man allgemein behauptete, daß der beste Theil der ersten Ausgabe des Werks, wegen dessen Raynal aus Frankreich verbannt wurde, dem er aber auch den Ruf verdankte, dessen er zum Theil noch genießt, von Diderot herrühre. Man muß nämlich gestehen, Diderot heuchelte und höfelte nicht wie Marmontel, er war wirklich Enthusiast für seine dreisten und himmelstürmenden Lehren, wegen deren am Ende sogar d'Alembert mit ihm brach, er arbeitete daher gern und unerschöpflich für jeden, der seine freche Rede zu verantworten übernehmen wollte.

Marmontel, Diderot, Raynal, Morellet beweisen hinreichend, daß das bloße Gedächtnißwerk, die Rhetorik, Dialektik, Grammatik, kurz der ganze Mechanismus des Lehrens und Lernens der jesuitischen Schulen, zu welchem die Jugend dressirt ward, um für die Kirche zu streiten, eben so gut gegen diese Kirche angewendet werden konnte. Obgleich daher Raynal in Pezenas schon Jesuit gewesen war und als Prediger nach Paris

kam, und meinte, er habe gar nicht übel gepredigt, warf er doch die Theologie bald von sich. Er spricht sich darüber in seiner Manier aus, wenn er sagt, er habe das Predigen aufgegeben, weil er einen Accent von allen Teufeln gehabt habe. Er ward seit der Zeit aus einem Theologen ein Mann, der sich von seiner Feder nährt, wofür die Franzosen bekanntlich, wie für andere Dinge, die wir mit übelklingenden Namen benennen, einen sehr anständigen Ausdruck (homme de lettres) haben. In dieser Eigenschaft schrieb er Alles, was sich gut verkaufen ließ, er verfertigte damals auf Bestellung unter andern eine Geschichte des englischen Parlaments und der holländischen Statthalterschaft. Diese Bücher waren schlecht und ohne innern Gehalt, Raynal zeigte aber rhetorisches Talent und Dreistigkeit, dies verschaffte ihm Zutritt zu den Gesellschaften eines Holbach und Helvetius, wo man Zeitgeist machte. In diesen Gesellschaften machte er sich dadurch besonders wichtig, daß er als Bekannter der Herrn von Puisieux und St. Severin viele politische Neuigkeiten aufspürte, die er dort wieder vortrug. Als Türgot politische Oekonomie, Handel, Finanzen zum Gespräch der Salons machte, bemächtigte sich Raynals Redseligkeit dieser Wissenschaften, er wählte nämlich, um sich einen Rang unter den Encyklopädisten und unter den die Welt reformirenden Philosophen zu verschaffen, einen historisch-politischen Gegenstand, die Geschichte der Colonisation beider Indien.

Die erste Ausgabe von Raynals philosophischer Geschichte der Handelsniederlassungen der Europäer in beiden Indien, muß jedoch von der zweiten wohl unterschieden werden. Die erste Ausgabe ist eine ganz leere Deklamation, die zweite ein in gewisser Hinsicht auch praktisch brauchbares Werk, gleichwohl hat nicht die zweite, sondern gerade die erste Ausgabe dem Verfasser einen Platz neben den Diderots, Marmontels u. s. w. verschafft, dies ist für die Charakteristik der Zeit der Salons und ihrer Sophistik von Bedeutung. Die erste Ausgabe erschien um 1770, und Diderot diktirte dem Abbé

Dinge in die Feder, die er selbst nicht die Dreistigkeit hatte, dem Publikum mitzutheilen, er erschrack sogar darüber, daß es Raynal wagte. Dafür machten die Akademiker einen solchen Lärm über das seichte Werk, daß nach neun Jahren, welche zwischen der ersten und zweiten Ausgabe verflossen, statistische Angaben und andere für ein solches Werk ganz unentbehrliche Notizen aus allen Ecken und Enden dem Verfasser zuflossen. Da Raynals Buch Dinge enthielt, welche Diderot, der sie ihm eingab, nicht würde gewagt haben, bekannt zu machen, so erregte es dasselbe Aufsehen, wie alle Werke, welche damals aus dem Widerwillen gegen Pfaffenthum, der durch diese Leute in Haß des Christenthums ausartete, und aus dem Streben nach Freiheit vom Drucke politischer Willkühr, welches oft Verachtung des Sittengesetzes und der bürgerlichen Ordnung erzeugte, hervorgingen. Bei der Gelegenheit zeigt sich recht deutlich, wie verderblich in allen den Staaten, welche die Civilisation und das Privatleben nicht unbedingt beherrschen können, eine zu strenge, der allgemeinen Stimmung entgegengesetzte Staats- und Kirchenpolizei zu wirken pflegt. Sie zwingt nämlich auch die gemäßigten Freunde freier Aeußerung der Meinungen, lieber das Extrem der Freiheit als das entgegengesetzte zu fördern. Erkannte doch ein Mann wie Türgot, der auf der einen Seite das Buch des Philosophen höchst elend fand, es auf der andern Seite als sehr nützlich für seine Zwecke und trug dazu bei, den Ruhm des Verfassers zu vermehren. Er hütete sich aus Klugheit sorgfältig, das, was er einem der Eingeweihten mittheilte, unter den Profanen kund werden zu lassen. Türgot schreibt nämlich an den Akademiker Morellet, der sich damals in England befand, um in Türgots Auftrag die Betriebsamkeit, den Handel, die Fabriken u. s. w. näher kennen zu lernen, Folgendes:

Ich bin neugierig, zu erfahren, was wohl die Engländer von der Geschichte der beiden Indien gedacht haben. Ich gestehe, daß ich zwar das Talent des Verfassers und sein Werk bewundere, daß ich aber an dem Mangel an Zusammenhang der

Ideen Anstoß nehme. Er trägt Paradoxien vor, die sich einander geradezu widersprechen und vertheidigt die Einen mit derselben Wärme, mit derselben Beredsamkeit, demselben Fanatismus wie die Andern. Bald ist er strenger Prediger der Sittenzucht (**Rigoriste**), wie Richardson, bald Feind aller Moral (**immoral**) wie Helvetius, bald voll Enthusiasmus für sanfte und zarte Tugenden, bald wieder für wilde Ausschweifung und trotzigen, rohen Muth. Er nennt die Sklaverei eine verruchte Sache und doch verlangt er wiederum Sklaven, er bringt unsinniges Zeug über die Naturlehre, unsinniges Zeug über Metaphysik und zuweilen auch über Politik vor. Das ganze Buch zeugt von nichts Anderem, als davon, daß der Verfasser viel Geist hat und gut unterrichtet ist, daß er aber gar nicht daran denkt, daß in einem Buche eine leitende Idee seyn müsse, oder daß es einen bestimmten Zweck haben solle. Er läßt sich vom Enthusiasmus eines jugendlichen Rhetors von Einem zum Andern fortreißen. Er scheint sich die Aufgabe gemacht zu haben, hinter einander alle die Paradoxien zu vertheidigen, welche er beim Lesen der Bücher anderer Schriftsteller aufgestellt hat, oder die ihm in seinen wachenden Träumen eingefallen sind. Er hat mehr Kenntnisse, mehr Gefühl und mehr natürliche Beredsamkeit als Helvetius; es ist aber, um die Wahrheit zu sagen, eben so wenig Zusammenhang in seinen Ideen, und er kennt das eigentliche Wesen des Menschen eben so wenig als dieser.

Wir lassen ausdrücklich einen Franzosen und zwar einen Mann wie Türgot über die Seite des Buchs reden, mit der wir es eigentlich hier nicht zu thun haben, unterschreiben das Urtheil aber ohne Bedenken, und müssen nur noch dazu bemerken, daß Türgot gleichwohl in Beziehung auf seine Zeit und auf seine Nation ganz Recht hatte, wenn er dennoch dazu beitrug, das Buch, besonders die zweite Ausgabe, in Ruf zu bringen. Der damals in statistischen, staatswissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Dingen ganz unwissende Haufe der Leser, Leute, die kein Buch ohne hochklingende Phrasen, keine Ge-

schichte ohne das, was man Zauber des Styls nennt, würden gelesen haben, ward durch Diderots und Raynals Geschwätz mit Dingen bekannt, mit deren wahrer Beschaffenheit dies Publikum es nicht so genau nehmen durfte, weil es vorher gar nichts davon wußte. Wir reden hier nämlich von jenen Zeiten, wo Deutschland und Rußland auf gleiche Weise der Norden hießen, der von Barbaren bewohnt, keiner Notiz werth sey. Diese Zeiten sind bekanntlich verschwunden, man wird aber die Spuren derselben noch immer nicht blos in den gelesensten pariser Zeitungen finden, sondern selbst in den Berichten der neulich von den Doctrinärs auf Unkosten der armen Franzosen so zahlreich auf Reisen geschickten Literaten. Raynal brachte auf einmal viel statistische Gelehrsamkeit, Zahlen, einzelne Angaben über Handel, Verkehr und Staatskunst, zugleich mit allerlei neuen Vorstellungen, wenn auch ganz unreifen, über Toleranz und Fanatismus nicht blos an die Weiber und Schwätzer der Salons, sondern an Handelsleute und Geschäftsmänner verschiedener Art und überhaupt an das Volk. Dies gilt auch vom Könige von Preußen, der sonst nicht gerade Raynals Bewunderer war. Auch dieser las das Werk und behandelte den Schwätzer ungemein freundschaftlich, während er mit seinen deutschen, fleißigen, genauen, durchaus zuverlässigen, aber freilich langweiligen und nicht von Paris aus empfohlenen Meistern in dem Fach, in welchem Raynal stümperte, mit einem Süßmilch und Büsching, ziemlich unsanft umging.

Die sogenannten Whigs der Engländer, die bei Raynal, wie bei Montesquieu, ein glänzendes Lob der Engländer, ihrer Plutokratie und Industrie und der ganzen selbstsüchtigen Weisheit fanden, empfingen ihn, als er von der Sorbonne verurtheilt und vom Parlamente verbannt nach England kam, mit offnen Armen, wie er auch in Holland und in Berlin empfangen ward. Durch die Reisen und durch die Verbindungen mit allen denen, welche Alles, was von Paris aus empfohlen ward, als vortrefflich ansahen, erhielt Raynal die Gelegenheit, der zweiten um 1781 erschienenen Ausgabe seines Werks einen reel-

leren Werth zu geben, als die erste durch Diderots Deklamation vorher erhalten hatte. Die vielen statistischen, administrativen, commerciellen guten Notizen, die man ihm in Holland und England aus zum Theil nicht leicht zugänglichen Quellen mittheilte, machten das Werk, bis bessere erschienen, fast unentbehrlich und brachten es auch in die Hände solcher Männer, welche die hohlen Deklamationen der Encyklopädisten recht gut durchschauten. In dem Zeitraum zwischen den beiden Auflagen war der amerikanische Krieg ausgebrochen und die Demokratie war in Paris Mode geworden, darnach ward der Ton der neuen Ausgabe eingerichtet. Dieser Ton war heftig, das Buch mußte deßhalb in Genf gedruckt werden, wie Rousseaus Bücher in Holland. Die lächerliche Verfolgung, die man hernach über das Buch und über den Verfasser verhängte, gaben ihm eine Bedeutung, die es sonst schwerlich würde erhalten haben. Die Sorbonne verdammte endlich das Buch, das Parlament ließ es nach seiner alten Art durch Henkershand verbrennen und einen Verhaftsbefehl gegen den Verfasser ausfertigen, der dann das Land verließ und im Auslande einen Triumph über Parlament und Sorbonne feierte, bis er 1788 ruhig zurückkehren konnte. Alle französisch gebildeten und französisch redenden deutschen Fürsten, wie die englische Aristokratie, behandelten den Franzosen ganz anders, als König Friedrich Büsching behandelte, als er ihm mit einer statistischen Zudringlichkeit beschwerlich fiel, wie uns Büsching selbst mit komischer Naivetät berichtet. Uebrigens ist es allerdings wahr, daß Raynal mit seiner Deklamation, aus leicht begreiflichen Ursachen, weit mehr zur Verbreitung einer gesunden Philosophie des Lebens, zur Beförderung des Handels, der Gewerbe der neuern Zeit und zur Zerstörung der Vorurtheile des Mittelalters gewirkt hat, als Schlözer und Büsching mit aller Gründlichkeit. Eine andere Frage ist die, welches Verdienst der ernste Mann vorziehen soll?

§. 2.

Rousseau. Büffon.

Bei der Erwähnung Rousseaus in den beiden ersten Bänden dieses Werks sind seine Briefe vom Gebirge aus dem Grunde übergangen worden, weil sie der Zeit und dem Inhalte nach der demokratischen Bewegung des letzten Viertels des Jahrhunderts angehört; diese Schrift muß hier nachgeholt werden. Rousseau schrieb dies demokratische und heftige Buch, welches wir mit Junius Briefen und den Schriften des Doktor Price und mit Thomas Paynes Invective gegen Theologie, Hierarchie und Aristokratie in eine Linie stellen, als Advokat seiner genfer Mitbürger. Er wollte in den Briefen gerichtlich und documentarisch beweisen, daß die genfer Aristokraten die Oligarchie, welche damals in Genf bestand, usurpirt hätten. Was er früher in seiner Philosophie der Entstehung der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen (d. h. im Contrat social) dialektisch und spekulativ entwickelt, also einem nicht streng philosophisch gebildeten Leser entrückt hatte, trägt er in den Briefen vom Berge, von denen wir hier reden, jedem gewöhnlichen Bürger, wenn er nur von Jugend auf an öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hat, faßlich vor. Er macht hier seine Theorie praktisch, er schreibt wie ein Rechtsgelehrter und macht das vorher Spitzfindige handgreiflich durch einzelne Beispiele. Die Aufmerksamkeit von ganz Europa ward durch diese Briefe erst recht auf den spitzfindigen Gesellschaftsvertrag gezogen, weil die in Genf um Rousseaus willen entstandenen Unruhen durch die Briefe vom Berge viel heftiger wurden und bald ganz Europa, besonders aber Frankreich und die Schweiz in Bewegung brachten. Wir würden daher dieser Unruhen in Genf weiter unten neben den belgischen und holländischen, oder im vorigen Bande neben den englischen und nordamerikanischen erwähnt haben, wenn sie nicht hier einen passenderen Platz gefunden hätten.

Der genfer kleine Rath hatte nämlich, wie schwache Regierungen oft einzelne Staatsbürger, aus Gefälligkeit gegen mächtigere, oder auch aus Schwäche, preiszugeben pflegen, aus Gefälligkeit gegen Frankreich auch in Rousseaus Angelegenheit dem Rathe des Caiphas gemäß gehandelt. Für die Ertheilung dieses Raths (Che convenia porre un uomo per il popolo a martiri) läßt bekanntlich Dante den Hohenpriester in der untersten Hölle auf dem Boden gekreuzigt zertreten. Der genfer Magistrat, um sich und die genfer Pfarrer von jedem Schein eines Antheils an Rousseaus Vernunftreligion zu befreien, hatte das Beispiel des Parlaments und des Erzbischofs Christoph de Beaumont befolgt; denn Rousseaus Emile ward wegen der darin enthaltenen ganz unschuldig naturalistischen, oder, wie man jetzt sagt, rationalistischen, Geständnisse eines savoyischen Pfarrers vom Henker verbrannt und gegen des Verfassers Person ein Verhaftsbefehl ausgefertigt. Beide Beschlüsse konnten und durften nach der genfer Verfassung gegen einen Bürger nicht auf die Weise gefaßt werden, wie sie gefaßt wurden. Zu der Zeit, als dieses in Genf geschah, hielt sich Rousseau im Neuenburger Lande auf, dessen Statthalter, Lord Keith, einst Erblandmarschall von Schottland, ihn mit König Friedrichs Bewilligung in Schutz nahm. Von dort aus machte er im Frühjahr 1763 den furchtbaren Brief gegen den Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris bekannt, der diesen zermalmet, ohne daß der Verfasser desselben grob ward. Gegen die genfer Oligarchie schrieb Rousseau nicht, weil er erwartete, daß die Bürger von Genf in seiner Sache die ihrige erkennen würden. Er war aber damals doppelt gegen die engherzigen genfer Oligarchen erbittert, die ihn ungehört verdammt hatten, weil sie gewissermaßen mit den gnädigern Herrn von Bern gegen ihn conspirirten, da ihn auch diese in Yverdun nicht hatten dulden wollen. Diese ganze Verfolgung in Frankreich wie in der Schweiz war eben so ohnmächtig als lächerlich; sie gab dem damals ganz ungefährlichen Mann eine Bedeutung, die seine Person nicht hatte, und den Druck seiner Schriften konnte man ja doch

nicht hindern. Er ward durch die Verfolgung zu einer wichtigen Staatsperson, die Pfaffen und Juristen des alten Systems, die ihn verfolgten, machten sich aber auch bei denen lächerlich und verhaßt, die des sonderbaren Mannes Meinungen durchaus nicht theilten. Man darf nur die Umstände kennen, um einzusehen, wie die Behörden sich und den Schlendrian, den sie befolgten, gewissermaßen vorsätzlich dem Hasse und der Verachtung preisgaben.

Die vornehmsten Herrn und Damen in Paris hegten und pflegten Rousseau und konnten ihre Bewunderung nicht laut genug äußern; der Direktor des gesammten Bücherwesens in Frankreich, der edle Malesherbes, hatte die Revision des Drucks des Emile besorgt. Das Buch, welches der Erzbischof und das Parlament verdammten, mußte in Holland gedruckt werden, und der Minister förderte eine Schrift, die das Parlament verbrennen ließ, welche Verwirrung!! Der Prinz von Conti hatte Rousseau vom Dekret des Parlaments die erste Nachricht gegeben, der Herzog von Luxemburg bot ihm ein Asyl an und war ihm zur Flucht behülflich, der König von Preußen gab ihm Schutz, Milord Marschall wollte ihm eine Pension verschaffen. Tausende von Briefen wurden von allen Seiten her an ihn gerichtet; man wallfahrtete zu dem sonderbaren Mann, wie einst zu den Anachoreten der Wüste. Rousseau war schon damals gewissermaßen geisteskrank, er war voll Grillen und Misanthropie, was einem gesunden und kräftigen Manne nie begegnen wird, und doch verfolgten ihn die Herrn des alten Systems gleich einem Räuber. Sie gaben ihm durch diese Verfolgung ein politisches Gewicht in Genf, statt daß sie nur hätten warten dürfen, bis der Schwindel der Mode, der den Haufen der Menschen durch leeren Schall der Worte bald zur Servilität und zum Aberglauben, bald zum Fanatismus für Freiheit von geistlichen und weltlichen Banden fortreißt, vorüber sey.

Rousseau hatte erwartet, die Bürger von Genf, welche längst unzufrieden waren, daß die Bewohner der obern Stadt stolz wie die gnädigen Herrn von Bern auf sie hernieder blickten, würden sich seiner annehmen, oder doch wenigstens die Geistlichkeit dage-

gen protestiren, daß protestantische Juristen verfahren, wie die Sorbonne und das Parlament verfahren waren; er sah sich getäuscht und kündigte deshalb sein Bürgerrecht auf. Am zwölften Mai 1763 schrieb er den in der Geschichte der Republik Epoche machenden Brief an den Herrn von Favre, ersten Syndikus der Republik, in welchem er seinem Bürgerrechte entsagte. Dieser meisterhafte, mit großer Kunst und ganz besonderer Mäßigung abgefaßte Brief [5]) ward das Signal bürgerlicher Unruhen im Innern der Republik Genf, und zwar aus einem doppelten Grunde. Zuerst wollte die Bürgerschaft von Genf, mochte sie auch zum Theil noch so orthodox calvinisch seyn, Rousseau, den sie als den Lobredner ihrer Stadt und als den Stolz derselben sehr werth hielt, nicht als einen Verbrecher, sondern als einen Irrenden behandelt haben; dann glaubte sie auch, daß das Verfahren des kleinen Raths nicht verfassungsmäßig gewesen sey. Wir wollen, weil nur vom Literarischen die Rede ist, die damalige innere Einrichtung von Genf, welche, wie die der mehrsten Cantone der Schweiz und der deutschen Reichsstädte des vorigen Jahrhunderts sehr zusammengesetzt und verwickelt war, nicht

---

5) Er lautet wörtlich: Revenu du long étonnement où m'a jeté de la part du magnifique conseil le procédé que j'en devais le moins attendre, je prends enfin le parti que l'honneur et la raison me prescrivent, quelque cher qu'il en coûte à mon coeur. Je vous déclare donc, Monsieur, et je vous prie de déclarer au magnifique Conseil, que j'abdique à perpétuité mon droit de bourgeoisie et de cité dans la ville et république de Genève. Ayant rempli de mon mieux les devoirs attachés à ce titre sans jouir d'aucun de ses avantages, je ne crois point être en reste avec l'état en le quittant. J'ai tâché d'honorer le nom genevois; j'ai tendrement aimé mes compatriotes; je n'ai rien oublié pour me faire aimer d'eux; on ne sauroit plus mal réussir, je veux leur complaire jusque dans leur haine. Le dernier sacrifice qui me reste à faire est celui d'un nom qui me fut si cher. Mais, Monsieur, ma patrie en me devenant étrangère, ne peut me devenir indifférente; je lui reste attaché par un tendre souvenir et je n'oublie d'elle que ses outrages. Puisse-t-elle prospérer toujours et voir augmenter sa gloire! Puisse-t-elle abonder en citoyens meilleurs, et surtout plus heureux que moi!

vollständig mittheilen, einige Punkte müssen wir jedoch angeben. Wir heben besonders solche Punkte hervor, welche für den Zusammenhang des an sich unbedeutenden Streits der Bürger von Genf gegen ihren oligarchischen Magistrat, mit der allgemeinen Richtung von ganz Europa, wichtig sind. Es wird sich hernach von selbst ergeben, daß die Briefe vom Berge durch Entwickelung der demokratischen Grundsätze des Contrat social mit den Reden eines Burke, Fox, Barrè und den Schriften eines Franklin, Payne, Price, einerlei Wirkung hatten, und daß sie, wie diese im Norden thaten, das Feudalsystem im Herzen von Europa furchtbar erschütterten.

Die Bürger von Genf bildeten damals fünf Classen, jede derselben hatte verschiedene Rechte und Pflichten und sogar verschiedene Namen. Diese Namen waren: Staatsbürger (citoyens), Gewerbsbürger (bourgeois), Einwohner (habitans), Eingeborne (natifs) und endlich Unterthanen. Nur die beiden ersten Classen hatten Antheil an der Regierung und Gesetzgebung, nur der sogenannte Staatsbürger allein konnte aber ein obrigkeitliches Amt bekleiden. Die Zahl der Bürger der beiden ersten Classen zusammen mochte etwa höchstens sechzehnhundert betragen, die der drei ausgeschlossenen Classen gab man zu vierzigtausend an. Diese Mehrzahl der Bürger war nicht blos von allem Antheil an der Verwaltung des Staatswesens ausgeschlossen, sondern auch in jeder Rücksicht stärker belastet, sie durfte an vielen Vortheilen keinen Antheil nehmen, deren die sechzehnhundert genossen. Selbst die beiden, gewissermaßen privilegirten Classen wurden aber in der Regel über die Maßregeln der eigentlichen Oligarchie nicht befragt, ja nicht einmal gehört, wenn sie ihr eigenes Recht geltend machen wollten. Man hatte, ohne durch die Verfassung dazu berechtigt zu seyn, durch eine künstliche nnd nach Genfer Art spitzfindig ausgedachte Einrichtung der Regierungscollegien alle Gewalt im Staat an sehr wenige Familien gebracht. Diese regierten dann auf dieselbe Weise, wie die ehemaligen berner Patrizier und viele andere aristokratische Regierungen in der That väterlich und vielleicht besser

als demokratische Obrigkeiten würden gethan haben, aber es war ihren Mitbürgern doch kränkend, daß sie als Kinder immer unter der Zucht der Herrn in der obern Stadt standen, sie hätten gerne etwas physische Behaglichkeit und einigen materiellen Wohlstand weniger gehabt, wenn ihnen ihre wohlmeinenden väterlichen Regenten moralisch mehr zugetraut und sie für mündig gehalten hätten. Die Einrichtung war ungefähr folgende: Es bestand zuerst ein eigentlicher Senat, der zugleich oberstes Gerichts- und Regierungscollegium war, wie in unsern deutschen Reichsstädten, wenigstens in den mehrsten. Dieser kleine Rath bestand aus fünfundzwanzig Mitgliedern, aus welchen alle Jahr durch den großen Gemeinderath vier Syndics gewählt wurden, die in den verschiedenen Collegien oder Aemtern den Vorsitz hatten. Der erste Syndic war Präsident aller der vier Räthe, wodurch man den Schein einer beschränkten Oligarchie erkünstelte, ohne irgend jemand zu täuschen. Der Erste dieser vier Räthe war der große Gemeinderath, der aus den sämmtlichen Bürgern der beiden ersten Classen bestand. Ohne Zustimmung dieses Raths konnte keine Auflage ausgeschrieben und kein Gesetz gemacht werden, er konnte aber nur über die Vorschläge berathschlagen, die ihm der kleine Rath that, er selbst durfte keine machen, auch stand er unter der Aufsicht des Raths der Zweihundert. Dieser dritte Rath der kleinen Republik war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts etwas erweitert worden, denn er bestand seit 1738 nicht mehr aus zweihundert, sondern aus zweihundert und fünfzig Mitgliedern. Er war das Wahlcollegium für den kleinen Rath, und dieser ernannte die Mitglieder des Raths der Zweihundert. Alles blieb daher in einem Kreise. Außer der Wahl des kleinen Raths hatten die Zweihundert auch das Begnadigungsrecht und das Münzrecht, sie waren dabei Gericht zweiter Instanz. Dieser Rath der Zweihundert konnte dem kleinen Rathe Vorschläge machen, durfte aber selbst über nichts berathschlagen, als über das, was ihm der kleine Rath vortragen ließ. Der vierte Rath, der der Sechzig, war keine eigentliche Behörde, sondern blos ein ge-

heimer Ausschuß, zusammengesetzt aus den fünfundzwanzig Mitgliedern des kleinen Raths und fünfunddreißig Mitgliedern des Raths der Zweihundert. Dieser Ausschuß war für geheime Angelegenheiten und für auswärtige Verhältnisse. Eine Hauptperson in dieser Verfassung war der Generalfiscal (procureur général) der auf je drei Jahre aus dem großen Gemeinderath von den Zweihundert erwählt ward. Dieser hatte nicht allein alle juristischen Geschäfte zu besorgen, sondern war auch der Staatssophist, d. h. er mußte philosophisch beweisen, daß Alles, was die vornehmen, regierenden Herrn anordneten, vortrefflich sey. Der große Rath durfte allerdings dem kleinen und dem der Zweihundert Vorstellungen machen; aber diese konnten dann ihr sogenanntes Recht des Regirens (droit négatif) gebrauchen, d. h. sie konnten, ohne auch nur einen Grund anzugeben, bei ihren Beschlüssen beharren. Der große Rath ward daher auch nur ein paarmal im Jahre versammelt, blos der Wahlen wegen, denn im Uebrigen wußte man mit ihm fertig zu werden. Schon 1738 hatte man gefühlt, daß diese aristokratisch oligarchische Regierung, die sich stets aus den Gliedern einiger wenigen Familien ergänzte, mit dem Bedürfnisse der Zeit und mit den Veränderungen, welche diese, besonders in einer Handelsstadt, unaufhörlich herbeiführt, im Widerspruche stände. Die Bürger geriethen daher mit den Oligarchen in Streit. Die Unruhen hatten zur Folge, daß die Oligarchie um ein Weniges erweitert ward, dafür aber ward das, was vorher nur Usurpation war, jetzt zum geschriebenen Recht. Die genfer Oligarchie ward damals dadurch fester gegründet, daß die adlige Aristokratie von Bern und die weit ärgere bürgerliche und kaufmännische von Zürich, nebst der militärisch monarchischen Regierung von Frankreich Bürgen der bestehenden Oligarchie wurden. Seit dieser Zeit hatte daher der französische Resident in Genf und die gnädigen Herrn von Bern großen Einfluß, und diese beiden hatten um 1762 eben so gut Gründe, in Rousseau den Propheten der Demokratie zu verfolgen, als die genfer Oligarchie selbst. Bei dieser Gelegenheit zeigte Friedrich II., als er den Vertheidiger

der Demokratie gegen die Oligarchen in Schutz nahm, auf eine glänzende Weise, daß ein Monarch, der auf seine Kraft und sein Verdienst traut, keiner Aristokratie gegen sein Volk bedarf. Er erlaubte dem verfolgten Vertheidiger der Demokratie nicht allein, sich in Motiers Travers aufzuhalten, sondern auch von dort aus einen wüthenden Kampf mit den Oligarchen, zu Gunsten des genfer Volks, zu beginnen.

Der Brief, wodurch Rousseau seinem Bürgerrechte entsagte, weckte nämlich endlich den großen Gemeinderath aus seinem Schlummer, er gebrauchte sein Recht und machte Vorstellungen dagegen, daß man einen in ganz Europa geachteten Bürger verdammt habe, ohne daß man ihn gehört oder auch nur vorgeladen hätte. Der kleine Rath machte es wie sonst, er bediente sich seines Rechts, keine Antwort zu geben. Dadurch kam es zwischen beiden Räthen zum förmlichen Bruch, und der große Rath veranlaßte einen Stillstand der öffentlichen Geschäfte durch die Weigerung, die vier Präsidenten oder Syndics zu wählen. Zu dem Zank über Rousseau kamen dann noch andere Ursachen des Zwists hinzu, und die bürgerlichen Unruhen in Genf dauerten über vier Jahre lang fort. Wir können und dürfen hier der Geschichte der Zwistigkeiten der Bürger einer einzelnen Stadt mittlerer Größe nur in Beziehung auf Rousseaus demokratisch aufregende Briefe erwähnen, es mag daher genug seyn, zu bemerken, daß der Streit erst um 1768 beendigt ward. Die Bürgen der Verfassung von 1738 hatten sich in die Sache gemischt, sie vermittelten einen Vertrag, dessen Resultat das sogenannte Friedensedict (édit de pacification) war, wodurch der große Rath einige im Ganzen unbedeutende neue Rechte erhielt, während die große Mehrzahl der Genfer Unterthanen der herrschenden Familien blieben.

Gleich anfangs mischte sich Rousseau in diesen Streit nicht; er ergriff erst die Feder, als ihn Deputirte des großen Raths ausdrücklich darum ersuchten, weil alle ausgezeichneten Gaben und geschickten Federn des kleinen Staats der Regierung verpachtet waren. Der damalige Generalfiscal Tronchin, ein Mann

von ausgezeichneter Bildung und Talent, schien der Sache der Demokratie durch die Aufsätze, die er unter dem Titel: Briefe vom Lande herausgegeben hatte (**lettres de la campagne**), endlich den Todesstreich versetzt zu haben, als sich die Bürgerschaft ganz im Stillen an Rousseau wandte. Rousseau schrieb dann gegen diese Schrift Tronchins, die er selbst meisterhaft nennt, hinter einander neun Briefe, welche ganz in der Stille gedruckt wurden, und denen er den Titel gab, Briefe vom Berge (**lettres écrites de la montagne**), weil sie den Briefen vom flachen Lande (**campagne**) entgegengesetzt waren [8]). Der Druck ward in Holland besorgt und das Buch, plötzlich und unvermuthet in die Welt geworfen, wirkte in Frankreich und in der französischen, damals stolzen Aristokraten unterworfenen Schweiz auf ähnliche Weise, wie Junius Briefe in England, obgleich die Materie es mit sich brachte, daß diese Briefe nicht durch die Gattung des

---

8) Wir wollen für die Leser, denen seine Confessions nicht gerade zur Hand sind, seine eignen Worte hersetzen. Er sagt livre XII. de la II. partie: Ces altercations (die Genfer Unruhen) produisirent diverses brochures, qui ne décidoient rien, jusqu' à ce que parurent tout d'un coup les *lettres écrites de la campagne*, ouvrage écrit en faveur du conseil avec ur art infini, et par lequel le parti représentant réduit au silence, fut pour un tems écrasé. Cette pièce, monument durable des rares talens de son auteur, étoit du procureur général Tronchin, homme d'esprit, homme éclairé, très-versé dans les loix et le gouvernement de la république. Siluit terra. Les représentans revenus de leur premier abattement, entreprirent une réponse, et s'en tirèrent passablement avec le tems. Mais tous jetèrent les yeux sur moi, comme sur le seul qui pût entrer en lice contre un tel adversaire avec espoir de le terrasser. J'avoue que je pensai de même; et poussé par mes anciens concitoyens, qui me faisoient un devoir de les aider de ma plume dans un embarras, dont j'avois été l'occasion, j'entrepris la réfutation des lettres écrites de la campagne et j'en parodiois le titre par celui de Lettres écrites de la montagne, que je mis aux miennes. Je fis cette entreprise et je l'exécutai si secrètement que, dans un rendez-vous que j'eus á Thonon avec les chefs des représentans pour parler de leurs affaires et où ils me montrèrent l'esquisse de leur réponse, je ne leur dis pas le mot de la mienne qui étoit déjà faite.

Styls ausgezeichnet seyn konnten, welche den Brief an den Erzbischof von Paris zum Gegenstande unserer höchsten Bewunderung macht. Diese Briefe vom Berge zeigen, mit Lessings fast gleichzeitigen Meisterstücken des Styls, mit Franklins und der englischen Redner Arbeiten und mit den Werken der französischen Classiker des achtzehnten Jahrhunderts verglichen, die Richtung des Styls der Classiker aller Nationen des vorigen Jahrhunderts im grellen Contrast mit dem Styl und der Richtung der Romantiker des unsrigen.

Rousseau, wie Lessing, kämpfte auf eine glänzende und allgemein verständliche Weise in Beziehung auf die Religion des Staates für das Recht verständiger Prüfung gegen blinden Glauben, in Beziehung auf politische Verfassung für einen Antheil des Volkes an der auf seine Kosten geführten und mit seinem Blute vertheidigten Regierung des Staates. Er hat die Briefe sehr passend in zwei Bücher getheilt. Das erste Buch ist theils der Vertheidigung eines Satzes, den hernach unter uns auch Lessing in seinen Schriften gegen Pastoren und Theologen so glänzend durchgeführt hat, gewidmet, daß ihre Auctorität uns im Forschen nicht hemmen dürfe, theils der Vertheidigung seiner eigenen Sache. Es ist nämlich in diesen sechs ersten Briefen zuerst die Rede davon, ob ein Protestant durchaus an Wunder glauben müsse, hernach wird das Betragen von Rousseaus genfer Richtern geprüft. Die drei letzten Briefe, oder das zweite Buch, sind bestimmt, die Sache der Demokratie gegen die Aristokratie zu führen.

Die drei ersten Briefe, zu denen man auch noch den vierten zählen kann, bilden wieder eine eigene Abtheilung, weil sie ausschließend von der kirchlichen Polizei und vom Rechte des Staates in Beziehung auf freie Aeußerung der Meinung in Religionssachen handeln; der fünfte und sechste beziehen sich nur allein auf das genfer Gerichtsverfahren und auf die zu beobachtenden Rechtsformen, welche nicht blos gegen Rousseau, sondern auch gegen

Andere verletzt waren. Diese letzteren Briefe können wir schon darum übergehen, weil wir der Briefe vom Berge nur in so ferne erwähnen, als Rousseau in denselben auf der einen Seite mit Semler und Lessing für Freiheit des Forschens und Prüfens gegen Universitäts- und Consistorialtheologie, und auf der anderen mit Franklin, Fox, Price, Payne, für eine neue Ordnung in bürgerlichen Dingen kämpfte. Die ersten drei Briefe erörtern die Frage, ob ein protestantischer Staat es seinen Bürgern zur Pflicht machen dürfe, ihren Glauben an Christi Lehre auf dessen Wunder zu gründen? Das heißt, wenn wir die Frage etwas anders, mehr positiv und historisch fassen, sie behandeln die Frage, ob die Staatspolizei des Mittelalters in kirchlicher Beziehung, gegen welche sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur hie und da eine Stimme erhob, noch in der zweiten anwendbar sey, zu einer Zeit, wo die achtungswürdigsten Männer dagegen protestirten?

Gleich der erste Brief handelt mit einer dringenden Dialektik ohne alle Declamation von Religion und Dogma, vom Geiste des Christenthums, von Staatsreligion und Cultus, wobei Rousseau viel mehr Eifer für die reine Lehre Christi zeigt, als der gepriesene Montesquieu gezeigt hat. Rousseau beweist, daß das, was in dem berühmten nirgends von der Aristokratie angegriffenen, von den bigotten Engländern vergötterten Geiste der Gesetze als Christenthum empfohlen und gepriesen werde, durchaus nicht der wahre Geist desselben sey, den er seiner Seits verehre und predige. Er zeigt in Beziehung auf die Beschuldigung von Aufregung zu Empörung und Freveln gegen die Staatsreligion, daß es sehr leicht sey, aus dem Zusammenhange gerissene Stellen der Bibel zu gebrauchen, wie man einzelne Stellen aus seinen Schriften gebraucht habe, und so eine noch weit ärgere Klageschrift gegen die Evangelisten als gegen Empörer und Frevler aufzusetzen, als man gegen den Emile aufgesetzt habe. Wir wollen die sehr witzige und passende Stelle unter dem Texte beifügen, weil leider! in unsern Tagen die Manier, Klage gegen jeden zu führen, der nicht wie es gerade

die Zeit mit sich bringt, bald fromm, bald verständig ist, wieder herrschend zu werden droht. [7]) Dem Untenangeführten fügt Rousseau Folgendes bei: Was würdet ihr Leute sagen, wenn irgend eine Teufelsseele die Stelle des Evangeliums erst auf die angeführte Weise aus dem Zusammenhange risse, hernach aber aus den herausgerissenen Stücken wieder ein Ganzes machte und dieser seiner die Evangelisten schändlich verläumdenden Schrift den Titel Evangelisches Glaubensbekenntniß gäbe? Was sollte man denken, wenn hernach diese schauderhafte Schandschrift von gottseligen Pharisäern mit triumphirender Miene als Inbegriff der Lehre Christi ausposaunt würde? Dahin führt gleichwohl diese unwürdige Art Polemik.

Durch die zuletzt angeführten Sätze bahnt er sich den Weg, um im zweiten Briefe von der Staatsreligion der Genfer und von der Reformation in Beziehung darauf zu reden. Dies ist die Einleitung zu der Untersuchung, in wie fern es ein Verbrechen seyn könne, daß man nicht an die Wunder des Christenthums glaubt. Er beweiset aus der Natur und dem Wesen der Reformation, daß es jedem Reformirten, wenn er nur den Inhalt des Evangeliums als göttliche Botschaft erkenne, ver-

7) Wir rufen, läßt Rousseau seinen Generalfiscal sagen, die Strenge des Gerichts (nous déférons) gegen ein ärgerliches, ein gottloses, frevelndes Buch an, dessen Moral darin besteht, den Armen zu berauben, um den Reichen reichen zu machen (Matth. 13. v. 12. Luc. XX. v. 26.), den Kindern zu lehren, Mutter und Brüder zu verläugnen (Matth. 12. v. 48. Marc. 3. v. 33.), sich ohne Bedenken fremdes Gut zuzueignen (Matth. 11. v. 2. Luc. 19. 30), den Bösen keine gute Lehre zu geben, weil sie sich sonst bekehren und Vergebung erlangen möchten (Marc. 4. v. 12. Johannis 12. v. 40), Vater, Mutter, Weib, Kinder und alle seine Blutsverwandten zu hassen (Luc. 14. v. 26) Ich klage gegen ein Buch, in dem überall das Feuer der Zwietracht geschürt wird (Matth. 10. v. 34. Luc. 12. v. 51. 52.), worin man sich rühmt, den Sohn gegen den Vater zu bewaffnen (Matth. 10. v. 35. Luc. 12. v. 53.), die Verwandten gegen einander, das Gesinde gegen die Herrschaften (Matth. 10. v. 36.), ein Buch, in welchem man Uebertretung des Gesetzes predigt (Matth. 12. v. 2. u. flg.), wo man Verfolgung für Pflicht ausgibt (Luc. 14. v. 23); wo man, um das Volk zu Raubvolk zu machen, die ewige Seligkeit zum Raub der Gewalt und zur Beute der Gewaltthätigen macht (Matth. 11. v. 12).

gönnt seyn müsse, diesen Inhalt nach seiner besten Einsicht zu verstehen und zu deuten. Bei der Gelegenheit giebt er eine Erklärung, welche jeder denkende und consequente Protestant unterschreiben wird. Diesem Satz und ganz consequent der Lehre vom blinden Glauben gemäß, sind ja auch viele Lehrer der englischen Hochkirche jetzt öffentlich Verkündiger des Papstthums, und einige hochkirchliche Gemeindsglieder sind diesem Satze gemäß übergetreten. Wir würden dasselbe thun, wenn es wirklich dahin käme, daß man sich entweder zur hölzernen Dogmatik protestantischer Professoren oder zum Cultus der alten Kirche bekennen müßte, wenn man nicht geschimpft und verfolgt werden wollte. Rousseau sagt nämlich: „Wenn mir jemand heute beweiset, daß ich verbunden bin, in Glaubenssachen mich irgend einer fremden Entscheidung zu unterwerfen, so werde ich morgen katholisch und jeder wahrhafte und consequente Mann wird dasselbe thun". Dies führt ihn dann auf den neuen Papismus, der sich im sechzehnten Jahrhunderte bildete, und auf Calvin. Er redet von ihm mit der größten Achtung, und erklärt seine Intoleranz aus den Zeitumständen, wobei er ihn auf folgende Weise entschuldigt: „Durch das beständige Zanken und Streiten mit den katholischen Geistlichen kam auch über die protestantischen ein Geist des Zankens und der Spitzfindigkeit. Vermöge dieses ihnen eigen gewordenen Geistes wollten sie Alles entscheiden, Alles unter eine Regel bringen, über Alles absprechen; jeder versuchte ganz bescheiden, seine eigene individuelle Meinung als oberstes Gesetz für Alle durchzusetzen. Auf diese Weise konnte man freilich nicht im Frieden leben. Calvin war unstreitig ein großer Mann; aber er war doch ein Mensch, und was schlimmer ist, ein Theolog, er hatte außerdem den ganzen Stolz eines ausgezeichneten Kopfes, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, und es sehr übel nimmt, wenn man sie ihm streitig macht. Seine mehrsten Collegen waren in demselben Falle, sie waren aber darin am mehrsten zu tadeln, daß sie so inconsequent waren".

Diese Sätze führt er hernach meisterhaft durch und bewei-

set mit siegender Beredsamkeit und mit zwingenden Schlüssen, daß es ganz lächerlich sey, wenn man den Wunderglauben und einen durch gewisse Gelehrte aufgestellten Lehrbegriff neben dem Evangelium durch Staatspolizei und äußere Gewalt aufrecht halten wolle. Er macht aufmerksam, daß man dann ja dahin komme, sich statt der alten Kirche und ihrer Ueberlieferung gewisse einzelne Männer zu wählen und diese zu Propheten zu machen. Er sagt ausdrücklich: „Ich schließe daraus, daß man die ganze Reformation in ihren ersten Grundlagen untergräbt, wenn man festsetzt, daß es der Wunder bedürfe, um die göttliche Sendung der Boten einer Verkündigung des Himmels zu beweisen, die eine neue Lehre predigen. Wenn man dies annimmt, um mich zu widerlegen, so sündigt man gerade auf die Weise, wie man mir fälschlich Schuld giebt, daß ich thue". Dies giebt den Uebergang zu den Wundern selbst und zur Entwickelung eines verständigen und gemäßigten Rationalismus, der schon Alles das enthält, was zehn Jahre später Lessing und zwanzig Jahre hernach alle deutschen Theologen lehrten und was jetzt von ihnen als Ketzerei verflucht, und was schlimmer ist, verfolgt wird. Rousseau zeigt hier einen Weg, um an C. F. Bahrdt vorbei, ohne Erklärung der Wunder, ohne Symbolisiren der Geschichte, ohne gelehrte Exegese durch die Schrift zu einer Religion des Herzens und des Gemüthes zu gelangen.

Wir heben diese Stellen ausdrücklich aus dem Grunde hervor, weil die drei Briefe sich scheinbar nur mit Rousseau's Prozeß und mit dem ihm Schuld gegebenen Verbrechen des Unglaubens beschäftigen. Eigentlich behandeln sie mit siegender Dialektik bei Gelegenheit der Geständnisse des savoyischen Vicars die Fragen, die seit 1770 ganz Deutschland in Bewegung brachten. Deutschland war das einzige Land, wo Rousseau Eingang finden konnte, denn in Schweden und in Dänemark war das Lutherthum versteinert, und die anglicanische Kirche gehört im Grunde der römischen an, da sie Pfründen hat und Bischöfe, die Pairs sind, und also kein Licht in ihren Tempel lassen darf. Die zwei letzten Briefe des ersten Buches geben

der Beredsamkeit weniger Spielraum, weil sie einen sehr trocke-
nen Stoff zu behandeln haben; aber Rousseau versteht wie Les-
sing die ungemein schwere Kunst, seine Leser zu zwingen, ihm
auch durch die dürrsten Felder zu folgen. Es ist in diesen Brie-
fen nur vom genfer Staatsrecht, von genfer Prozessen und
gerichtlichen Formen die Rede, gleichwohl hat der sechste Brief
und besonders dessen zweite Hälfte für das neue Staatsrecht
von Europa eine eben so große Bedeutung als die ersten drei
Briefe für das damals in Deutschland dämmernde Licht der
protestantischen Theologie. In diesem sechsten Briefe nämlich
geht Rousseau bis an die äußerste Gränze des demokratischen
Systems der Staatseinrichtung. Er bleibt nicht da stehen, wo
die englischen Redner und selbst Mirabeau später stehen blieben,
sondern er redet, wenn gleich auf eine andere Weise als Frank-
lin, Payne und Price, doch dem Sinne nach, wie diese Demo-
kraten. Er macht in diesem Briefe die spitzfindige Lehre von
der Volkssouveränität, die er in seinem Gesellschaftsvertrage
aufgestellt hatte, in schneidender Kürze geltend, vertheidigt sie,
wendet sie in den drei folgenden Briefen auf die genfer Ver-
fassung an, und macht sie durch diese Anwendung auf die be-
stehenden Einrichtungen handgreiflich. Auf diese Weise mußte freilich
Rousseau große Blößen geben, das wird aber Allen begegnen, die
ohne die Geschichte ganz vollständig und gründlich studirt, oder
die Menschen, wie sie sind und ewig bleiben werden, im engen
Verkehr des Lebens kennen gelernt zu haben, Verfassungstheo-
rien ausgrübeln. Jede Verfassung, die nicht streng demokratisch
ist, erscheint daher in diesen Briefen in demselben Lichte, wie
der oligarchische genfer kleine Rath. Freilich hat gerade die-
ser Umstand beigetragen, diesen Briefen bei allen Leuten, die
sich von Gefühl und Vorurtheil bald zum Fanatismus der Frei-
heit, bald zur Begeisterung für geistlichen und weltlichen Despotismus
fortreißen lassen, eine größere Bedeutung zu geben, als die
dürre Wahrheit der Wirklichkeit würde gehabt haben.

Auch in diesen drei letzten Briefen geht Rousseau zunächst
von sich selbst aus. Es sey ihm zum Verbrechen gemacht wor-

ben, sagt er, daß in seinem Gesellschaftsvertrage eine verderbliche Theorie aufgestellt sey, man habe erklärt, das Buch verdiene verbrannt zu werden, weil sich dessen Verfasser als einen Feind aller bestehenden Regierungen bewiesen habe. Der Inhalt dieses in Frankreich später durch St. Just sehr verderblich gewordenen Contrat social, nach welchem die wesentliche und unveräußerliche Volkssouveränität den sämmtlichen Gliedern des Volks eigen ist, sucht dann Rousseau klar in wenige Sätze fürs Volk, nicht für die Schule zusammenzudrängen. Er faßt hernach das ganze Resultat in die folgenden wenigen Worte zusammen: „In der That, diesen neuen Urvertrag, dieses Wesen unbeschränkter Herrschergewalt, diese Herrschaft der Gesetze, diese Einrichtung der Regierung, diese Weise, sie stufenweise zusammenzudrängen, um durch äußere Gewalt zu ersetzen, was an moralischem Gewichte fehlt, dies Streben nach Usurpation, diese wiederkehrenden Versammlungen, diese Gewandtheit, ihnen auszuweichen, dieses gänzliche Aufhören derselben, womit, um es kurz zu sagen, ihr Genfer jetzt bedroht seyd, und dem ich zuvorkommen möchte, erkennt ihr sie nicht Zug vor Zug in der Geschichte euerer Republik, von ihrer Entstehung an bis auf diesen Tag? Ich habe also, (und dies ist in Beziehung auf die Wirkung, welche Rousseau als Orakel seiner Zeit hatte, besonders zu bemerken), euere Constitution, ihr Genfer, zum Muster genommen, auf welche Weise nach meiner Meinung alle Staaten eingerichtet seyn sollten, und war so weit davon entfernt, euere Verfassung auflösen zu wollen, daß ich euch im Gegentheil die Mittel angab, um sie zu erhalten. Es ist daher sonderbar genug, daß meine genfer Ankläger ein Buch, das nach ihrer Meinung alle anderen Regierungen und Verfassungen angreift und doch dafür von diesen nicht verfolgt wird, zum Feuer verdammen, weil die genfer Verfassung die Einzige ist, die in dem Buche als Beispiel für andere gebraucht wird und die es aufrecht erhalten wissen will".

Rousseaus Vertheidigung gegen die Beschuldigung, daß er

Feind jeder monarchischen und aristokratischen Regierung sey, übergehen wir ganz. Wichtiger für unseren Hauptzweck ist dagegen die feine und geschickte Wendung, vermöge deren er den genfer Zwist benutzte, um in diesen Briefen ans Licht zu bringen, wie sich die innere Beschaffenheit und die egoistische Weisheit aller Aristokratien zur Idee vom Zwecke der Staaten verhalte. „Ihr fragt mich, redet er im siebenten Briefe seine nicht zum kleinen Rath gehörigen genfer Mitbürger an, wie es um eueren Freistaat gegenwärtig steht und zugleich, was die Bürger desselben zu thun haben? Die erste Frage ist viel leichter zu beantworten, als die zweite. Die erste Frage scheint nur darum schwierig, weil man zwei ganz entgegengesetzte Antworten darauf geben kann. Ganz verständige Leute antworten darauf: Wir sind das allerfreieste Volk; andere eben so verständige Leute antworten, wir leben in der härtesten Sclaverei. Wer hat nun Recht? fragt ihr. Ich antworte, alle beide; je nachdem man die Sache nimmt: eine kleine Unterscheidung vereinigt sie. Nichts kann freier seyn, als euer Zustand, wie er den Gesetzen nach seyn sollte, nichts ist sclavischer, als der Zustand, wie er in der That jetzt ist. Euere Gesetze sind nur dadurch verbindlich, daß sie von euch ausgehen, ihr erkennt nur solche an, die ihr selbst gemacht habt, ihr bezahlt nur die Auflagen, die ihr euch selbst auferlegt habt, ihr wählt die Obrigkeiten, die euch regieren sollen, und diese haben nur unter gewissen bestimmten und vorgeschriebenen Formen ein Recht, über euch Gericht zu halten. Ihr seyd in euerem großen Rathe Gesetzgeber, unumschränkte Gebieter, unabhängig von jeder menschlichen Gewalt. Ihr bestätigt die Verträge, ihr beschließt über Krieg und Frieden, ihr werdet sogar von euerer Obrigkeit großmächtige, hochachtbare und gebietende Herren genannt. Das wäre denn euere Freiheit, jetzt wollen wir von euerer Sclaverei reden. Dieselben Leute, die zu Vollstreckern der Gesetze unter euch bestimmt sind, sind auch zugleich die obersten, ja die einzigen Dolmetscher dieser Gesetze, sie lassen sie also deuten, wie es ihnen gefällig ist, und zu jeder Zeit, wenn es ihnen beliebt, schweigen diese Gesetze

ganz, die regierenden Herren dürfen sie übertreten, ohne daß ihr etwas dagegen anfangen könnt; denn diese sind über den Gesetzen. Die Obrigkeit, die ihr wählt, hat ferner ganz unabhängig von euerer Wahl noch andere Gewalt, die nicht von euch herstammt.“ Er beweiset hernach, was man freilich in den mehrsten constitutionellen Staaten unserer Zeit leicht ebenfalls nachweisen könnte, daß eine Freiheit ohne Bürgschaft und Macht, eine leere Illusion sey. Daran knüpft er die Darstellung der Art und Weise, wie in Genf, und überall, nach und nach Usurpation und Gewalt zum Recht geworden sey. Er meint, die Geschichte von Genf beweise, daß auch dort, wie in allen anderen Staaten, das Volk nach und nach von allem Antheil an der Regierung sey ausgeschlossen worden. Es sey bekanntlich, sagt er, alle eigentliche Gewalt an die paar regierenden Familien gekommen, und es regierten nur die Bürger, welche die Gewalt in den Händen hätten, darum sey es mit der Verfassung vorbei. Vor zwei Jahrhunderten, fügt er hinzu, hätte ein Kenner der Staatswissenschaft das, was euch begegnet ist, voraussehen können. Er würde euch gesagt haben: Die Staatseinrichtung, die ihr macht, ist für den Augenblick gut, sie ist aber für die Zukunft schlecht. Sie ist ganz gut, um Freiheit einzuführen, schlecht, um sie zu erhalten, und gerade das, was gegenwärtig euere Sicherheit ausmacht, wird dazu dienen, euch in Fesseln zu schlagen. Diese Sätze bilden die Grundlage der folgenden Prüfung der aristokratischen Regierung, wo er mit viel herber Schärfe Schritt vor Schritt den schlauen Maßregeln folgt, welche sie genommen hat, um das Volk nach und nach seiner Rechte zu berauben. Er bedient sich dabei der rednerischen Form des Apostrophirens und ruft dem Bürger, dem er sich gegenüber gestellt hat, zu: Sie sehen jetzt, mein Herr, die Staatskniffe der Leute, von denen Sie regiert werden. Diese Leute machen ihre Neuerungen nach und nach, ganz langsam, ohne daß jemand erkennt, was daraus werden wird, und wenn man es endlich merkt und helfen will, dann fangen sie an, über Neuerung zu schreien. Diese Sätze werden auf eine bittere und heftige Weise

durchgeführt, und das genfer Volk eben so mächtig gegen seinen kleinen Rath aufgeregt, als das Englische in Junius Briefen gegen König und Ministerium. Rousseau gebraucht dabei die verschiedenen Artikel der genfer Constitution gerade auf dieselbe Weise, wie der Engländer die Englische, oder seinen Blackstone; dabei weiß er, wie dieser, einzelne Fälle meisterhaft für seinen Zweck zu benutzen. Er bleibt z. B. nicht bei dem Verfahren, das man gegen ihn angewendet hatte, stehen, sonden benutzt auch ähnliche Vorfälle, wie den Prozeß des Buchhändlers Bardin, und die Sache eines Bürgers, der ungerechter Weise wegen Entwendung war verhaftet worden, und vergebens um Genugthuung angesucht hatte.

Rousseau selbst macht uns gelegentlich aufmerksam darauf, daß er nur Organ des Zeitgeistes sey, und daß er im Grunde in demselben Kampfe für das wieder erwachende Bewußtseyn verlorner Rechte des Volkes auf dem Festlande begriffen sey, den fast gleichzeitig die englischen Volksfreunde für Wilkes gegen König und Parlament begonnen hätten. Dies mußte nothwendig in allen Cantonen der Schweiz eine mächtige Aufregung hervorrufen, denn alle, wenn man die ganz kleinen ausnimmt, wurden mehr oder weniger aristokratisch, oder wie unsere Sophisten sagen, väterlich! von gewissen Familien ausschließend, in Beziehung auf physisches Wohlseyn und materielle Vortheile aber gar nicht übel regiert. Er sagt auch in Rücksicht auf die vorgebliche Freiheit in Aristokratien ausdrücklich: Wir wollen Herrn Wilkes in Gedanken nach Genf versetzen, er soll dort einmal nur den vierten Theil von dem, was er in London gegen Regierung, Hof und König öffentlich gesagt hat, was er hat drucken und bekannt machen lassen, gegen den kleinen Rath sagen, schreiben und drucken lassen, und man wird sehen, was erfolgt. Daß man ihn hinrichten ließe, will ich nicht fest behaupten (obgleich die zürcher Oligarchen doch allerdings den unglücklichen Diakonus Waser hinrichten ließen, weil er Schlözer ein Aktenstück mitgetheilt hatte, welches dieser bekannt machte);

aber davon bin ich überzeugt, daß er sogleich eingesteckt und mit schwerer Strafe belegt würde.

Wie unfruchtbar aber alles Reden gegen Vorzugsrechte ist, wenn nicht gehandelt werden kann, wie seit 1789 in Frankreich, und seit 1798 in der Schweiz gehandelt ward, zeigt sich bei dieser Gelegenheit, da Alles, was hier schon von Rousseau gründlich und überzeugend widerlegt ist, doch hernach überall und bei jeder Veranlassung, als wenn es ganz neu wäre, wieder ist vorgebracht worden.

Wir übergehen Alles, was Genf und seine Oligarchen besonders angeht, um nur einiges Allgemeine zu berühren, woraus von selbst hervorgeht, wie sich Rousseau zu den späteren Vertheidigern der Revolution verhält. Er führt an, daß man ihm einwerfe, die genfer Regierung habe zweihundert Jahr lang so bestanden und niemand habe sich beschwert, die Verfassung sey gut, wie sie sey, ob man gleich weder den allgemeinen Willen befrage, noch sich genau am Gesetze halte. Darauf giebt Rousseau eine für alle, an keinem bestehenden Gebrauch oder Mißbrauch je rüttelnden Regierungen freilich bittere und schroffe, aber doch, selbst wenn es England gilt, schwer zu widerlegende Antwort: Jede Obrigkeit, sagt er, auch die beste, auch die welche wir selbst gewählt haben, ist in einem privilegirten Zustande und strebt nach Vorzug vor den andern Bürgern. (Daran knüpft er einen Satz in seiner Manier, der beweiset, daß er das Volk d. h. den niederen Haufen nicht kennt, oder nicht kennen will). Mit dem Stande des gehorchenden Volks ist Gerechtigkeit nothwendig verbunden, dem Stande der Gebietenden ist Neigung zu Gewaltthätigkeit und zur Tyrannei von Natur anklebend. Die Regierungen fordern Gesetze, aber nicht, um ihnen zu gehorchen, sondern um sie nach Belieben anwenden zu können. Diese Stelle verdient hier besonders darum angeführt zu werden, weil man sehen wird, daß die Aufregung des Volkes in den Briefen nicht mehr innerhalb der erlaubten Gränzen blieb, sondern offenbar aller bürgerlichen Ordnung feindlich wurde — und doch war weniger Lärm von diesen Briefen, als von den Bekenntnissen

des Vicar und vom Emile. So sind die Menschen! Rousseau geht noch weiter, er sagt: Die Vorgesetzten wollen Gesetze, um sich an ihre Stelle zu setzen, damit man sich vor ihnen und vor ihren Stellen fürchte. Alles begünstigt ihre successiven Usurpationen, sie bedienen sich der ihnen obliegenden Verpflichtungen, um sich immer fort neue aufzulegen, die sie nicht haben sollen. Da sie auch sogar dann, wenn sie die Gesetze verletzen, im Namen des Gesetzes reden, so ist jeder, der sich gegen sie zu wehren wagt, ein Unruhestifter, ein Empörer. Er muß sterben, sie dagegen sind bei ihrem Beginnen der Ungestraftheit stets versichert, haben auch im schlimmsten Fall gar nichts anderes zu fürchten, als daß die Unternehmung mißlinge. Haben sie Hülfe von Außen nöthig, so finden sie diese überall, die Schwäche der Schwachen besteht gerade darin, daß sie sich auf diese Weise nicht verbinden können.

Es ist nun einmal das Schicksal des Volks, daß es immer seine Gegenparthei zu Richtern hat, innerhalb und außerhalb seines eigenen Landes u. s. w. Man sieht, daß ohne es zu wissen und zu wollen, Rousseau ganz auf den revolutionären Weg demagogischer Volksschmeichelei geräth, den in unseren Tagen auch Lammenais betreten hat; beide haben daher auch oft an einer und derselben Stelle vortreffliche Wahrheiten und sehr gefährliche Irrthümer in einander verwebt. Wir wollen, um dies anzudeuten, zum Schluß nur noch eine Stelle hier einrücken: Der wahre Weg zur Tyrannei ist, heißt es, daß man sich sorgfältig in Acht nimmt, geradezu das öffentliche Beste zu verletzen, dadurch würde man jeden Bürger zur Vertheidigung desselben aufregen. Nein, man muß die Vertheidiger desselben vielmehr einzeln, einen nach dem andern angreifen, und dadurch jedem einen Schrecken einjagen, der etwa noch Lust hätte Vertheidiger der Volksrechte zu werden. Man muß allen Leuten einreden, daß die Sache aller Bürger eigentlich die keines Menschen ist: und schon dadurch allein kann man das Sclaventhum Aller begründen; denn wenn jeder Einzelne unter dem Joche ist, wo bleibt dann die allgemeine Freiheit? Wenn jeder

der es wagt, den Mund aufzuthun, in demselben Augenblick erdrückt wird, als das Wort aus seinem Munde geht, wo findet man dann noch jemand, der es ihm nachthun möchte? Wo kann aber die Gesammtheit einen Sprecher finden, wenn jeder Einzelne stumm bleibt? Die kluge Regierung wird also nur gegen solche wüthen, die einen Eifer zeigen, sie wird gegen die Andern so lange gerecht seyn, bis sie ungestraft ungerecht seyn darf. Von dem Augenblick an, daß sie dies darf, wird sie es mit der Gerechtigkeit machen, wie ein guter Haushalter mit seinem Gut, das er so weit zu erhalten sucht, als es thöricht seyn würde, es zu verschwenden." Schon aus dieser einzigen Stelle geht hervor, daß die Briefe vom Berge das Evangelium der Revolutionen und der Demokratie mit eben der Kühnheit verkündigten, und die bestehende Feudalität und Aristokratie des Festlandes eben so stark erschütterten, als die in England und Amerika während des Kriegs bekannt gemachten Schriften das Wesen der englischen Regierung angriffen.

Wir verbinden die kurzen Bemerkungen über Büffon, soweit er hier in Betrachtung kommen kann, wo wir mit seiner eigentlichen Wissenschaft, der Kenntniß und Beschreibung der Natur, nichts zu thun haben, nur darum mit der Erwähnung Rousseaus, weil sich zeigen wird, daß der monarchisch gesinnte Graf, der Begünstigte Ludwigs XV., mit dem republikanischen Bürger von Genf in der Richtung zum Fortschreiten, im Aufklären und im Eifern gegen Vorurtheile zusammentraf. Beide wirkten durch die Materie, die sie vortrugen, und durch den rednerischen Styl, worauf sie einen ganz besondern Fleiß wandten, auf das Publikum des achtzehnten Jahrhunderts mächtig ein, und beide suchten, wenn gleich jeder auf seine Weise, ein Leben und eine Wissenschaft zu schaffen, welche ganz eigentlich der sogenannten philosophischen Richtung der glänzenden pariser Kreise angepaßt waren. Büffon hielt sich übrigens ganz in seiner Sphäre, die wir hier nicht berühren dürfen, wir erwähnen seiner nur als eines philosophischen und rhetorischen Schriftstellers, der alle Fächer der Naturgeschichte auf gleiche Weise umfassen

und der gebildeten Welt im academischen Styl vortragen wollte. Er wirkte um so mehr, da er auf eine vornehme und vorsichtige Art ein nichts weniger als theologisches System der Naturlehre und Naturgeschichte vortrug, und auf diese Weise ganz leise die naturwissenschaftlichen Fächer den Physikotheologen entzog, wie Montesquieu die politischen den römischen Juristen und Canonisten entzogen hatte. Der Letztere vernichtete die herrschenden autokratischen Vorstellungen der Zeit Ludwigs XIV., der Erste führte zu einer neuen der herrschenden theologischen und teleologischen entgegengesetzten philosophischen Betrachtung der Natur.

Wenn wir behaupten, daß Büffon eigentlich nicht durch die Wissenschaft groß ward, so gründet sich dies darauf, daß er diese nicht sowohl selbst behandelte, als vielmehr unter seinen Augen behandeln ließ, um die Resultate zu benutzen. Um indessen zu beweisen, daß er besonders durch Rhetorik und Benutzung des Zeitgeistes und der Kreise, von denen dieser Geist ausging, groß ward, wollen wir anführen, was ein Republicaner, ein Girondist, der Marquis von Condorcet über seine Art, die Naturgeschichte zu behandeln, gesagt hat. Wir glauben die Worte eines Akademikers, eines Mannes, der in den pariser Gesellschaften glänzte, wie Condorcet, um desto eher anführen zu dürfen, weil der Marquis Büffons Verdienste hervorheben wollte und also das, was wir Tadel nennen, nur gelegentlich durchschimmern läßt: Er wagte, sagt Condorcet, den Plan zu fassen, alle einzelne Thatsachen und Erfahrungen im ganzen Gebiete der Naturgeschichte zu sammeln, aus ihnen allgemeine Resultate zu ziehen, welche eine Theorie der Natur bilden sollten, statt daß Beobachtungen allein nur eine Geschichte geben. Er wollte der Naturgeschichte der Thiere dadurch Leben und Anziehung geben, daß er in das künstliche Gemälde ihrer Sitten und Gewohnheiten allerlei Beschreibungen mischte, die er mit allen den Zügen und Farben ausmalte, mit denen nur immer eines Schriftstellers Kunst seine Rede schmücken kann. Er wollte, um es mit einem Worte zu sagen, für Philosophen und überhaupt für Leute, die ihren Verstand und ihr Gemüth ausgebildet ha-

ben, eine neue Wissenschaft aus den Kenntnissen schaffen, die vorher nur für Naturforscher da waren. Man sieht aus diesen Worten, er wollte machen und schaffen, er bedurfte also der Malerei, er bedurfte der Kunst der Rede, wir würden daher seine Dreistigkeit mit dem kühnen Fluge unseres Herders entschuldigen. Beide entzückten in eben dem Maße mehr, als ihr Leser weniger von dem verstand, was die Phantasie bei dem Einen als Ergänzung der Natur, bei dem Andern als Ergänzung der Sage, Geschichte und alles dessen, worüber keine sicheren Nachrichten vorhanden sind, hervorbrachte. Man wird Büffons Epochen der Natur, seine Theorie der Erde immer als Poesie lesen können, wenn gleich Alles, was er dort als unläugbar gewiß vorträgt, als wenn er dabei zugegen gewesen wäre und es mit eignen Augen gesehen hätte, durch die spätern Entdeckungen und Erfahrungen als ganz unhaltbar und willkührlich ist umgestoßen worden. Derselbe Fall ist mit Herders Philosophie der Geschichte der Menschheit, nur daß es viel schwerer ist, dem, der die Sachen und Geschichten, worauf es bei diesem ankommt, nicht Jahre lang studiert hat, auch nur deutlich zu machen, wie willkührlich Herders Machtsprüche, wie flüchtig zusammengerafft seine Kenntnisse sind, wie unvollständig seine Bekanntschaft mit den Quellen und sogar mit den Hülfsmitteln oft bei den wichtigsten Dingen ist.

Was übrigens Büffons modische Philosophie angeht, so zog er zurück, sobald das Treiben der modischen Kreise nicht mehr rein aristokratisch, ausschließend und gewissermaßen privilegirt war, sobald es ins Volk zu dringen, die Privilegien und das Hergebrachte wirklich zu bedrohen schien. Dies nahmen ihm die andern Mitglieder der Gesellschaft bei Holbach und Helvetius sehr übel, und sie haben ihn wegen der lächerlichen Art, wie er, gleich unserm F. H. Jacobi, seine Perioden zusammenkünstelte, oder durch successive Erweiterung förmlich frisirte, oft dem Gelächter preisgegeben, obgleich er, gleich unserm Jacobi, doch ein Classiker geblieben ist. D'Alembert, Diderot, Condillac und andere pflegten, wie uns Morellet berichtet, der täglich mit ihnen

des Vicar und vom Emile. So sind die Menschen! Rousseau geht noch weiter, er sagt: Die Vorgesetzten wollen Gesetze, um sich an ihre Stelle zu setzen, damit man sich vor ihnen und vor ihren Stellen fürchte. Alles begünstigt ihre successiven Usurpationen, sie bedienen sich der ihnen obliegenden Verpflichtungen, um sich immer fort neue aufzulegen, die sie nicht haben sollen. Da sie auch sogar dann, wenn sie die Gesetze verletzen, im Namen des Gesetzes reden, so ist jeder, der sich gegen sie zu wehren wagt, ein Unruhestifter, ein Empörer. Er muß sterben, sie dagegen sind bei ihrem Beginnen der Ungestraftheit stets versichert, haben auch im schlimmsten Fall gar nichts anderes zu fürchten, als daß die Unternehmung mißlinge. Haben sie Hülfe von Außen nöthig, so finden sie diese überall, die Schwäche der Schwachen besteht gerade darin, daß sie sich auf diese Weise nicht verbinden können.

Es ist nun einmal das Schicksal des Volks, daß es immer seine Gegenparthei zu Richtern hat, innerhalb und außerhalb seines eigenen Landes u. s. w. Man sieht, daß ohne es zu wissen und zu wollen, Rousseau ganz auf den revolutionären Weg demagogischer Volksschmeichelei geräth, den in unseren Tagen auch Lammenais betreten hat; beide haben daher auch oft an einer und derselben Stelle vortreffliche Wahrheiten und sehr gefährliche Irrthümer in einander verwebt. Wir wollen, um dies anzudeuten, zum Schluß nur noch eine Stelle hier einrücken: Der wahre Weg zur Tyrannei ist, heißt es, daß man sich sorgfältig in Acht nimmt, geradezu das öffentliche Beste zu verletzen, dadurch würde man jeden Bürger zur Vertheidigung desselben aufregen. Nein, man muß die Vertheidiger desselben vielmehr einzeln, einen nach dem andern angreifen, und dadurch jedem einen Schrecken einjagen, der etwa noch Lust hätte Vertheidiger der Volksrechte zu werden. Man muß allen Leuten einreden, daß die Sache aller Bürger eigentlich die keines Menschen ist: und schon dadurch allein kann man das Sclaventhum Aller begründen; denn wenn jeder Einzelne unter dem Joche ist, wo bleibt dann die allgemeine Freiheit? Wenn jeder

der es wagt, den Mund aufzuthun, in demselben Augenblick erdrückt wird, als das Wort aus seinem Munde geht, wo findet man dann noch jemand, der es ihm nachthun möchte? Wo kann aber die Gesammtheit einen Sprecher finden, wenn jeder Einzelne stumm bleibt? Die kluge Regierung wird also nur gegen solche wüthen, die einen Eifer zeigen, sie wird gegen die Andern so lange gerecht seyn, bis sie ungestraft ungerecht seyn darf. Von dem Augenblick an, daß sie dies darf, wird sie es mit der Gerechtigkeit machen, wie ein guter Haushalter mit seinem Gut, das er so weit zu erhalten sucht, als es thöricht seyn würde, es zu verschwenden." Schon aus dieser einzigen Stelle geht hervor, daß die Briefe vom Berge das Evangelium der Revolutionen und der Demokratie mit eben der Kühnheit verkündigten, und die bestehende Feudalität und Aristokratie des Festlandes eben so stark erschütterten, als die in England und Amerika während des Kriegs bekannt gemachten Schriften das Wesen der englischen Regierung angriffen.

Wir verbinden die kurzen Bemerkungen über Büffon, soweit er hier in Betrachtung kommen kann, wo wir mit seiner eigentlichen Wissenschaft, der Kenntniß und Beschreibung der Natur, nichts zu thun haben, nur darum mit der Erwähnung Rousseaus, weil sich zeigen wird, daß der monarchisch gesinnte Graf, der Begünstigte Ludwigs XV., mit dem republikanischen Bürger von Genf in der Richtung zum Fortschreiten, im Aufklären und im Eifern gegen Vorurtheile zusammentraf. Beide wirkten durch die Materie, die sie vortrugen, und durch den rednerischen Styl, worauf sie einen ganz besondern Fleiß wandten, auf das Publikum des achtzehnten Jahrhunderts mächtig ein, und beide suchten, wenn gleich jeder auf seine Weise, ein Leben und eine Wissenschaft zu schaffen, welche ganz eigentlich der sogenannten philosophischen Richtung der glänzenden pariser Kreise angepaßt waren. Büffon hielt sich übrigens ganz in seiner Sphäre, die wir hier nicht berühren dürfen, wir erwähnen seiner nur als eines philosophischen und rhetorischen Schriftstellers, der alle Fächer der Naturgeschichte auf gleiche Weise umfassen

zusammen war, den ungemein zierlichen und feinen Grafen nur einen Scharlatan, einen Rhetor, einen Declamator, einen Phrasendrechsler zu nennen. Sie warfen ihm vor, was wir Herders Geschichte, oder, wenn man will, seiner Philosophie der Geschichte vorwerfen würden, daß sein Styl weder dem Zweck der Behandlung, noch der Natur der behandelten Sache angemessen sey. Dies konnten diese Herrn bei Büffon eher deutlich machen, als wir bei Herder zu thun im Stande seyn würden. Sie sagten, die Beschreibungen der Thiere kämen ihnen vor, wie die in der Schule gebräuchlichen Erweiterungsexercitien (amplifications), die künstlichen Ergießungen über Natur überhaupt schalten sie unbestimmte, falsche, unnütze Declamationen.

Wer jemals ein Blatt von den Kladden unseres Stylisten F. H. Jacobi gesehen hat, wie der Uebersetzer des Homers Blätter davon zu zeigen pflegte, der hat eine Vorstellung von Büffons Art, die Sache und den Styl zu machen. Unten stand dort der einfache Satz, der successiv in den immer darüber geschriebenen Zeilen voller, runder, zarter, zierlicher ward. Dies giebt eine Vorstellung von Büffons Manier zu arbeiten, nur daß dieser nicht so oft die Feder dabei ansetzte als Jacobi. Büffon nämlich arbeitete in einem Pavillon im Garten auf seinen Gütern zu Montbar in Bourgogne, und zwar so, daß er Seite für Seite niederschrieb, nachdem er vorher so lange im Garten herumgewandelt war, bis er jede Periode im Kopfe geründet, und auf diese Weise die Seite fertig gemacht hatte. Man merkt ihm daher überall an, daß Alles auf der Drechselbank gedreht ist, doch bleibt sein Styl immer ernst und zierlich, Helvetius und Jacobi, die auf ähnliche Art arbeiteten, sind dagegen offenbar manierirt. Büffon verband übrigens mit der Kühnheit unserer Naturphilosophie im Erschaffen von Systemen und in der Behauptung von Hypothesen, als wenn es gewisse Erfahrungen oder gar ewige Gesetze wären, eine Klarheit und einen hohen poetischen Flug, die ihm einen Platz neben Herder geben, nur mit dem Unterschiede, daß bei Herder die erhabene und doch klare Sprache Natur, bei Büffon durch Kunst angebildet ist.

Condorcet hat daher auch an der Stelle, wo er die Schriftsteller seiner Nation in zwei Classen theilt, mit vollem Rechte Büffon in die zweite gebracht, an deren Spitze er Corneille stellt, Boileau dagegen steht an der Spitze der Ersten. Er sagt nämlich, was den Styl betreffe, so hätten ihn entweder die Schriftsteller der classischen Zeit desselben, wie Boileau, Racine, Fenelon, Massillon, Voltaire auf die Ueberzeugung und den Verstand der Leser berechnet, oder wie Corneille, Bossuet, Montesquieu, Rousseau, Büffon auf Ueberredung, auf Bestechung des Gefühls, auf ein Fortreißen des Verstandes ohne eigentliche Ueberzeugung. Büffon hatte mit der Politik nichts zu schaffen, er war viel zu behutsam, als daß er, wie die Herrn seines Kreises, religiöse Vorurtheile geradezu hätte angreifen sollen, er zerstörte aber die Systeme der Teleologie eines Bonnet und die theologische Naturwissenschaft eines Haller, auch ohne alle Polemik. Seine Systeme, seine Hypothesen, seine kühnen Blicke, seine Aufschlüsse über den Zusammenhang der Erscheinungen, obgleich sie nur selten die Prüfung späterer Kenner und Forscher ausgehalten haben, warfen doch auf Natur, Leben, Organisation und Entstehung der Dinge ein Licht. Auf diese Weise ward auch von ihm das Dunkel des Mittelalters zerstreut, die Theologie von der Naturwissenschaft ausgeschlossen, und das ganze Leben des Menschen erhellt.

Die rechtgläubigen, calvinistischen Naturforscher merkten gleich anfangs das, was dem sonst so scharfen Geruche der katholischen Theologen, ihrer Parlamente und ihrer Polizei entging, denn sowohl Haller, der auch mit Voltaire in stetem Kampf war, als Bonnet, der bekanntlich die sogenannte Physikotheologie bis zum äußersten Grad der Lächerlichkeit trieb, erhoben sich gegen ihn. Nicht blos Haller, sondern auch Bonnet, waren unstreitig bessere Beobachter, Forscher und Kenner des Einzelnen, sie waren der eigentlichen Wissenschaft der Natur mächtiger als Büffon, die Theologie lieh ihnen aber immer ein Glas, welches sie doppelsichtig machte, und die Scheu vor einem biblischen Worte, welches doch nur Kleid der Offenbarung, nicht die Of-

fenbarung selbst seyn kann, hielt sie ab, dem Fluge seines Geistes zu folgen, doch waren sie stets unter seinen Gegnern die Furchtbarsten. Auch unter den Philosophen fand freilich Büffon in Condillac einen Gegner, dieser richtete sich aber gegen seine Systeme und Hypothesen, worauf wir uns weder einlassen können, noch wenn wir auch könnten, wollten, da wir Büffon blos deshalb erwähnen, weil er von allen andern am mehrsten beigetragen hat, das neuere Leben aus dem dunkeln Grübeln des Mittelalters ins Licht der Erfahrung zu ziehen.

§. 3.

Philosophische Staatsökonomen und Politiker.

Die Geschichte einer zuerst in Holland entstandenen, dann nach England verbreiteten, hernach in Frankreich mit der dort herrschenden Philosophie verbundenen Wissenschaft, welche in unserer Zeit als eigenes Fach gründlich getrieben und ausführlich entwickelt wird, würden wir nicht zu berühren wagen, wenn wir nicht blos eine einzige Seite derselben zu betrachten hätten. Derselbe Geist der Zeit nämlich, der in der Naturwissenschaft der Herrschaft religiöser Vorurtheile ein Ende machte, trieb auch die Staatsmänner von der bloßen Routine der Schreibstuben zur Wissenschaft, so daß sie, den Vorurtheilen des Herkommens in allen Theilen des Staatslebens zum Trotz, auf Aenderungen und Verbesserungen drangen, damit ihre Regierungen den Forderungen der Zeit genügen könnten. Dies allein wollen wir anschaulich machen, alles andere und die ganze Literaturgeschichte der Staatsökonomie müssen wir den Männern vom Fach überlassen. Da hier blos angedeutet werden soll, in welche Beziehung die neue Wissenschaft durch Türgot und seinen Herausgeber Dupont de Nemours zu den neuen Schöpfungen der Revolution und der Regierung Napoleons, so wie zu allem dem, was andere Staaten nachahmend eingerichtet haben, gebracht wurde, so wäre es genug, nur Türgot und Dupont anzuführen; doch müssen wir der Deutlichkeit wegen etwas weiter zurückgehen.

Was die doppelte Theorie der Staatshaushaltung und die beiden Secten von Oekonomen angeht, welche von Quesnay und Gournay gestiftet wurden, so mag die einzige Bemerkung hier einen Platz finden, daß sich die beiden Systeme neuer Staatshaushaltung, welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich von Quesnay und Gournay aufgestellt wurden, wie eine conservative Neuerung zu einer reformirenden, oder wie Begünstigung des landbesitzenden Adels zu der des betriebsamen Bürgers verhalten. Bekanntlich wurden beide Systeme hernach von Adam Smith in England zu einem dritten verbunden; dies Alles gehört aber dem eigentlichen Fach an. Wir wollen hier blos ausführlich beweisen, daß die Franzosen nicht nur durch Montesquieu, sondern auch durch Männer des Hofs schon seit der Mitte des Jahrhunderts ermuntert wurden, das ganze System ihrer Regierung und Verwaltung zu ändern. Quesnay sowohl als Gournay predigten ihnen, daß sie, wenn sie nicht ganz weit hinter der Zeit zurückbleiben wollten, den Engländern nachahmen müßten. Man foderte sie auf, zu thun, was sie jetzt seit zwölf Jahren nur zu sehr gethan haben, d. h. neben dem Adel, der Hierarchie, den Soldaten, auch das Geld als eine Macht im Staat anzuerkennen und den Besitzern oder Erwerbern desselben einen Platz neben dem Thron zu geben.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war nämlich England auf der Höhe seines durch Handel und Betriebsamkeit ganz auf äußeren materiellen Genuß und Behaglichkeit gerichteten Strebens, es war damals die, mit einem unermeßlichen Reichthum des einen Theils stets verbundene, unaussprechliche Armuth des andern noch nirgends auffallend; alle Staaten blickten daher neidisch auf die reichen und comfortabel eingerichteten Britten, und ein reicher Lord war stets der Theatergott der Romane. Die bis ins Unglaubliche vermehrten Quellen des Reichthums in England, der Handel, die Gewerbe, die Betriebsamkeit, der großartig von Capitalisten wissenschaftlich und kaufmännisch betriebene Landbau erregte in Frankreich um so

mehr Aufmerksamkeit, je weniger Behaglichkeit dort die ganz ausschließend besteuerten Classen der Bevölkerung genossen, je auffallender das jetzt verschwundene Elend der Hauptmasse des Volks war, und je ärmer die Schatzkammer eines so vortrefflich mit allen Producten des Südens und Nordens ausgestatteten Reichs war. Die nächste Veranlassung zur Entstehung der neuen Wissenschaft der Staatsökonomie gaben übrigens weder politische Betrachtungen, noch die durch Rousseaus und Diderots und anderer rührende Romane und Dramen verbreitete Gefühlsamkeit, sondern wahrhaftiges und inniges Mitleid mit dem unbeschreiblichen Elend der unter Abgaben erliegenden arbeitenden Classen. Diese Theilnahme, die sich jetzt in England auf andere Weise zeigt, brachte fast zu gleicher Zeit zwei Männer auf den Gedanken, ihre Zeit und ihr Nachdenken den Mitteln der Abhülfe des Elends zu widmen. Ein Arzt Quesnay und ein Kaufmann Gournay stellten jeder ein eignes philosophisches System auf über den Reichthum der Staaten, über die Quellen desselben, folglich über die Quellen des Erwerbs und die Mittel, diesen zu fördern und auf diese Weise zu gleicher Zeit den Wohlstand der arbeitenden Classen und die Einnahme des Staats zu vermehren. Quesnay, der begünstigte Leibarzt Ludwigs **XV.**, war der Sohn eines Gutsbesitzers und enthusiastischer Freund ländlicher Beschäftigungen, er war durch seine chirurgische Geschicklichkeit dem Könige und der Pompadour sehr wichtig und mit ihnen vertraut, er war daher am besten im Stande, den König für sein System, welches den Reichthum eines Landes ausschließend in Cultur des Bodens suchte, zu gewinnen. Auf diese Weise ward die Pompadour zu manchen Schritten bewogen, die der bürgerlichen Freiheit günstig waren, und der König ließ manches Neue einführen, nur damit das System in Anwendung gebracht werden könnte. Quesnays Grundsatz, wie seine Stellung, war rein monarchisch, obgleich er freilich sein System mit dem, was man damals in Paris Philosophie nannte, in Verbindung zu bringen suchte, und den Encyklopädisten befreundet war. Schon Süll̈y hatte bei der Staatsverwaltung

unter Heinrich IV. dieselben Grundsätze praktisch befolgt, welche Quesnay theoretisch vortrug. Quesnay erkannte zwar drei Classen von Arbeiten, producirende, vertheilende, erhaltende, aber die erste Classe (producteurs) war ihm doch die im engsten Sinne zu berücksichtigende; also nahmen Fischerei, Landbau, Steine brechen, Holzfällen, Bergbau, den ersten Platz unter den Gewerben ein. Der menschenfreundliche Mann, der aus wahrer Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale des französischen Bauernstandes schrieb, handelte und Versuche machte, wußte den König, der bekanntlich auch Büffon für seine Forstspeculationen benutzen wollte, für seine Experimente als für Spielerei zu gewinnen, so daß Ludwig XV. manche der kleinen ökonomistischen Aufsätze seines Arztes drucken ließ, die Correcturbogen durchsah und selbst corrigirte. Wie der König auf der einen Seite Quesnays Aufsätze unter seinen Augen drucken ließ, so bedienten sich auf der andern auch die Encyklopädisten seiner, so weit auch seine religiösen und politischen Grundsätze von den Ihrigen entfernt waren. Sie bewogen ihn, die Resultate seines Forschens über die Verbesserung des Systems, welches den Landmann drückte, in den beiden Artikeln, Korn (grains) und Pächter (fermiers) ihrer Encyklopädie einzuverleiben. Die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Güterbesitzer ward durch diese Artikel auf Dinge gezogen, die man ihnen vorher nie so handgreiflich gemacht hatte; die Freunde der pariser Philosophen bemächtigten sich seiner Ideen, um sie für ihre Absichten zu gebrauchen und manche Minister monarchischer Staaten, sowie einige vortreffliche Fürsten dieser Zeit machten von seinen Lehren bei ihren neuen Einrichtungen Anwendung. So wenig Quesnay gesonnen war, so weit zu gehen, als die Männer thaten, die ihn vergötterten, welche schon damals an eine mögliche Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes und der Regierung dachten, so drang er doch darauf, daß die Frohnden in Frankreich abgeschafft, der innere Verkehr von allen Zöllen befreit und der Getreidehandel völlig frei gegeben werden müsse. Der bessere, edelgesinnte Theil der Ari-

stokratie huldigte um so lieber Quesnays Grundsätzen, als die Gutsbesitzer in Beziehung auf Bewirthschaftung ihrer großen Landgüter und der Domänen sehr gut einsahen, daß Quesnay mit Recht den Satz aufstelle, daß der Bauern Vortheil auch der Ihrige sey.

Unter den Enthusiasten für Quesnays System müssen wir ganz vorzüglich den Vater des durch die Revolution unsterblich gewordenen Grafen von Mirabeau nennen. Diesen alten Mirabeau wie seinen Bruder, den Malteser Commandeur, muß man zu den provenzalischen Originalgenies zählen, die mit unbändigem Stolz Menschenfreundlichkeit verbanden, und für große Ideen empfänglich, oft bis zum Wahnsinn begeistert oder erbittert auftreten. Aus den in unserm Jahrhundert bekannt gemachten Briefen von Mirabeaus Vater und Onkel, geht hervor, daß, wenn auch der Erste der Berühmteste war, doch der Zweite ihn bei weitem an provenzalischer Originalität übertraf. Mirabeaus Vater war das Ideal der mehrsten Volksmänner, er war, wie diese so oft sind, auf der einen Seite eifriger Demokrat, während auf der andern er und sein Bruder den provenzalischen Adelstolz, Anmaßung und Einbildung, wie aus ihrem übrigens höchst geistreichen und originellen Briefwechsel hervorgeht, bis zu einem ganz unglaublichen Grade trieben. Mirabeaus Buch, nach dessen Titel man ihn zu benennen pflegte, so wenig menschenfreundlich auch sein Betragen war, führte den Titel, der Volksfreund, einen Titel also, den später auch Marat seinem gräßlichen Journal gab. Der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, nach diesem Journal der Volksfreund genannt, war nicht blos unermüdlicher Vertheidiger von Quesnays System, sondern auch dessen persönlicher Freund. Er hat über zwanzig Bände über die neue Staatsweisheit des ökonomistischen Systems geschrieben, und eine Lobrede auf den Urheber desselben herausgegeben, die wegen des über die Maßen lächerlichen Tons, in dem sie abgefaßt war, ihrer Zeit eine ganz eigne Art von Berühmtheit hatte und den Spöttern reichen Stoff gab.

Der Volksfreund des despotischen Haustyrannen erschien um 1755 in fünf Bänden, machte aber die neue Wissenschaft weder klarer noch beliebter, denn sein Styl war deklamatorisch und abenteuerlich schwülstig, und sein eigener Charakter bildete einen zu großen Contrast mit der Lehre, die er predigte, als daß er viele Proselyten hätte machen können. Während er für das Wohl des Volks und für die Grundsätze, worauf seine Secte von Oeconomisten dieses zu gründen gedachte, auf eine komische Weise eiferte, bewies er sich bis zum höchsten Scandal als einen Haustyrannen, als den furchtbarsten Egoisten gegen Frau und Kinder und als schlechten Staatsbürger. Das willkührliche Verfahren der Regierung, oder wenn man will, der Minister Ludwigs XV. mit Mirabeaus Vater, und hernach auf Ansuchen dieses Vaters mit dem Sohne, erklärt und entschuldigt die Heftigkeit, mit welcher der Graf Mirabeau hernach, sobald es die Umstände zuließen, alles aufbot, um der Willkühr der Minister gesetzliche Schranken zu setzen. Mirabeaus Vater nämlich oder der sogenannte Volksfreund, hatte nicht blos wegen seiner beiden Schriften über Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Provinzialstände viel auszustehen, sondern ward wegen seiner Abhandlung über das Abgabensystem (Théorie de l'impôt) sogar in die Bastille gesetzt.

Wir nennen hier den Volksfreund Mirabeau blos wegen zwei Schriften, die er in Verbindung mit Quesnay selbst geschrieben hat, nicht wegen der großen Zahl anderer, die er allein herausgab. Die eine enthält die ausführliche Entwickelung des Systems einer auf Benutzung des Reichthums des Bodens gegründeten Staatsverfassung, wie sie Quesnay ausgedacht hatte; die Andere enthält einen kurzen und klaren Inbegriff der wesentlichen Punkte des neuen Systems. Das eine dieser Bücher nannten er und sein Mitarbeiter Quesnay, Philosophie des Landbaus (**Philosophie rurale ou économie générale et particulière de l'agriculture 1764. 3 Vol. 12.**), das Andere Grundzüge des Systems der Betreibung der Landökonomie (**Elémens d'économie rurale 1767 u. 68.**) Auch die mehrsten an-

dern Schriften des wunderlichen Provenzalen sind bestimmt, das neue System auszuposaunen, oder dessen Beziehung auf alle möglichen Zweige der Staatshaushaltung nachzuweisen; eine Anzahl anderer, besonders adelicher Schriftsteller folgten dem Vorgange des provenzalischen Marquis. Mehrere fremde Fürsten, unter ihnen besonders Carl Friedrich von Baden und Leopold, damals Großherzog von Toscana, beide (so lange Leopold noch nicht Kaiser war) als weise und väterliche Fürsorger der ihnen vertrauten, vom Himmel vor den mehrsten andern gesegneten Länder allgemein anerkannt, huldigten Quesnays Grundsätzen. Ihre weisen, in ganz Europa gepriesenen, von den damals den Fürsten nicht gerade gewogenen Philosophen als Muster empfohlenen Gesetze und Einrichtungen waren die Frucht des Studiums von Quesnays System, und beide bewiesen auch seinem Freunde, dem wunderlichen Marquis, große Aufmerksamkeit. Auch Kaiser Joseph II. gab dem rein monarchischen System Quesnays den Vorzug vor dem entgegengesetzten Gournays, weil nur das Erstere auch in ganz absolut regierten Staaten anwendbar schien, das Andere aber, ohne volle bürgerliche Freiheit, stets nur unvollkommen ausführbar ist.

Gournays System fand in allen Ländern Europas enthusiastische Verehrer, weil der steigende Luxus die Industrie steigerte, diese aber ohne baares Geld nicht betrieben werden kann, selbst der Adel also erkannte, daß er nothwendig, wie jetzt überall geschieht, großen Fabrikanten, Bankiers u. s. w. einen Antheil an seinen Privilegien zugestehen müsse. Dies System hat bekanntlich in unsern Tagen völlig gesiegt, und was vorher nur in England galt, gilt jetzt auch auf dem Continent. Eine Folge dieses Systems ist, daß Wucherer und Speculanten auch unter uns nicht mehr Plebejer sondern eine Art Patrizier sind, welche Geld schaffen, das Leben in eine große Maschiene verwandeln, eine neue freiwillige Leibeigenschaft der arbeitenden Classen begründen und fürstlichen Luxus treiben. Gournay hatte, ehe er ins Ministerium kam, Handelsgeschäfte getrieben, er stand um 1729 an der Spitze eines nicht unbedeutenden Handelshauses in Cadix,

verband aber, was damals selten war, ein theoretisches Studium mit seinem praktischen Geschäfte. Weil seit Colberts Zeiten die Theorie der Handels- und Gewerbspolizei in Frankreich ganz vernachlässigt worden war, so bildete er sich durch das Studium holländischer und englischer Werke, diente seit 1744 dem französischen Ministerium mit seinen Einsichten und ward bis an seinen Tod im Jahre 1759 Intendant des Handels betitelt. Als Intendant des gesammten Handlungswesens von Frankreich war er mit Türgot enge verbunden. Er schuf ein französisches System des Handlungswesens, das er aus einem Petty, Davenant, Gee, Child und andern englischen Quellen schöpfte, und wendete die ihm als obern Ministerialbeamten zu Gebote stehenden Mittel an, um auf jede Weise dies neue System durch Schriftsteller zu fördern. Auf Gournays Betrieb arbeitete Dangueil sein Werk über die Handelsvortheile und Nachtheile von England und Frankreich, wobei er einen englischen Schriftsteller zu Grunde legte; Forbonnais brachte Kings brittischen Kaufmann ins Kurze, und Gournay selbst schrieb in Verbindung mit Forbonnais über Handlung im Allgemeinen. Das System, welches Gournay aufstellt und auf jede Weise auch als Beamter förderte, war noch viel weniger als Quesnays System mit den immer noch fortbestehenden Schranken des Feudalismus, der Corporationen, Privilegien und des Particularismus des Mittelalters vereinbar. Gournay behauptete nämlich, daß nicht blos die Beschäftigungen der Staatsbürger, welche Quesnay ausschließend produzirende Arbeit nannte, den wahren Reichthum des Staats ausmachten, sondern er bewies, daß jede Art von Arbeit, jeder Kunstfleiß, jede auf Erwerb gerichtete Thätigkeit in Anschlag zu bringen sey, wenn man den verhältnißmäßigen Wohlstand der Völker, oder den Nationalreichthum schätzen wollte.

Gournay mußte, wenn sein System der Betriebsamkeit des Erwerbs, folglich auch der großen Bereicherung des Staats, der die Summe der Einzelnen ist, in Anwendung kommen sollte,

nicht blos mit Quesnay fordern, daß Frohnen, Binnenzölle, Beschränkung des Getreidehandels abgestellt würden; sondern er mußte noch viel weiter gehen. Er eiferte daher gegen Zünfte, Innungen, Monopolien, kurz gegen jede Beschränkung des Handels und aller Arten von Gewerbe. Er war einer von den blindesten Enthusiasten der Betriebsamkeit und folglich der Bewunderer Englands und des mächtigen Hebels alles dessen, was dort geschieht, d. h. des Geldes. Er glich ganz denen, die jetzt, damit ja alle Poesie und besonders jeder Wunsch bürgerlicher Freiheit erstickt werde, Deutschland in allen Zeitungen taub schreien. Er nahm, wie diese, weder auf die Verschiedenheit der Lage des Landes, auf Nationaleigenthümlichkeit, auf Religion, Regierungsform und dergleichen die nöthige Rücksicht, er predigte nur England und Gelderwerb. Wir dürfen und wollen uns auf das Innere oder das Wesen seines Systems, auf dessen Werth oder Unwerth, Anwendbarkeit oder theoretische Leere hier nicht einlassen, wir behalten stets nur die langsam und unsichtbar nahende Revolution, der wir hier überall nachspüren, im Auge. In Beziehung auf diese geht von selbst hervor, daß sobald dies System von der Regierung begünstigt ward, die Provinzialabtheilung des Reichs, die Parlamente, die Corporationen, die Privilegien längst in Gedanken vernichtet waren, ehe sie förmlich aufgehoben wurden. Um dieses einleuchtend zu machen, wollen wir einige Sätze anführen, welche Gournay schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geltend zu machen und seiner Nation und ihrer Regierung als Staats- und Verwaltungsweisheit zu empfehlen suchte.

Er forderte, wie oben bemerkt ist, zunächst Freiheit für alle möglichen Zweige des Handels; folglich auch für den Getreidehandel. Er verlangte ferner, jeder Bürger des französischen Reichs solle ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Geburt und Religion zu jedem Gewerbe zugelassen werden. Er behauptete, daß der Staat dafür sorgen solle, daß den Bürgern die Möglichkeit zu arbeiten geschaffen werde, damit dadurch eine Concurrenz und eine Vervollkommnung der Fabrikate erzeugt

und zugleich den Käufern der vortheilhafteste Kauf in Rücksicht des Preises gesichert sey. Man sollte daher auch alle Hemmnisse entfernen, die dem Verkäufer irgend einen Ausweg verwehrten; alle sollten offen seyn. Beide, sowohl Quesnay als Gournay, wollten die von ihnen vorzugsweise als produzirend begünstigten Classen von Lasten frei machen; daher mußten sich ihre reformirenden Gesetzvorschläge freilich durchkreuzen. Es zeigte sich bald, daß man in unsern Staaten, wie sie sich seit dem siebenzehnten Jahrhundert gebildet haben, unmöglich der einen Classe von Staatsbürgern äußere Vortheile und Erleichterungen verschaffen könne, ohne einer andern etwas zu entziehen. Dies veranlaßte einen ungemein heftigen und bittern Streit zwischen den beiden neuen Schulen der Staatswirthschaft. Dieser Streit war freilich leicht auszugleichen, wenn man nur über die Hauptsache, den Umsturz aller Schranken des Mittelalters, erst einmal einig war; man durfte nur beide Systeme verschmelzen. Quesnay nämlich wollte gleich den Leuten, die in England die Majorität bilden, alle Staatslasten gern vom Gutsbesitzer und Landbauer auf den Capitalisten und Kaufmann und durch diesen auf den Krämer und Arbeiter oder Gewerbsmann wälzen; Gournay wollte, wenn es nicht möglich seyn sollte, wie er eigentlich wünschte, alle auf Gewerbe und Handel ruhenden Lasten ganz abzuschaffen, dies doch so viel als möglich thun und nur allein den Grundbesitz besteuern.

Die beiden Italiener, Filangieri und Beccaria, denen man gewöhnlich ihren Platz neben Montesquieu anzuweisen pflegt, waren dem System Gournays gewogen, und auch der tiefe und scharfe Denker David Hume vertheidigte es. Zwei andere Gelehrte, der eine ein Schotte, der andere ein Franzose, schufen durch Verschmelzung beider Systeme ein Drittes. Wenn wir hier die Geschichte der Literatur der Staatswissenschaft oder die der Staatshaushaltung selbst schreiben wollten, so würden wir den Schotten Adam Smith zuerst und am ausführlichsten erwähnen müssen, wir dürfen aber seiner nur im Vorbeigehen erwähnen, weil wir nur die Franzosen aufzählen wollen, die in

der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch neue Lehren eine neue Staatseinrichtung vorbereiteten. Unter diesen Letzten gebührt dem philosophisch und classisch nach alter gründlicher Weise gebildeten Türgot unstreitig der erste Platz; und dies um so mehr, weil er ganz allein aus wahrem Eifer für die Verbesserung der unbrauchbaren Staatseinrichtungen sich an die Freunde Voltaires, Diderots, d'Alemberts anschloß, nicht aus Leichtfertigkeit oder Eitelkeit. Er war nicht, wie sie, gegen Religion, gegen die guten Seiten des alten Glaubens oder gar gegen die Sittenlehre des Christenthums, welche Entsagen und Entbehren zur Pflicht macht, eingenommen. Uebrigens war auch Adam Smith mit den Personen im Verkehr, die man in Paris philosophische Oekonomisten nannte, und lernte manches in ihrem persönlichen, belehrenden Umgange dort kennen, wo die Unterhaltung stets wissenschaftlicher Art war. Adam Smith legte nämlich die Stelle, die er in Schottland bekleidete, nieder, um den Herzog von Bucceleugh auf seinen Reisen zu begleiten, und verkehrte in dieser Zeit (1765) in der pariser Philosophengesellschaft, wo er wohl gelitten war. Türgot würde indessen, wenn wir hier auch von dem Schotten ausführlicher reden könnten, der Zeitordnung nach eher genannt werden müssen als er, weil Türgot nicht blos sein System in einzelnen Abhandlungen früher entwickelte, oder durch Morellet entwikkeln ließ, sondern auch dieses System erst als Intendant, dann als Minister in Anwendung brachte, ehe Adam Smith sein Werk herausgab. Dies Werk über den Nationalreichthum erschien bekanntlich erst 1776. Das Verhältniß der Schriften des Schotten und Franzosen zu einander zu erklären, ist nicht unser Geschäft, wir haben nur Türgots Verhältniß zur französischen Staatswissenschaft und Staatsverwaltung zu erklären. Türgot, wie Rousseau, Malesherbes, Lafayette und einige andere Männer dieser bewegten Zeit, gehört, wenn er auch, wie alle Menschen, manchen Tadel mag verdient haben, zu den erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte, die uns mit der Menschheit aussöhnen und für den Schmerz trösten,

daß Wissenschaft im Allgemeinen der stillen Tugend ebenso gefährlich ist, als Reichthum. Er erscheint, wie die vorher genannten Männer, wie die Roland und der wackere Lanjuinais, unter der eiteln Bande lockerer Schwelger und Schwärmer, mit Geist prahlender Sophisten und treuloser den Sinn wie das Kleid wechselnden Rhetoren, als eine edle, von der Hoffnung der Wiedergeburt seiner Nation mächtig gehobene Seele, die freilich getäuscht ward; denn uns alle, die wir an Tugend glauben, täuscht ja der Traum der Jugend!!

Türgot stammte aus einer alten, sehr angesehenen Familie der Normandie und war, als er anfangs geistliche Studien machte, um höhere geistliche Würden zu erlangen, Studiengenosse des Abbé Morellet. Diesen führen wir hier in Verbindung mit ihm auf, weil er zwar unter den sogenannten Philosophen nur eine Nebenrolle spielte; aber doch auch von ihnen, wie von Türgot und von der Regierung als Schriftsteller gebraucht ward. Wir können daher auch die besten Nachrichten von Türgots Bemühungen, von seinem Bestreben theils als Geschäftsmann, Intendant und Minister, theils als Schriftsteller und durch die Literatur, Regierung und Verwaltung des französischen Reichs mit den Forderungen der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen, hie und da aus Morellets Denkwürdigkeiten schöpfen. Türgot war in der alten und in ihrer Art vortrefflichen Schule der Sorbonne schon zum theologischen Dialektiker ganz ausgebildet, er war schon recht gründlich geistlich gelehrt, als er vor dem Gedanken erschrack, die scholastische Theologie vertheidigen zu müssen, von deren Unhaltbarkeit zu seiner Zeit jeder denkende Kopf in Frankreich überzeugt war. Er ergriff statt des theologischen, das juristische Fach, ward Parlamentsrath und später (1752 u. 53) Referent im königlichen Staatsrathe (maître de requêtes). Dies war um die Zeit, als man eine neue Wissenschaft für das Leben, statt der alten, welche blos für die Schulen bestimmt war, begründen und unter allen Classen von Menschen durch eine große Encyklopädie verbreiten wollte. Diderot mißbrauchte freilich dieses Organ oder Maga-

zin hernach, um alle Grundsätze und jeden überlieferten Glauben zu erschüttern; ursprünglich war aber doch der Plan, alle Wissenschaften, Künste, Gewerbe in einzelnen Artikeln faßlich und den Fortschritten der Holländer und Engländer gemäß zu behandeln; und ganz allein in dieser Beziehung war Türgot Mitarbeiter.

Es waren zu Türgots Zeit im Staatsrath mehrere Männer bei den Finanzen angestellt, die man zu den ausgeichnetsten Franzosen zählen kann und diese waren um so eifriger bemüht, Verbesserungen einzuführen, je schlechter das ganze System, je härter der Druck und je häufiger der Wechsel der Finanzminister war. Derselbe Fall war beim Unterrichtswesen und bei der Censur. Wir wollen nur einige Namen nennen, um zu zeigen, daß selbst unter den Beamten der ganz absoluten Regierung schon in der Mitte des Jahrhunderts die Ueberzeugung herrschend geworden war, daß es unmöglich seyn werde, das alte System auf die alte Weise durchzuführen. Malesherbes war Director des Bücherwesens, Trüdaine de Montigny, Vater und Sohn, Intendanten der Finanzen; Gournay, Intendant des Handlungswesens; Türgot, Berichterstatter im Staatsrath. Diese Männer boten Alles auf, um die Gemüther auf eine durchgreifende Reform vorzubereiten. Sie suchten vorerst nur noch durch Abhandlungen, durch Bücher, durch Artikel der Encyklopädie, für den Zweck zu wirken, den sie als Geschäftsmänner damals noch nicht offiziell befördern durften. Türgot studierte in dieser Zeit Quesnays Schriften sehr sorgfältig, denn dieser konnte für seinen menschenfreundlichen Zweck mehr wirken, als einer der Minister, da er den König und die Pompadour gewissermaßen in seiner ärztlichen Hand hielt. Mit Gournay war Türgot durch die Geschäfte verbunden und fast täglich in seiner Gesellschaft; er mußte daher ganz natürlich auf den Gedanken kommen, die beiden, nur scheinbar widerstreitenden Wirthschaftssysteme seiner beiden Freunde miteinander zu verbinden. Dies geschah zuerst in einigen Artikeln, die er für die Buchstaben E und F der großen Encyklopädie lieferte. Diese Artikel (ex-

pansibilité, existence, étymologie, foire, fondation) sind vollständige Abhandlungen, welche eine Reihe von Bogen füllen. Die Artikel foire und fondation, wie der vierte bis siebente Band von Türgots 1810 erschienenen Werken, enthalten den vollständigen Inbegriff der Lehre, die er aus der Vereinigung der Grundsätze Gournays und Quesnays durch die Anwendung des wesentlichen Inhalts ihrer Schriften auf die Verbesserung der französischen Staatswissenschaft und Staatswirthschaft bildete. Seinen Schulcameraden Morellet, der sich auch an die sogenannten Philosophen angeschlossen hatte und durch sie in die Academie gebracht war, sonst aber zu den vielen gewandten Franzosen gehörte, die jeden gegebenen Gegenstand, der nicht gerade tiefes Denken oder ausgebreitete Gelehrsamkeit erfordert, stylistisch behandeln können, führte er bei Gournay und Trüdaine ein, damit sie durch ihn das Publikum, wie man das nennt, bearbeiten ließen. Morellet ward von diesen praktischen Oekonomisten für ihre Zwecke auf dieselbe Weise gebraucht, wie die Minister in unsern Tagen, besonders in England und Frankreich, Hunderte von Menschen im Dienst haben, um für das Publikum Wahrheit zu fabriziren.

Den letzten Punkt wollen wir zunächst verfolgen, weil sich bei der Gelegenheit ergiebt, daß die bis dahin ganz verachtete öffentliche Meinung, die in unsern Tagen sehr oft mächtiger ist, als Beamte, Bajonnette, Polizei, Censur und Gensdarmerie, schon damals von den Ministerien benutzt wurde, um die Macht des Vorurtheils durch künstliche Rede zu bekämpfen. Morellet ward zuerst von Trüdaine auf dieselbe Weise gebraucht, wie sich später Türgot selbst seiner bediente. Trüdaine machte nämlich um 1758, auf Veranlassung Gournays, der im folgenden Jahre starb, den ersten Versuch, wenigstens die Aufhebung derjenigen lästigen Handelsbeschränkungen durchzusetzen, welche durch despotische Maßregeln, ja, durch Haussuchungen u. s. w. aufrecht erhalten werden mußten. Die Vertheidiger der Vorurtheile und Privilegien, denen solche Männer wie Trüdaine und Türgot, die unendlich weit von jeder Leichtfertigkeit entfernt waren, ver-

häßter waren als die Holbachs und Diderots, (bekanntlich verehrte ja die große Welt den Helvetius als ihren Propheten) bezahlten ebenfalls Sophisten, welche jedes Vorrecht, jedes durch die Zeit zum Recht gewordene Unrecht, jede Beschränkung des Bürgers mit Scheingründen zu vertheidigen suchten. Gegen einen dieser Schriftsteller, gegen Moreau, mußte Trüdaine Morellet so gebrauchen, wie Voltaire durch ein Wortspiel (mords-les) zu verstehen gab, daß man ihn gegen die Obscuranten gebrauchen könne. Moreau hatte sich gegen die Encyklopädisten und gegen den Urheber der neuen Staatswissenschaft auf dieselbe Weise erhoben, wie ähnliche Leute unter uns sich jetzt für den Glauben des Mittelalters oder für die hölzerne Dogmatik des siebenzehnten Jahrhunderts erheben. Gegen solche Leute ist jede Waffe der gesunden Vernunft unbrauchbar, sie lassen sich nur mit Hohn und Spott bekämpfen. Man sieht, damals wie in unsern Tagen, konnten am Ende nur Skoptiker und Skeptiker das Feld behaupten, denn wer vernünftig und gemäßigt redete, ward verfolgt oder in die Bastille gesetzt. Dies widerfuhr Marmontel und widerfuhr auch Morellet, der, nachdem er zuerst über eine mit Politik und Religion nicht in der entferntesten Verbindung stehende Frage, den Vertheidiger jedes Vorurtheils, Moreau, bekämpft hatte [8]), mehrere ähnliche Schriften für die neue Staatspolizei gegen die alte schrieb. Uebrigens war Trüdaine selbst ein Beispiel, wie es unter der alten Regierung in Frankreich zu gehen pflegte. Er ließ durch Morellet schreiben, er selbst handelte wenig, denn die Intendantenstelle war von seinem Großvater an seinen Vater und von diesem an ihn übergegangen.

Das Handelskollegium und alle verständigen Männer in Frankreich waren für das seit 1754 aufgestellte System gewonnen, die Kaufleute, welche die Vortheile des Systems der Hem-

---

8) Morellet schrieb im März 1758 im Auftrage des Commerzcollegiums die Schrift: **Reflexions sur les avantages de la libre fabrication et de l'usage des toiles peintes en France.**

mungen, Beschränkungen, Hinderungen genossen, waren dagegen; das Ministerium selbst war genöthigt, die öffentliche Stimme bei jedem Schritt anzurufen, den es thun wollte, um Verbesserungen zu machen. Schon 1762 wollten z. B. die Mitglieder des Handelscollegiums alle Zölle an die Gränzen verlegt haben, es sollten zugleich alle Schutzzölle, wie man sie nennt, aufgehoben werden, welches Letztere allerdings sehr übereilt gewesen seyn würde, es erhob sich aber ein mächtiges Geschrei dagegen. Der Widerstand kam nicht von denen, welche Recht gehabt hätten zu protestiren, daß mit den Reichsbürgern nach einem im Cabinet ausgeheckten System Versuche gemacht würden, sondern von einer ganz andern Seite. Die Kaufleute, die mit den durch Zölle im Innern geschützten Waaren Handel trieben, hatten einen größern Einfluß, als die Fabrikanten in Lothringen und Bar, welche durch die Aufhebung der Schutzzölle gewinnen sollten. Das Ministerium suchte durch Morellet das Geschrei der Begünstigten vermittelst der öffentlichen Meinung zum Schweigen zu bringen. Türgot als Intendant in Limoges gab das unerhörte Beispiel, daß man aus seinen Schreiben, Verordnungen, Einrichtungen, ein Handbuch der Verwaltungslehre nach menschenfreundlichen, aufgeklärten, aber zugleich der bestehenden Religion und den hergebrachten Sitten angepaßten Grundsätzen zusammensetzen konnte, sein Studiengenosse Morellet mußte, was eben so unerhört war, auf Veranlassung einer Behörde ans Volk appelliren. Die Handelsleute nahmen ebenfalls ihre Zuflucht zu einem Schriftsteller, und es schien einige Zeit hindurch, als ob schon mit dem Ende des siebenjährigen Kriegs die Zeit beginnen werde, wo öffentliche Angelegenheiten auch öffentlich verhandelt würden. Zu Gunsten der Kaufleute, auf deren Seite auch Necker stand, schrieb nämlich derselbe Coster, der zur Zeit der Versammlung der Notabeln für Necker gegen die Parlamente schrieb, damals ein Buch gegen Morellet und Türgot.

Leider war der damalige Zustand von Frankreich in jeder Rücksicht mit dem jetzigen von Deutschland zu vergleichen; man

erkannte nämlich freilich das Alte nicht mehr an, das Neue konnte aber auch keinen Platz gewinnen. Wenn es in einem Augenblick den Anschein hatte, als wenn man einen neuen Weg betreten wolle, so erschien gleich hernach plötzlich der ganze alte Despotismus wieder in seiner furchtbarsten Gestalt. Dies zeigte sich in Beziehung auf öffentliche und wissenschaftliche Verhandlung der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft und der damit verbundenen Staatspolizei, sobald ein theologischer Jurist Finanzminister geworden war. L'Averdy war nämlich kaum zum Controleur der Finanzen ernannt, als er um 1764 ein Decret (arrêt du conseil) erließ, welches nach der damaligen Verfassung volle Kraft eines Gesetzes hatte, worin bei Strafe einer Verfolgung der Polizei, nicht der ordentlichen Gerichte, wo man sich vertheidigen kann und nur nach bekannten Gesetzen verurtheilt wird, verboten ward, irgend etwas über Verwaltungssachen oder über die Regierungsmaßregeln überhaupt drucken zu lassen. Gegen diese Verordnung wollte Morellet bescheidene Einwendungen drucken lassen, seine Schrift mußte aber erst L'Averdy mitgetheilt werden, damit er Erlaubniß zum Druck gäbe, diese verweigerte er in einer Randbemerkung, welche wir unten wörtlich mittheilen, weil die Abfassung so ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Styl und mit dem übermüthigen Ton hat, in welchem noch jetzo in Deutschland die decretirenden Juristen auch sogar in unsern Kammern oft zu reden pflegen 9). Unmittelbar auf diese despotische Zeit eines L'Averdy und dü Terray folgte unter dem Einfluß der Oekonomisten wieder eine Aufregung zur philanthropischen Reformation des Bestehenden, die von den Behörden selbst veranlaßt ward. Schon zwei Jahre nach jener schnöden Bemerkung L'Averdys ließ Malesherbes durch Morellet Beccarias Werk über die philanthropische Verbesserung der Criminalgesetz-

---

9) Die Worte waren: pour parler d'administration, il faut tenir la queue de la poële, être dans la bouteille à l'encre et que ce n'est pas à un écrivain obscur, qui n'a pas cent écus vaillant, à endoctriner les gens en place.

gebung des Mittelalters, der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Carls V. und der cannibalischen Justiz der französischen Parlamente (das Buch dei delitti e delle pene) ins Französische übersetzen, und zehn Jahre nachher ließ das Ministerium eine ganze Fluth von Schriften aussenden. Wie verblendet die Leute waren, welche, wenn nicht die Revolution sie zugleich mit ihrem System vertilgt hätte, allen Forderungen der Zeit zum Trotz, alles Alte unter neuer Form würden festgehalten haben, kann man daraus sehen, daß die grundgelehrten aber barbarischen Juristen der Parlamente, bis zu deren Auflösung auch nicht das Geringste an ihrer Justiz änderten, obgleich schon in den siebenziger Jahren Beccarias neues System so freudig begrüßt ward, daß Morellets Uebersetzung innerhalb sechs Monaten sieben neue Auflagen erfuhr.

Im Jahre 1769 wollte man, den neuen Grundsätzen angemessen, die ostindische Gesellschaft, also eine gewisse Art privilegirten Handels aufheben, die Gegner der Compagnie hatten auch in dieser Sache Necker, der damals schon angefangen hatte, Türgots System zu bestreiten, gegen sich, der Controleur d'Invaux nahm daher aufs neue zu Türgots Verfechter, Morellet, seine Zuflucht. In dieser Sache ward der Streit ganz wie in constitutionellen Staaten durch Schriften geführt; ein Theil des Hofs war für Necker, ein anderer für den Controleur, der, wie jetzt zu geschehen pflegt, seinem Vorfechter auch alle offiziellen Actenstücke mittheilte. Gleich im folgenden Jahre 1770 gebrauchten ihn Choiseul und Trüdaine im Sinne des ökonomistischen Systems, um gegen Galianis berühmte Schrift über den Getreidehandel (dialogues sur le commerce des blés) für die völlige Freiheit dieses Handelszweigs zu schreiben.

Aus diesen Notizen über die Verbindung des ökonomistischen Systems mit der öffentlichen Behandlung der Materien des Staatsrechts, der Staatspolizei, der Finanzen von philosophischen Köpfen, die nicht Beamte, sondern gewissermaßen Repräsentanten der Intelligenz ihrer Zeit waren, während der härtesten und finstersten Zeit, geht von selbst hervor, welche historische und po=

litische Bedeutung Türgots System erhielt, als er Minister geworden war. Von dem Augenblick an war es unmöglich, daß ein blos in der Praxis und durch die Praxis gebildeter Mann aus dem Dunkel seines Cabinets, ohne Theorie und ohne den Beistand von Schriftstellern, das überall und von allen Seiten gefährdete Schiff des Staats steuern konnte. Nach Türgot folgte Necker, und als dieser entfernt ward, konnten Joly de Fleury und d'Ormesson mit der alten Weisheit von Parlamentsräthen nicht ausreichen, man mußte in Calonnes Person einen Mann wählen, der mit leicht fließender Rede und mit einer geübten Feder seine Sache, wenn auch nur mit Scheingründen, vertheidigen könnte. Dies nöthigt uns, der folgenden politischen Geschichte wegen noch einmal auf Türgots System zurückzukommen, weil Necker von Handlungs- und Bankgeschäften zu den Staatsgeschäften übergegangen, als Schriftsteller eine andere Theorie und als Ministerialdirector eine andere Praxis vertheidigte und übte als Türgot.

Türgot hatte als Intendant, oder wie wir sagen würden, als Civilgouverneur der Generalität von Limoges, Gelegenheit, durch die Anwendung seiner Grundsätze auf einen gewissen bestimmten Landstrich, besonders den Theil seines Systems, der aus Quesnay geschöpft war, anzuwenden und die Wohlthätigkeit der neuen von ihm vorgeschlagenen Methode der Verwaltung zu erproben. Wir haben daher schon oben bemerkt, daß die zahlreichen Actenstücke seiner Verwaltung des Limousin, nicht blos zeigen, was er hernach als Minister in Frankreich durchsetzen wollte, sondern auch als Handbuch seines ganzen ökonomistischen Systems betrachtet werden können. Ein Theil dieser von Düpont in unserm Jahrhundert herausgegebenen Actenstücke z. B. die Umlaufschreiben an seine Unterintendanten, an die Steuer-Commissarien, an die Polizeibeamten, an die Municipalräthe, an die Pfarrer seiner Generalität, sind unter Napoleons Regierung sowohl von Düpont, als von andern ihm ähnlichen, edlen und würdigen Verwaltungsbeamten praktisch benutzt worden. Ein anderer Theil begreift die Rathschläge und Vorschläge

im königlichen Rath (Avis au conseil) und diese sind auf eine andere Art, nämlich historisch, brauchbar. Man lernt daraus die schauderhafte Ungleichheit des Drucks des damaligen Steuersystems, die er hervorhebt, und dessen verderbliche Wirkung er ins Licht setzt, um die dringende Nothwendigkeit einer Reformation zur Vermeidung eines gewaltsamen Zerreißens des Staatsbandes dem Könige selbst einleuchtend zu machen. Er schlägt daher eine bessere Vertheilung der Hauptsteuern vor; er dringt dabei besonders auf einen noch bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Frankreichs vernachlässigten Punkt. Er macht nämlich aufmerksam, daß dem eigentlichen Landbau zu wenig Sorgfalt gewidmet werde, und daß man nicht genug darauf achte, daß dem Bauernstande zu viel Menschen entzogen würden, worüber man noch gegenwärtig oft klagen hört. Vieles von dem, was er anführt, ist freilich durch die Revolution weggespült worden und unter diesem die Frohnden und Zehnten, deren nachtheiligen Einfluß im alten Frankreich man besonders aus diesen Vorstellungen Türgots kennen lernt. Wie sich das alte System der großen Landgüter und der Unzertheilbarkeit derselben zu der Vertheilung in kleine Stücke verhält, lernt man ebenfalls aus seinen auf Erfahrung in Limoges gegründeten Berichten über den Unterschied der Cultur bei größeren und kleineren Gütern.

Türgot lebte nur für die seiner Pflege Empfohlenen, er fühlte, wie wohlthätig sein System dem Limousin war, er schlug die bedeutenderen Intendantschaften, die ihm in Rouen, Lyon und an andern Orten angeboten wurden, aus, weil er gern die Frucht von dem sehen wollte, was er gesäet hatte. Man zählt ihn freilich zu den Philosophen und Encyklopädisten, doch war er von der himmelstürmenden Frechheit, die man vielen von ihnen mit Recht vorwirft, unendlich weit entfernt. Als vortrefflicher Beamter sah er den praktischen Nutzen des religiösen und moralischen Gefühls, welches durch einen verständigen Cultus genährt wird, zu gut ein, um sich einzubilden, daß er ohne Religion Volksglück gründen könne. Er bewies, wie Condorcet, den größten Unwillen gegen die gottlose aristokratische egoistische

Philosophie des Helvetius und eben so viel Achtung gegen die Einrichtungen der katholischen Kirche und gegen würdige Seelsorger, als Abneigung gegen Fanatismus, Jesuitismus und Papismus. Aus dem ersten Bande von den in neun Bänden herausgegebenen Schriften Türgots kann man sehen, wie große Verdienste er und seine Schule sich um die Reform der ganzen französischen Staatsverwaltung zur Zeit des siebenjährigen Kriegs erworben haben. Man sieht dort zugleich, wie traurig es damals um die Verwaltung des Reichs und seiner Finanzen aussah. Man findet nämlich in diesem Bande den wesentlichen Inhalt und die Beziehung der in den folgenden Theilen abgedruckten Actenstücke seiner Amtsverwaltung und seiner Geschäftsarbeiten angegeben.

Türgot gebrauchte als Minister Morellet, um seine Ideen in einem Gewande zierlicher Rede dem großen Publikum vorzustellen und ihn selbst gegen die Angriffe der wüthenden Vertheidiger alles Alten und aller Vorurtheile zu vertheidigen. Er unterschied sich dadurch von seinen Vorgängern, daß er edel genug war, seine Gegner nicht durch die Macht, die ihm als Minister zu Gebot stand, niederschlagen, sondern durch Gründe widerlegen zu wollen. Die Frage über Getreidehandel, über Sperre nach Außen, über Hindernisse des Verkehrs der einen Provinz mit der andern kam zuerst zur öffentlichen Verhandlung. Bei dieser Gelegenheit kämpfte der Advokat Linguet, der noch in den achtziger Jahren eine solche Celebrität hatte, daß sich sogar Kaiser Joseph II. seiner bediente, gegen Türgot. Dieser war leicht widerlegt, weil seine Redekunst flache Declamation war, und man offenbar sah, daß er um Wahrheit und Recht unbekümmert, nur Paradoxen suche, um an ihnen seine Sophistik zu beweisen. Die erste Probe seiner Advocatenkunst, die ihn berühmt machte, noch ehe er durch seine vielfältigen Abentheuer bekannt ward, hatte er abgelegt, als er die Vertheidigungsschriften für den Herzog von Aiguillon und die für den Grafen von Morangies schrieb; auch in dem Streit über den Getreidehandel nahm er die Partei der Freunde des Alten. Wie weit man

schon damals in Frankreich den Mißbrauch der rednerischen Schriftstellerei treiben durfte, lernt man nicht besser, als wenn man Linguets alberne Schrift gegen Brod und Brodkorn und gelegentlich gegen die Freiheit des Handels durchsieht. Er verfolgte nämlich mit einem wüthenden Hasse die Mitglieder der Academie und die Encyklopädisten, und greift ihr Steckenpferd an, blos um sie selbst hart mitnehmen zu können.

Einen solchen Gegner wie Linguet konnte man leicht widerlegen; aber auch Necker erhob sich gegen Türgots Theorie. Dieser war damals Mittelpunkt eines glänzenden Kreises, der sich bei seiner Gemahlin versammelte, und entzückt war, daß ein Mann, dessen Ansehen in Paris fast eben so groß war, als das der Oekonomisten, ihre Meinung und ihren Vortheil gegen den Minister verfechten wollte. Stolz auf ihren Beifall vertheidigte er in dem Buche über Gesetzgebung in Beziehung auf das Getreide und auf den Kornhandel im Allgemeinen ein System, welches dem von Türgot aufgestellten gerade entgegengesetzt war, und suchte Türgots Gründe zu widerlegen. Das Buch machte großes Aufsehen und Türgot glich darin allen Systematikern und Doctrinärs, also auch seinem Gegner Necker, daß er sehr von sich selbst eingenommen war, und daher auch schnöde ablehnte, vor dem Druck mit Necker über den Inhalt zu disputiren. Er fand hernach gleichwohl, daß Necker eine Autorität für die Salons sey und bot deßhalb seinen Morellet aufs neue auf, um eine Widerlegung Neckers abzufassen.

Dieser Streit der beiden Minister Türgot und Necker, welche beide, aber auf verschiedene Weise, dem Bestehenden entgegen waren, weil es ihnen unhaltbar schien, wird dadurch besonders historisch wichtig, daß jeder von ihnen eine gewisse Partei und eine Meinung, welche Reformen forderte, repräsentirte, und daß bei der Gelegenheit über Regierung und Gesetzgebung zur Zeit absoluter Herrschaft öffentlich, von ihnen und ihren Freunden in gedruckten Schriften debattirt ward. Necker war freilich damals noch Privatmann, er war aber ein angesehener Bankier, der nicht blos mit der Theorie des Handels-

wesens sehr vertraut war, sondern auch große Erfahrung hatte, er war daher eine bedeutende Auctorität. Morellet erkennt dies nicht an, er wirft Necker vor, was oft den Genfern wegen ihres doctrinären Treibens, ihrer Eingebildetheit von sich selbst und ihres Wortschwalls vorgeworfen wird. Er sagt nämlich in seiner Schrift von Neckers dickem Buche: Es würden darin gar viel Worte und Phrasen gemacht; alles Gerede führe aber doch am Ende zu einem ganz unbedeutenden Resultat. Morellet gab daher seiner Schrift auch nur den Titel einer Rezension des Neckerschen Buchs (Analyse de l'ouvrage de la législation et du commerce des blés).

Wir sollten jetzt noch von einigen andern, von Mirabeau, Beaumarchais, Brissot, La Clos oder richtiger de la Close, Louvet, Condorcet, der Frau Roland und andern reden, diese aber gehören schon der Revolution an, wir können ihrer daher erst im folgenden Bande gedenken.

Des zweiten Abschnitts drittes Capitel.

Deutsche Literatur im Verhältniß zum deutschen Leben.

---

§. 1.

Deutsche Universitätsphilosophie und Theologie bis auf Fichte.

A. Philosophie.

In die Geschichte der philosophischen Wissenschaft einzugehen ist dem Zwecke eines Werks, welches sich nur mit den Erscheinungen des menschlischen Lebens, nicht mit dem Wesen desselben, beschäftigen soll, eben so fremd, als Aufzählung von Büchern und Systemen; keines von beiden darf man im Folgenden suchen. Wir reden blos von der Bildung, welche die Classe von Menschen, die sich mit Literatur beschäftigten, und deren Zahl bis nach dem siebenjährigen Kriege, wie Sulzer bezeugt, selbst in Berlin sehr klein war, durch den Unterricht, der auf den Universitäten ertheilt ward, erhalten, und durch Lehre, Predigt, Schriften unter dem Volke verbreiten konnte.

Die Nation nahm an dem literarischen Leben wenig oder gar keinen Antheil, die zahllosen Bücher, aus denen das Volk jetzt einen faßlichen Unterricht über alle Theile der Wissenschaft und geistige Unterhaltung schöpfen kann, waren entweder noch nicht geschrieben, oder doch nur wenigen Privilegirten zugänglich; das gab den Orakeln der Studenten eine ganz andere Bedeutung, als sie jetzt haben können. Die Enge des deutschen Lebens, die unzähligen erbärmlich kleinen Höfe mit großen Prä-

tensionen, die Reichsstädte mit ihrer Pedanterie und ihrer Krämerei, der Mangel einer Hauptstadt nöthigte die auf den Universitäten gebildeten Männer, in dem prosaischen Geschäftsleben, in Kanzleien und an Höfen ihr ganzes Leben hindurch geistig von dem zu leben, was sie ehemals im Hörsaale irgend eines sogenannten berühmten Docenten niedergeschrieben hatten. Dies ist es, was dem grösten Theile der an und für sich vielleicht unbedeutenden Männer, deren wir hier erwähnen wollen, in Beziehung auf Nationalbildung eine große Wichtigkeit gibt. Es mußten ja selbst die Decretirmaschinen der Gerichte und Cabinette, die vielen gelehrten Formelmänner der Kanzleien, die Aerzte, ja sogar die vornehmen Herrn, die sich des Studierens wegen mit ihren Hofmeistern auf den Universitäten aufhielten, collegia philosophica gehört haben. Auch nahm, wie man bei Pütter sehen kann, die Noblesse und die zu ihr gehörenden Publicisten an der auf Universitäten geltenden systematischen Theologie, als an der Stütze aller kleinen Throne, großen Antheil.

Da jeder deutsche Gelehrte, das heißt, jeder der nicht die Cavaliers-Bildung hatte, welche durchaus und ausschließend französisch war, das System der Universität seines Landes und des berühmten Mannes auf derselben, bei dem er gehört hatte, sein ganzes Leben durch als Leitstern seines Denkens und Handels betrachtete, so sollten wir hier eigentlich alle kleinen und großen Universitäten Deutschlands aufzählen. Wir sollten, weil nur von der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Rede ist, die Lehrer der Philosophie, welche in Rostock, Erlangen, Altdorf, Tübingen, Ingolstadt, Aufsehen machten, ebensowohl aufzählen, als die Männer, welche nacheinander oder neben einander in Göttingen, Leipzig u. s. w. Epoche machten, wir verschmähen aber diese Vollständigkeit und erwähnen nur was uns passend für unsern ganz besondern Zweck scheint. Gelegentlich müssen wir jedoch bemerken, daß gerade in dem Zeitraum seit Wolfs Rückkehr von Marburg nach Halle bis auf Reinholds und Fichte's Auftreten in Jena, zum ersten Mal eine nicht vom Catheder und von Universitäts- und Studentenpropheten geprie-

digte Philosophie in lesbaren Büchern, nicht in Compendien, in gutem Deutsch, nicht in einer nur Adepten verständlichen Terminologie der deutschen Nation, gelehrt ward. Wir meinen Lessing, Mendelssohn, Herder und Jacobi.

Was die Philosophie der deutschen Bildungsanstalten angeht, so hatten die Pietisten durch die Verfolgung, welche sie über den Philosophen Wolf durch den orthodoxen König Friedrich Wilhelm von Preußen verhängen ließen, die deutsche Philosophie von Halle nach Marburg getrieben, wohin die Zuhörer dem vertriebenen Lehrer gefolgt waren. Als Friedrich II. den baronisirten Philosophen zurückrief, fand er den Zulauf der Studenten, den er früher gehabt hatte, zwar in Halle nicht wieder, dafür ward er aber als Schriftsteller desto berühmter. Er stiftete eine philosophische Secte, welche bis auf Kants Zeit die zahlreichste in Deutschland war. Er befriedigte die deutsche Vorliebe für Gründlichkeit und bis ins Kleinste gehende Genauigkeit und Ausführlichkeit dadurch, daß er das Gold und Silber eines Leibnitz mit seinem eignen Kupfer versetzt, in zahlreichen Quartanten, die in furchtbarem Latein geschrieben waren, ausmünzte. Er war ursprünglich Mathematiker, er nannte seine Methode die mathematische, trieb aber das sogenannte Demonstriren so weit, daß endlich die armen Deutschen, als sie ihrem Orakel blindlings folgten, wenig dadurch gewannen, daß durch Wolf die scholastische Methode und die scholastische Lehre des Mittelalters von den Kathedern nicht blos der protestantischen, sondern auch der katholischen Universitäten verbannt ward.

Man müßte ganz im Tone der Satyre reden, wenn man beschreiben wollte, auf welche Weise zur Zeit des siebenjährigen Kriegs die Wolf'sche Philosophie, so wie später die Kant'sche die deutschen Köpfe verwirrte und in allen Fächern ein höchst lächerliches Demonstriren hervorrief. Auf allen Kanzeln wurden Predigten in mathematischer Methode gehalten, in theologischen und andern Lehrbüchern wimmelte es von Axiomen, Lehrsätzen, von Theorien, Definitionen, Divisionen, Distinctionen und haarscharfen Beweisen solcher Dinge, die sich zwar glauben, anschauen,

empfinden, aber niemals mathematisch demonstriren lassen. Um Gründlichkeit, Ordnung, Deutlichkeit erwarb sich Wolf, gerade, weil er vom mathematischen Wissen ausgegangen war, große Verdienste, darauf legten aber die Nachbeter und Bewunderer viel weniger Werth, als auf die Erfindung einer bestimmten Terminologie und auf die Breite und die Anmaßung, alles Wissen in die Begriffe seines Systems zu pressen. Es kam dahin, daß in jener Zeit jeder Wolfianer, wie später der Kantianer, Fichtianer, Schellingianer, wenn er einige Bücher über reale oder über historische und Erfahrungswissenschaften durchblättert hatte, über alles Mögliche entscheidend absprechen durfte, sobald er die Orakel und die Terminologie des Mannes, der ihn entzückt hatte, auswendig wußte und fertig anwendete.

Daß Wolf zuerst die philosophische Allwissenheit der deutschen Sectenhäupter und ihrer jugendlichen Schüler begründete, geht schon aus dem Verdienst hervor, welches ihm die Deutschen allgemein zugeschrieben haben, daß er nämlich zuerst eine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften aufgestellt habe. Seine Quartanten behandelten nämlich die theoretische Philosophie in folgenden Abtheilungen: Logik, Ontologie, Psychologie, Kosmologie, Theologie (die letzten vier unter dem allgemeinen Namen Metaphysik); die praktische Philosophie in folgende Fächer getheilt: allgemeine praktische Philosophie, Ethik, Naturrecht, Politik. Wir haben schon im ersten Bande, an der Stelle, wo von Bodmer und Breitinger die Rede war, bemerkt, daß erst Wolfs Schüler, Baumgarten, auch Kunst und Poesie der speculativen Philosophie und den Systemen der Schule unterwarf. Herder leitete hernach die Philosophen darauf, auch in den historischen Wissenschaften ihre strengen Gebote geltend zu machen. Er trug Geogonie, Ethnographie, Geschichte und was damit zusammenhängt, auf den seraphischen Schwingen seiner Art Philosophie und auf den cherubischen der Poesie zu luftigen Höhen empor. Wolfs praktische Philosophie behauptete sich länger als seine Speculation und sein mathematisches Demonstriren, und machte, des alten Gewandes beraubt, noch am Ende des Jahr-

hunderts zwei Männer, bei unserer an Moralisiren gewöhnten und dem Eudämonismus günstigen Nation, sehr berühmt. Diese Männer waren Platner und Garve, welche das Wesen der Wolf'schen Philosophie beibehielten, Form, Darstellung und Richtung aber änderten, und deshalb hier auch nur im Vorbeigehen erwähnt werden dürfen.

Halle war damals, trotz aller Bemühungen Friedrichs II. Pflanzschule für pietistische Lehrer und für orthodoxe Theologen, bis Semler später eine andere Richtung angab und Friedrichs aufgeklärte Minister und Räthe Eberhardt anstellten, Wolfs Philosophie erhielt sich dort nur in theologischer Form. Siegmund Jakob Baumgarten übernahm als Professor der Theologie das schwere Geschäft, die Theologen mit Wolfs System auszusöhnen und wandte das neue System auf die alte Theologie und Ascetik an, ohne diesen im Geringsten wehe zu thun, während sein Bruder, Alexander Gottfried, Wolfs System in die praktischen Fächer brachte, und eine Aesthetik erfand.

Jakob Siegmund Baumgarten fand in Halle den Pietismus und die strenge luthersche Orthodoxie in Zwiespalt, er wußte seines Lehrers Wolf Demonstrir- und Definirmethode anzuwenden, um sie zu vereinigen und philosophisch zu machen. Baumgarten benutzte in seinen Vorlesungen bald einmal Freylingshausens Grundlegung der Theologie, bald des berüchtigten Lange, der durch seine Cabalen Wolf aus Halle vertrieben hatte, Oekonomie des Heils (Oeconomia salutis evangelica etc.). Er zog die Theologen nach Halle, wie sein Bruder die Juristen nach Frankfurt a. d. Oder. Die beiden Baumgarten führten aus, was Bilfinger, Reusch, Winkler, Baumeister, Canz, Cramer, Gottsched, jeder in seiner Art versucht hatten, und was Ploucquet und Lambert hernach auch später noch mit Glück fortsetzten, als die Popularphilosophie schon anfing, die Kathederphilosophie Deutschlands aus der Literatur zu verdrängen. Alexander Gottlieb Baumgarten machte durch seinen Vortrag die neue Schulphilosophie besonders berühmt. Die Juristen und die Freunde der Literatur und Kunst

gingen nach Frankfurt a. d. Oder, um dort die modifizirte auf Naturrecht und Theorie der schönen Künste und Wissenschaften angewendete Wolfsche Philosophie vom Erfinder der Aesthetik zu lernen. Daß Baumgarten als Lehrer, (denn von ihm als Schriftsteller läßt sich nicht dasselbe sagen) sehr wohlthätig auf die deutsche Bildung seiner Zeit wirkte, wird niemand leugnen, der daran denkt, daß Nicolai, Sulzer und Töllner den Kern ihres philosophischen Wissens dem Wundermann der frankfurter Universität verdankten. Der Buchhändler Nicolai, der hernach die Dreistigkeit hatte, unter den Philosophen als Philosoph aufzutreten, als solcher in der berliner Academie vornehm und zugleich grob mit Fichte zu streiten, nachdem er früher allerdings große Verdienste um unsere Nation, um Aufklärung und gesunden Menschenverstand erworben hatte, preiset in einer übrigens höchst anmaßenden Schrift [9a]), Baumgarten als erste Quelle seiner philosophischen Kenntnisse. Er hatte zwar nicht selbst bei ihm gehört, weil er nicht in Frankfurt studirte, sondern dort nur die Buchhandlung erlernte, hatte aber seine Hefte gelesen. Sulzer war freilich als Client der Bodmer und Breitinger der Philosophie Wolfs, welche Gottsched begünstigte, nicht durchaus gewogen, er konnte sich aber doch der von Baumgarten ergrübelten und von dessen Schüler Meier verbreiteten Aesthetik nicht ganz entziehen. Töllner schöpfte den Stoff der Moraltheologie, wodurch er berühmt ward, ganz aus Baumgarten.

Frankfurt a. d. Oder, blieb auch nach Baumgartens Tode, am Ende des siebenjährigen Kriegs eine der Philosophie wegen stark besuchte Universität. Aesthetik mußte man freilich seit dem Tode ihres Erfinders anderswo suchen; allein nur in Frankfurt

9 a) Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend und über Herrn Kant, J. B. Erhard und Fichte. Von Friedrich Nicolai. Eine Beilage zu dem neuen Gespräch zwischen Christian Wolf und einem Kantianer. Berlin und Stettin 1799, volle 266 Seiten.

fand man einen Mann, der durch seinen Vortrag anzog und was unglaublich scheint, praktische Jurisprudenz mit einer Philosophie verband, die sich geltend zu machen wußte, obgleich sie kein Zweig der Modephilosophie d. h. der Wolffschen war. Die Stadt Frankfurt nämlich, welche im siebenjährigen Kriege sehr viel von ihrem Wohlstande verloren hatte, bat den König von Preußen ihr wieder einen Professor zu rufen, wie Baumgarten gewesen sey, d. h. einen, der sich auf einer andern Universität so berühmt gemacht habe, daß er die reichen Studenten, von denen die Bürger gewinnen könnten, nach Frankfurt ziehe. Der König, der ihnen wohlthun konnte, ohne daß er Unkosten davon hatte, bewilligte ihren Wunsch und da der zu berufende Lehrer ein Philosoph seyn sollte, befragte er seinen Gesellschafter den Obersten Guichard (Quintus Icilius), der sich mit wolfscher Philosophie zu beschäftigen pflegte. Guichard empfahl gleichwohl keinen wolffschen Philosophen, sondern einen Mann, der ihm als Freimaurer, als der Freund vieler Großen und besonders als derjenige bekannt war, der Jena blühend und die jenaer Bürger wohlhabend machte. Dieser Mann war Joachim Georg Darjes, dessen wir hier erwähnen müssen, weil er ohne etwas Bedeutendes in der Wissenschaft selbst zu leisten oder sie als Schriftsteller glänzend zu behandeln, fast ein halbes Jahrhundert hindurch die deutsche Jugend philosophisch gebildet hat. Er versammelte in Jena und seit 1763 in Frankfurt a. d. Oder hunderte von Zuhörern um sich und ist gleichwohl beinahe verschollen. Wie vergänglich der akademische, ängstlich gesuchte Ruhm sey, kann man daraus sehen, daß sogar der sonst so genaue Tennemann Darjes zwanzig Jahre früher sterben läßt, als er in der That gestorben ist, und doch hatte dieser das seltene Glück, daß er trotz der Veränderung aller Dinge bis an seinen Tod (1792) wirksam bleiben konnte.

Da hier nur vom Verhältniß deutscher Wissenschaft zum deutschen Leben, nicht von der Wissenschaft selbst die Rede ist, so müssen wir von Darjes selbst einige Winke über das deutsche philosophische Treiben entlehnen, wie es zu seiner Zeit

war und leider zu unserer Zeit wieder geworden ist. Wir meinen, wie die bei uns zünftigen Wissenschaften so leicht zu einer Partheiangelegenheit gemacht werden, wie leicht der Schüler durch Kunstausdrücke getäuscht wird. Darjes nämlich hat selbst in einer Vorrede zu Bielefelds Anleitung zur Staatsklugheit (Jena 1764) den Gang seiner Bildung und seiner Schicksale bis auf den Augenblick, wo er in Frankfurt ohne fremde Augengläser sehen lernte, mit einer unter Gelehrten seltenen Aufrichtigkeit erzählt. Wir deuten indessen nur ein Paar Puncte an, welche ein Licht auf den innern Zustand unserer Nation vor und während des siebenjährigen Kriegs werfen können.

Ohne alle klassischen Studien, ohne Kenntniß der Alten, blos mit einer Fertigkeit im barbarischen Schullatein und mit einigen dürftigen mathematischen Kenntnissen versehen, lernte Darjes in Rostock die aristotelisch scholastische Philosophie, welche in den Schulen herrschte, ward in ihrer dialektischen Kunst geübt, und also übermüthig und keck gemacht, wie Schulphilosophen zu sein pflegen. Er war auf diese Weise vortrefflich auf die demonstrirende Weisheit Wolfs vorbereitet und Carpov, der später nach Weimar kam, weihte ihn in Jena in die Geheimnisse der wolfschen Philosophie und in deren Anwendung auf alles mögliche Wissen gründlich ein. Die Wirkung, welche seine aller historischen und realen Kenntnisse, des Gefühls, der Erfahrung, der Poesie entbehrende Bildung auf ihn hatte, beschreibt Darjes sehr aufrichtig. Wir setzen seine Worte hieher, weil jedes neue Schulsystem bis auf unsere Tage dieselbe Wirkung gehabt und daher deutsche Philosophie Weltleuten und Ausländern lächerlich gemacht hat [10]. Dies war um 1735

---

10) Nun kam ich, sagt er in der angeführten Vorrede. als ein junger Wolfianer nach Hause. Wer mir etwas wider die wolfischen Lehrsätze sagte, war mein Feind, und in meinem Herzen hielt ich ihn für einen Menschen von blödem Verstande. — — — — Ich bekam hohe Gedanken von mir und nach diesen war ich damals wirklich gelehrter als ich jetzt bin. Die Anlage war da zu einem philosophischen Klopffechter. Ich war klüger wie andere; anderer Lehren konnte ich mit der schönsten Wendung gefährlich schildern, und

als Wolf von den Pietisten und von den Orthodoxen des Systems der symbolischen Bücher verfolgt ward; auch Darjes ward daher verdächtig, er sah sich des Glaubens wegen mit einer Verfolgung vor Gericht bedroht, und flüchtete sich zur Jurisprudenz. Von 1737—1763 lehrte er praktische Philosophie, Naturrecht, Politik, Staatsrecht mehr in Beziehung auf Leben und Geschäft, für den Gebrauch und zum Verständniß der Zuhörer eingerichtet, als nach dem Wolfschen System oder um als Erfinder zu glänzen. Er hatte in Jena und auch seit 1763 in Frankfurt hunderte von Zuhörern. Es klingt fast fabelhaft, wenn man uns berichtet, daß er in dem kleinen Jena gewöhnlich vier bis fünfhundert Zuhörer hatte, und daß im Sommer, weil auch der größte Saal sie nicht faßte, nicht blos die Treppen besetzt waren, sondern auch Leitern an die Fenster gesetzt wurden, um außerhalb Plätze zu schaffen. Er war übrigens nicht der Einzige unter den deutschen Universitätslehrern, der sich von Wolf unabhängig machte; Crusius in Leipzig bildete vielmehr sogar ein dem Wolfschen feindliches System, dessen Ruhm und Ansehn unter den Gelehrten größer war und noch ist, als Wolfs Demonstrationen und Darjes praktische Lehren, obgleich es viel weniger Anhang hatte und weniger Lärm oder Aufsehn erregte, als die Einen oder die Andern.

Crusius war ein scharfer Denker und Dialektiker; aber im eigentlichsten Sinn ein Grübler; Kant sagt jedoch ausdrücklich, daß derjenige, der die alte dialektische Philosophie, die er mit seiner Kritik beleuchtete, gründlich kennen lernen wolle, Crusius, nicht aber Wolf oder einen Wolfianer studiren müsse. Eine ganz streng systematische, trockne Logik von etwa zwölfhundert

---

wer nicht lehrte, was Wolf gelehrt, der war in meinen Augen verächtlich. Ich konnte auch vortrefflich schimpfen. Nur eine einzige Eigenschaft eines philosophischen Klopffechters fehlte noch — ich konnte von Andern in ihrer Abwesenheit nicht übel reden, ich konnte hinter ihrem Rücken ihre Lehren nicht so schildern, daß sie ihnen schaden konnten u. s. w.

Seiten, eine noch corpulentere und wo möglich noch trocknere Metaphysik, und ein pedantischer Vortrag konnten aber in einer Zeit, wo Deutschland endlich einmal der Fesseln seiner Schulpedanten und kleinen Tyrannen aller Art entledigt werden und das Licht des Lebens mit freiem Auge schauen wollte, unmöglich Glück machen. Crusius ward bewundert, er fand Anhang und Secte, es gab Crusianer; aber nur die Theologie empfand die Wirkung des spitzfindigen Grüblers, welcher der großen Lesewelt ganz unzugänglich war und dessen Vorlesungen von Weltleuten wenig besucht wurden. Er war daher als Erfinder zwar berühmt, leitete Darjes, der auf Erfindung keinen Anspruch machte, auf den Weg goldner Mittelstraße an Wolf, dem er früher gehuldigt hatte, vorbei zu einem eignen System; er ward aber selbst nie frei. Auch als Philosoph bedurfte er sogar des Positiven, er konnte die Freiheit nicht begreifen, er bedurfte einer Person, welche im Reiche der Freiheit positive Gesetze gebe, wie die beiden Friedrich Auguste und ihre Flemming und Brühl, unter denen er geboren war und lebte, sie in seinem Sachsen gaben. Ein ewiges und göttliches Gesetz, Engeln und Menschen als wesentliche Ausstattung Gottes inwohnend, und durch Vernunft und Verstand, ja im innern Gefühl erkennbar, ist ihm ganz unbegreiflich. Er macht das ganze Sittengesetz vom Grübeln der Philosophen über Gott, oder von den vorgeblichen Eingebungen der Theologie und ihrer Quellen abhängig, nicht von Betrachtung der innern Natur des Menschen und von seiner Geschichte. Er meint, das Bedürfniß eines Gesetzes führe auf die Nothwendigkeit eines Gesetzgebers und Oberherrn, es sey daher nur dasjenige gut, nur dasjenige oberstes Prinzip und Gesetz menschlicher Pflicht, was mit den Vollkommenheiten Gottes und mit seinen Absichten übereinstimme. Den Cirkel in diesem Fortschreiten von Begriff zu Begriff, von Schluß zu Schluß sahen Crusius Schüler so wenig, als die Schüler einiger Sophisten unserer Zeit; denn theils hüllte er sich in grübelndem Dunkel, theils wollten seine Zeitgenossen, wie die Gläubigen unserer Zeit, vorsätzlich blind seyn.

Die deutsche Schulphilosophie der Universitäten ward endlich zwischen den Jahren 1760—1770 von allen Seiten her erschüttert. Die neue Literatur war ganz unvereinbar mit Wolfs Divisionen, Definitionen und Demonstrationen und mit Crusius dunklerem Grübeln, die Philosophie ging daher als solche eine Zeitlang ganz unter und ward erst durch Kant wieder erweckt. Reimarus, Lessing, Herder, Mendelssohn und sogar Haller stellten keine Systeme auf; sie wurden aber darum nicht weniger als Philosophen anerkannt und viel gelesen, während die lateinischen oder barbarisch deutschen Bücher der Kathederweisen nur von ihren Schülern und von Altgläubigen benutzt wurden. Wieland und später Jacobi brachten sogar das, was sie Philosophie nannten, in Briefe für Damen und in Romane. Die hochadlige fürstliche und gräfliche Jugend und ihre sie begleitenden Hofmeister bildeten mit Verachtung ihrer bürgerlichen Landsleute ihre an französische Unterhaltung von Jugend auf gewohnten Seelen durch die geistreiche, wenn gleich höchst leichtfertige und oberflächliche französische Philosophie der Encyklopädisten. Feder, der um 1760 ein Paar Barone auf die Universität Erlangen führte, rühmt zwar seinen Lehrer Succow, der ihm ein Heft über Leibnitz=Wolfsche Philosophie dictirte, außerordentlich, gibt ihm aber geringen Einfluß auf die Studien, den Geschmack und den Ton der Leute, denen damals Rang und Geburt ausschließenden Anspruch auf alle höheren Stellen gab. Er sagt: Auf der erlanger Universität studirten damals nicht viele von Adel und die Wenigsten waren Muster des Fleißes. Das Besuchen der in den angesehensten Familien abwechselnden Gesellschaften, der Concerte und Redouten nahm ihnen so viel Zeit weg. Der herrschende Ton in den Gesellschaften war nach französischer Sitte gestimmt und fast zu frei. Voltaire, Rousseau, Helvetius waren die Classiker der Zirkel. Letztern pries mir auch eine galante, damals schon ziemlich verblühte Frau mit französischer Rede als den ächten Philosophen an*).

---

*) Voilà la vraie philosophie, c'est là qu'il faut puiser.

Pütter, Heyne und der Herr von Münchhausen hatten jeder besondere Gründe, keinen systematischen Philosophen, keinen Mann, der entscheidend aufträte und seine Zuhörer fortreiße und dem Praktischen entfremde, auf ihre Universität zu rufen; auch war außer Darjes Keiner, den sie hätten rufen können, sie zogen deßhalb 1768 Feder nach Göttingen, von dem sie nicht mit Unrecht voraussetzten, daß er dem Geiste der Zeit gemäß eine populäre Philosophie lehren werde. Er hatte schon in Coburg Darjes Manier gebilligt und befolgt, er hatte zugleich Wolfs Lehre, Hollmann und sogar Crusius benutzt, er schien daher der rechte Mann, um den Dilettantismus, damals Eclecticismus genannt, in Göttingen und durch Göttingen geltend zu machen. Dies gelang ihm auch wirklich bis auf die Zeit, als Kant eine neue Philosophie begründete.

Feder selbst gibt uns eine Vorstellung von dem traurigen Zustande des philosophischen Unterrichts auf der ersten Universität Deutschlands, wo damals alle Celebritäten in allen andern Fächern versammelt waren. Er fügt hinzu, daß er damals selbst gefühlt und ausgesprochen habe, daß die Deutschen aufgehört hätten, ihr Heil in Systemen, im Grübeln und Speculiren zu suchen, daß sie sich vielmehr der Poesie, den Künsten und dem Studium des classischen Alterthums zugewendet hätten. Dies scheint uns Feder schon durch den Titel seiner Antrittsrede, über die Zugeständnisse, welche die Philosophie dem Zeitgeiste machen müsse, auszusprechen, besonders aber durch den von ihm angeführten Satz aus dieser Rede, den nach ihm der eingebildete Heyne für ein Anerkennen des Vorzugs seines philologischen Handwerks vor der ersten aller Wissenschaften genommen hatte [10a]). Dies wird begreiflich, wenn man von ihm hört, wer die Leute waren, welche damals Philosophie in Göttingen lehrten, oder doch hätten leh-

10 a) Der Satz lautet: **Philosophia nuper imperium tenuit, nunc literae dominantur elegantiores.**

ren sollen. Feder sagt: Weber, ein Wolfianer, der hernach als Professor der Theologie in Kiel starb, war in der öffentlichen Meinung sehr gesunken; Becmann, ein eifriger Crusianer, hatte keinen Vortrag. Hollmann war vielleicht zu gelehrt für die jungen Leute, vielleicht auch zu alt, und nach dem damals herrschend gewordenen ästhetischen Tone zu trocken; nach dem Urtheile eines aufblähenden Genies in einem Briefe an mich, ein **palaeologus**, der Gellerts Fabeln in Schlüsse auflöset. Auf Ersuchen las Kästner Metaphysik.

Feder huldigte hernach als Lehrer und Schriftsteller dem Geiste der Zeit, er näherte sich den französischen Philosophen der bessern Art, nahm Manches von Rousseau, germanisirte es aber und genoß anfangs eines ähnlichen Beifalls wie Darjes. Er mußte oft bei offenen Thüren lesen, der Vorsaal war ganz gefüllt; es mußten viele Zuhörer abgewiesen werden. Diese Zeit war längst vorüber gewesen, als der Verfasser dieser Geschichte ihn kennen lernte, er war verlassen, ohne daß er darum weniger tüchtig oder die Studenten philosophischer geworden wären; soviel vermag überall die Mode.

Der Zustand der Gleichgültigkeit und des Verfalls, welcher in Beziehung auf Philosophie von 1767—1787 eingetreten war, ward der allgemeinen deutschen Literatur sehr vortheilhaft, weil das Philosophiren einmal von den Pedanten an die Belletristen kam, denen wir auch Lessing, Jacobi, Mendelssohn und Schlosser beizählen. Die neue wissenschaftliche Philosophie, welche von Kant ausging, entstand übrigens gerade in diesem Zeitraum, wenn sie gleich erst später ans Licht kam. Wir glauben, daß die Revolution des ganzen deutschen wissenschaftlichen Lebens, welche durch Kants Philosophie bewirkt ward, und der Einfluß derselben auf alle Zweige der Literatur, sowie auf alle philosophische Systeme bis auf unsere Zeit eine Kenntniß der Entstehung derselben nöthig machen, wir wollen daher dabei durchaus den Gang derselben bezeichnen, uns aber auf das Aeußere beschränken. Man darf übrigens nicht außer Acht lassen, daß sowenig sich auch Humes Einfluß auf Kant leugnen läßt, seine Philosophie doch eine ganz eigentlich deutsche war.

Ehe wir von Kant reden, müssen wir zuerst einen Blick auf die Bewegungen werfen, welche von 1768 — 1787 aus dem Bedürfniß einer neuen gründlichen Schulphilosophie hervorgingen und zum Theil nicht einmal durch Schriften kund wurden; sondern aus den in unserm Jahrhunderte gedruckten Briefen einzelner denkenden Männer müssen errathen werden. Die Briefe und kleinen Schriftchen, die wir hier benutzen müssen, sind so verbreitet, daß wir die Bekanntschaft mit denselben voraussetzen dürfen und daher nur hie und da einmal auf eine einzelne Stelle zu verweisen brauchen. Wir müssen übrigens in Preußen und in den Ostseeprovinzen des russischen Reichs den Ursprung und das Bedürfniß einer neuen philosophischen Bildung suchen, weil man im eigentlichen Deutschland mit Dilettantismus und schöner Rede zufrieden war.

Die Lehrer der süddeutschen Universitäten und zum Theil auch von Jena und Halle quälten sich noch lange, bis auch zu ihnen der Eclecticismus kam, mit einer Art von Wolfianismus oder Crusianismus; Feder in Göttingen suchte eine Moralphilosophie zu begründen, wie Darjes in Frankfurt an der Oder eine Rechtsphilosophie; aber beide waren den Gelehrten nicht gelehrt und speculativ genug. Sie konnten dem Zeitbedürfniß nicht, wie Abt, Herder, Mendelssohn durch Form und Darstellung ersetzen, was ihnen an Tiefe und an Schärfe der Begriffe abging. Basedow und Wieland befriedigten jeder nur das Bedürfniß einer gewissen Classe des großen Publikums. Wieland gab freilich den Ton an Höfen und in Hauptstädten an; aber nur allein darum, weil er auf französische Weise philosophirte, und sogar die griechische Philosophie in französische Form brachte, oder französische Philosophie lehrte, während er griechische zu lehren vorgab. Auch Mendelssohn, so gründlich und gelehrt er war, befriedigte die speculativen Köpfe nicht ganz, die grübelnden im eigentlichen Preußen aber, von wo hernach das neue System ausging, ganz und gar nicht. Man konnte also, weil die Zeit eine Philosophie forderte, welche den Gebildeten genüge, ohne die Gelehrten ganz unbefriedigt zu lassen, von Mendels-

sohns sämmtlichen Schriften, wie späterhin von F. H. Jacobis Philosophie, sagen, was Hamann in einem Briefe vom Juli 1767 von der Vorrede zu Mendelssohns Phädon sagt: „Ich habe die Vorrede zum Phädon durchgelesen und denke, daß sie schöner geschrieben als gedacht ist.“ Wenn die Frommen, die so gern jeden Traum des Gefühls, oder jede unter den Menschen herrschende fromme Meinung von Gott und Unsterblichkeit für mathematisch beweisbar gehalten hätten, so von Mendelssohns Beweisen dachten, was sollten sie erst von den andern sagen? Es entstand daher ein allgemeiner Kampf, aus dem eine ganz neue Wissenschaft hervorgehen mußte, weil er Leben weckte und Kräfte übte.

Die französischen Philosophen und Wielands gallisches Griechenthum verschmähten nicht blos Lessing, Herder, Hamann, Schlosser und sehr viele andere; sondern es war auch als Produkt des schwelgenden Adels biedern Bürgern verhaßt. Nicolais Derbheit und Arroganz und die Art, wie er und die unter seinen Fahnen dienenden praktischen Männer seines berliner Heers mit der Volksreligion umgingen, mußte wohl auch einem Lessing zuwider seyn, da er durch Schriften bewiesen hat, wie viel vortrefflicher die scholastische Consequenz eines Petrus Lombardus ist, als das Geschwätz eines preußischen Eberhard. In dieser Zeit galt einmal keine Terminologie und keine Phraseologie in Deutschland als Philosophie, und keines Meisters unverständliches Schibolet ward von Schülern wie von Papagaien nachgebetet; aber dauern konnte der Zustand nicht, wenn nicht alles ernste Streben sich in leeres Geschwätz auflösen sollte. Für den Uebergang vom sogenannten Eclecticismus und Nicolaismus zum tieferen Denken sind Lessing, von dem wir weiter unten ausführlich reden werden, F. H. Jacobi, Herder und Schlosser, von denen wir ebenfalls weiter unten handeln, besonders aber Johann Georg Hamann wichtig. Der Letztere besonders darum, weil wir aus seinen in unserm Jahrhundert gedruckten Briefen und aus den mit diesen neu gedruckten und gesammelten Schriftchen lernen, daß er im Stillen eine Kritik übte, die fast wirksamer

war, als die öffentliche. Die Schriftchen waren alle wunderlich und unverständlich, sie hatten aber alle, wie die ganz klaren und einfachen Privatbriefe, einen kritischen und satyrischen Zweck. Hamann fühlte das Mangelhafte einer Verstandesreligion und das Ungenügende einer Reflectionsphilosophie, er spottete darüber und deutete Besseres an, dies verschaffte ihm einen Einfluß auf die verständigen Männer, der sich bei den Schwärmern und Mystikern seiner Zeit aus seinem Mysticismus und seinem blinden Glauben erklären läßt. Man wird daher begreifen, wie er zugleich für Kant und für Herder, und später für Jacobi als ein im Stillen und unmerklich einwirkender Freund und Kritiker wichtig seyn, und sogar Kant zuerst mit Nicolai in Verbindung bringen konnte, mit dem er damals noch leidlich gut stand [10b]. Der Verkehr zwischen Hamann, Kant und Hippel ist dabei ganz anderer Art, als der zwischen Hamann und Herder, und auf eine wieder ganz verschiedene Weise wirkt hernach Hamann auf F. H. Jacobi. Wenn er übrigens zuletzt mit der Bande der zarten Freunde der Gallizin in Verbindung kommt, so sieht man aus dem, was er über Hemsterhuys Philosophie sagt, daß er diese Leute weit übersah.

Zur Zeit des Eclecticismus erkannte auch sogar Herder Kant als den Mann an, der den Schulpedanten und den philosophischen Schwätzern den Untergang bringen werde. Man muß sich daher wundern, wie derselbe Mann, der in seiner Jugend so edel, so offen, so wahr eingestanden hatte [11]), daß er nicht zum Philosophen geboren oder gebildet sey, sich später gegen die Philo-

---

10 b) Hamann schreibt am 26. Jun. 1763 an Lindner: Weymann hat Kants einzig möglichen Beweisgrund zur Demonstration des Daseyns Gottes widerlegt. Ich habe das Manuscript so wenig hinten als vorn gesehen. Letzterer hat Ursache, sich vor seinem Gegner zu fürchten und verdient eine exemplarische Ruthe. Vor einigen Wochen schon habe ich einen Brief an Nicolai angefangen, worin ich den M. Kant dem Verf. der philosophischen Schriften empfohlen, mit der Versicherung, daß unser Landsmann ein Mann ist, der die Wahrheit eben so sehr liebt, als den Ton der guten Gesellschaft.

11) Herder schreibt im Jahre 1766 an Hamann: Meine ganze Bildung gehört zu den widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler

sophie erheben mochte, welche Kant vierzig Jahre lang durchdacht hatte, ehe er sie ans Licht brachte. Kant ward, wie wir aus den Briefen der wenigen Männer sehen, die sich in jener durchaus belletristischen Zeit ernstlich und eifrig um philosophische Wissenschaft und Forschung bekümmerten, schon viele Jahre lang als Meister im ganzen Umfange des menschlichen Wissens anerkannt, ehe noch dem Publikum, welches später alle unsere Sectenhäupter creirt hat, bekannt war. Das heißt mit andern Worten den Studenten und den Leuten, die gern ohne Mühe des Lernens über Alles absprechen wollen und mit Redensarten und Terminologien prunken, war kaum sein Name bekannt, als er schon alle seine Zeitgenossen überragte. Königsberg lag fern vom Innern Deutschlands, besonders da Berlin noch nicht Universität war, und da Frankfurt an der Oder und Halle, oder mit andern Worten, Darjes und Wolfs Schüler, einen Wall gegen Kant bildeten. Gerade aus dieser Ursache bewirkte die Kantsche Philosophie, als sich endlich der Hauptlehrer auf einer philosophischen Universität und die literarischen Journale, die damals noch einen Einfluß hatten, den sie jetzt verloren haben, ihrer annahmen, eine vollständige Revolution in der ganzen deutschen Bildung. Weil diese Revolution unserer ganzen Literatur durch die Kantsche Philosophie mit der politischen Revolution in Frankreich zusammenfiel, können wir hier nur den Ursprung derselben andeuten, die Geschichte des Fortgangs gehört in den folgenden Band.

---

seyn sollten. Haben Sie Mitleiden mit mir, lieber Freund, daß mich das Schicksal in einem pedantischen Morungen hat geboren werden lassen, daß ein einseitiger Trescho meinen ersten Funken weckte, und daß ich in Königsberg mir mit dem Scepter des Dionysus meine Galgenfrist zum Studiren habe erwerben müssen. Hätte ich außer einem Kant auch noch Pedanten hören können, die meine Hitze abgefühlt und mir Schulmethode hätten lehren sollen; hätte ich durch den Umgang mir den Weltton angewöhnen können, hätte ich mehr Uniformes mit der Universität und dem Gros meines Standes angenommen; so würde ich vielleicht anders denken; aber auch nicht dasselbe denken — — — Meine Studien sind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben worden. Aber wissen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüthe bin?

Daß wir nicht mit Unrecht die Erscheinung von Kants erstem Hauptwerke als Ursache einer Revolution bezeichnet haben, könnten wir aus Tieftrunks Vorrede zu seiner Ausgabe von Kants kleineren Schriften beweisen, denn diese erschien, als das Ereigniß noch ganz neu war. Tieftrunk sagt dort wörtlich: „Man erblickte, als die Kritik der reinen Vernunft erschien, darin allgemein einen neuen Morgen des Philosophirens. Der Plan war nicht auf eine Reform der gangbaren Lehrbegriffe, sondern auf einen gänzlichen Umschwung der philosophischen Denkungsart, nicht auf eine Censur des bestehenden Systems, sondern auf eine Kritik des Erkenntnißvermögens selbst angelegt, und der Denker sah sich in Schwierigkeiten verwickelt, in welchen sich zu finden und welche zu überwinden eine anhaltende Arbeit und ein entschlossener Muth erfordert wurde. Es konnte zu nichts dienen, das, was hier gegeben wurde, nur zu lernen und in eine historische Erkenntniß aufzunehmen, der Leser mußte sich selbst zu der Höhe eines eignen Blicks in sein eignes Vernunftvermögen erheben und die Idee des Ganzen in allen seinen Gliederungen durch Selbstanstrengung erarbeiten, und er fand sich hier auf den kritischen Punkt gestellt, entweder Alles oder Nichts zu verstehen."

Schon als junger Mann, noch ehe es in Deutschland tagte, fühlte Kant die Mangelhaftigkeit des ganzen philosophischen Treibens, er empfand also das Bedürfniß einer Revolution der Wissenschaft in allen ihren Zweigen eben so viele Jahre voraus, als Rousseau und Montesquieu das Bedürfniß einer Staatsumwälzung des französischen Reichs. In dieser Beziehung sagt er in der Schrift Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr von Leibnitz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, die er 1747, also sechs Jahr vor seiner ersten Anstellung in Königsberg herausgab, Folgendes über die alte Metaphysik: Unsere Metaphysik ist wie viele andere Wissenschaften in der That nur an der Schwelle einer recht gründlichen Erkenntniß. Gott weiß, wann man dieselbige wird überschrei-

ten sehen. Es ist nicht schwer, ihre Schwäche in Manchem zu sehen, was sie unternimmt. Man findet oft das Vorurtheil als die größte Stärke ihrer Beweise. Nichts ist mehr hieran Schuld, als die herrschende Neigung derer, welche die menschliche Erkenntniß zu erweitern suchen. Sie wollten gern eine große Weltweisheit haben; allein es wäre zu wünschen, daß es auch eine gründliche seyn möchte". In dieser Ansicht ward er hernach durch das Studium von David Humes philosophischen Schriften befestigt, konnte aber nicht, wie dieser bei der bloßen Skepsis stehen bleiben. Wir übergehen seine allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, welche er, (nachdem er 1750 Professor in Königsberg geworden war) um 1755 herausgab, weil sie uns in die Reihe der Schriften, wodurch er sich als künftigen Urheber einer Revolution der philosophischen Wissenschaften im Gange seiner Entwickelung kund gibt, nicht zu gehören scheint, obgleich auch in dieser Schrift manches gegen hergebrachte Meinungen gesagt wird. Er gab damals vorerst nur allein in seinen Vorlesungen kund, was er beabsichtige und ward deshalb in Preußen, Liefland und Curland, von einem Hippel, Scheffner, Herder, Hamann längst als ein großer Mann anerkannt, als man ihn in Deutschland nur noch aus den Literaturbriefen und durch Vermittelung der Nikolaiten kannte. Im Jahre 1762 schreibt er indessen schon in einem Briefe an den großen Mathematiker Lambert, der unstreitig neben Bilfinger der schärfste Denker unter den Wolfianern war, daß alle bisherigen Systeme der Metaphysik nur Dunst und Sophistereien seyen, und daß es nur einen einzigen Weg gebe, zu einer Metaphysik zu gelangen, welche den Forderungen der Vernunft mehr Genüge leiste als die bisherigen gethan hätten.

Was er in diesem Privatbriefe aussprach und seinen Zuhörern mündlich verkündigte, deutete er im Jahre 1762 auch in einer Schrift an, welche viel Aufsehen machte. Sie hat den Titel: die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren erwiesen. Diese Schrift war bestimmt, die

Logik zuerst wenigstens von unfruchtbaren Spitzfindigkeiten zu säubern, sie auf ihre Principien zurückzuführen und auf diese Weise den Weg zu bahnen, um sie innerhalb der ihr durch ihren Begriff bestimmten Gränzen einzuschließen. Er selbst sagt in dieser Beziehung gegen das Ende der Schrift: Ich würde mir zu sehr schmeicheln, wenn ich glaubte, daß die Arbeit von wenigen Stunden hinreichend seyn werde, den Coloß umzustürzen, der sein Haupt in den Wolken des Alterthums verbirgt, und dessen Füße von Thon sind. Meine Absicht ist nur Rechenschaft zu geben, weswegen ich in dem logischen Vortrage, in welchem ich nicht alles meiner Einsicht gemäß einrichten kann, sondern manches dem herrschenden Geschmacke zu Gefallen thun muß, in diesen Materien nur kurz seyn werde, um die Zeit, die ich dabei gewinne, zur wirklichen Erweiterung nützlicher Einsichten zu verwenden. Es gibt noch eine gewisse andere Brauchbarkeit der Syllogistik, nämlich vermittelst ihrer, in einem gelehrten Wortwechsel dem Unbehutsamen den Rang abzulaufen. Da dieses aber zur Athletik der Gelehrsamkeit gehört, einer Kunst, die sonsten wohl sehr nützlich seyn mag, nur daß sie nicht viel zum Vortheil der Wahrheit beiträgt, so übergehe ich sie hier mit Stillschweigen.

Dies geht die Logik an, in Beziehung auf Reform der Metaphysik gab Kant Winke über das, was er im Stillen vorbereitete, durch zwei im Jahre 1763 herausgegebene Schriften, von denen die Eine die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften überhaupt und die Zweite den Grund der ganzen sogenannten natürlichen Theologie aus einem kritischen Standpuncte betrachten lehrte. Die Erste enthielt eigentlich die Beantwortung einer von der berliner Akadamie aufgestellten Preißfrage und führte den Titel: Untersuchungen über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral, die Andere handelt von dem einzig möglichen Beweisgrunde zur Demonstration des Dasein Gottes. In diesen beiden Schriften ward angedeutet, mit welcher Revolution Ontologie, Kosmologie und Theologie der alten Metapysik von

dem Urheber der kritischen Philosophie bedroht waren. Die 1766 bekannt gemachten Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik gaben dem größern Publikum zu verstehen, daß die sogenannte Pneumatologie der Metaphysiker ein Irrlicht sey, welches die im Dunkeln wandelnden Grübler und Schwärmer in Morast locke. Diese Abhandlung und der Anhang über Swedenborg und Swedenborgianer hielt freilich Crusius nicht ab, Schröpfers Gaukelspiel und Betrügerei durch seine Philosophie zu unterstützen und mit tiefem Grübeln und dunklem Orakeln auf den Teufel und seine Engel zurückzuführen. Im ersten Hauptstück dieser Schrift fordert Kant in Beziehung auf den Ausdruck Geist also auch Seele eine Prüfung, welche bis auf den heutigen Tag stets umgangen wird, wenn man Geistertheorien erfindet und beim gewöhnlichen Unterricht sich die Sache außerordentlich leicht macht. Kant sagt (denn wir wollen die Stelle einrücken, weil sie einen Wink enthält, der noch immer nicht beachtet ist): Wenn Alles dasjenige, was von Geistern der Schulknabe herbetet, der große Haufen erzählt, der Philosoph demonstrirt, zusammengenommen wird, so scheint es keinen kleinen Theil unseres Wissens auszumachen. Nichts desto weniger getraue ich mich zu behaupten, daß wenn es jemand einfiele, sich bei der Frage etwas zu verweilen, was denn das eigentlich für ein Ding sey, wovon man unter dem Namen eines Geistes soviel zu verstehen glaubt? er alle diese Vielwisser in die größte Verlegenheit versetzen würde. Das methodische Geschwätz der hohen Schulen ist oft nur ein Einverständniß durch veränderliche Wortbedeutungen einer schwer zu lösenden Frage auszuweichen, weil das bequeme und mehrentheils vernünftige: Ich weiß nicht, auf Akademien nicht leichtlich gehört wird. Gewisse neuere Weltweisen, wie sie sich gern nennen lassen, kommen sehr leicht über diese Frage hinweg. Ein Geist, heißt es, ist ein Wesen, welches Vernunft hat. So ist es also denn keine Wundergabe Geister zu sehen, denn, wer Menschen sieht, der sieht Wesen, welche Vernunft

haben. Allein, fährt man fort, dieses Wesen, welches im Menschen Vernunft hat, ist nur ein Theil vom Menschen und dieser Theil, der ihn belebt, ist ein Geist. Wohlan denn: ehe ihr also beweiset, daß nur ein geistiges Wesen Vernunft haben könne, so sorget doch, daß ich zuvörderst verstehe, was ich mir für einen Begriff von einem geistigen Wesen zu machen habe. Diese Selbsttäuschung, ob sie gleich grob genug ist, um mit halb offenen Augen bemerkt zu werden, ist doch von sehr begreiflichem Ursprunge. Denn, wovon man frühzeitig als ein Kind sehr viel weiß, davon ist man sicher, späterhin und im Alter nichts zu wissen und der Mann der Gründlichkeit wird zuletzt höchstens der Sophist seines Jugendwahns. Ich weiß also nicht, ob es Geister gibt; ja, was noch mehr ist, ich weiß nicht einmal, was das Wort Geist bedeutet. Wie ganz anders Kant die Philosophie betrachtete, als alle die Leute, die sich später durch den Lärm, den sie unter Studenten und Weltleuten machten, zum Ansehn von Propheten und Sectenstiftern erhoben und bis auf den heutigen Tag als Hof- und Residenz-Sophisten glänzen, sieht man am besten aus seiner Correspondenz mit Lambert. Er dachte auch dann noch nicht daran mit seiner Reform der ganzen theoretischen Philosophie zu prahlen, als sie schon ganz fertig gearbeitet war; er ließ noch mehr als zehn Jahre verfließen und arbeitete indessen an der Begründung einer neuen Ethik. Nur seine näheren Freunde und unter diesen der Mann, der den geistreichsten Schriftstellern jener Zeit mit seinem Rathe nützlich ward, Johann Georg Hamann, waren mit dem Gange seiner Arbeiten bekannt, denn der Letztere schreibt schon im Februar 1767 an seinen Freund Herder: „Herr Kant arbeitet an einer Metaphysik der Moral, die, im Contrast der bisherigen, mehr untersuchen wird, was der Mensch ist, als was er sein soll.“ Er äußert dabei freilich nach seiner Art das Bedenken: „Wenn sich das Erste füglich ohne das Letztere im eigentlichen Sinn bestimmen läßt.“ Erst im Jahre 1770 gab er in einer lateinischen Dissertation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et princi-

piis, welche er nach dem Gebrauche der Zeit beim Antritte der ordentlichen Professur der Logik und Metaphysik im August des Jahrs vertheidigte, die Grundsätze kurz an, die er zu befolgen gedenke. Darüber erklärt er sich in einem Briefe, den er im September 1770 an Lambert schrieb, in folgenden Worten ganz bestimmt: Seit etwa einem Jahre, schreibt er, bin ich, wie ich mir schmeichele, zu demjenigen Begriffe gekommen, welchen ich nicht besorge, jemals ändern, wohl aber erweitern zu dürfen und wodurch alle Art metaphysischer Quästionen nach ganz sichern und leichten Kriterien geprüft und in wiefern sie auflöslich sind, oder nicht, mit Gewißheit kann entschieden werden. — — — Ich habe mir vorgenommen, diesen Winter meine Untersuchungen über die reine moralische Weltweisheit, in der keine empirischen Prinzipien anzutreffen sind, und gleichsam die Metaphysik der Sitten in Ordnung zu bringen und auszufertigen; sie wird in vielen Stücken den wichtigsten Absichten bei der veränderten Form der Metaphysik den Weg bahnen und scheinet mir überhaupt bei den zur Zeit noch so schlecht entschiedenen Prinzipien der praktischen Wissenschaften eben so nöthig zu seyn. Nach Vollendung dieser Arbeit werde ich mich der Erlaubniß bedienen, die Sie mir ehedem gaben, meine Versuche in der Metaphysik, soweit ich in denselben gekommen bin, Ihnen vorzulegen.

Schon ehe er auf diese Weise zur Kritik der praktischen Vernunft, wie er es später nannte, ganz im Stillen den Grund legte, hatte er den Plan einer Reform der Aesthetik entworfen und die Principien, die er zu befolgen gedenke, in einer kleinen Schrift wenigstens angedeutet. Diese Schrift waren die 1764 bekannt gemachten Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, welche besonders von Schiller mit Dankbarkeit als Winke anerkannt werden, denen er theoretisch und praktisch sehr viel verdanke. Er rühmt in seinem Briefwechsel mit Göthe (1. S. 108) nicht blos die darin enthaltene neue Grundlegung einer neuen Aesthetik, sondern

ganz besonders die vielen in derselben enthaltenen Winke über den Menschen und die Natur des menschlichen Geistes.

Im großen Publikum wurde wenig von Kant geredet, weil auch sogar Hippel, der sich erlaubte, Kants Vorträge und Hefte und sogar das Resultat seines persönlichen Verkehrs mit ihm in populärer Form seinen Romanen einzuverleiben, dies nach seiner Art d. h. verstohlen und ohne weder vor oder nachher darüber mit Kant zu reden, oder ihn zu nennen gethan hatte. Dies gilt besonders von dem Büchlein von der Ehe und von den Lebensläufen in aufsteigender Linie. Diese verdankten einen großen Theil des Aufsehens, welches sie erregten, und besonders der ganz ausgezeichneten Aufmerksamkeit, welche ihnen alle diejenigen widmeten, denen weder Wielands noch der Franzosen Philosophie noch der Eclecticismus oder die berliner Weisheit genügte, dem Umstande, daß sie lange vorher, ehe Kant seine Hauptwerke bekannt gemacht hatte *), die interessanten Resultate der neuen Philosophie verkündigten. Das mystische Dunkel, worin Hippel sein Leben und seine Moralität mit vollem Rechte, seine Schriftstellerei aber ohne eigentliche Ursache hüllte, veranlaßte daher die Vermuthung, daß Kant dem berühmten Humoristen bei seinen Romanen geholfen habe. Diese Meinung war für Hippel, der aus allem Nutzen zu ziehen wußte, in Beziehung auf das Lob, dessen er sich im Stillen freute, weil er sich nie zu seinen Büchern bekannt hat, sehr erwünscht, Kant dagegen eilte nach seines Freundes Tode dessen Verfahren, ohne gerade sein Andenken zu kränken, ins rechte Licht zu setzen. Wir fügen den wesentlichen Theil von Kants Erklärung vom 6. Dez. 1796 in der Note bei [11a]).

---

*) Die Lebensläufe erschienen 1778.

11 a) Es ist allerdings wahr, sagt er, daß in Hippels Schriften viele Stellen vorkommen, welche mit vielen Stellen meiner später als die Kritik der reinen Vernunft herausgekommenen Schriften buchstäblich übereinstimmen, dies ist aber daher zu erklären, daß ich mein ganzes System erst 1770—1780 ausgearbeitet; fragmentarisch aber während dieser Zeit und schon früher meinen Zuhörern vorgetragen habe. Die Hefte der nachgeschriebenen freien Vorträge über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w., besonders über Anthropologie,

Als endlich im Jahre 1781 im Juni die Kritik der reinen Vernunft gedruckt ward, zeigte sich bei der Gelegenheit, wie wenig Männer in Deutschland fähig und geneigt seyen, die gewöhnliche Bahn des Philosophirens zu verlassen und die hergebrachten und geltenden Ausdrücke, Begriffe, Methoden wissenschaftlich zu prüfen. Das gesteht sogar der Meister des Dunkeln und Verworrenen, der wunderliche und verworrene Hamann, in seiner Anzeige oder Rezension des eben erschienenen Werks, welche man im sechsten Theile seiner von Roth herausgegebenen Schriften gleich vorn lesen kann. Er sucht zwar das Buch zu empfehlen, von dem er in seinen Briefen an Herder um dieselbe Zeit durchaus nicht vortheilhaft spricht, giebt aber doch am Schlusse zu verstehen, daß das Buch seines transcendentalen Inhalts wegen nur von einigen werde gelobt, obgleich von Allen gekannt werden, daß jedoch blutwenige seyn möchten, die es verständen. Selbst in der lobenden Anzeige des Inhalts sagt Hamann, der gerade damals Humes Schrift über natürliche Religion (dialogues on natural religion) übersetzte, ziemlich ironisch: Die Kritik der reinen Vernunft ist die vollständige Idee einer Transcendental-Philosophie. Unter diesem neuen Namen verwandelt sich die verjährte Metaphysik aus einem zweitausendjährigen Kampfplatz endloser Streitigkeiten endlich einmal in ein systematisch geordnetes Inventarium aller unserer Besitze durch reine Vernunft — und schwingt sich auf den Fittigen einer ziemlich abstracten Genealogie und Heraldik zu der monarchischen Würde und der olympischen Hoffnung, als die einzige aller Wissenschaften ihre absolute Vollendung und zwar in kurzer Zeit zu erleben, ohne Zauberkünste, noch magische Taschenspiele.

---

hat Hippel benutzt und für seine Zwecke gebraucht; jedoch dieser Benutzung der Hefte wie seiner eignen Schriftstellerei wie im Gespräche erwähnt.

Da hier vom Inhalt des Werkes und von philosophischer Wissenschaft nicht die Rede seyn darf, so haben wir nur anzudeuten, welche unerhörte Bewegung das Werk zuerst unter den Gelehrten erregte, wie es allgemein mißverstanden ward und auf welche Weise es hernach von Jena und Weimar aus, durch die auf die neue Philosophie gewissermaßen gegründete jenaer Literarzeitung Evangelium aller derer ward, die unter uns Deutschen auf Bildung Anspruch machen wollten. Was die Dunkelheit angeht, worüber allgemein geklagt ward, so verzweifelte, wie wir aus Hamanns Briefen sehen, der Verleger Hartknoch in Riga, der doch in den Ostseeprovinzen auf die zahlreichen Schüler und Bewunderer Kants rechnen konnte, am Absatze, und Kant wollte einen Auszug drucken lassen, um dem Publikum das Wesentliche mitzutheilen, ohne es zu ermüden[11b]. Was das Mißverständniß angeht, so haben uns Nicolai, der später der heftigste Feind der kantischen Philosophie und ihrer Töchter ward, und Fülleborn, der von Kant zu Fichte überging, darüber die beste Auskunft gegeben. Der Eine erklärt mit der crassen Keckheit, mit welcher er über alle Dinge zu urtheilen pflegte, welche weit über seinem durchaus praktischen und dürren Begriffe waren, er habe geglaubt, Kant wolle in der Kritik alles Wissen auf Erfahrung zurückbringen, was ihm ganz recht gewesen sey; Fülleborn aber bekennt, daß er sich zum Dolmetscher aufgeworfen habe und von dem deutschen Publikum als solcher

11 b) Hamann schreibt an Hartknoch: Kant redet von einem Auszuge seiner Kritik der reinen Vernunft in populärem Geschmack, die er für die Laien herauszugeben verspricht. Ich wünschte sehr, liebster Freund, daß Sie sich nicht abschrecken, wenigstens keine Gleichgültigkeit gegen ihn merken ließen, und sich um seine fernere Autorschaft, so viel sich thun läßt, zu bekümmern schienen. Wenigstens ist er bona fide mit ihnen zu Werk gegangen und schmeichelt sich damit, daß je alter sein Werk werden, desto mehr Leser finden wird. Der Zug von der Michaelismesse wird ihnen Licht geben und vielleicht Anlaß — — eine kleinere populäre Schrift zu ihrer Schadloshaltung von ihm zu erbitten, um ihn mit reinem Wein zu berauschen, oder aufzumuntern, zu einem kleinen Buche, das mehr nach dem Geschmack des Publici ist; denn dieser war zu abstract und zu kostbar für den großen Haufen.

erkannt worden sey, ohne daß er selbst gewußt habe, was er eigentlich sagen wolle. Was Nicolai angeht, so rücken wir eine längere Stelle aus seiner Lobschrift auf sich selbst ein (Ueber meine gelehrte Bildung u. s. w. Seite 46 u. 48), weil daraus zweierlei hervorgeht, zuerst, welches Aufsehen Kants Buch in Deutschland machte, und zweitens, wie wenig die Berliner geeignet waren, es zu verstehen: „In Kurzem, sagt er, erschallte in deutschen gelehrten Journalen und gelehrten Zeitungen das allgemeine Rühmen, daß durch dieses Werk das Geheimniß von der wahren Beschaffenheit und von den nothwendigen Gränzen der menschlichen Vernunft ganz entschleiert und nun darüber kein Zweifel mehr möglich sey. Auch ich ward also sehr begierig, so wichtige Wahrheiten von ganz neuer Art kennen zu lernen, um so mehr, da ich gern bekenne (und wir gern glauben), daß mir von jeher keine Art der Philosophie über übersinnliche Gegenstände völlige Genüge gethan hat. Ich ward zum eifrigen Studium der Kritik der reinen Vernunft angetrieben, da die allgemeine Stimme fast in allen Journalen und in einer Menge kleiner Schriften sagte: Herrn Kants Absicht sey zu beweisen, daß im Transcendentalen alles nur Schein hingegen blos in der Erfahrung allein Wahrheit zu finden sey, wie denn auch Herr Kant dieses selbst an mehreren Stellen seiner Schriften sagt. Dieser Gedanke hatte mir längst eingeleuchtet, und ich war sehr begierig, ihn von einem so scharfsinnigen Mann durch neue Gründe bestätigt zu sehen. Er versichert auch in der Vorrede zu seiner Kritik der reinen Vernunft: Er habe durch dieses Werk der Speculation ihre Gränzen und ihren rechten Weg angewiesen und habe dadurch die arroganten Ansprüche der Schulen vertilgt.

Auf ganz entgegengesetzte Weise irrte sich Fülleborn mit fast allen denen, die in der ersten Zeit als Erklärer der Kritik auftraten, über den Sinn und den Zweck derselben. Dieser sagt im dritten Stück der Beiträge zur Geschichte der Philosophie von sich selbst: „Ich lernte in meinem ersten Universitäts-

Bücher mehr, als je zu erwarten gewesen war. Dazu trugen zwei Umstände besonders viel bei. Der erste Umstand war, daß man damals in Weimar und Jena, wo ganz zufällig die ausgezeichnetsten Schriftsteller der neuen deutschen Literatur versammelt waren, den Plan machte, durch Errichtung einer neuen, auf jede Weise auszuposaunenden Literaturzeitung der Dictatur der berliner Allgemeinen deutschen Bibliothek, und ihres Verlegers Nicolai ein Ende zu machen. Dies ward dadurch erleichtert, daß nach dem Tode des alten Königs von Preussen der Obscurantismus in Berlin obsiegte und die Freiheit der Presse in religiösen Dingen aufhörte. Ein zweiter, durchaus zufälliger Umstand, welcher zur allgemeinen Verbreitung der Kant'schen Philosophie beitrug, war der, daß Karl Leonhard Reinhold zum Protestantismus übertrat, Wien verließ, von dem damals im nördlichen Deutschland, besonders in den sächsischen Herzogthümern und in Braunschweig allmächtigen Freimaurerorden kräftig unterstützt um 1783 nach Weimar kam, dort Wielands Schwiegersohn ward und sich der neuen Philosophie annahm, statt daß Nicolai die alte zu vertheidigen suchte.

Schulze nämlich hatte eigentlich in seinem Buche nichts weiter gethan, als den Inhalt der Kritik so entfaltet, daß er vor dem Publikum erörtert werden konnte, statt daß er vorher durch den Vortrag versteckt ward. Er hatte den Inhalt deutlich angegeben, er hatte die Terminologie erklärt, er hatte die Winke und Erläuterungen, welche ihm von Kant selbst mitgetheilt waren, eingerückt und verdeutlicht. Die drei Zeitschriften, welche damals die deutsche Literatur beherrschten und deren Urtheile in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft nachgebetet wurden, verkündigten dann Kants Lehre jede auf ihre Weise. Wielands belletristischer deutscher Merkur machte die elegante Welt aufmerksam, d. h. die beiden gelehrten Tribunale, welche als Orakel galten, die berliner allgemeine Bibliothek und die in Jena neu errichtete allgemeine Literaturzeitung empfahlen die Kritik den Gelehrten. Der Philolog Schütz, der die Letztere mit einer bewundrungswürdigen Schlauheit und Kenntniß der Gelehrten und ihrer Gemeinheit und Ei-

telkeit gegründet hatte, ward selbst Kantianer; Nicolai erkannte Kant wenigstens als einen geistreichen Mann an. Wie geschickt sich Schütz Auctorität verschaffte, zeigen die an ihn gerichteten von seinem Sohne bekannt gemachten Briefe, und würde noch klarer seyn, wenn der dritte Theil der Briefe hätte gedruckt werden dürfen. Er rückte im Julius-Heft seiner neuen Literaturzeitung für 1785 bei Gelegenheit der Erläuterungen von Schulze eine Abhandlung ein, welche eine Art Abriß der neuen Philosophie bildete. Es ward darin nicht sowohl das angezeigte Buch rezensirt, als vielmehr ein Buch über die neue Philosophie unter der Form einer Rezension in das große Publikum der Literaturzeitung gebracht. Auf eine andere Art sorgte die berliner Bibliothek für die allgemeine Verbreitung der von Kant ausgehenden Revolution, sie zeigte nämlich den Anhängern der alten Lehre und Methode, daß sie, wenn sie sich behaupten wollten, schlechterdings Kant studiren müßten. Die Bibliothek erkannte, wie auch Nicolai bei aller Plattheit in dem Büchlein über seine gelehrte Bildung zu thun sucht, die Bedeutung der Kant'schen Leistungen und die Vorzüge der neuen Philosophie mit Achtung an; allein sie suchte in dem langen Artikel, den sie bei Gelegenheit der Anzeige von Schulzes Buch bekannt machte, doch die ältere Philosophie zu retten und zu vertheidigen.

Der deutsche Merkur, der als Organ der diplomatischen und politischen Weisheit Wielands das deutsche Publikum behandelte, wie Perikles das Volk von Athen, nahm sich der neuen Philosophie als einer Familienangelegenheit an. Reinhold nämlich war seit 1783 in Weimar, und stand mit Wieland, dessen Tochter er heirathete, in den vertrautesten Verhältnissen, als er im Jahre 1785 aufmerksam auf die Kant'sche Philosophie ward, und im Herbste 1785 das Studium derselben begann. Er gesteht selbst, daß die Kritik der reinen Vernunft, wovon hier zunächst die Rede ist, damals im Ganzen wenig Eingang gefunden gehabt. Er nahm das Buch, wie er sagt, mit Mißtrauen in die Hand, weil die berühmtesten deutschen Philosophen, Eberhard, Garve, Tiedemann, Feder, Platner und andere erklärt

hatten, daß das Werk in Beziehung auf seinen Hauptzweck mißlungen, mit Spitzfindigkeiten und Dunkelheiten angefüllt sei. Er gesteht offenherzig, daß er lange im Dunkeln geblieben sei und nicht zum Verständniß habe kommen können. Man wird es daher seinen Zeitgenossen nicht übel nehmen, daß sie überrascht waren, als er schon nach acht Monaten als begeisterter Deuter des neuen Evangeliums und als dessen rednerischer Verkünder auftrat. Er erklärte, er sey in den wenigen Monaten zu der Ueberzeugung gelangt, die Organisation des menschlichen Geistes sei durch Kant entdeckt, der Inhalt und Umfang des menschlichen Erkennens durch ihn angegeben, die Hauptaufgabe aller Philosophie nicht allein in einer bis dahin unerhörten Klarheit aufgestellt, sondern auch gelöset worden. Er verkündete zugleich die Wunder, welche diese Philosophie, wenn sie nur erst verbreitet sey, in der Welt bewirken werde. Diese Verbreitung mußte dann der Götterbote seines Schwiegervaters, der in allen Künsten der Klugheit Meister war, und in die Cabinette der Gelehrten, wie in die Salons der Residenzen und in die Putzzimmer der Damen allerlei glatte Botschaften zu bringen pflegte, zu Gunsten des Schwiegersohns übernehmen. Die Bestimmung des Merkurs forderte durchaus, daß, wer darin von Philosophie reden wolle, wenn auch nicht geziert, wie Jacobi, doch zierlich und verständlich schreibe; dies versuchte Reinhold zu thun und erreichte den gewünschten Zweck, daß bald in ganz Deutschland von Kants Philosophie geredet ward, wie von dem neuesten Roman.

Reinhold kleidete seine Erläuterungen der Kantischen Philosophie in die dilettantische Form von Briefen, von denen die ersten zwei, denen sechs andere folgten, im Auguststücke des Merkurs von 1786 erschienen. Reinholds Sohn hat im Leben seines Vaters Absicht und Inhalt der Briefe angegeben, wir setzen daher dessen Worte unter den Text, um diese wichtige Erscheinung in unserer Literatur auf die vortheilhafteste Weise zu charakterisiren [11c]). Diese Briefe wurden hernach um 1790, als Reinhold

11 c) K. Leonhard Reinholds Leben S. 43. In dem ersten Briefe wird

schon seit 1787 mit ganz unglaublichem Beifall und unter einem fast noch größern Zulauf, als ihn ehemals Darjes gehabt hatte, als Professor der Philosophie in Jena lehrte unter dem Titel: Briefe über die Kantische Philosophie, als ein besonderes Buch herausgegeben. Der weimarische Minister hatte recht gut gerechnet, als er Reinhold nach Jena berief. Er machte gleich bei seinem Auftreten im August 1787 großes Aufsehen, in den folgenden Jahren begeisterte er durch Vortrag und Schriften ganz Deutschland für die neue Philosophie, für Jena und für sich in solchem Grade, daß man lächerlicherweise die Philosophie, die der Schule angehörte, ins Leben und in die ganze Literatur brachte. Dies bewirkte, daß sowohl die Prosa des deutschen Le=

---

das Erforderniß einer Untersuchung des Gebiets der menschlichen Erkenntnisse aus dem damaligen Zustande der Philosophie nachgewiesen. In dem Zweiten wird das Resultat der Kantschen Kritik in Hinsicht von der Ueberzeugung von Gottes Seyn mitgetheilt. Es wird gezeigt, daß die Fragen: „enthält die Vernunft apodictische Beweise für dieses Seyn" und „kann es einen Glauben an dasselbe geben, der keiner Vernunftgründe bedürfte?" beide von der Kritik verneinend beantwortet werden. Denn die Unmöglichkeit jener wird in ihr aus dem Wesen der theoretischen Vernunft bewiesen; dagegen aus dem Wesen der praktischen Vernunft die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit eines Glaubens an Gott dargethan. Was dann weiter folgt, ist eine Ausführung dieser Sätze, die der Leser am a. O. nachlesen muß, hernach heißt es S. 44 weiter: Die übrigen Briefe, die vom ersten Quartal des Jahres 1787 bis zum dritten einander folgten, legen das Resultat der Vernunftkritik über den Zusammenhang zwischen Religion und Moral dar. Es wird in ihnen der Gedanke ausgeführt, daß die Religion durch Hinwegräumung der scheinbaren demonstrativen Beweise für Gottes Seyn nichts Geringeres gewinne, als einen einzigen unerschütterlichen allgemeinen Erkenntnißgrund, der auf dem Wege der Vernunfterforschung die Vereinigung zwischen der Sittlichkeit und Gottesverehrung vollende, welche durch den Stifter des Christenthums auf dem Wege einer dem Gefühle klaren, unmittelbar das Herz in Anspruch nehmenden Darstellung eingeleitet worden sey u. s. w. u. s. w. Reinhold schließt seine Erörterung mit der durchgeführten Behauptung, daß die in der Geschichte aufgetretenen Vorstellungsarten von der Natur der Seele durch den jedesmaligen Grad der Einsicht in die Natur des Erkenntnißvermögens bestimmt worden sind, und weiset nach, wie jene Vorstellungsarten bei den Griechen durch das Mißverständniß des Unterschieds zwischen Denken und Empfinden modificirt waren.

bens, als die Poesie der Philosophie lächerlich, und die guten Deutschen arge Träumer und Spielballen der Sophisten wurden. Dies zu erklären, und durch Beispiele anschaulich zu machen, es auf verschiedene Gattungen der Literatur, des Styls und der Manier anzuwenden, gehört in den folgenden Zeitraum, da wir hier nur die Zeit vor dem Ausbruch der französischen Revolution behandeln. Wir werden im nächsten Zeitraum von der politischen Revolution in Frankreich und von der philosophischen in Deutschland ausführlich handeln müssen, erwähnen daher nur noch kurz der Schriften, wodurch Reinhold der Kantschen Philosophie die Herrschaft verschaffte, und der Werke Kants, durch welche er auf den in der Kritik der reinen Vernunft gelegten Grundlagen ein ganz neues Gebäude errichtete.

Reinhold gab, während er als Orakel der neuen Philosophie in Jena Aufsehen erregte, und sich als den einzigen Dolmetscher der dunkeln Schriften Kants geltend machte, um 1789 in Prag seine Theorie des Vorstellungsvermögens heraus; er ließ 1790 seine im Merkur gedruckten Briefe erscheinen und schrieb die Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie. Im ersten Bande dieser Beiträge war die Schrift enthalten, welche nächst den Briefen am mehrsten zur allgemeinen Verbreitung des Kantschen Systems beigetragen hat, und deshalb auch 1791 bei Mauke in Jena als ein eignes Buch erschien. Dies Buch führt den Titel: Ueber das Fundament des philosophischen Wissens von C. L. Reinhold, nebst einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorstellungsvermögens. Kant vollendete indessen, ermuntert durch dasselbe Publikum, welches ihm bis dahin ungünstig gewesen war, den Plan der Reform der ganzen philosophischen Wissenschaft durch eine ganze Reihe unter sich eng zusammenhängender Arbeiten. Er hatte nämlich die Kritik der reinen Vernunft als Propädeutik zu der Art Metaphysik, die er übrig lassen wollte, vorausgeschickt, ihr sollte die Metaphysik des speculativen und praktischen Gebrauchs der reinen Vernunft folgen, oder mit andern Wor-

ken, er wollte eine Metaphysik der Natur und der Sitten aufstellen, und zwischen beiden sollte seine Lehre vom Schönen und Erhabenen, und von der Empfindung desselben, oder die Kritik der Urtheilskraft vermitteln. Ehe er mit dem System seiner Ethik hervor trat, gab er 1786 die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten heraus. In diesem nur acht Bogen starken Büchlein stellt er zum ersten Mal sein neues Prinzip der Moral auf, oder handelte von dem hernach von Klinger und von Nikolai auf gleiche Weise ganz unverständig verspotteten, im gewöhnlichen Leben und im Katechismus freilich nicht zu gebrauchenden kategorischen Imperativ. Es erschienen dann zahllose Streitschriften und Spottschriften, welche beweisen, daß ganz Deutschland rege geworden war, und daß Berufene und Unberufene, Fähige und Unfähige für eine Sache in den Kampf zogen, die nur wenige beurtheilen können, wenn gleich das Resultat alle angeht. Kant trat indessen mit seinem ganzen System hervor. In demselben Jahre, mit der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten erschienen die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, später erst die Kritik der praktischen Vernunft. Erst im Jahre 1790 gab er die Kritik der Urtheilskraft heraus, welche, weil damals die Kantsche Philosophie schon auf allen Universitäten herrschend war, den bedeutendsten Einfluß auf unsere schöne Literatur hatte, weil die Häupter derselben, Göthe und Schiller, jeder auf seine Weise den neuen Lehren über das Schöne huldigten und Kants Grundsätzen folgten, ohne Kantianer zu seyn. Auch die vorzüglichsten Theologen unter den sogenannten Rationalisten begrüßten mit Freuden eine Philosophie, welche den Menschen selbstständig machte und den Glauben an Gott und Unsterblichkeit nicht mehr allein auf Theorie der Offenbarung gründete.

B. Theologie.

So wie in dem Zeitraum, dessen Geschichte wir behandeln, die deutsche Philosophie nicht blos eine neue Gestalt erhielt, son-

dernganz und durchaus in ihrem Wesen erneuert ward, so ward auch die Theologie der Protestanten ganz verändert und sogar die katholische Kirchenlehre, welche ihrem Wesen nach unveränderlich ist, spürte wenigstens in Rücksicht ihrer Form und Behandlung, den Einfluß der Wolffschen und später der Kantschen Philosophie.

Der protestantischen Theologie, wie sie Luther und Calvin predigten, ward von jeher von ihren Gegnern der Vorwurf gemacht, daß sie von der veränderlichen Lehre der Professoren der verschiedenen Universitäten abhänge; man hatte daher auch versucht, sie durch positive Schranken von der fortschreitenden Entwickelung des Geistes und seiner Bildung ganz unabhängig zu machen. In der reformirten Kirche war in Holland durch die Dordrechter Synode, in England durch die Artikel der Anglikanischen Kirche eine Art politischen Glaubenszwangs eingerichtet, wie in Deutschland unter den Lutheranern durch die symbolischen Bücher; allein es trennten sich in England schon im sechzehnten Jahrhundert die freier Denkenden von den eigentlichen Anglicanern, und in Deutschland half man sich durch die Ausflucht, daß man die symbolischen Bücher nur in so fern als Norm anerkenne, als sie mit der nach eines jeden bester Einsicht zu deutenden Schrift übereinstimmten. Nichts desto weniger ward, als sich in den deutschen Schulen der Philosophie ein neuer Scholasticismus gebildet hatte, die aristotelische Philosophie bei Lutheranern und Reformirten schon im siebenzehnten Jahrhundert auf die Dogmatik angewendet, statt, daß Luther, als Feind der Spitzfindigkeiten der Schule, die Bibel allein zur Norm nahm und Calvin in seinen Institutionen dem Spinoza weit näher kommt, als dem Aristoteles.

Leibnitz verbarg seine wahre Meinung, die wir nicht in der Théodicée, sondern in einer nur den denkenden und gründlichen mathemathischen Gelehrten verständlichen Abhandlung (De ipsa natura seu de vi insita actionibusque creaturarum, pro dynamicis suis confirmandis illustrandisquè Acta Erudit. ann. 1698) finden, und suchte zu zeigen, daß die, welche seiner Lehre huldigten, leicht jede Art christlichen Volksglaubens in Philosophie verwandeln könnten. Ob er dies mit Bewußtsein that,

oder ob der geistreiche Mann sich selbst von dem überzeugt hatte, was er mit so vielem Talent darzustellen wußte, mag unentschieden bleiben, seine Theologie, welche in unsern Tagen von Jesuiten in Mainz zum Druck befördert und dem Verfasser dieser Geschichte von einem sehr eifrigen Jesuiten geschenkt ward, beweiset wenigstens, daß er den Versuch der Vereinigung der Religionen durch die Philosophie sehr weit trieb. Lessing hat gezeigt, wie geistreich er die Ewigkeit der Höllenstrafen vertheidigte, auch die Brodverwandlungslehre nahm er in Schutz. Die Dreieinigkeitslehre ist bekanntlich nicht blos von ihm, sondern in allen Zeiten und von allen denkenden Männern als der Gipfel menschlicher Einsicht in die Deutung des göttlichen Wesens betrachtet worden. Lessing hat, ehe er mit dem hamburger Hauptpastor in Streit gerieth, seinen Spott über die Rationalisten seiner Zeit auf Sätze gegründet, welche Leibnitz denen entgegengesetzt hatte, die von der Kirchenlehre seiner Zeit abwichen. Wolf, der aus dem, was Leibnitz gelegentlich vorgetragen hatte, ein Schulsystem machte, hielt sich von der Theologie der Frommen, die er nach den Erfahrungen, welche er gemacht hatte, unmöglich lieben konnte, ziemlich fern; seine vornehmsten Schüler dagegen suchten sein System und seine Methode auf Dogmatik anzuwenden, was Stattler in Ingolstadt sogar in Bezug auf katholische Theologie zu thun wagte.

Was Wolf nicht gewagt hatte, that, wie wir vorher gezeigt haben, S. J, Baumgarten und eine bedeutende Zahl deutscher theologischer Professoren, unter denen Ribov, Carpov, Canz die bedeutendsten sind; sie behandelten alle theologischen Fächer in mathematischer, oder Wolfscher Manier. Die Predigten der Geistlichen sogar wurden zu trocknen Abhandlungen, Definitionen, Distinctionen, Demonstrationen; doch fiel diese Verwandlung der Theologie in Wolfsche Demonstration glücklicher Weise in eine Zeit, wo das Volk endlich in der Literatur eine Stimme erhielt und die Universitäten nicht mehr Gesetze geben, sondern sich nach den Forderungen des großen Publikums richten mußten. Dies fühlten schon Mosheim und Jerusalem.

Jerusalem und Mosheim suchten durch Nachahmung englischer Theologen eine Religion der eleganten Welt, statt der Lehre der dürren Compendien und der Wolfschen Demonstration zu begründen; die Universitäten blieben aber dem alten System getreu, bis Semler im pietistischen Halle, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Grundlagen der bestehenden Theologie auf dieselbe Weise prüfte und morsch fand, wie Kant die der bestehenden Philosophie. Um seine Wirksamkeit recht zu würdigen, dürfen wir nur noch einen Blick auf den Zustand der theologischen Lehranstalten Deutschlands werfen, ehe wir zu Semler übergehen.

In Wittenberg, Rostock, Tübingen, Altdorf, Erfurt ward die Dogmatik des siebenzehnten Jahrhunderts entweder scholastisch oder Wolfisch gelehrt; in Gießen war C. F. Bahrdt eine vorübergehende Erscheinung, und Carpzov in Helmstädt billigte nicht einmal die elegante Theologie eines Mosheim und Jerusalem, die man in Braunschweig in hohen Ehren hielt. F. Sailer in Erlangen huldigte etwas mehr als Carpzov in Helmstädt dem herrschenden Geschmack. Er suchte Popularität, und weil bei ihm nur vom Volksglauben die Rede war, wo das Festhalten am Ueberlieferten immer der sicherste Weg ist, um die Resultate der Philosophie der Masse nützlich zu machen, wandelte er auf besserem Wege als Carpzov. In Leipzig war Crusius zugleich Theolog und Philosoph und wußte mit großem Scharfsinn Glauben und Aberglauben als Resultate seines Grübelns aufzustellen. Neben ihm verbreitete in Leipzig damals schon sein College Ernesti, ein neues Licht über das neue Testament, wie gleichzeitig mit ihm Michaelis in Göttingen über das alte.

J. A. Ernesti war ein Wolfianer, konnte aber als Denker und Systematiker mit seinem Collegen Crusius nicht verglichen werden, war also nicht eigentlich wissenschaftlicher Lehrer einer consequenten Theologie, er war aber als Kenner der griechischen und lateinischen Sprache und als vortrefflicher Erklärer der Alten ausgezeichnet, gründete daher vorsichtig und behutsam in Leipzig eine Schule biblischer Theologen. Er suchte durch eine nach

der Art, wie er die Alten kritisch zu erklären pflegte, eingerichtete Deutung der Schriften des neuen Testaments das Licht des achtzehnten Jahrhunderts über die erstarrte Theologie zu verbreiten, ohne der bestehenden Dogmatik Eintrag zu thun oder seine orthodox-lutherischen Sachsen zu ärgern. Er deutete furchtsam an, daß man die Schrift erklären müsse, wie jedes andere Buch, trieb aber dies freilich oft so weit, daß die Erklärung zwar immer sehr gelehrt blieb, aber doch dabei gar zu oft nüchtern ward, was ihm freilich auch beim Homer nicht selten begegnet ist. Selbst die Nüchternheit war aber der Aufklärung Deutschlands und der Bildung von Schullehrern, die mit unbefangenen Augen das Alterthum betrachteten, und von Gottesgelehrten, die verständlich lehren und predigen wollten, vortheilhaft, weil es die Wissenschaft dem gewöhnlichen Leben, welches in Deutschland höchst nüchtern war, näher brachte.

Ernesti benutzte den großen Ruf, worin er als Philolog stand, um in Beziehung auf die zu seiner Zeit übliche Schrifterklärung die Mängel der alten Methode zu zeigen, wenn er gleich keine neue gründen konnte und wollte. Er war nur Wortkritiker und Worterklärer, blieb also in dieser Rücksicht weit hinter Semler zurück. Er kann auch schon darum nicht mit Semler verglichen werden, weil er, um es mit dem herrschenden System nicht zu verderben, seiner Forschung und sogar seiner Ueberzeugung dogmatische Schranken setzte. Er erfand einen eignen Kunstausdruck, um den Erklärer der sogenannten heiligen Bücher in einen Glaubenskreis zu bannen, wovon bei andern Büchern die Rede nicht seyn kann. Er nannte Glaubensanalogie oder Glaubensregel, was am Ende nichts anderes war, als die Verpflichtung, jede Glaubenslehre, die einmal im System aufgenommen sey, auch in der Bibel zu finden und aus ihr herauszubringen. Man blieb also in Leipzig noch ganz dem Alten getreu, während Semler schon vor 1770 eine Schule in Halle gebildet hatte, welche die Kritik der auf guten Glauben als ächt angenommenen Schriften der ersten Kirchenlehrer und die Erklärung der unter dem Namen der Evangelisten und

Apostel in Umlauf gebrachten Erzählungen und Briefe ganz anders behandelte, als Ernesti in Leipzig und J. D. Michaelis in Göttingen.

Semler ward später den Freunden des Neuen und den Anhängern des Alten unverdient verhaßt. Die Altgläubigen hatten ihn zuerst als Neuerer verwünscht und verflucht; als er hernach für den alten Glauben zu eifern begann, hatte sich schon der Geist der Zeit so sehr verändert, daß er auch vom neuen Geschlecht verkannt und sein übertriebener Eifer für Rechtgläubigkeit von Bahrdt und andern zum Vorwande genommen ward, um ihn einen fanatischen Träumer zu schelten. Er wollte nämlich endlich Schranken setzen, über welche hinaus das Forschen und prüfen der Quellen der Kirchenlehrer und der Kirchenlehre selbst nicht dürfte fortgesetzt werden. Seine Gegner hatten indessen ohne Zweifel beide Mal Unrecht; denn als man über seine vorgeblich frevelhafte und zweifelsüchtige Kritik klagte, war er selbst immer besorgt, er möchte etwas Sündliches befördern, und später mußte es nothwendig den alten Mann ärgern, daß Bahrdt und seines Gleichen und auch sogar der wolfenbüttler Fragmentist mit Christus und mit den Aposteln, wie mit vorsätzlichen Betrügern, umgingen. Semler selbst hatte fast alle einzelnen Lehren des alten dogmatischen Systems in einzelnen Abhandlungen, welche freilich nur für Gelehrte lesbar sind, da selbst der Styl seiner Lebensbeschreibung wahrhaft fürchterlich ist, gewissenhaft kritisch geprüft, viele nicht haltbar gefunden und dies laut verkündigt. Seine Kritik wirkte um so mehr, als die angesehensten Gelehrten, auch die der katholischen Kirche, seinen Fleiß, seinen Ernst und seine Verdienste um die Quellen der christlichen Lehre dankbar anerkannten. Er hatte außerdem durch die Kritik des Texts der neutestamentlichen Schriften, welche hernach Griesbach, in seine Spuren tretend, zur Vollendung brachte, so wie durch die kritische Beleuchtung der für die ältesten Denkschriften der christlichen Kirche geltenden Reste der ersten oder apostolischen Väter gezeigt, wie mißlich es um die vorgeblich neben der Bibel als göttliche Eingebung zu betrachtende kirchliche Ueberliefe-

rung und um die älteste Geschichte der Christengemeinde stehe. Dies mußte, von ihm ausgesprochen, um so mehr Eindruck machen, als er eine in der ältesten Kirche fortdauernde außerordentliche Wirkung des göttlichen Geistes und eine Eingebung der Lehre der apostolischen Väter nicht längnete.

Er half sich durch die ganz bescheiden vorgetragene Lehre, daß selbst Gott und seine Heiligen ihre Lehre dem menschlichen Bedürfniß des Augenblicks angepaßt hätten, was er Accomodation nannte. Man dürfe daher, meinte er, das, was für einen gewissen Augenblick bestimmt gewesen sey, wenn der Augenblick vorüber wäre, anders verstehen. Dadurch ward dann selbst der gläubigen Forschung ein weites Feld eröffnet, denn Semler wendete den Grundsatz auch auf die Bibel selbst an. Er erklärt daher ohne Bedenken das A. T. für ein jüdisches Religionsbuch, welches nicht aus dem christlichen N. T. erklärt und nicht als christliches Religionsbuch gebraucht werden dürfe. Semler bahnte auf diese Weise durch seine unermeßliche Gelehrsamkeit den sogenannten Rationalisten, zu denen er nicht gehörte, einen Weg, der sie hernach weiter führte. Er bewies unwidersprechlich, obgleich man sich jetzt wieder untersteht, das Gegentheil zu behaupten, daß weder in den ersten Zeiten des Christenthums, noch späterhin jemals eine feste und gleichförmige Form, sey es nun in Rücksicht der Lehre oder der Kirchenzucht, bestanden habe, doch fügte er einen Satz hinzu, den jeder unpartheiische Kenner der Geschichte der christlichen Kirche ebenfalls zugeben wird: Bei aller anscheinenden Verschiedenheit, sagt er, und jeder, der das Wesen des Christenthums kennt, wird ihm beistimmen, blieb das **Wesen des Christenthums** immer dasselbe, denn es kam dabei gar nicht auf eine Uebereinstimmung der Dogmen, sondern auf ein christliches Leben an.

Wir würden Halle und nicht Jena und Göttingen als die Universität nennen, wo man, um das Christenthum gegen die Angriffe von Bahrdt, Reimarus und Lessing zu sichern, noch einen Schritt weiter ging, als Semler gegangen war, wenn

nicht Eberhard, dessen wir weiter unten gedenken wollen, und der dort ohne Rückhalt einen reinen Deismus für Christenthum ausgab, erst 1778 nach Halle gekommen wäre. Auch der Schüler des frankfurter Baumgarten, der Professor der frankfurter Universität, J. G. Töllner, machte einen Versuch, die alte Kirchenlehre mit der neuen Philosophie in einige Uebereinstimmung zu bringen, weil er den ganzen blinden Glauben unhaltbar fand. Er wagte sich aber kaum so weit als Ernesti, geschweige daß er Semler erreicht hätte. Töllner hatte übrigens eine ganz eigne Manier, das Fortschreiten des religiösen Unterrichts mit der Zeit zu fördern; er war auf eine Methode gekommen, die protestantische Lehre und ihre Quellen zu behandeln, wodurch er erreichte, was weder Semler noch J. D. Michaelis, noch Ernesti durch ihre Methode zu erreichen im Stande waren. Er faßte die Sache philosophisch von der einen, theologisch von der andern Seite und konnte daher philosophisch bestreiten, was er theologisch gelten ließ. Um dies zu rechtfertigen, behauptete er, worin er unstreitig Recht hatte, die Theologie lasse sich weder mit Wolf mathematisch demonstriren, noch wie Crusius wollte, scholastisch ergrübeln, sie beruhe blos auf historischen Zeugnissen und es komme Alles darauf an, daß wirklich historischer Beweis göttlicher Zeugnisse da sey. Er nahm dabei die göttliche Eingebung der Schrift in einem weit strengeren Sinn als Ernesti oder Semler. Eben deßwegen stellte er eine strenge exegetische und philosophische Prüfung aller der Lehren an, welche der gewöhnliche Lehrbegriff aus der Schrift ableitet und bewies hernach von vielen derselben, daß sie in der Schrift gar nicht zu finden wären.

Töllner suchte einen sonderbaren Gedanken geltend zu machen, um zugleich den Forderungen der Zeit und der noch immer herrschenden Strenge des Glaubens an symbolische Bücher genügen zu können. Der Sinn der heil. Schrift, lehrte er, sey zusammengesetzt aus dem Sinn der Verfasser, welcher mangelhaft seyn und der philosophischen Kritik unterworfen werden könne, und dem Sinn des heil. Geistes, der in jeder Rücksicht vollkommen,

klar, richtig, gewiß und lebendig seyn muß. Beide können oft verschieden seyn, widersprechen können sie sich einander nicht, obgleich der Sinn des heil. Geistes auch sogar dem Verfasser des Buchs, zu dem er mitwirkte, dunkel geblieben seyn kann. Wir dürfen hier in die Sache selbst nicht weiter eingehen, sondern nur Fingerzeige geben, wie sich die ersten Reformationsversuche der erstarrten Lehre neues Leben zu geben, die in Halle, Leipzig, Frankfurt, von Semler, Ernesti, Töllner gemacht wurden, zu einander verhielten; wir haben deshalb nur angedeutet, auf welche Weise Töllner hinter Semler und Ernesti zurückblieb.

Was die Universität Göttingen angeht, so war J. D. Michaelis in der Bibeldeutung ziemlich freisinnig, in der Dogmatik ganz und durchaus rechtgläubig. Michaelis erlangte außerdem seinen wohlverdienten Ruhm in ganz Europa nicht auf theologischem Wege, sondern er gewann seinen großen Beifall durch einen sehr profanen Kathedervortrag. Wer gehört hat, wie er in seinem Vortrage alle möglichen Dinge, Wissenschaften und Anecdoten in die Erklärung der Schrift mischte, wer seine Einleitungen ins alte und neue Testament und sein Mosaisches Recht lieset, wird auf seine Religionslehre nicht viel Bedeutung legen, doch müssen wir ihn in einem Punct als fortschreitenden Exegeten hervorheben. Ein Mann, der, wie Michaelis, die obengenannten Bücher geschrieben hatte, konnte unmöglich, wie man in unsern Tagen hie und da wieder anfängt, die Schlange vor dem Sündenfalle auf der Spitze des Schwanzes gehen, oder Elias im feurigen Wagen in den Himmel fahren lassen.

Mosheim war durch Predigten und Kirchenhistorie neben Michaelis als Theolog in ganz Europa berühmt; er war aber ein sehr vorsichtiger Gelehrter und Schriftsteller, der in lateinischer Sprache schrieb. Der Gedanke einer Reform war so weit von ihm als von dem grundgelehrten Walch, der gelehrte Kirchenhistorie trieb. Als Plank an ihre Stelle kam, eröffnete er seine Laufbahn mit einem Werke, welches die Urheber der sogenannten symbolischen Bücher der Protestanten in ihrer ganzen Blöße darstellte. In seiner Geschichte der Entstehung des protestantischen kirchlichen Lehrbe-

griffs bewies Plank handgreiflich, daß die Concordienformeln der Protestanten ihnen durch eben so unerlaubte Mittel aufgedrungen worden, als die Conciliensschlüsse der älteren Kirche durch die byzantinischen Kaiser zum Gesetz gemacht waren, und daß in beiden Fällen herrschsüchtige Pfaffen, Minister und Fürsten ein schlechtes Spiel spielten. Spittler, der hernach einige Zeit neben Plank stand, der aber bald die theologische Laufbahn verließ, begann damit, daß er aus den Urkunden der ältern Kirche geistreich und gelehrt bewies, daß es noch weit mißlicher um die älteste Kirchenlehre und Kirchengeschichte aussehe, als Semler zu sagen für gut gefunden habe.

Man wird sich übrigens nicht wundern, daß die neue Theologie nicht von Göttingen ausging, das war schon der hannöverschen immer die platte aber sichere Mittelstraße haltenden Politik entgegen, das gab ferner des höchst orthodoxen Königs Georg III. Göttingen sorgsam bewachende Aufmerksamkeit nicht zu, das hätte auch der neben Heyne in Hannover begünstigte und in Göttingen herrschende Reichspublicist Pütter nie zugelassen. Pütter war bekanntlich, wie man in seinem Leben lesen kann, auf seinen einzigen Weg zur wahren Glückseligkeit und auf seine christliche Religion in ihrem wahren Zusammenhange fast stolzer und von ihrem mächtigen Einfluß überzeugter, als vom Nutzen irgend eines seiner zahlreichen juristischen Gutachten.

J. D. Michaelis war, was damals niemand auffiel, in der Exegese ein ganz anderer Mann als in der Dogmatik. In der Dogmatik blieb er überall im Wesentlichen ganz beim Alten stehen; während sein College Heilmann schon des classischen Lateins wegen, in welchem er seine Dogmatik schrieb, noch mehr aber, weil er Wolfscher Philosoph war und diese Philosophie auf die Dogmatik anwandte, das crasse Dunkel des neuen Scholasticismus wenigstens etwas erhellen mußte. Zachariä umging die kirchliche Dogmatik, die er von allen Seiten erschüttert sah, gänzlich, und kam von ihr auf die Bibel zurück. Er schrieb zu der Zeit, als von Wolfenbüttel aus die furchtbaren Angriffe auf

das Christenthum und auf die Urkunden gemacht wurden, in denen es enthalten ist, als Bahrdt von Teller in Schutz genommen ward, als König Friedrich II. dem von den Orthodoxen verfolgten Eberhard erst eine Pfarre und dann eine Professur in Halle gab, also zu einer Zeit, wo jedermann die alte Form der Lehre für unhaltbar hielt, eine biblische Theologie in fünf Bänden. Zachariä benutzte in seinem Werke die Bibelerklärung derer, welche damals, um das Wesentliche der Schrift zu retten, das Unwesentliche bei Seite zu setzen suchten. Er erwähnte daher mancher dogmatischen Spitzfindigkeit, von der er in der Bibel nichts fand, gar nicht; nahm sich aber auch sorgfältig in Acht, den Altgläubigen zu mißfallen.

Die Universitäten Deutschlands änderten erst dann ihre theologische Lehrweise ganz entschieden, als sich in Jena einige Zeit hindurch die tonangebenden Theologen und Philosophen und in Weimar die Häupter der Prosaisten und Dichter der Nation zusammen vereinigten und neue Wege bahnten. Jena und Weimar wurden auf eine kurze Zeit die eigentliche Metropole Deutschlands und erhielten die Bedeutung für unsere Nation, welche London und Paris für die Englische und Französische haben, sie hatten einen Ruf, den seit 1806 keine einzelne deutsche Stadt hat erlangen können. Die neue Religionswissenschaft ward von dort aus verbreitet (denn auch Herder war ja der alten und geschmacklosen Lehre abgeneigt), die in Königsberg erfundene Philosophie ward ebenfalls von dort aus zehn Jahre später nicht allein allgemein verkündigt, sondern gerade in Weimar und Jena auf eine ausgezeichnete Weise gebraucht, um unserer ganzen Literatur einen von allen Nationen Europas bewunderten geistigen Gehalt und Schwung zu geben. Fast alle diejenigen, welche die Religionswissenschaft der Protestanten damals dem Bedürfniß der fortgeschrittenen Cultur angemessen entwickelten, waren junge Männer aus Semlers Schule, und ihr Bemühen, ein neues System aus den alten Materialien mit Ausscheidung der ganz unbrauchbaren zu errichten, war um so verdienstlicher, als die Franzosen, der Fragmentist, ein C. F. Bahrdt und viele Mitarbeiter der A.

D. B., schon damals sehr viele im Volk auf den Gedanken gebracht hatten, daß weder der alte Bau noch die Materialien desselben für unsere Zeit mehr einen Werth hätten. Es ließe sich übrigens, wenn man wollte, die freiere theologische Bewegung in Jena und in Weimar auch weiter rückwärts verfolgen und mit der Freimaurerei von Darjes Zeit und den in Logen unter dem Siegel des Geheimnisses mitgetheilten freieren Ansichten in Verbindung bringen. Wie dem aber auch seyn mag, der jenaische Theolog Danov stand in seiner Zeit ziemlich allein.

Danov nämlich, obgleich es damals noch als eine große Sünde angesehen wurde, sich auch nur ein Haarbreit von den symbolischen Büchern zu entfernen, folgte Heilmanns Grundsätzen und demonstrirte, wie dieser, in lateinischer Sprache die Vernunftmäßigkeit der alten Dogmatik, ungefähr auf dieselbe Weise, wie der Abt Jerusalem in zierlich gebauten deutschen Perioden that. Er ging jedoch einen bedeutenden Schritt weiter, als Heilmann in Göttingen zu thun wagte. Er beleuchtete nicht allein die Dogmen nach seiner Art philosophisch, sondern er scheute sich auch nicht, viele Lehren des symbolischen Lehrbegriffs, die Heilmann nicht antastete, zu bestreiten. Der neue Weg, den hernach die folgende Generation von Lehrern betrat, um ein Christenthum zu verkündigen, welches von allen Zusätzen der späteren Zeiten ganz gereinigt sey, war philosophisch, kritisch und exegetisch schon gebahnt, ehe Herder, einer der ausgezeichnetsten Dichter unserer Nation, der außerdem mit allen Altgläubigen in inniger Verbindung stand, von einer andern Seite her Aufklärung verbreitete. Dies wird erst weiter unten erwähnt werden, da es nur eine besondere Seite von Herders ganzer poetisch-philosophischen Thätigkeit ist; hier handeln wir nur von Universitäten und Professoren.

Unter den Letztern trat in Jena Griesbach ganz in seines Lehrers Semlers Spuren, und verfuhr sogar noch vorsichtiger als dieser, erlitt deßhalb auch keine Verketzerung, wie sie Semler erfahren hatte. Er bereitete damals ganz im Stillen alle die Veränderungen vor, welche später im Lehrbegriffe vorgenommen

wurden. Neben ihm lehrte anfangs Eichhorn, und als dieser nach Göttingen gegangen war, Paulus, freier und offner als J. D. Michaelis gethan hatte, wie man bei der Deutung der Schriften des jüdischen und christlichen Alterthums den Wortsinn erforschen und das Wesen des Inhalts von der Form der Einkleidung unterscheiden müsse. Diese Männer machten den Grundsatz geltend, daß man bei den jüdischen und christlichen Schriften, wie bei den Werken des classischen Alterthums Kritik, Sprachgebrauch, Accommodation und Sitten des Orients berücksichtigen, den Vorurtheilen von wörtlicher Eingebung der Schrift aber entsagen müsse. Griesbach [12]) ging einen Weg, der dem von Semler betretenen entgegengesetzt war; er begann behutsam und endigte dreist, Semler begann dreist und stand hernach plötzlich still. Griesbachs erste Bücher waren nur den Gelehrtesten brauchbar, er überließ es andern, die überraschenden Resultate seiner kritischen Forschungen in populärer Form und in einem anziehenden Gewande vorzulegen, bis er endlich selbst das ganze Resultat dieser Forschungen philosophisch zusammenfaßte, und alles das, was er für Wesen des Christenthums hielt, in einen kurzen Abriß vereinigte. Griesbach hatte also nicht blos wie Semler, vom Hasse des Aberglaubens und des Betrugs beseelt, überall nur das Falsche gesucht, um zu beweisen, daß es falsch sey, ohne etwas anders an die Stelle des erwiesenen Falschen zu setzen, sondern er suchte ein Christenthum, welches den Forderungen der Vernunft eben so angemessen sey, als den ächten Quellen der christlichen Lehre und ihrer Geschichte. Semler kam daher dahin, daß er zur Zeit seines Streits mit Bahrdt und mit dem Verfasser und Herausgeber der wolfenbüttler Fragmente ausdrücklich erklärte: „Er habe das Ansehen der symbolischen Bücher der evangelischen

12) Die Theologie, so wichtig sie für die Geschichte auch ist, gehört nicht hierher, wer daher das Nähere über Griesbach wissen will, den verweisen wir auf die vortreffliche Charakteristik seiner Leistungen, welche Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern für 1812 im Intelligenzblatt No. VII. gegeben hat.

Kirche niemals erschüttern, sondern nur die theologische Gelehrsamkeit verbessern wollen." Er behauptete denselben Satz, den auch manche verständige Eiferer für die veralteten Symbole in unsern Tagen zu behaupten pflegen: Daß die sogenannten symbolischen Bücher und Concordienformeln zur äußern gesellschaftlichen Religion, zur Erhaltung der Einheit und der Ordnung in der Kirche nothwendig, daß sie das äußere Behikel seyen, welches dazu diene, den großen Haufen doch zu einer bestimmten Religion anzuhalten, bei den Fähigeren aber die innere, freie, lebendige, moralische Religion zu entwickeln.

Die Theologen in Jena, wie hernach Eichhorn und Plank in Göttingen, verfuhren anders, sie glaubten weiter gehen zu dürfen als Semler und Griesbach und gaben sich vielleicht hie und da der Bewegung einer aufgeregten Zeit mehr hin, als den Lehrern einer positiven Staatsreligion zu rathen ist, welche gewissermaßen besoldete, an eine Instruktion gebundene Beamten sind. Als daher Griesbach aus dem Dunkel seiner Gelehrsamkeit hervortreten und endlich das Resultat seiner ohne alle Polemik fortgesetzten Prüfung angeben wollte, ließ er die wissenschaftliche Dogmatik unangetastet und suchte nur festzusetzen, was dem Volke vorgetragen werden dürfe. Er wollte nicht, wie Semler, durch einen frommen Betrug, den man einst, um die Einführung des Christenthums zu erleichtern, Oekonomie des Glaubens nannte, das Volk in dem Wuste des alten Irrthums lassen, damit es nicht jeden Glauben verschmähe, sondern er wollte an die Stelle der alten Katechismus-Dogmatik eine populäre Glaubenslehre setzen, die er aufs vorsichtigste faßte. Zu einer solchen Arbeit entschloß sich übrigens Griesbach erst dann, als das, was jetzt Rationalismus geschimpft wird, in populären Schriften über die Gränzen hinausgetrieben ward, innerhalb deren man bleiben muß, wenn nicht die Staatsreligion, oder der positive Glaube der unwissenden Menge, und mit ihr die Sittlichkeit gänzlich zusammenstürzen soll. Griesbach wandte sich in seinem Buche an die Theologen als an künftige Seelsorger, nicht als an Gelehrte oder Philosophen. Er schrieb

nämlich um 1786 die Anleitung zum Studium der populären Dogmatik für künftige Religionslehrer. In diesem Buche lehrte Griesbach, auf welche Weise man beim Volksunterricht nicht blos, sondern auch beim Unterricht künftiger Volkslehrer, ohne das Volk zu betrügen und ohne, wie jetzo geschieht, zu Sophismen seine Zuflucht zu nehmen, die das Volk bald verachten lernt, Religion ohne Dogmatik lehren könne. Dies Buch scheint uns für unsere rückwärts schreitenden Zeitgenossen auch aus dem Grunde vor andern historisch wichtig, weil Griesbachs nur zu rasch vorwärts schreitende Zeitgenossen dasselbe mit so vielem Beifall begrüßten. Es wurden von dieser Anleitung in drei Jahren drei Auflagen gemacht. Was er bezweckte, drückt Griesbach durch den Satz aus, daß diese Art Dogmatik, welche bestimmt sey, den praktischen Einfluß theoretischer Religionswahrheiten zu entwickeln, mit der rein populären ganz nahe verwandt sey. Sowohl Griesbach als Eichhorn und Plank, und später auch Paulus, konnten übrigens nur auf den äußern, gelehrten und historischen Theil der Religionslehre einwirken, des Wesens derselben bemächtigte sich bald die neue Philisophie. Aus Kants Philosophie entsprang nämlich bald eine andere, welche man lange beschuldigt hat, daß ihre Lehre, daß Alles Eins sey, alle Religion in Dunst und Spielerei mit Sätzen und Begriffen verwandele, und die Natur zum Gott und Gott zur Natur mache, von deren Urheber man aber jetzt die Wiederherstellung des alten, wahren Glaubens erwartet.

§. 2.

Basedow und die Philanthropiums zu Dessau, Marschlinz, Heidesheim. C. F. Bahrdt und seine Bibelübersetzung. J. A. Eberhard und seine Apologie des Sokrates.

Wir haben im vorigen Bande der Rolle erwähnt, welche Basedow als Verkündiger einer neuen Zeit, deren Geist von

ihm ausgehen solle, übernommen hatte, und besonders im nördlichsten Deutschland spielte. Er war schon am Ende der vorigen Periode von der Philosophie und der Theologie, wo er es mit Leuten zu thun hatte, die ihm weit überlegen waren, zur Reformation des Unterrichts und der Erziehung übergegangen, deren Bedürfniß jedermann fühlte. Ihm waren Rousseau, la Chalotais und Fielding in seinem Tom Jones vorausgegangen, und schon Montaigne hatte im sechzehnten Jahrhundert den Weg angedeutet, den Basedow bahnen wollte; auch hatte er es dabei mit Leuten zu thun, denen er gewachsen war. Er wendete sich vorerst an das große, damals sentimentale, Publikum und an Väter und Mütter. Basedow war zum Umstürzen, zum Stürmen, zum Lärmen, zur Aufregung und zur Erweckung eines halb rohen, halb sentimentalen Volks der passende Mann, es ist aber unbegreiflich und jedermann erstaunte auch darüber, sobald die ersten Anfälle des Erziehungsfiebers vorüber waren, wie man glauben konnte, daß ein Mann, wie er, im Stande seyn werde, eine neue moralische Erziehung zu begründen. Lieset man von seinem täglichen Leben, von seiner Streitsucht, seiner steten Trunkenheit, seinem Betragen gegen seine sentimentale Frau; hört man seine besten Freunde über das Aussehen seiner Person und seines Aufzugs, so wird man glauben, eher einen englischen Polizeibericht über einen der betrunkenen Irländer zu lesen, die jeden Morgen in London vor den Friedensrichter geführt werden, als die Schilderung des berühmten Gründers der neuen Erziehung. Wenn man indessen an Rousseaus Lebenswandel, verglichen mit seinen Schriften, an Mirabeaus, Marats, Dantons und anderer schauderhafte Laufbahn denkt, so überzeugt man sich, daß keine radicale Reform durch moralische Werkzeuge ausgeführt werden kann, weil dazu entweder frevelhafte Unternehmungen, wie Dantons Thaten waren, oder unbegränzte Kühnheit, wie sie Basedow besaß, erfordert werden.

Basedow fand, als er öffentlich auftrat, den Schulunterricht, (wie man unter andern aus dem, was Semler und Nikolai in ihren Lebens-

beschreibungen über den Unterricht am Pädagogium zu Halle, der bedeutendsten Anstalt für Bildung der Jugendlehrer Deutschlands, berichten, lernen kann) in demselben Zustande, worin Mirabeau um 1789 die französische Monarchie fand, und die häusliche Erziehung war noch elender. Die schon im zweiten Bande erwähnte, höchst sonderbare Pränumerationsforderung Basedows für sein Elementarwerk, welches alle Vortheile einer Revolution bringen, alle Wissenschaften in eine Nuß drängen und alles mögliche Wissen praktisch, jedem Kinde zugänglich machen sollte, fand einen ganz unerhörten Fortgang. Er hatte schon im Mai 1771 fünfzehntausend Thaler beisammen, zu welcher Summe die Kaiserin von Rußland tausend Thaler, und viele andere Fürsten und reiche Privatleute ebenfalls bedeutende Beiträge gegeben hatten. Das sogenannte Elementarbuch, welches dem Elementarwerk vorausging, ward daher mit demselben Jubel aufgenommen, dessen sich alle ephemeren für den Augenblick berechneten Erscheinungen zu erfreuen haben, wenn Buchhändler oder Verfasser die Kunst verstehen, einen rechten Lärm zu machen. Es mußte innerhalb drei Jahren d. h. bis zum Jahre 1773, drei Mal neu gedruckt werden, und der derbe Schlözer in Göttingen begann vergeblich darüber einen Kampf auf Tod und Leben mit dem bis zum wirklichen Boren streitfähigen Basedow.

Schlözer enthüllte, freilich nach seiner Art zuweilen etwas derb, in seiner Vorrede zu dem aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten Buche von la Chalotais über den Kinderunterricht die ganze Scharlatanerie eines Basedow und Wolke, und empfahl dagegen die von la Chalotais befolgte Methode; der gelehrteste und verdienteste Schulmann Deutschlands erhob sich ebenfalls gegen das windige Treiben; beides war vergeblich. Der Rector Schlegel in Heilbronn widmete nämlich mit der Aufopferung der ersten Verkündiger des Christenthums alle seine Zeit und seine Arbeit der Bildung und Erziehung der Jugend, er leistete ganz im Stillen, im kleinen Kreise alles das, was Basedow prahlend und schreiend versprach und nie erfüllte, er suchte wie Schlözer den Deutschen zu beweisen, daß von Basedows

Bilderbuch nimmermehr wahre und tüchtige Jugendbildung zu erwarten sey; er predigte tauben Ohren. Die Zeit und ihr Bedürfniß trieben zu Basedow hin, und diese sind mächtiger als alle Gründe.

Um sich den Enthusiasmus zu erklären, den Basedows Marktschreierei erregte, muß man an den elenden Zustand denken, in welchen die von Melanchthon und seinen Schülern eingerichteten lateinischen Schulen des sechszehnten Jahrhunderts gesunken waren, und die Qual kennen, welche die Schüler erdulden mußten, um Latein zu lernen, ohne mit den römischen Schriftstellern bekannt zu werden. Griechisch lernte nicht leicht ein Jurist, und die Theologen blos um das neue Testament zu lesen. Basedow beantwortete Schlözers Bemerkungen im Tone eines betrunkenen Matrosen, und doch hielt man ihn für fähig, eine Bildungsanstalt für die gesammte Menschheit in Deutschland einzurichten. Die dänische Regierung und der freundliche und menschliche Fürst von Dessau, der die Anstalt gern in seiner Hauptstadt haben wollte, thaten mehr für Basedow, als in jener an Besoldungen sehr kargen Zeit für die ersten Gelehrten Deutschlands geschah. Er durfte nämlich seinen dänischen Gehalt von 800 Thalern beibehalten und erhielt, als er nach Dessau kam, noch 1100 Thaler Pension vom Fürsten.

Seit dem Augenblicke, daß das Elementarbuch in alle Familien gekommen war, und Anstalten getroffen wurden, ein sogenanntes Philantropium in Dessau zu gründen, war in Deutschland Basedow und seine Erziehung das, was in unsern Tagen Eisenbahnen und Monumente und Bauten gothischer Art geworden sind. Man erwartete das Heil der Menschheit damals eben so sicher von empfindsamer Erziehung als jetzt von materiellen Fortschritten. Das Sonderbarste war, daß man Rousseaus Idylle des Lebens in die Schulen, seine Freiheit von allen conventionellen Banden und Rücksichten in die Familien bringen wollte, während das Staatsleben auf dem ganzen Continent in den schweren Fesseln einer willkührlichen Polizei lag, und in den Gerichten die Tortur, als Mittel, die Wahrheit zu erforschen,

und der Stock als Corectionswerkzeug an der Tagesordnung waren. Die religiösen Grundsätze der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lehrten, die Sinnlichkeit der Jugend, als Folge der Sünde der ersten Aeltern, mit Stock und harter Zucht und Entbehrung zu tödten; Basedow und Rousseau geboten, der Natur mehr zu vertrauen als der Zucht, und nichts in die Seele zu pflanzen, was nicht in den nächsten Jahren Frucht bringe, nichts zu lehren, als was dem Kinde unmittelbar einleuchte. Wenn sich nicht die Wohlthaten leicht anführen ließen, welche man schon in jener Zeit aus dem tollen und verkehrten Treiben von Leuten, wie Basedow und Wolke, herleitete, so würde man nicht begreifen, wie man Leuten, wie diese waren, zutrauen konnte, daß sie im Stande seyn würden, eine so große Anstalt, wie das Philantropium seyn sollte, verständig und haushälterisch zu leiten.

Das Räthsel löset sich, wenn man bedenkt, daß es so weit gekommen war, daß wenn geholfen werden sollte, eine Revolution, nicht eine Reform erfordert ward; zum Stürmen und Umstürzen war aber Basedow geboren, dazu paßte seine Rohheit. Im praktischen Leben erfahrene, ruhige, besonnene Männer hätten stehen lassen, was stand, sie hätten das Alte verbessert und es wäre schnell in anderer Form wieder da gewesen, Basedow schrie, tobte, prahlte, brachte alle Welt in Bewegung, stürzte den ganzen alten Bau: Campe, Salzmann und ganze Schaaren von Kinderschriftstellern errichteten hernach einen neuen. Durch diese Männer erhielt endlich der Bürgerstand eine, wenn auch schwache und sentimentale, doch ihm angehörige Literatur, Bürger- und Realschulen wurden möglich. Aus diesem Umstande muß man wahrscheinlich erklären, daß sich Männer, wie Lavater und und Iselin, der Sache Basedows und seiner Schimären so angelegentlich annahmen. Iselin stand in der Schweiz und im südlichen Deutschland als praktischer Staatsmann in den Fächern der Staatswissenschaft im Ansehen, wie Lavater im religiösen Fach; es arbeiteten an Iselins Ephemeriden der Menschheit Männer, wie J. G. Schlosser, die von lustigem Project-

machen sehr entfernt waren; auch diese nahmen sich des Philanthropiums an.

Was zunächst Lavater angeht, so war er, den man doch des conservativen Jesuitismus anklagte, bei dieser Gelegenheit für die Fortschritte der Bildung und des Unterrichts auf eine so eifrige und so rühmliche Weise thätig, daß er sogar dabei seine religiösen Vorurtheile ganz bei Seite setzte. Er führte nämlich denselben Doctor Bahrdt, den der Pastor Götze in Hamburg in gedruckten Schriften als einen Feind des Christenthums verfolgte, als Director des ersten, nach Basedows Manier eingerichteten, Philantropiums feierlich ein. Graf Ulysses von Salis zu Marschlinz in Granbündten war theils eingenommen von Basedows schwärmerischen Illusionen, theils glaubte er aus einem Philanthropium eine Geldspekulation machen zu können, er wollte daher, noch ehe des Philantropium in Dessau eingerichtet war, eins in Marschlinz errichten, und bot Basedow die Leitung desselben an. Basedow lehnte den Antrag für sich selbst ab, empfahl aber an seiner Stelle den saubern Doctor C. F. Bahrdt, dessen man damals in Gießen entledigt zu werden suchte. Dieser machte den nöthigen Lärm und errichtete mit großem Aufsehen und lärmender Feierlichkeit das erste deutsche Philanthropium, als dessen Director ihn Lavater einführte.

Das erste vom Grafen Salis auf Marschlinz gestiftete, von Bahrdt eingerichtete Philanthropium hatte eine kurze und traurige Existenz und verschwand spurlos; das zweite von Bahrdt auf dem gräflich leiningenschen Schlosse zu Heidesheim in der Pfalz eingerichtete endigte schimpflich, als Bahrdt wie ein Gauner davon floh, und selbst Basedows eigne Anstalt endigte nach kurzem Leuchten und Knallen wie ein Meteor, doch ließ es bedeutende Spuren hinter sich und erleuchtete die Folgezeit. Die Wirkungen waren nur mittelbar, aber sie waren darum nicht weniger bedeutend und umfassend. Das ganze Schulwesen mußte an einem Orte früher, am andern später, an einigen sogar erst in unserm Jahrhundert gänzlich verändert werden, und es entstand unter uns eine ganz eigene Art von

Literatur. Die lange schlummernden Behörden erwachten und sobald Männer des neuen Geschlechts Sitz in den Consistorien erhielten, denen leider die Aufsicht der Schulen vertraut war, entstanden deutsche Schulen, wo Realien gelehrt und Bürger gebildet wurden, wie sie das Leben unserer Zeit fordert. Das weibliche Geschlecht, dessen Bildung man vorher ganz vernachlässigt hatte, ward aus dem Mägdestand, zu dem es verdammt gewesen war, erlöset.

Basedows Philanthropium in Dessau sollte Reiche für viel Geld zu Menschen bilden, Aermere für wenig Geld, unter dem Namen Famulanten, zu Schullehrern, aber weder die eine Classe, noch die andere hatte anfangs Zutrauen zu dem Marktschreier, der indessen am 27. Dez. 1774 auch ohne Zöglinge sein Philanthropium eröffnete. Im folgenden Jahr hatten sich gleichwohl neun Pensionisten und sechs Famulanten eingefunden, obgleich Basedow selbst nichts für die Anstalt that, sondern im Bette liegend am Elementarwerk und an andern Büchern schreibselig arbeitete. Es verhielt sich mit dieser Revolution der Erziehung leider, wie mit der französischen Revolution; der edelste Enthusiasmus der würdigsten Menschenfreunde, und die Bewegung einer nie so heiter und so jung wiederkehrenden Zeit ward von elenden Schreiern mißbraucht!! Basedow wagte damals, während er praktisch durchaus nichts leistete, was nicht jeder einigermaßen unterrichtete Dorfschulmeister auch hätte leisten können, der europäischen Menschheit mit seiner Ungnade zu drohen, wenn sie nicht Geld schaffe. Er erließ nämlich aus seinem Bette ein gedrucktes Schreiben, worin er drohte, daß er, wenn nicht bis Ostern 1776 zehntausend Ducaten für das Philanthropium eingingen, seine Hand von der Menschheit abziehen, und eine Anstalt, worauf er einen Theil seiner Zeit und einige tausend Thaler gewendet habe, aufgeben wolle.

Für die Charakteristik des ganz jungen geistigen Lebens in Deutschland, leider aber auch für die überspannte Richtung, die Basedow dem schönen und durchaus nationalen Enthusiasmus aus Eitelkeit und eigner Ueberspannung zu geben suchte, bemer-

kenswerth, sowohl durch den sonderbaren Inhalt als durch den Titel, ist die im Nov. 1774 von ihm erlassene gedruckte Einladung zum Besuch und zur Unterstützung seiner neuen Pensions- und Erziehungsanstalt für junge Zöglinge und ältere künftige Lehrer, deren ausführlichen Titel wir deßhalb unten beifügen [12a]. Wie vorher Lavater Bahrdts neue Anstalt in Marschlinz, ohne Rücksicht auf dessen Glaubensirrthümer, blos aus Eifer für Menschenwohl und für Beförderung einer bessern Bildung durch seine thätige Theilnahme an der Einweihung gefördert hatte; so unterstützte jetzt, durch gleiche Gründe bewogen, Iselin die werdende Anstalt Basedows in Dessau. Er schlug zwar den Antrag aus, neben Basedow Curator zu werden; aber er bewog in Verbindung mit Lavater zwei edle und ausgezeichnete Männer, sich für Basedows Rodomontaden aufzuopfern. Simon und Schweighäuser, zwei gelehrte, classisch gebildete, wahrhaft begeisterte Männer, schlossen sich von Lavater und Iselin ermuntert an die beiden Empiriker und Schwätzer Basedow und Wolke an, und errichteten einen förmlichen Schul- und Erziehungsbund oder Orden, wie man es nennen will, um auf diese Weise eine Art Propaganda ihres Schuleifers und ihrer Schulsysteme zu stiften.

Der Schulbund ward förmlich als eine Art geistlicher Ritterorden oder Mönchorden durch eine Regel gebunden, und ein sogenanntes philanthropisches Archiv als Programm der neuen Stiftung herausgegeben. Schon der Titel dieses Archivs verkündete der gesammten Menschheit, daß ihr Heil von Dessau kommen werde. Das erste Heft dieses Archivs enthält die Or-

---

12a) Dieser Titel zeigt den sonderbaren Inhalt hinreichend an: Das in Dessau errichtete Philanthropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche. Ein Fideicommiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks. Den Erforschern und Thätern des Guten unter Fürsten, menschenfreundlichen Gesellschaften und Privatpersonen empfohlen von J. B. Basedow. Leipzig 1774. 96 S.

densregel dieser neuen Verbindung [13]). Die beiden aus den Alten und durch diese gebildeten Männer gaben indessen der jungen Anstalt eine wissenschaftliche Bedeutung, und als der höchst unpraktische und noch dazu sehr gemeine und unmoralische Basedow, seine Unfähigkeit, eine ökonomische Verwaltung zu leiten, einsah, schien das Philanthropium zu Dessau auch die ökonomische Verlegenheit zu überwinden, worin es durch Basedow gebracht war. Der nur zu sehr (wenigstens später als Haupt eines Pensionats in Hamburg) in Dingen des Haushalts bewanderte, durchaus praktische und rechnende Feldprediger Campe übernahm die Leitung, er ward an Basedows Stelle Mitcurator. Der freundliche und humane Fürst von Dessau versprach nicht blos Geld, sondern auch ein Gebäude, und Alles nahm einen guten Gang, bis Basedows Gemeinheit und Herrschsucht die Männer, die ihm ausgeholfen hatten, verscheuchte.

Campe und Salzmann begannen fast zu gleicher Zeit ihre der Volksbildung eben so vortheilhafte, als der ächten Wissenschaftlichkeit und der wahren Poesie verderbliche Laufbahn als

---

13) Der Titel lautet: Philanthropisches Archiv mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit, besonders welche eine Schulverbesserung wünschen und beginnen; auch an Väter, die ihre Kinder ins Dessauische Philanthropin senden wollen. Was den Schulbund der Basedow, Wolke, Simon, Schweighäuser angeht, so machen die 4 im ersten Heft bekannt: 1) Sie widmeten sich sämmtlich dem Schulleben und wollten in ihrem ganzen Leben sich mit nichts anderem beschäftigen, als mit dem, was zur Verbesserung des Schulwesens dienen kann. 2) Die Unverheiratheten wollen nur solche Weiber nehmen, die das Werk mit fördern helfen. 3) Ihre Kinder werden von der Geburt an philanthropisch behandelt und zu dem Zwecke der Väter erzogen. 4) Außer der Erfüllung menschlicher und bürgerlicher Pflichten soll eines jeden tägliche Arbeit seyn: a) Unterricht und Regierung der Jugend. b) Verbesserung alter oder Verfertigung neuer Schulbücher. c) Correspondenz oder Reisen oder Berathschlagung oder ihn selbst vervollkommnender Fleiß zum Besten des Schulwesens. Endlich machen sie sich verbindlich 5) Einer dem Andern Brudertreue und Bruderhülfe zu leisten, während sie am Institut arbeiteten, und das Bruderbündniß so viel als möglich zu erweitern.

Erzieher und als Schriftsteller. Sie und ihre Nachfolger und Nachahmer überschwemmten Deutschland mit einer albernen Kinderliteratur, und suchten ganz kleine Kinder dadurch zu bilden, daß sie Erwachsene zu Kindern machten. Sie eiferten mit Glück gegen die jesuitische und pietistische Erziehung, weil sie, gleich den Jesuiten, Kinder und Aeltern in ihr Interesse zu ziehen verstanden. Sie machten freilich der Pedanterei und zum Theil auch der Verwöhnung der Kinder ein Ende, wir schreiben aber doch ihrer Erziehung die Naseweisheit eines allwissenden und eben darum unwissenden und anmaßenden neuen Geschlechts der von ihnen oberflächlich gebildeten Jünglinge zu.

Die glänzende Periode des Philanthropiums zu Dessau begann übrigens mit einer von jenen marktschreierisch eingerichteten Prunkfeierlichkeiten, wie wir jetzt deren in jedem Monat ein Paar aufführen und in den Zeitungen ausposaunen sehen. Wir meinen die öffentliche Prüfung, welche am 13ten, 14ten und 15ten Mai 1776 von Basedow veranstaltet ward. Zu dieser Prüfung entbot Basedow in seinem prahlerischen Styl alle Kosmopoliten Deutschlands, er beschrieb sie im zweiten Stück des Archivs und der gelehrte Rector Stroth zu Quedlinburg widmete ihr eine eigene Schrift. Der Lärm, aber besonders der rege Eifer eines Simon und Schweighäuser, brachten die Anstalt empor, und sogar aus Frankreich kamen Zöglinge; doch sah Basedow selbst ein, daß er zum Curator nicht tauge. Er zog sich im Dez. 1776 von der Leitung zurück, behielt aber den Religionsunterricht, den er mit Beredsamkeit und Salbung ertheilte, er gebrauchte dabei oft sein eigenes Beispiel als abschreckende Warnung, wenn er in roher Trunkenheit grobe Exzesse begangen hatte. Leider! hatte er sich außerdem noch allerlei unbestimmte Geschäfte vorbehalten, und verursachte hernach Campe, der die Leitung an seiner Stelle übernommen hatte, so vielen Verdruß, daß dieser endlich ihn und seine Anstalt ihrem Schicksal überließ.

Campe begann als Curator in Verbindung mit Basedow statt des Philantropischen Archivs die Pädagogischen

Unterhaltungen, die auf eine gemüthliche in kleinere Städte vertheilte Nation, wie die Unsrige, sehr wohlthätig gewirkt haben, wenn gleich freilich der Großstädter und der Weltmann über die Sentimentalität und die Idylle des Pfarr- und Amthauses oft lächeln mag. Das Familienleben und die Erziehung ward idealisirt und zur Freude der Mütter Ernst und Strenge ganz von der Jugend und wo möglich aus dem Leben entfernt. Das Philantropium in Dessau blühte anfangs unter Campe's Leitung ganz frisch empor, es hatte im Sommer 1777 fünfzig Zöglinge, der Fürst von Dessau wies ihm den Dietrich'schen Palast an, Basedow erhielt die viertausend Thaler wieder, die er hergegeben hatte, auch waren noch sechstausend Thaler in der Reservekasse, als der zänkische Basedow einen Streit nach dem andern erregte. Der wohlwollende Fürst suchte dem Streit dadurch abzuhelfen, daß er Basedow dahin brachte, wieder an der Curatel Theil zu nehmen, was anfangs in Friede zu Stande kam; es zeigte sich aber bald, daß mit dem Trunkenbolde nicht auszukommen sey.

Der Sturz des Philantropiums, der von dem Augenblicke an unvermeidlich ward, als Basedow wieder das Curatorium übernahm, ward für die deutsche Erziehung, was die Verwirrung der Sprachen beim Thurmbau zu Babel für die erste Cultur von Asien gewesen seyn soll. Die Lehrer von Dessau zerstreuten sich in alle Gegenden von Deutschland, wendeten Basedows Ideen jeder nach seiner Art an. Sie errichteten Institute und machten zu einem Gewerbe, was vorher nur ein Amt gewesen war.

Campe schied schon im September 1777 von der Anstalt in Dessau; die beiden einzigen gelehrten, wissenschaftlichen und durchaus tüchtigen Theilnehmer an dem Treiben in Dessau, Simon und Schweighäuser, gingen nach Straßburg; Wolke ward Hauptperson im Philantropium, denn Basedow trat um Ostern 1778 noch einmal und dieses Mal für immer ab. Salzmann übernahm Basedows Antheil am Religionsunterricht. Unter den vielen Erziehungsanstalten, welche hernach gleich Fabriken errichtet wurden, waren die Campesche bei Hamburg und Salzmanns Insti-

tut auf dem Schlosse von Schnepfenthal bei Gotha die berühmtesten. Sie hatten Gedeihen, weil sie weniger colossal angelegt, und besser den Forderungen der Väter und Mütter angepaßt wurden, als das Philantropium in Dessau. Das Letztere dauerte noch fünf Jahre kränkelnd fort. Es hätte aber seinen Zweck erreicht, denn an allen Ecken und Enden von Deutschland ward nach der von Basedow und Campe und Salzmann empfohlenen Weise gelehrt, und schon zehn Jahre nach der Errichtung des Philanthropiums (1784—1788) führte man in der untersten Classe einer am äußersten Ende Deutschlands gelegenen gelehrten Schule, am Strande des Nordmeers Basedows System ein. Das Lateinische ward aus einer lateinischen Uebersetzung von Campes Robinson aus Schützes Elementarwerk, aus Gedikes Lesebuch erlernt, zum Glück für den Verfasser dieser Geschichte fügte jedoch hernach ein verständiger Rector den Cornelius Nepos wieder hinzu.

Obgleich man eingestehen muß, daß bei der übereilten Einführung der neuen Methode und der neuen Bücher die gelehrte und gründliche Bildung der höheren Classen der Gesellschaft und des eigentlichen Gelehrtenstandes nur in den Gegenden und Orten bedeutend gewann, wo die Realien ganz versäumt, oder die Lehrer ganz schlecht waren, so war doch der Gewinn des Bürgers und Bauers, also der Classen, welche bei Revolutionen gewöhnlich die Betrogenen sind, bei dieser Revolution sehr bedeutend. Basedow und die speculirenden Unternehmer der Pensionsanstalten dachten freilich hauptsächlich an die Leute, welche bezahlen konnten, und waren mit den Mitteln, der arbeitenden Classe emporzuhelfen, wenig bekannt. Sie kannten die eigentlichen Bedürfnisse des Volks und die Ursachen seiner Rohheit schon aus dem Grunde wenig, weil sie weder Beamte gewesen waren, noch Staatswissenschaften getrieben hatten, wir müssen daher, wenn vom eigentlichen Volke die Rede ist, zwei andere Männer nennen, welche einen Platz neben Pestalozzi verdienen. Diese sind der Oberbeamte des edlen und für das Wohl seines Landes unablässig bemühten, wahrer Aufopferung fähigen Markgrafen Carl Friedrich von Baden, der nachherige frankfurter Stadtsyndicus J. G. Schlosser,

und der Erbherr der Herrschaft Rekahn und Domherr von Halberstadt, von Rochow. Der Erste, obgleich er Platoniker war, erklärte sich gegen alle utopischen Träumereien der Phantasten, stellte aber selbst ein Muster auf, wie man, ohne zu revolutioniren, dem Volke helfen könne. Er schrieb nämlich im Geiste eines Türgot und jener Oekonomisten, deren System sein edler Landesherr gleich dem Großherzog Leopold von Toscana zuerst von allen Regenten praktisch anzuwenden suchte, seine Sittenlehre für das Landvolk (um 1771), woraus Campe, der bekanntlich keine eignen Ideen hatte, hernach das Wesentliche seiner Sittenlehre für Kinder entlehnte. Schlossers Buch gehört zu den vortrefflichsten Volksbüchern unserer Nation und verdient einen Platz neben dem ersten Theile von Pestalozzis Lienhard und Gertrud; Rochows Verdienste sind anderer Art. Er schuf als Gutsherr die ersten Musterschulen für Landschullehrer, ließ die Lehrer der Schulen seiner Herrschaft in Dessau bilden, und schrieb auch selbst eine Anweisung zur Bildung des Landmanns.

Schlossers Katechismus beschränkt sich auf die Sittenlehre, in von Rochows Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch für Dorfschulen, wird von allen den Kenntnissen gehandelt, welche dem Landmanne in seiner Sphäre nützlich seyn können. Das Büchlein soll sowohl dem reichen Bauer als dem armen und auch sogar dem Taglöhner den Weg zum Wohlstande zeigen. Die Kinder erhalten hier Anweisung, wie man auf die beste Weise das Feld düngt, die Pferde füttert, das Wirthschaftsgeräthe in Ordnung hält u. s. w. Die Schullehrer auf Rekahn wurden übrigens ausgezeichnet gut besoldet und der Herr von Rochow war neben dem Fürsten von Dessau der Einzige, der von der Gelegenheit Gebrauch machte, Schullehrer im Philantropium bilden zu lassen; denn von den sechs Famulanten des Instituts unterhielt der Herr von Rochow zwei und der Fürst von Dessau vier. Rochows Schulbuch machte viel Glück, es erschien schon im Jahre 1776 eine ganz umgearbeitete Auflage mit Kupfern;

zu gleicher Zeit schrieb von Rochow den Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauch für Landschulen, den er auf eigne Kosten drucken ließ, um ihn hernach sehr wohlfeil in die Hände des Landvolks zu bringen.

Durch die Veränderung der Erziehung und des Unterrichts und durch das Erwachen des Bedürfnisses einer von den Schlacken des Mittelalters völlig gereinigten Religion ward, wie das bei jeder Revolution der Fall ist, einer Anzahl Menschen das Feld geöffnet, welche auch die reinste Bewegung der Zeit nur für ihre schmutzigen Zwecke zu benutzen suchten und ihre Talente und Kenntnisse mißbrauchten. Unter diesen Menschen verdient schon des Aufsehens wegen, welches er zu erregen verstand, C. F. Bahrdt, einen der ersten Plätze. Er benutzte sowohl das erwachende Streben nach Befreiung vom Religionszwang der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als den Wunsch seiner Zeitgenossen, die Jugend von der sclavischen Zucht und dem pedantischen Unterricht gänzlich zu befreien, für seine schmutzigen Speculationen und für seine niedrige Gaunerei. Aus dieses Theologen unverschämt geschriebener Selbstbiographie, oder aus den zwei Bänden, welche Pott über ihn und seinen Wandel geschrieben hat, verglichen mit den, in zwei verschiedenen Bänden des Schlichtegrollschen Nekrologs, dem Publikum mitgetheilten Nachrichten wird man durch Thatsachen lernen können, wie schmählich die deutsche Nation im Augenblick ihres Erwachens von einem gewissenlosen Schriftsteller irre geleitet ward. Bahrdt machte nämlich einige Zeit hindurch großes Aufsehen, weil er trotz seiner allgemein bekannten Immoralität den Ton zu treffen wußte, der für ein rohes Publikum paßte. Sein Vagabundenleben brachte ihn außerdem mit allen denen in Verbindung, die in Sinnlichkeit verloren eine Revolution des Religionsunterrichts wollten, weil die Idee einer Reform für sie zu hoch war. Wo er sich befand, in Erfurt, in Gießen, in Graubündten, am Rhein, in Halle bestand stets eine Schule der Leichtfertigkeit.

Er ward Professor der Philosophie zu Erfurt, als dort F.

J. Riedel, vorher Genosse der Gemeinheit eines Klotz im Schriftstellern und im wüsten Leben, den Ton angab. Schon hier in Erfurt speculirte Bahrdt auf den Zeitgeist, der weil die Vertheidiger der Orthodoxie sich lächerlich machten, ihre Gegner begünstigte. Bahrdt verstand die Kunst, sich das Ansehn einer Gelehrsamkeit zu geben, die er nicht besaß, und wählte den Weg der Heterodoxie, weil sie Mode war, Geld einbrachte und von den gegen die Obscuranten und Heuchler erbitterten geistreichen und edlen Männern in Schutz genommen wurde. Er blieb indessen in der Dogmatik und Moral, die er in Erfurt herausgab, noch so sehr innerhalb der Schranken der Schicklichkeit, daß auch der gute Semler ihn nur für einen Gegner der alten Finsterniß, nicht für einen Wolf in Schaafskleidern ansah und ihn zu einer theologischen Professur in Gießen empfahl. Dort ward die Aufklärung und die Anwendung des freien Denkens auf Schrifterklärung und Glaubenslehre für seine Schriftstellerei einträglich, weil er unter den Theologen noch ziemlich vereinzelt dastand, des deutschen Ausdrucks mächtig war, und aus der alten Schule noch eine bedeutende Masse positiven Wissens mitbrachte, das den spätern Rationalisten oft mangelte. Er kannte die Bedürfnisse der mächtigen Parthei, welche damals um jeden Preis Befreiung vom drückenden Joch pedantischer Rechtgläubigkeit erlangen wollte, er war im Stande, leicht, populär, moralisch und allenfalls auch empfindsam zu schreiben, wie es die Umstände oder der herrschende Geschmack forderte. Er fand daher Absatz für seine Schriften und drückt sich selbst darüber wie ein Kaufmann aus, da er uns seinen Verdienst dabei nach Gulden und Kreuzer vorrechnet.

Er begann mit Predigten, schrieb dann eine Homiletik, einen kritischen Apparat zum A. T. in lateinischer Sprache, als der Varianten sammelnde Kennicott und J. D. Michaelis, Kritik des A. T. in die Mode brachten, einen Entwurf der Kirchengeschichte des N. T., Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche, Bemerkungen über Michaelis Bibelübersetzung. Mit der fortschreitenden Zeit ward er in diesen

Büchern immer dreister gegen die Kirchenlehre, zu deren Verkündigung er doch eigentlich als Professor und Prediger berufen war. Er widerlegte nicht sowohl Irrthümer und suchte Wahrheit zu finden, als er dem, was seiner Gemeinheit nicht gefiel, Hohn sprach und tastete endlich mit frevelnder Hand und prosaischem Sinn auch die ehrwürdige Urkunde des Christenthums und dessen erhabene Poesie an. Dabei speculirte er, als er eine neue Uebersetzung des N. T. ankündigte, ganz richtig auf die berechneten Fortschritte einer durch Romane und durch populäre Schriften verbreiteten Aufklärung, auf den raschen Fortgang der Veränderung der deutschen Sprache und des Styls im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts.

Diese neue Uebersetzung, oder vielmehr dieses von C. F. Bahrdt travestirte neue Testament, wurde in jener Zeit, wo Alles neu werden sollte, innerhalb neun Jahren, d. h. bis zum Jahre 1783, in drei Auflagen und zwar besonders in Norddeutschland verbreitet, obgleich in unsern Tagen schon der Titel, der damals anlockte, davon abschrecken würde. Dieser Titel, welcher Leser anlocken sollte, ist von den elendesten Machwerken der Bücherfabrikanten jener Zeit entlehnt. Er lautet: das Neue Testament, oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel, ein Titel, der in der ersten Ausgabe durch den Zusatz in Erzählungen und Briefen noch abentheuerlicher wurde. In dieser Uebersetzung wird man, wo man sie auch immer aufschlagen mag, die gottlose Leichtfertigkeit wahrnehmen, mit welcher Bahrdt, wir wollen nicht sagen, die Religion, sondern auch sogar das Alterthum und die orientalischen Geschichten desselben behandelt hat. Jeder Hauch des Orients, jede Färbung der Nationalität ist verschwunden, jede religiöse Empfindung wird durch die kalt verständige und zuweilen auch unverständige Prosa erstickt.

Bahrdt nahm sich keine Zeit, den Ausdruck abzuwägen, er lösete in den Stellen, wo ein Dialog eingeführt wird, diesen als altfränkisch klingend auf, und vertilgte alle durch Ueberlieferung, Gebrauch, Glauben mit dunkeln Gefühlen verbundenen,

durch eine mysteriöse, aber doch auch oft wahrhaft religiöse Bedeutung dem Gemüth theuer gewordenen Ausdrücke Luthers. Dahin gehören Himmelreich, Reich Gottes, Seligkeit, Seligmachen, Erlöser, Weg des Heils, Heiliger Geist, Name Jesu u. s. w. Es war damals übrigens noch nicht dahin gekommen, daß man die im kirchlichen Lehrbegriffe hergebrachten und durch den kirchlichen Gebrauch geheiligten Ausdrücke hätte entbehren wollen; es erhob sich daher ein furchtbarer Sturm gegen Bahrdt, der ihn um so mehr aus der Nähe bedrohte, als der darmstädtische Minister C. F. von Moser auf eine ganz sonderbare Weise eine Art von politischem Liberalismus mit Pietismus verband. Bahrdt wäre auch sicherlich schon vor seiner Abreise nach Marschlinz von allen Freunden religiöser Aufklärung aufgegeben worden, wenn nicht die unverständigen Vertheidiger des Veralteten ihm durch ihr unvernünftiges Toben unter den edeln Freunden verständiger Religionsansicht Vertheidiger und Schützer verschafft hätten. Wie wenig übrigens das damalige deutsche Publikum, welches unser an Schimpfworten, wie Carbonari, Jacobiner, Communist, Chartist, Radicaler, reiches Zeitalter wahrscheinlich das junge nennen würde, Anstoß daran nahm, daß man sich gegen gesunden Verstand und reinen Geschmack versündigte, wenn man sich nur das Ansehn gab, im modernen Geschmack zu schreiben, wird man aus einigen unten beigefügten Stellen der Bahrdtschen, in drei Auflagen verbreiteten Uebersetzung sehen können [14].

---

14) Math. V. Vs. 4. lautete in der ersten Auflage: Wohl denen, welche die süße Melancholie der Tugend den süßen Freuden des Lasters vorziehen; in der vor uns liegenden dritten Auflage (Berlin 1783) lautet der Vers: Wohl denen, welchen diese Erde wenig Freuden gewährt, sie werden reichlich dafür getröstet werden. Die bei Luther unvergleichliche Stelle Math. IX Vs. 19. lautet: Und indem kommt ein gewisser jüdischer Gottesgelehrter .... aber Jesus gab ihm Folgendes zur Antwort (Du bist in falscher Erwartung) Ein Fuchs hat seine Grube und ein Vogel sein Nest, aber ich, so wie Du mich siehst, bin ein armer Mensch, habe nicht so viel Eigenthum, als erfordert wird, mein Haupt darauf zu legen. Die Stelle Marc. II. Vs. 8. Also ist des Menschensohn ein Herr auch des Sabbaths, wird in der ersten Ausgabe

In Marschlinz spielte hernach Bahrdt den kleinen Basedow, jedoch mit dem Unterschiede, daß in ihm auch nicht ein Funke von Basedows wahrhaftiger, wenn auch oft unverständiger und lächerlicher Begeisterung für die Sache der Menschheit war. Bei Bahrdt war alles erkünstelt, gemein und auf die gemeinsten Zwecke berechnet. Nichtsdestoweniger ward er vom Grafen von Leiningen als Generalsuperintendent nach Dürkheim berufen, um auch dort im Schlosse zu Heidesheim die Comödie der Errichtung eines dritten ephemeren deutschen Philanthropiums aufzuführen (1776).

Wir erwähnen der Schicksale und der Schriften dieses Mannes hier blos, um an ihm zu zeigen, wie groß das Bedürfniß jener Zeit war, dem Geistesdruck endlich zu entgehen und freier zu athmen. Dies würde noch deutlicher einleuchten, wenn wir näher in seine Schicksale eingehen, ihn durch seine Gaunereien in Heidesheim und durch seinen ganz verworfenen Wandel und seine ganz offenbaren Betrügereien mit der deutschen Union in Halle verfolgen dürften. Man würde dann sehen, daß er, wohin er auch kam, als Mann von Talent gepriesen und als Märtyrer seines Eifers für religiöse Aufklärung betrachtet ward. Dies geht auch besonders daraus hervor, daß ihm ein Mann, wie Teller war, in Preußen Schutz verschaffte, und daß der Unwille der Freunde der Aufklärung über den blind zelotischen hamburger Pastor auch sogar einen Mann wie Semler traf, der im Grunde nur gegen Bahrdts Persönlichkeit protestirend, gegen freie Meinungsäußerung zu protestiren schien.

Doctor Bahrdt nämlich hatte seine Rolle in Heidesheim gerade ausgespielt, hatte Bankerott gemacht und war als ein Abentheurer in England gewesen, als zugleich ein lutherischer

---

übersetzt: Folglich müssen die Pflichten des äußerlichen Gottesdienstes den Pflichten des Menschen allemal untergeordnet bleiben. In der dritten Ausgabe finden wir jedoch: Der Sabbath ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch des Sabbaths willen. Folglich gehet der Mensch und dessen Bedürfnisse dem Sabbath vor.

Pfaffe in Hamburg Wehe über ihn rief und der Reichshofrath ihn ächtete. Kaiser Joseph II. hatte sich übereilt, als er Bahrdt mit Verletzung der Rechte des Reichs und der Evangelischen durch den Reichshofrath verfolgen ließ, dies verschaffte ihm den Schutz von Personen, die sich sonst seiner nie würden angenommen haben. Die Freunde der Aufklärung glaubten, daß zwei ganz beschränkte Zeloten, ein protestantischer und ein katholischer, in Bahrdts Person den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen verfolgen wollten; das schaffte ihm die Hülfe der Verständigen. Was den hamburger Pastor Göze angeht, der damals durch die Art und Weise, wie er den lutherischen Lehrbegriff verstand und vertheidigte, die herrschende Religion der Predigten und Katechismen bei allen Verständigen verhaßt oder lächerlich machte, so hatte er früher gegen die erste Ausgabe von Bahrdts Uebersetzung des N. T. eine Schrift herausgegeben. Sie hatte den Titel: **Augenscheinlicher Beweis, daß des Dr. Bahrdt Uebersetzung des N. T. nichts anders als wahre Gotteslästerung ist**; durch diese liebreiche Schrift ward Bahrdts Suspension und nachfolgende Entfernung aus Gießen veranlaßt. Die Gründe, die er dort gegen Bahrdt geltend gemacht hatte, waren nicht besser als die, welche hernach der Weihbischof von Worms, der lange ruhig zugesehen hatte, ohne sich zu regen, anführte, um ihn aus Heidesheim zu treiben. Der persönlich beleidigte und durch einen Pfälzer, den Bahrdt beleidigt hatte, aufgeregte Weihbischof erklärte nämlich, daß Bahrdt außer dem Gesetze sey, weil er eine Lehre verkündige, welche mit den Lehrsätzen keiner der drei im Reiche gesetzlich bestehenden Confessionen übereinstimme. Diese Beschuldigung, welche der Weihbischof als Büchercommissarius des Kaisers in Frankfurt a. M. vorbrachte, machte der Reichsfiscal, den er anrief, beim Reichshofrath geltend, und dieser wagte ohne Vorladung, ohne förmlichen Prozeß, ohne den Landesherrn des Beklagten, ohne das Corpus Evangelicorum zu fragen, einen bis dahin ganz unerhörten Schritt.

Der Reichshofrath erklärte ohne alle weitere Prozedur,

Bahrdt des Zweifels an der Dreieinigkeitslehre u. s. w. schuldig, entsetzte ihn (was doch nur sein Landesherr zu thun befugt war) seiner Aemter und legte ihm auf, seine Irrthümer zu widerrufen oder das Reich zu räumen. Sein Reichsgraf nahm ihn zwar in Schutz, er war aber ein kleiner Herr, der noch dazu gern den Fürstentitel haben wollte, das machte den Reichshofrath dreist genug, ein Mandat an ihn zu erlassen, worin Bahrdts Entlassung befohlen wurde.

Dadurch ward die Sache Bahrdts eine Angelegenheit des Reichs und der freien Meinungsäußerung der Protestanten, und Bahrdt wandte sich in dieser Sache an die zwei angesehensten Vertheidiger freier und unbefangener Bibelforschung, an den Probst Teller in Berlin und an den Theologen Semler in Halle; der Erste bewirkte dann, daß man sich in Berlin seiner annahm. Er ward mit Geld unterstützt und durfte in Halle Vorlesungen halten; nur keine theologischen. Semler eiferte heftig gegen Bahrdts Zulassung zum Lehrer in Halle. Er galt seitdem als Obscurant; obgleich ihn vorher derselbe Göze, der Bahrdt verfolgte [15]), als Erzketzer, Verfälscher der Lehre und Vergifter der Jugend ausgeschrieen hatte. Man hätte dies Mal Semler wohl entschuldigen sollen, daß er einen Mann, dessen Gegenwart überall wie eine sittliche Pest betrachtet ward, nicht gern auf einer Universität dulden wollte, wo Klotz schon seit der Mitte des Jahrhunderts eine Schule furchtbarer Unsittlichkeit gegründet hatte, die auch sogar, wie das auf Universitäten zu seyn pflegt, nach seinem Tode nicht ausging. Semler konnte und wollte freilich diesen Grund nicht anführen, er verlor daher die ganze Gunst der öffenlichen Meinung, weil es schien als wenn er sich an Göze, an den Weihbischof von Worms, an den Reichsfiscal und an den Reichshofrath anschließen wolle.

---

15) Wie ärmlich die Gründe waren, welche Göze gegen Bahrdt vorbrachte und welchen armseligen Fetischismus er als Lutherthum vertheidigte, wird man aus einem einzigen Beispiel sehen. Er wirft Bahrdt vor, er habe durch die Art, wie er die bekannte Stelle: „Ich bin bei euch alle Tage u. s. w." übersetze: Eine tröstliche Beweisstelle für die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi den Gläubigen rauben wollen.

Bahrdt hatte nämlich ein Glaubensbekenntniß aufgesetzt, welches Teller (1779) drucken ließ, dieses mißbilligte Semler nicht blos heftig, sondern er klagte den Verfasser desselben als einen Feind des Glaubens an. Das war eben so übereilt als überflüssig, weil jeder Verständige einsah, daß ein Mensch wie Bahrdt nie irgend etwas anderes geglaubt habe und glauben werde, als was seinen ganz rohen und sinnlichen Genüssen dienen könne. Es war also ganz lächerlich, auf irgend etwas, das von ihm kam, die geringste Bedeutung zu legen, und doch that dies Semler. Er griff in Schlözers Zeitschrift, welche nicht sowohl von Theologen, als von Beamten, von Staatsleuten und von allen denen, die mit der Staatspolizei zu thun hatten, gelesen ward, Bahrdts Person so heftig an, daß selbst Schlözer dafür hielt, er müsste auch Bahrdts Gegenerklärung aufnehmen, um das Recht freier Rede nicht der Reichspolizei unterwerfen zu lassen *). Auch die Behörden zu Berlin nahmen sich wie Schlözer nicht sowohl der unwürdigen Person Bahrdts an, als seiner Sache, soweit sie die Sache des ersten Rechts jedes Staatsbürgers war. Es schien den Berlinern dabei auf die unbeschränkte Freiheit, die christlichen Religionsbücher nach besten Einsichten zu deuten, anzukommen.

Semler bebte damals vor dem Radicalismus in Religionssachen, dessen er Bahrdt anklagte, um so mehr zurück, als er, wie einige beschränkte Zeloten unserer Tage, von der Zeitphilosophie Gefahr für das Wesen des Christenthums fürchtete. Eitele Furcht! dies Wesen ist, wie der Stifter des Christenthums gesagt hat, auf dem Felsen unseres eigenen Wesens gegründet, den die Pforten der Hölle nimmer erschüttern. Wer Gott im Geiste geschaut hat, wird Religion mit eiteln Grillen eingebildeter Theologen nie verwechseln. Semler bebte vor Voltaires und der Encyklopädisten Witz, vor Lessings mächtiger Skepsis,

*) Semler ließ in Schlözers Briefwechsel No. XXIX. S. 332 einen Artikel gegen Bahrdt einrücken, Schlözer nahm daher auch Heft XXXII. S. 82 Bahrdts Antwort auf Semlers Widerlegung seines Glaubensbekenntnisses auf.

vor des wolfenbüttler Fragmentisten furchtbarer Kühnheit und ganz besonders vor dem Gedanken, daß Bahrdt von seiner Seite den Deismus in Halle fördern werde, den der Verfasser der Apologie des Sokrates als Professor der Philosophie und der natürlichen Theologie damals dort lehrte.

J. A. Eberhard, der Verfasser der erwähnten Apologie des Socrates, war protestantischer Theolog, hatte aber, seitdem die Apologie 1772 gedruckt war, von den damals noch in den Consistorien herrschenden Rechtgläubigen keine ordentliche Beförderung erhalten können, sondern hatte sich mit ein Paar elenden Pfarreien behelfen müssen, bis sich derselbe Teller, der auch Bahrdt durchhalf, seiner annahm. Er bewog den Minister Zedlitz, ihm durch Friedrich II. eine Stelle in Charlottenburg zu verschaffen, wo er um 1776 durch seine allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens den von der berliner Akademie ausgesetzten Preis gewann. In dieser Schrift entwickelte er sein, wenn man will, philosophisches System und ward deßhalb, eigentlich gegen seinen Wunsch, um 1778 zum Professor der Philosophie zu Halle ernannt. In Halle war die Richtung und die große Mehrzahl der Studierenden theologisch, Eberhard wandte also sein System auf Theologie an. Er ward hernach einer der ärgsten Vielschreiber, was bekanntlich für einen Philosophen ein schlechter Ruhm ist, stand aber, weil man es damals mit der Schärfe der Dialektik und der Tiefe der Gedanken nicht so genau nahm, als Mensch und als Gelehrter im besten Rufe. Er begann zur Verbreitung seiner deistischen Lehre ein eignes Journal, und erschütterte durch die in denselben Grundsätzen geschriebene Apologie des Sokrates, wovon schnell hintereinander drei vermehrte und verbesserte Auflagen gemacht wurden, die Altgläubigkeit der heranwachsenden, nach Basedows und Rousseaus Manier erzogenen Jugend in ihren Grundlagen. Er wirkte nicht sowohl wissenschaftlich auf Denker und Forscher als rednerisch auf das große Publikum, mehr in die Breite als in die Tiefe.

Eberhard war ein ruhiger, vielseitig gebildeter, gemäßig-

ter Mann, er paßte ganz für den damaligen Zustand der Literatur und machte auch dort Eindruck, wo man den sittenlosen Bahrdt verachtete und von seiner glatten, leichten, oft im Romanenstyl vorgetragenen Moral nichts hören wollte. Eberhard richtete sich in seinem Hauptwerke eigentlich absichtlich gegen die alte Dogmatik und bewies, oder wollte wenigstens von allen ihren Hauptlehren beweisen, daß sie durchaus unhaltbar seien; er machte sich aber die Sache auf ähnliche Weise leicht, wie die französischen Akademiker, wenn gleich mit dem Unterschiede, daß er ernst und würdig und diese spaßhaft redeten. Eberhard behauptete, und es war fast niemand, der ihm gründlich widersprach, als Lessing, den man gleichwohl als einen Ungläubigen verschrie, daß weder die Lehre von der Prädestination, noch die von der Genugthuung Christi, noch die von den Gnadenwirkungen und Höllenstrafen, noch eine Anzahl anderer in der Schrift ihren Grund hätten, und daß sie außerdem der Vernunft widersprächen und der Sittlichkeit nachtheilig seyen. Diese Art Glauben und diese Art Philosophie beförderte Nicolai in Berlin nicht blos als Schriftsteller und Verleger, sondern er führte in seiner A. D. B. auch eine ganze Armee rüstiger und kecker Verfechter derselben aufs Schlachtfeld.

§. 3. a.

Nicolai und die allgemeine deutsche Bibliothek. Wieland, die Brüder Jacobi und der deutsche Merkur.

Die Kritik war in Deutschland im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und in der ganzen ersten Hälfte desselben in so elenden Händen, daß man fast glauben sollte, Gottsched sey noch einer der besseren Kritiker gewesen, und wie verfuhr nicht dieser und die Creaturen, die unter seinen Fahnen dienten!! Als Gottscheds kritisches Ansehn durch den gar zu groben Mißbrauch, den er und die Seinigen von ihren Journalen machten, untergegangen war, trieb Klotz das gemeine kritische Spiel von Halle aus, wie es Gottsched in Leipzig getrieben hatte. Auch Klotz, wie

Gottsched, benutzte die Kritik nur für niedrige, persönliche Zwecke. Er posaunte seine Clienten und Creaturen aus und suchte jeden guten Kopf, jeden Gelehrten, der die niedrige und gemeine Camaraderei verachtete, auf seine Art zu verhöhnen und herabzusetzen; die guten Deutschen ließen sich aber bis auf unsere Tage, wo endlich alle kritischen Tribunale ihr Ansehn verloren haben, immer durch gelehrte Anmaßung leiten und in ihrem Urtheile bestimmen. Die Literatur war der Reihe nach von Gottsched, von Klotz und dem elenden Riedel, von der allgemeinen deutschen Bibliothek und von der allgemeinen jenaischen Literaturzeitung abhängig, wir müssen deßhalb den Gang der Kritik hier noch einmal berühren.

Klotz und Riedel waren Leute ohne Grundsätze und ohne Sitten, sie hatten aber Talent, und Klotz war Meister eines leichten und fließenden lateinischen Styls, was in jenen Zeiten noch viel galt, auch hatte er einen Anhang unter liederlichen Studenten, und unter denen, welche gern sahen, daß den halleschen Pietisten ein Extrem der Leichtfertigkeit entgegengesetzt ward. Den Studenten gefiel das wüste Leben, welches Klotz führte, der burschikose Ton, worin er vom Katheder redete, die Renommisterei seines Schriftstellerns und seines kritischen Unfugs. Beide, Klotz und Riedel, herrschten durch eine ganze Anzahl fliegender Blätter, die ihnen zu Gebot standen, und Klotz galt für einen großen Kenner des Alterthums und der Kunst, bis ihm Lessing und Herder mit einer Heftigkeit entgegentraten, die sein elendes Publikum bestürzt machte. Sie beraubten den elenden Menschen des ganzen Nimbus, den er zu der Zeit um sich zu verbreiten gewußt hatte, als die Dämmerung der deutschen Bildung noch nicht zum vollen Lichte geworden war. Da Klotz auch mit Nicolai und der allgemeinen deutschen Bibliothek in Kampf war, so mußte ihm Riedels Hülfe besonders schätzbar sein. Diesen berief der Kurfürst von Mainz, welcher der Universität Erfurt neuen Glanz geben wollte, dahin, wo er bewirkte, daß auch Wieland aus der biberacher Kanzlei nach Erfurt berufen ward. Auch Wieland suchte Klotz durch Riedel zu gewinnen; aber der praktische Schwabe war ein bes-

ferer Diplomat als beide. Er hielt sie allerdings, so lange er ihrer Posaunen bedurfte, bei guter Laune, ließ sich aber auf keinen Bund zur Kritik ein, sondern suchte sich selbst sobald als möglich ein Organ zu verschaffen, weil bei der Mehrzahl der Leser immer der Recht hat, der am letzten, am lautesten, am flachsten redet.

Riedel arbeitete, bis auch er mit Klotz zerfiel, an dessen Bibliothek der schönen Wissenschaften, und gab zugleich selbst eine philosophische Bibliothek heraus, worin unter seiner Leitung auf seine Weise rezensirt ward. Dabei blieb aber Riedel nicht stehen, er arbeitete auch noch an der Leipziger neuen Bibliothek und an andern Blättern, ließ auch daneben Pasquillen, Satyren, Schmähschriften ausgehen, wodurch er sich in Ansehen setzte, weil man ihn fürchtete. Der weltkluge Wieland wußte, wie schlecht Riedel war, er wußte aber auch, wie man in Deutschland Ruhm macht und zerstört. Er fürchtete Riedel, er gab ihm daher, wie wir aus seinem Briefwechsel sehen, viel freundliche Worte, aber er ließ sich klüglich nicht mit ihm ein. Sie paßten auch nicht zusammen, Wieland war ein geregelter, rechtlicher Mann, Riedel ein Wüstling.

Klotz hatte schon lange durch lateinische und deutsche Kritiken weit und breit über alle Magister geherrscht, er hatte seine deutschen Rezensionen in den halleschen gelehrten Zeitungen niedergelegt, er gründete endlich 1767 noch dazu seine deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, besonders für die Zweige der Literatur, deren er in seinem lateinischen Journal (Acta litteraria) nicht erwähnen konnte. Es zeigte sich aber an ihm, wie leicht der leere Dunst eines erkünstelten Ruhms zerstreut wird, wenn sich Männer erheben, die dem Coloß, der die Welt in Erstaunen und Furcht gesetzt, die thönernen Beine aufdecken, worauf seine ungeheuere Masse ruhte. Als zugleich Lessing und Herder heftig und unerwartet über Klotz herfielen, war jedermann erstaunt, daß sich Leute gefunden hatten, die ihm nicht blos an Geist, Kenntnissen, das war leicht, sondern sogar an Heftigkeit und Derbheit überlegen waren, und seinen Grobheiten noch stärkere entgegensetzten. Auch Nikolai im zweiten Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek und im achten Bande derselben, that was er

konnte, um Kloß in seiner Blöße darzustellen. Kloß starb daher gerade zu rechter Zeit, als es gänzlich mit ihm vorüber war (1771). Die Kritik, oder vielmehr die Vertheilung von Ruhm und Schimpf an deutsche Gelehrte schien dadurch ausschließend an Nikolai und seine Bibliothek zu fallen.

Nikolai, der durch seine allgemeine deutsche Bibliothek das Urtheil des deutschen Publikums beherrschte, weil er die Bibliothek fast allein leitete und machte, ward damals so keck, daß sich endlich auch gegen ihn viele Stimmen erhoben, und daß man der unumschränkten Gewalt ein Ende zu machen suchte, die er als derber und eigenmächtiger Repräsentant des auf Wolfs Philosophie trotzenden, flachen und reellen, aber gesunden Menschenverstandes sich anmaßte. Er glaubte über Philosophie, Theologie und sogar über Poesie, wovon er gar keine Ahnung hatte, wie über die Rezensenten seiner Bibliothek herrschen zu können. Nicht blos die von ihm verfolgten Schwärmer, Mystiker, Orthodoxen und Windmacher erhoben sich gegen ihn, nicht blos Hamann, Herder und Kant waren über ihn erbittert, sondern sogar Jakobi, der damals zwischen dem alten System und der berliner nach französischer Art reflektirenden Weisheit einen mittlern Weg bahnen wollte; auch Wieland trug dazu bei, der Einseitigkeit des neuen Tribunals entgegen zu wirken. Nikolai verfuhr mit der Dreistigkeit und Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit, welche Empirikern, Autodidakten, und Halbwissern, die blos den Staats- und Hausgebrauch der Wissenschaft im Auge haben, den steifen Systematikern eigen zu sein pflegt. Da er nicht glauben konnte, daß irgend ein Ding außer seinem Gesichtskreise liegen könne, so strich er nicht blos in den ihm eingeschickten Rezensionen das, was ihm nicht gefiel, sondern änderte darin nach Belieben, und schickte sogar den Rezensenten eine Art Vorschrift, wie die Kritik ausfallen solle. Er selbst erzählt das ganz unbefangen, und klagt, wie viel Mühe und Arbeit ihm diese Obercensur gemacht habe, wofür ihm niemand dankte. Weil er sich einbildete, daß er das Publikum und den Zeitgeist zu leiten von Gott und der Natur berufen sey, ward

er auch heftig erboßt, wenn irgend eine Erscheinung, wofür ihm der Sinn fehlte, besonders eine tiefere Philosophie oder eine höhere Poesie sich ohne sein Zuthun geltend machte. Er versäumte dann nie, dieselbe Art von Satyre, die ihm im Sebaldus Nothanker gelungen war, weil er dies Buch im Geiste der Zeit verfasset und sich zum Organ derselben gemacht hatte, in einen platten Roman zu bringen. In diesen elenden Romanen wagte er dann gegen den Geist der Zeit jedes Genie und jeden kühnen Schritt desselben, jede Abweichung von Sulzers Regel zu verspotten. Die ästhetische Beurtheilung von Nikolais Romanen wird man hier nicht suchen, denn in dieser Beziehung verweisen wir nicht blos hier, sondern überall im Folgenden auf Gervinus Geschichte der deutschen poetischen Literatur, wir haben es blos mit der nachzuweisenden Richtung und Wirkung der Bücher auf das äußere Leben zu thun.

Der erste Versuch, den Nicolai mit einem satyrischen Roman machte, war im Sinne der neuen Zeit gegen die alte; er machte, zu Gunsten der damals noch kleinen Anzahl der Freunde von Friedrichs Grundsätzen unter den Bürgern Berlins, das System Friedrich Wilhelms und die damals in Berlin der Zahl nach sehr ansehnlichen Vertheidiger desselben lächerlich. Die eigentliche Macht der Zeloten war zwar gebrochen, aber die Amtskleidung, das Poltern auf den Kanzeln, das Seufzen und Achselzucken machte sie noch allmächtig im Volke, darum trifft Nicolais im gewöhnlichen und breiten Ton gehaltene Satyre auch vorzüglich diese Nebensachen. Als Buchhändler gab er seinem Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker dadurch einen Reiz, daß er den Roman durch Chodowiecki, der damals durch seine Küpferchen großes Aufsehen machte, mit Kupfern versehen ließ, auf denen man an der Gebährde, am Hut, an der Gebährde, mit welcher er abgenommen ward, an der Art, den Mantel zu tragen, alle bekannte hyperorthodoxe berliner Pfarrer leicht erkannte. Das Buch hat freilich einen sehr geringen ästhetischen Werth und macht, wie schon die angeführten Kupfer beweisen, mehr einige an be-

stimmten Orten mächtige Geistliche und ihre orthodoxen Verkehrtheiten, als diese selbst, lächerlich, sonst würde es jetzt wieder zu gebrauchen sein, wenn auch Styl, Sprache und Ton sich verändert haben. Das Buch ist indessen für den Forscher deutscher Sitten, für die deutschen Lebensverhältnisse und die Literatur des achten Jahrzehents des vorigen Jahrhunderts auch darum bedeutender als Nicolais andere Romane, weil Alles, was sich darauf bezieht, ganz innerhalb Nicolais prosaischem Gesichtskreise lag. Zu verwundern ist nur, daß vom Sebaldus noch im Jahre 1799, als sich Alles geändert hatte, eine vierte Auflage gemacht werden konnte.

Schon in der zweiten Auflage rühmt sich Nicolai, daß sein Roman ins Dänische, Holländische, Französische übersetzt sei, was keineswegs beweiset, daß der Roman vortrefflich ist, wohl aber daß man ihn überall, wo man des Strohs der alten Dogmatik überdrüssig war, gegen diese zu gebrauchen suchte. In dieser zweiten Auflage (von 1774) erklärt er auch ausdrücklich, daß er nicht habe einen Roman dichten, sondern nur belehren wollen; daß er nicht Begebenheiten erzählen, sondern gegen Fanatismus, Aberglauben und Heuchelei eifern wolle. Mein Zweck ist, sagt er, die orthodoxen und heuchlerischen Geistlichen der protestantischen Kirche dem Gelächter und der Verachtung blos zu stellen, und ans Licht zu bringen, daß sie stets ihre eigene schlechte Sache zur Sache des Standes und der Religion, oder vielmehr des allmächtigen Gottes selber machen; zu zeigen, wie sie über einreißende Irrthümer, über Unglauben und Gotteslästerung schreiend, indessen doch nur von ihrer eigenen Unwissenheit, Gleißnerei, Verfolgungssucht und von der in den Mantel der Frömmigkeit gehüllten Bosheit ihres eigenen Herzens reden. Unglücklicherweise, fügt Nicolai hinzu, bedenken diese vorgeblichen Wächter Zions nicht, daß sie durch ihr jämmerliches Geschrei nur allzudeutlich zu erkennen geben, daß sie selbst zu der im Sebaldus gebrandmarkten und wollte Gott! weniger ausgebreiteten Familie der Stauziusse gehören, und sich selbst

verdammen, indem sie ihrem Ankläger das Urtheil zu sprechen meinen.

Sich selbst, seine Manier und sein Urtheil in Sachen des Geschmacks und der Dichtung charakterisirt übrigens Nicolai dadurch schon, daß er ein so plumpes Buch, wie er es selbst in den aus ihm angeführten Worten schildert, in der Form der Fortsetzung eines leichten und leichtfertigen Scherzes einführt. Thümmels Wilhelmine soll nämlich durch diesen derben Sebaldus fortgesetzt werden, weil ja der Magister als Gemahl der Wilhelmine uns als alter Bekannter vorgeführt wird*). Nicolais Orthodoxen und seine Pfarrer, sein Präsident des Consistoriums, seine Stauzius und Truffelius sind zu sehr Carricaturen, als daß wir aus ihren Reden und Thaten irgend einen Zug ihres Zeitalters ableiten möchten. Historisch wichtig und für Nicolais Persönlichkeit bezeichnend ist dagegen besonders das zweite Buch des ersten Theils, wo uns Nicolai die ganze Literatur seiner Zeit, worüber er schon im ersten Buche nach seiner Manier geurtheilt hatte, mit der ihm eignen Keckheit vorführt. Aus der Art, wie er alles buchhändlerisch und von Außen betrachtet, wird man erkennen, wie übel es mit unserer Literatur aussehen mußte, so lange ein solcher Mann ohne ächte Philosophie oder Poesie unbedingt über sie regierte.

Er giebt der von Voltaire gefertigten deutschen Geschichte vor allen gelehrten deutschen Arbeiten den Vorzug, weil der Franzose wie jeder andere Fabrikant dem Publikum nur dasjenige vortrage, was es wissen wolle. Auf dieselbe Weise zieht er auch Wolfs Logik in deutscher Sprache, wo Denken gelehrt wird, wie Landmessen, der ganzen Philosophie des von Kant gepriesenen und empfohlenen Crusius vor. In diesem Abschnitt, sowie im Anfange des folgenden in einem Gespräche über Buchhandel kommen übrigens ganz vortreffliche Be-

*) Darüber hat Hamann in einem an Nicolai selbst gerichteten Briefe ganz vortreffliche Bemerkungen gemacht. Er faßt das Pfropfen des Sebaldus auf Thümmels Wilhelmine noch von einer andern Seite als wir hier.

merkungen über deutsche Gelehrsamkeit, über unsere Gelehrten, wie man sie noch immer findet, und über das schiefe Verhältniß der deutschen Literatur zum Leben vor, die auch in unsern Tagen noch brauchbar sind. Aus dieser Ursache erwähnen wir des Buchs hier so ausführlich und mit Ausschließung anderer, die, wenn man auf die Geschichte, auf den Knoten des Romans, auf Satyre, Laune oder auch sogar auf Styl und Sprache sieht, viel eher einer Auszeichnung werth wären. In der vierten Ausgabe von 1799 hätte er billig sehr vieles ändern und noch mehreres ganz weglassen müssen, wenn er sein nüchternes Urtheil denen hätte nützlich machen wollen, die den ganzen Plunder, dessen er in der ersten Ausgabe erwähnt, längst vergessen, oder vielmehr gar nicht mehr gekannt hatten. Mit der Satyre über Orthodoxie und Pietismus wird eine andere gegen die süßliche und höfische Dichtelei der Zeit, gegen die Faseler in Petrarcas Manier und gegen ihren Repräsentanten, J. G. Jacobi, verbunden. Dies entzündete unversöhnlichen Haß zwischen Nicolai und den eiteln Brüdern Jacobi. Nicolai hatte neben der Süßlichkeit und Zärtlichkeit des Dichters J. G. Jacobi auch das Vornehmseyn und Vornehmthun F. H. Jacobis verspottet, jedoch ohne den Einen oder den Andern zu nennen. Es erscheint nämlich im dritten Abschnitt des Sebaldus unter dem Namen des Herrn von Säugling, Neffen der gnädigen Frau von Hohenauf, J. G. Jacobi wie er leibte und lebte, und es wird bei der Gelegenheit das ganze feine und vornehme Leben der Jacobis, wie es im Pempelfort und hernach auch in München zu sehen war, das Adlige neben dem Bürgerlichen scharf ironisch durchgezogen. Wer also die vornehme Seite der damaligen Literatur kennen lernen will, und besonders das Treiben der Jacobis, muß diese Stellen lesen. Viel Schulstaub, heißt es, habe der Herr von Säugling nicht auf sich, er verstehe aber drei europäische Sprachen, habe viel Gedichte an Phyllis und Doris gemacht, und halte dabei sehr viel von seiner eignen kleinen Person.

Diese Schilderung des Jacobischen Wesens und Treibens ist eins der besten Stücke im ganzen Sebaldus Nothanker, denn

das Vornehme, das Süßliche, das Galante und sich selbst und die lieben Verwandten und Bekannten Vergötternde wird einestheils hervorgehoben; aber doch das Gutmüthige, das Unschuldige der so ganz harmlos eiteln Selbstbewunderung dabei nicht vergessen. So heftig die Jacobis und ihre Freunde durch diese Schilderung gereizt wurden, so war sie doch weniger hämisch als das Verfahren gegen die orthodoxen berliner Geistlichen, deren Personen man nicht blos in Nicolais Beschreibung, sondern auch auf den beigefügten Kupfertafeln erkennt. Der Dogmatik und Ascetik dieser Herrn setzt Nicolai des Herrn von Rochow Grundsätze und wahres Verdienst um Wohlstand und Sittlichkeit des Volks entgegen. Diesen führt er indessen namentlich an und preiset sein Verdienst. Wieland war damals noch eben so erbittert als Nicolai über den Obscurantismus protestantischer Theologen und über die Süßlichkeit gewisser Liederdichter und Sänger Platonischer Liebe in Petrareas und Klopstocks Manier, er lobte daher in seinem Merkur (II. S. 231.) den Sebaldus im Vorbeigehen, und wäre darüber bald mit den Brüdern Jacobi zerfallen, deren Hülfe er doch bei seiner neusten Speculation benutzt hatte.

Wieland hatte sich nämlich mit F. H. Jacobi vereinigt und hatte sich mit dessen Hülfe um 1773 ein Organ für belletristische Literatur erschaffen, wie Nicolai an der allgem. deutschen Bibliothek eins für das gelehrte Fach hatte. Wieland verschmähte keine Art Politik, um seinen literarischen Producten ein großes Publikum zu verschaffen, so weit eine solche Politik nur immer mit seinem sonst ganz rechtlichen Character zu vereinigen war. In dieser Beziehung war er ganz Südschwabe oder Schweizer, welche beide bekanntlich nie den materiellen Nutzen irgend einer Unternehmung aus dem Auge verlieren. Diese Politik bewog Wieland, als er noch in der Kanzlei seiner Vaterstadt der Erlösung harrte, an Riedel in dem albernen und übertriebenen Ton überschwänglicher Freundschaft zu schreiben, den er schon damals nicht billigte, dieselbe Politik hielt ihn aber auch ab, mit Klotz und Riedel in Bund zu treten, und bewog ihn, sich an Jacobi anzuschließen. Wieland erreichte seinen Zweck: wir wol-

len bei der Gelegenheit unter dem Text eine Stelle aus seinem Briefe an Riedel anführen, um zu zeigen, welchen Ton die Herrn damals unter einander und hie und da in der Gesellschaft eingeführt hatten[16]). Derselbe Ton herrscht auch in der ganzen Correspondenz zwischen Wieland und Jacobi. Riedel posaunte übrigens Wieland nicht blos auf seine Weise als den einzigen wahrhaft großen Mann seiner Zeit aus, sondern er bewog auch den Statthalter des Kurfürsten von Mainz (den Herrn von Breidbach) in Erfurt, ihn aus Biberach zu erlösen und der neuen damals in Erfurt begründeten Bildungsanstalt, die mit der bestehenden Universität nur lose zusammenhing, einzuverleiben. Dieser ephemeren Anstalt müssen wir hier gedenken, weil sie zu den merkwürdigen Wirkungen und Erscheinungen jener nach geistiger Bildung und nach Freiheit jeder Art stärker als nach materiellen Fortschritten strebenden Zeit gehört.

Man hoffte nämlich durch die Berufung einer Anzahl junger, dem Zeitgeist huldigender Männer dem alten Erfurt einen jungen Glanz zu geben, und Riedel, der den Statthalter ganz unbedingt leitete, rieth ihm an, durch Wielands Namen, der damals sehr berühmt war, Studierende herbeizuziehen. Von Breidbach wollte sogar einmal Riedel und Wieland an die Spitze der ganzen Anstalt stellen. Außer Riedel und Wieland berief man Meusel, zwei Schmid, Schorch und C. F. Bahrdt. Weder zu Riedels, noch auch zu Bahrdts und ihres Mäcenas wüstem Leben paßte ein ernster, gesetzter Mann wie Wieland, der gleichwohl, was man von dem Schwaben, der des Katheders nicht gewohnt war, kaum denken sollte, als akademischer Lehrer das Seinige leistete. Er lehrte mit Beifall und fleißiger als

16) Er schreibt ihm: Ich liebe Sie mehr, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe, denn niemals habe ich noch den gefunden, dessen Seelengesicht dem Meinigen so ähnlich gesehen hätte, als das Ihrige — Hudibras und Tristram sind Ihre Leibbücher — und Sie haben eine Dunciade fertig liegen — Sie haben den Trappen geschossen (Anspielung auf Riedels elendes Pasquill der Trappenschütz), der mir trotz aller Nicolais und Sossas in der Christenheit gefallen hat, ehe ich wußte, wer der Autor war u. s. w.

irgend einer der andern, auch zog er ein Paar hundert Studenten dahin, fand aber bald, daß er auf einer deutschen Universität nicht an seinem Platze sey, geschweige denn in Erfurt, wie es damals war, und unter den lockeren Leuten, die man dort versammelt hatte. Er nahm die ihm angebotene Stelle eines Erziehers des nachherigen regierenden Herzogs von Weimar gern an und zog nach Weimar. Hier machte er (1772), wie er uns selbst gesteht, sogleich den Entwurf, seiner Familie völlige äußere Unabhängigkeit durch literarischen Erwerb zu sichern, und leider! ward seine ganze Schriftstellerei diesem Plane angepaßt. Seine überzarte und schwärmerische Freundin, die Frau de la Roche, brachte ihn mit F. H. Jacobi in Verbindung, und sie correspondirten zusammen, wie Orestes und Pylades hätten correspondiren können, wenn sie Bücher geschrieben hätten.

Der Briefwechsel, den Jakobi und Wieland führten, nachdem ihre zartfühlende Freundin sie zusammengeführt hatte, ist jetzt gedruckt zu lesen *), und zeigt wie die vielen andern gedruckten Briefe berühmter Gelehrten, wie heilsam es war, daß die sogenannten Kraftgenies, denen sich zuerst sogar Göthe anschloß, dem Gewinsel und Gepinsel der Zarten, Derbheit entgegensetzten. Der fade und süßliche Ton, der in den Briefen herrscht, ward nämlich in allen nur einigermaßen gebildeten Familien angestimmt, die Jugend ward hineingezwängt, dies mußte Heuchelei hervorrufen, wie es der frühere pietistische und übermäßig strenge religiöse Ton gethan hatte. Wir sehen gleichwohl aus dieser Correspondenz, daß die beiden Herrn, trotz aller Zartheit, dennoch das belletristische Journal, wodurch sie ihre Arbeiten erst als Proben ins Publikum bringen wollten, ganz diplomatisch berechnet hatten. Wieland sollte den Namen hergeben, weil er im großen Publikum beliebt war, F. H. Jakobi, der mit aller Welt in Berührung stand, sollte nicht allein Mitarbei-

---

*) Friedrich Heinrich Jacobis auserlesener Briefwechsel. In zwei Bänden, Leipzig bei Gerhard Fleischer 1825. fl. 8.

ter werden, sondern er erbot sich auch, aus seinem eigenen Beutel diesen Mitarbeitern das Honorar zu erhöhen, wenn anfangs der Ertrag des Journals nicht ausreichen sollte. Wielands dem deutschen Merkur als Aushängeschild dienender Name sollte F. H. Jakobis Arbeiten, aber zugleich auch die seines Bruders, Johann Georg, durch ganz Deutschland verbreiten. F. H. Jacobis halbfranzösische Bildung wollte das Muster eines deutschen Mercurs und des Tons, der darin herrschen sollte, von Paris entlehnen.

Jacobi schreibt, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne seiner Rede nach: Er denke, man müsse, wie man neben andern pariser Moden, um die Deutschen zu den Franzosen emporzuheben, den pariser **Almanach des Muses** durch einen deutschen Musenalmanach unter die vornehme deutsche Welt verpflanzt habe, ihr auch in einem deutschen Merkur den **Mercure de France** schenken. Dies sind Wielands eigne Worte im Vorbericht zum ersten Stücke des Mercurs, und Jakobi hatte in der Stelle eines Briefs an Wieland, die wir unten anführen [17]), ausdrücklich ausgesprochen, das Journal müsse, wie der französische Mercur, nur für die Toiletten der Damen und für parfümirte Herrn mit gelben Handschuhen eingerichtet seyn. J. G. Jacobi sollte dazu singen, wenn Wieland der schönen Welt unreine und F. H. Jacobi gekünstelte Prosa darbrächten. J. G. Jacobi, Klamer-Schmidt und eine Anzahl Anderer, deren Mäcenas und Anacreon Gleim war, paßten zu Sängern bei der Toilette vortrefflich; Wieland war aber zu klug, um diese Platoniker und Petrarchisten sehr zu begünstigen. J. G. Jakobi entsprach ganz dem Bilde, welches Nicolai im Sebaldus von

---

17) Er theilt (Briefe I. S. 67) Wieland am 10. Aug. 1772 mit, daß er gern an seinem Project, eine Buchhandlung zu errichten, Antheil nehmen wolle und seinen Bruder und Gleim dazu ziehen, denn der stehe mit der halben Welt in Verbindung; dann fügt er hinzu: Das Journal, wovon ich Ihnen von Coblenz schrieb, müßte ein Ding seyn, wie der **Mercure de France**. Wir müßten es so schreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde.

ihm entworfen hat. Er war von Halberstadt bis nach und in Freiburg im Breisgau bei allen zarten Damen, bei allen süßen Herrn und in allen Kreisen wo man Tableaux vorstellt, Sprüchwörter aufführt, Romane und Gedichte am Theetische vorliefet, ganz außerordentlich beliebt. Gleim hatte ihm ein Canonicat in Halberstadt verschafft, und er tändelte und winselte in vielen Bänden von Gedichten viele Jahre lang fort, denn er ist erst 1813 in Freiburg gestorben. Die Beurtheilung dieser Gedichte, die erst in unserm Jahrhunderte in vielen Bänden gesammelt und neu aufgelegt wurden, also gewiß viele Bewunderer gefunden haben, gehört nicht in dieses Werk; man muß die Bemerkungen, die Gervinus darüber macht, nachlesen. Es mag genug seyn, zu sagen, daß sie ganz im Ton und in der Manier der ekelhaft süßlichen und empfindsamen Correspondenz mit Wieland geschrieben sind. Wieland mußte daher auch am besten wissen, ob Nicolai das Bild Jakobi's und der großen Familie der von Hohenauf Deutschlands im Sebaldus richtig getroffen habe. In den gedruckten Briefen F. H. Jakobis an Wieland herrscht derselbe ganz unnatürliche Ton, wodurch der Briefwechsel Klopstocks mit seinen Freunden und Freundinnen dem durch Erziehung und Faseln nicht gewöhnten Leser, der nur wahre Gefühle kennt und erkünstelte verachtet, unleidlich gemacht wird. Für diesen Kreis arbeitete F. H. Jakobi ausschließend, er vergeudete daher eine philosophische Kraft, welche auch sogar Fichte ehrend anerkennt *), an ein Publikum, welches, seiner ganzen Lebensweise nach, aller Einfalt feindlich gesinnt und jeder ernsten Philosophie, welche kühn neue Bahnen bricht, ganz unfähig ist. Eine ächte Philosophie, eine Erhebung über das gewöhnliche Leben und seine faden Alltagsgenüsse kann aus

*) Fichte, der sonst mit Jacobi in Streit war, gibt ihm ein sehr vortheilhaftes Zeugniß in: Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen von Johann Gottlieb Fichte. Herausgegeben von A. W. Schlegel. Tübingen Cotta. 1801. S. 40—41. Wir führen die Stelle an, damit man nicht meine, F. H. Jacobi werde hier von uns heruntergesetzt, weil wir für viele Leser zu kurz sind.

den Salons und dem eleganten Weibergeschwätz, so gern wir selbst Theil daran nehmen, niemals hervorgehen. F. H. Jacobi, so sehr er in seiner Zeit auch berühmt und angesehen war, hat daher auch kein Werk hinterlassen, welches genannt zu werden verdient, weil es noch jetzt seinem Verfasser einen bedeutenden Platz unter den Philosophen oder Dichtern der Nation sicherte. Wenn man fragt, wodurch er in seiner Zeit sich auszeichnete, so muß man, so hart das scheint, antworten, durch einen eleganten philosophischen Dilletantismus und durch einen künstlerisch gebildeten Styl, den er wie Büffon zur Hauptsache macht. Er hatte darin insoweit Recht, als es viele Menschen gibt, die sich an der bloßen und leeren Form ergötzen können. An diesem Styl nimmt man überall wahr, was man an einem eigentlichen Kunstwerke nie merken darf, mit welchem unermüdlichen Fleiße er bis zur Lächerlichkeit sich in den sogenannten academischen Styl der Franzosen hineingearbeitet hat. Außer dem Styl war Jacobi's Hauptfach ein Ding, das halb Dichtung, halb Philosophie war, jedoch für Philosophie galt; die Halbheit und folglich die Anmaßung und Eingebildetheit seines Treibens erklärt sich aber leicht aus seiner Bildung und Umgebung.

F. H. Jakobi war ursprünglich halb Kaufmann, halb Gelehrter, halb durch deutsche Lectüre, halb durch einen französischen Gelehrten und durch genfer Bekanntschaft gebildet; er war zufällig sehr reich geworden, war gutmüthig, auf Pempelfort gastfrei, freundlich, auch wohl freigebig; ganz unbeschreiblich für sich eingenommen, aber in keinem einzigen Dinge eigenthümlich. Seine Schwestern, alle seine Bekannten, seine Clienten, seine Freunde vergötterten ihn, sie betrachteten ihn als ein wunderbares Wesen, und er orakelte mit einer imponirenden Majestät im Verkehr des Lebens, wie in seinen Büchern; alle Natur war ihm daher fremd geworden, Kunst ward bei ihm zur Natur. Wieland, der in seinem ganzen Wesen und im Hause durchaus natürlich, einfach und liebenswürdig war, gebrauchte und behandelte seinen Freund Jakobi gerade so, wie er sein gemischtes und verschraubtes Publikum zu behandeln

pflegte. Die Freundschaft blieb nur in den Zeiten ganz warm, als Jacobi noch nicht mit Hamann, mit den Stolbergs, mit der Gallizin u. s. w. Freundschaften des Mysticismus geknüpft hatte. Doch war ihm selbst der Mysticismus so wenig natürlich, daß er ihn später leicht wieder abstreifte. In früherer Zeit theilte Jacobi Wieland Bemerkungen über den Styl, also aus seinem Fache, mit, und half ihm auch den Agathon ausbessern.

Der Gedanke, einen deutschen Merkur als Nachahmung des französischen zu stiften, kam übrigens den beiden Freunden erst, als in Norddeutschland (1772) Gotter und Boje mit ihrer Nachahmung des pariser Musenalmanachs Glück machten. Jacobi und Wieland faßten den Gedanken fast zu gleicher Zeit ganz unabhängig von einander. Wieland sowohl als Jacobi hatte die Absicht, seine Schriften zuerst durch diese Monatsschrift zur Kenntniß des Publikums zu bringen, um sie hernach verbessert mit Sicherheit herausgeben zu können. Jacobi's Bruder schien anfangs für das Publikum des Mercurs ein passender Sänger; Wieland, der das Einträgliche dabei scharf im Auge hatte, fand aber bald, daß sein Publikum ein ganz anderes sey, als das der zarten und süßen Sänger an der Weser und Elbe, deren Arbeiten er selbst in geringerem Werth hielt. Dies sagt er sogar selbst gleich im ersten Stück des Mercurs, wo er den Versen J. G. Jacobi's einen Platz eingeräumt hatte, in einer Nachschrift, die dem zarten Dichter unmöglich gefallen konnte [18]. Auch den matten Aufsatz in Prosa Charmides und Theone, oder über die sittliche Grazie, der durch mehrere Stücke hindurchläuft, nahm er sehr kalt auf, so daß die beiden Brüder

---

18) Die Gedichte Jacobis füllen gleich die ersten Blätter des Mercurs, Wieland setzt aber Seite 31 einen Epilog hinzu, der mit folgenden Worten beginnt: Ich wünsche eben nicht, daß die Leser diese poetischen Kleinigkeiten; (die man für nichts mehr gibt, als was sie sind) zum Maßstabe dessen, was sie in diesem Fache vom Mercur zu erwarten haben, nehmen mögen. Ich hoffe nicht nur, sondern kann es auch zuversichtlich versprechen, daß von Zeit zu Zeit Stücke von weit beträchtlicherem Werth geliefert werden sollen.

seine billigende Anzeige des Sebaldus mit ausdrücklicher Erwähnung des Herrn von Säugling im Julius-Stücke des Jahrs 1773 nothwendig als förmliche Mißbilligung ihrer vornehmen Zärtlichkeit ansehen mußten. Beide geriethen in große Wuth. Friedrich Heinrich drohte mit einem Bruche, und zeigte die Schwäche der Art Philosophie, auf welche er stolz war, besonders dadurch, daß er es als persönliche Beleidigung ansah, wenn Wieland nur überhaupt Nicolai in irgend einem Stücke zu loben wagte, er scheute sich sogar nicht, ihm dies mit ausdrücklichen Worten zu schreiben [19]). Friedrich Heinrich fand es indessen vortheilhaft für den Ruhm, den er so ängstlich suchte, bei Wieland zu beharren, und dieser war froh, daß er der schwachen Prosa und den matten Versen J. G. Jacobis in seinem Journal keinen Platz mehr geben durfte. Mit der Götterbötin Iris, welche J. G. Jacobi dem Götterboten Mercur entgegensetzte, wollte es nämlich nicht recht fort.

Auch zwischen Wieland und Nicolai entstand gleich darauf eine Spannung, als der Letztere zu anmaßend ward, und in seiner derben und platten Manier, seiner eignen Religion, oder dem Dinge, welches er Deismus nannte, zu Gefallen, die bestehende Volksreligion und die in ihr enthaltene Philosophie der Urzeit und des Orients mit einer ähnlichen platten Satyre verfolgte, wie die war, deren er sich im Sebaldus gegen die herrschsüchtigen und dummen Heuchler bedient hatte. In dem Streit, der über Nicolais neuen, durchaus platten und elenden Roman,

---

19) Die sehr lange Expostulation beginnt (Briefe I. S. 125) mit den Worten: „Das uneingeschränkte Lob, welches die A. D. B. zweimal im Mercur erhält, ist mir ebenfalls im höchsten Grade anstößig gewesen. Sie selbst, mein lieber Wieland, gestehen, es werde in diesem Journal von Georg und seinen Werken in einem impertinenten Ton gesprochen; aber das ist viel zu wenig gesagt. Alle Achtung, die man dem Genie schuldig ist, wird darin launisch unter die Füße getreten. Wie abscheulich ist nicht der ehrwürdige Gleim behandelt! Und den Herausgeber nennt Wieland öffentlich einen Mann von Verdienst.“ Wie armselig! Wenn Leute, welche Philosophen seyn wollten, so redeten, was sollten dann Juristen thun, die über Preſſe und Polizei aristokratisch herrschten?

der auch sogar diesen so wohlfeilen Titel nicht einmal verdient, zwischen Nikolai und Wieland entstand, deckten die beiden Herrn dem deutschen Publikum ihre eignen Blößen völlig auf. Sie waren schon früher im Jahre 1775 in Streit gerathen, als Wieland seine Unzufriedenheit über die Art, wie seine Bücher in der A. D. B. rezensirt würden, laut zu erkennen gab. Nicolai unterstand sich, in den vier Bänden von Johann Bunkels Leben Bemerkungen und Meinungen, seine eignen bürgerlichen und für seinen eignen Hausgebrauch vielleicht passenden, ganz unverdauten Vorstellungen von Religion, untermischt mit den abgeschmacktesten Geschichten und Erzählungen, den Lehren der christlichen Dogmatik mit frecher Keckheit entgegen zu setzen und einen berliner Bürgersmann seiner Art zum Ideal zu machen. Diese Gelegenheit ergriff Wieland, um ihn endlich aufmerksam zu machen, daß nicht alle Welt urtheile, wie man vielleicht in der Mark und in Pommern zu urtheilen pflege. Bei der genauen Untersuchung über Natur und Tendenz dieses elenden Romans im Juli-, August- und Oktober-Stück des deutschen Mercurs von 1778 fiel Wieland bei der Verdammung des Buchs und gelegentlich des Verfassers, der sich darin keck und aufgebläht den Lesern aufdrängt, allerdings gegen seine Gewohnheit in einen unschicklichen Ton. Er enthüllte indessen doch den deutschen Gelehrten, wer der Mann sey, der die Literatur damals leitete. Vergleicht man die gedruckten Erklärungen der beiden poetischen und industriellen Häupter der einen Seite der deutschen Literatur, dann sieht man erst recht ein, wie glücklich Deutschland war, daß die in Göttingen vereinigten Barden, Göthe, Herder, Lessing, jeder für sich eine andere Seite derselben bildeten. Beide erscheinen auf verschiedene Weise gemein, denn Nicolai will auch die religiösen Gefühle des Menschen und die Speculation einer contemplativen Zeit unter die gemeine auf Essen, Trinken und sinnliche Belustigung eines ganz gewöhnlichen Berliners abzielende Klugheit herabwürdigen, und der in Gedichten so leichtfertige Wieland spielt als Vertheidiger

des von Nicolai besudelten Lehrbegriffes eine erbärmliche Rolle [20]).

Wieland und Jacobi brachten indessen ihren Mercur glücklich in die Welt, und der Erste wußte ihn, trotz der vielen Lückenbüßer, die er aufnehmen mußte, durch alle Künste eines geübten Buchhändlers ins Publikum zu bringen und, was mehr war, ihn zu erhalten. J. G. Jacobi war mit seiner Iris nicht so glücklich, obgleich sein Bruder Friedrich Heinrich ihn anfangs mit einem Artikel unterstützte, der vielleicht zu seinen besten Arbeiten gehört; auch sogar Göthe ward bewogen, sich zum Ton der Theetische der Göttinnen des zarten Dichters und seines Olymps herab zu lassen. Auch Göthe vertraute das Product seiner Muse der Bötin dieser Göttinnen, der zarten Iris, an. F. H. Jacobi gab anfangs Allwills Briefe in seines Bruders Journal, er ließ aber weislich die Fortsetzung durch Wielands

---

20) Es ist hier ganz allein vom deutschen Leben und von der Verbesserung des Tons unserer Geselligkeit in Gesellschaften und im häuslichen Kreise die Rede, so wie von der Entfernung gar zu kleinlicher deutscher Küche- und Keller-Betriebsamkeit. Man muß zu dieser Absicht die Zergliederung des Romans in den drei angeführten Stücken von Wielands Mercur lesen und mit Nicolais ausführlichen Antworten vergleichen. Nicolai beantwortete Wielands scharfe Kritik der Bunkeliade zuerst im Anhange zum 15ten bis 36ten Bande der A. D. B., auf 2 Bogen, und replicirte hernach, als Wieland ihm im Mercur erwiedert hatte, im 1ten Stück des 37ten Bandes der A. D. B. noch einmal auf 2½ Bogen. Diese beiden Schriftchen sind dann hernach zusammen gedruckt (72 S. 8.) Berlin und Stettin 1779 als Flugschrift ausgegeben. Beide werfen sich Ausposaunen und Geltendmachen ihrer Schriften durch gemeine Kniffe und Geldprellerei des Publikums vor, und Keiner weiß dem Andern genügend darauf zu antworten. Nicolais Gemeinheit liegt in seiner ganzen Manier; Wieland ist gröber. Als Probe mag dienen, daß es heißt: „Dieser Bunkel sey das schaalste, platteste, impertinenteste Buch, das aus dem Gehirne eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bachanalia lebenden mißgeschaffenen Drittelbings von Deismus, Pietisterei und Epikureismus hervorgegangen." Dieser Bunkel, heißt es ferner, sei ein christlicher Deist und seine sogenannten, ganze Alphabete von gedruckter Maculatur füllenden Bemerkungen und Meinungen, ein wässerichtes, kahles, sophistisches Gewäsche gegen gewisse ihm verhaßte Artikel des christlichen Lehrbegriffs, wovon nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen nicht schon, wer weiß wie oft, von seines Gleichen vorgebracht worden.

Mercur verbreiten, weil die Iris keine Leser fand. Göthe, der jedes Tons und jeder Manier Meister werden wollte, schrieb für die Iris, ihrem Publikum sich anschmiegend, ein Drama. Dieses Drama in Jacobi's Art gab er hernach verbessert unter dem Ttel: Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang, 1776 in Berlin heraus.

In demselben Jahre, in welchem Göthe sein Stück aus dem kleinen Kreise der Leser der Iris ins große Publikum brachte, erschien auch F. H. Jacobi's poetisch-philosophisches Product, dessen Anfang er in der Iris unter dem Titel Allwills Briefe bekannt gemacht hatte, in verschiedenen Stücken des Mercur vollständig. Er hat nach seiner Art hernach immer so viel daran corrigirt und frisirt, daß die Ausgabe in seinen Werken der ersten gar nicht mehr ähnlich sieht. Diese ihrer Zeit sehr berühmten sentimental-ästhetischen, philosophisch genannten Briefe findet man in ihrer ganz und durchaus veränderten Gestalt im ersten Theile der neusten Ausgabe von Jacobis Werken. Wir können dem Büchlein keinen besondern Einfluß auf die Zeit, wovon hier ganz allein nur die Rede seyn kann, zuschreiben, bemerken daher nur beiläufig, daß uns immer noch der Brief, welcher eine Parallèle des Schicksals des unglücklichen Ludwigs XVI. mit dem des Oedip auf Kolonos, wie es Sophokles beschreibt, der vorzüglichste scheint. Auch Jacobis zweiter philosophirender Roman, Woldemar, erschien zuerst fragmentarisch in Wielands Mercur. Auch dieser Roman fand sein Publikum und ward nach und nach ganz umgestaltet, gab aber doch Schlegel Stoff zu einer sehr ausführlichen Kritik, die jetzt, wie der Roman selbst, längst vergessen ist. Man findet darin die ganze jacobische Familienumständlichkeit, das sich Quälen über nichts, das Grübeln zum Zeitvertreib, das Wichtigmachen jedes Gefühls und jeder Aeußerung, die Vergötterung des Einen vom Andern. Jacobi und Wieland trennten sich indessen bald nach der Errichtung des Mercurs, worin beide, wie die Frau Georges Sand jetzt in den Revüen,

ihre Arbeiten dem Publikum erst stückweise vorlegten, ehe sie besonders erschienen, weil sich eine andere Generation von Dichtern und Schriftstellern erhob, die Jacobi näher standen als Wieland.

§. 3. b.

Göttinger Barden. Idylle. Empfindsamkeit, Zärtlichkeit mitten im deutschen Leben. Werther, Siegwart, Campe, Salzmann, Pestalozzi, Romanfabriken.

Um dieselbe Zeit, als Wieland Jacobis Arbeiten und die seinigen in Deutschland durch den Mercur verbreitete und mit Nicolai über schriftstellerische Speculationen (1773—1785), worauf sie sich beide meisterhaft verstanden, in Streit gerieth, erhoben sich in allen Gegenden Deutschlands Schriftsteller, welche eine poetische Ansicht des Lebens verkündigten, während zugleich Pietismus und hölzerne Dogmatik des sechzehnten Jahrhunderts geistreicher von Lessing angegriffen wurden, als von Nicolai geschehen war. Es bildete sich in diesem Zeitraum nach und nach eine ganz neue Aesthetik, und auch sogar auf den Universitäten und gelehrten Schulen nahm man nach und nach Rücksicht auf die Forderungen, welche von jenen Reformatoren des Unterrichts geltend gemacht wurden, an welche sich zwei der berühmtesten deutschen gelehrten Philologen, Simon und Schweighäuser, angeschlossen hatten, und deren Sache später auch Schütz in Jena tapfer verfocht und eifrig beförderte. Das Studium der alten Sprachen ward nach und nach mehr auf den Inhalt der alten Schriftsteller, als auf Grammatik und Wortkritik gerichtet, und nicht sowohl die Kunst des Lateinschreibens eingeübt, als vielmehr die Muttersprache dadurch vervollkommt, daß man die Formen der alten Sprachen in der Muttersprache wiederzugeben und zugleich diese zu bilden und tiefer in den Geist der Alten einzudringen suchte. Dadurch ward freilich oft der Sprache Gewalt angethan, und das Ohr des Ungelehrten beleidigt; aber der Gelehrte lernte doch, daß er bei Wieland, der

oft mit den Alten umging, wie ehemals die Franzosen zu thun pflegten, nur den Schatten des Alterthums, und oft auch nicht einmal diesen, kennen lerne.

Kritik und Aesthetik waren bis zu dem Zeitpunkt, von dem wir reden, von Nicolai, von Ramler, von Sulzer mit sehr großer Anmaßung geübt worden, und Ramler hatte die Dichtungen seiner Freunde, welche oft reine Ergüsse augenblicklicher glücklicher Begeisterung waren, corrigirt, wie ein Schulmeister die Exercitien seiner Schüler zu corrigiren pflegt. Ramler legte Batteux zum Grunde, Sulzer ging von Wolfs Lehre aus, wie sie der frankfurter Baumgarten auf schöne Künste und Wissenschaften angewendet hatte, bis Lessing sich der redenden, Winkelmann der bildenden Künste annahm. Diese beiden Gelehrten machten eine Theorie geltend, die dem Genie und den Fortschritten der Poesie und der Künste günstiger war, als die dürren Regeln der französischen Academie und die Demonstrationen der wolfschen Philosophie. Sowohl Lessing als Winkelmann nahmen ihre Theorien unmittelbar aus der einzigen Quelle des ächten und einfachen Geschmacks für die Völker germanischen Stamms, aus den mit ihnen ganz gleich organisirten Griechen. Lessing studirte die alten Classiker und den Shakespeare zu seinem Zweck, Winkelmann betrachtete die Reste der alten Kunst und verglich sie mit den Schriftstellern. Beide, und zwar Winkelmann zuerst, weil sich ja Heyne nur auf dessen Schultern stellte, später aber auch Lessing, wirkten wohlthätig auf den Unterricht auf den höheren Schulen und den Universitäten in ähnlicher Weise, wie Basedow, Wolke und die ganze Schaar der Educations-Männer, durch ihre Lehre und Schriften und selbst durch ihre Marktschreiereien und ihren Unsinn auf den niedern Unterricht und die häusliche Erziehung gewirkt hatten.

Was Dessau nach Basedows Plan für Erziehung und für den Unterricht in den realen Fächern, soweit sie jedem gebildeten Mann nothwendig sind, hatte werden sollen, wurde Göttingen durch Heyne, durch die Gesellschaft, die sich um Boje sam-

melte, und durch seinen Musenalmanach für deutsche Poesie und für die Gymnasien. Heyne bildete nämlich in seinem Seminarium die Lehrer der höhern Schulen im Geiste des neueren Lebens. Das Studentenwesen sogar nahm dort einige Zeit hindurch eine günstigere Gestalt an. Es ward zwar damals, wie immer, in Göttingen nur Prosa und praktische Tüchtigkeit ausschließend getrieben, doch ward zugleich zwischen dem Alten und Neuen eine breite Mittelstraße gesucht, dies brachte die Universität zum Gipfel des Ruhms. Göttingen konnte diesen Ruhm hernach nicht behaupten, weil einige Zeit hindurch Poesie und Philosophie ganz ausschließend Nationalangelegenheit wurden. Michaelis zuerst, dann Pütter und Heyne waren Orakel der hannöverischen gnädigen Herrn; sie nahmen, wie diese, aus Staatsklugheit Antheil an den geistigen Bewegungen Deutschlands, aber Begeisterung war ihnen eben so fremd, lächerlich oder verhaßt, wie diesen, sie kannten nur die gewöhnliche Universitätspolitik. Als die neu erwachte Nation schwärmte, als sie im Taumel der Freude über die endlich errungene Geistesfreiheit berauscht schien, als Poesie, Philosophie, Sentimentalität, enthusiastisches Schwärmen an der Tagesordnung waren, ward die prosaisch-praktische Geschäftsklugheit der hannöverischen Herrn irre, und Heynes Accomodationssystem reichte nicht mehr aus.

Heyne gehörte besonders dadurch zu den Reformatoren des deutschen Lebens, der Bildung und des Unterrichts, daß er Winkelmanns geniale Kunstbetrachtung dem Bedürfniß der hannöverischen und sächsischen nach Rom reisenden oder die Kunst beschützenden Herrn anpaßte, und diese, wie die ganze gelehrte und vornehme Welt, in seinen archäologischen Vorlesungen für die höhere Conversation bildete. Seine Erklärung der Alten diente ebenfalls dem gewöhnlichen Leben ganz gut. Er begleitete die Alten mit erklärenden, oft an Minellius erinnernden, Anmerkungen, zeigte mit dem Finger auf die einzelnen Schönheiten, wie er sie verstand, ward dabei zwar oft trivial, das war aber für die Menge, die gern am Trivium verweilt, gerade recht nützlich und passend. Auf diese Weise entließ er aus seiner Schule ganze

Schaaren von Jugendlehrern, welche dann, als ihnen die Leitung der gelehrten Schulen oder Gymnasien Deutschlands vertraut ward, das Licht des achtzehnten Jahrhunderts in die Finsterniß des siebenzehnten trugen. Daß diese Lehrer sehr oft auch das Alterthum verflachten, veranlaßte hernach den Streit, den Wolf sowohl als Voß mit Heyne führten. Auch dies diente zum Heile deutscher Bildung; denn wie sehr man auch bedauern muß, daß der Streit mit Heyne so heftig und persönlich geführt ward, so leuchtete doch ein, daß der Kampf selbst der Bildung unserer Nation und den classischen Studien sehr vortheilhaft war. Von Voß ward freilich keine Schule gegründet, auch trotz seiner Heftigkeit keine bessere Mythologie gelehrt, als von Heyne, auch kümmerte sich die Nation mit Recht weniger um Homers Geographie, wie sie Voß herausbrachte, als um seine Ilias und Odyssee; aber diese wurden dafür auch durch Voß zu deutschen Gedichten und werden hoffentlich neben Luthers Bibel beständig in den Händen der deutschen Jugend bleiben. F. A. Wolf arbeitete von Halle aus der von Heynes Schülern verbreiteten Seichtigkeit und Flachheit dadurch entgegen, daß er durch Tiefe und Gründlichkeit, durch strenge grammatische und kritische Prüfung den Ernst und die Kraft in das Studium der Alten zurückführte, welches spielend geworden war. Neben Heyne lehrten übrigens auch andere in Göttingen im Geiste ihrer Zeit, die der dürren und nackten Gelehrsamkeit nicht günstig war. Spittler und Plank zeigten dort, was eigentlich Geschichte sein solle, und wie sich der Vortrag derselben von Geographie, Ethnographie, Chronologie und Genealogie, womit sich Gatterer vorzugsweise beschäftigte, oder von Staatswissenschaft, Statistik, Politik und Erforschung der Urgeschichten, worauf Schlözer sie bezog, unterscheiden müsse, um das Fortschreiten der aufstrebenden Generation zu fördern. Als Eichhorn nach Göttingen kam, wagte er sich ebenfalls einen Schritt weiter, als Michaelis. Er erklärte die Schriften des A. T. als Reste der asiatischen Urzeit und nicht als eine christliche Religionsoffenbarung oder als geistliche Gesetzgebung. Ein Zufall brachte da-

mals eine Anzahl junger Freunde Klopstocks in Göttingen zusammen, die gegen den Willen der älteren Herrn und gegen die Praktik der Universitäten, sowie gegen den Willen der hannöverischen Regierung, auf der Universität eine freie Poesie und Wissenschaft empor zu bringen suchten, wie in Jena seit 1787 die Philosophen thaten.

Die jungen Männer, welche seit 1772 von Göttingen aus versuchten, unsere Nation vom steifen und pedantischen Wissen zu wahrer inneren Bildung, welche von höfischer Dressur sehr weit unterschieden ist, hinüber zu führen, und sie von Servilität, Hof- und Lohndienerei zur Freiheit, zum Selbstgefühl und Nationalgefühl leiten wollten, erklärten Klopstock für ihren Propheten. Sie wollten von Brodstudium und von gelehrter Eitelkeit zur Poesie, zur Begeisterung für Liebe und Freundschaft, für Natur, von Dogmatik zur Religion fortschreiten und ihre Nation zu sich erheben. Sie waren jung und neu im Leben, kannten damals noch keine Philosophie, die ihrem Denken und Fühlen hätte Schärfe und Kraft geben können, sie waren daher freilich empfindsam. Sie erkannten Gleims poetische Schule auch als die ihrige, sie übertrieben ihren Abscheu vor Wieland, der ihnen doch den Weg bahnte und das Interesse der Nation für die eigene Literatur weckte, sie hatten große Abneigung vor Nikolai und waren gleichwohl mit Ramler befreundet; Alles das erklärt sich aus ihrer Jugend und ihrem dichterischen Enthusiasmus. Daraus muß man auch erklären, daß sie sich, ehe sie es noch waren, für so bedeutend hielten, daß sie Klopstock und seine academischen Freunde nachahmten und aus ihren freundschaftlichen göttinger Zusammenkünften, wie jene aus ihren leipziger Gesellschaften, einen heiligen Bund machten, den sie, wie jene auch gethan hatten, unter dem Namen des Hainbundes in ihren Gedichten feierten.

Die jungen Männer, welche damals in Göttingen dem Studentenleben deutscher Universitäten ein jugendlich poetisches entgegensetzten, alle aufzuzählen, scheint uns unnöthig, es waren aber unter ihnen Hölty, Voß, die beiden Stolberg, zwei Miller, Leisewitz, und Boje obgleich älter an Jahren schloß sich freund-

lich an sie an. Kästner, der stets Gegner seiner Collegen und ihre Geißel gewesen war, unterstützte mit seinem damals unter Mathematikern und Freunden der Dichtkunst gleich berühmten Namen die ersten Versuche dieser unserer Nationaldichter. Mit Kästners Hülfe führte Boje in dem von ihm unternommenen Musenalmanach eine ganz neue Generation von Dichtern ins Publikum. Die Geschichte der ersten Musenalmanache, der göttinger Dichter und aller deren, die in ihren Ton einstimmten (was sogar Anfangs Göthe that, der ihnen allen unendlich überlegen war), ist für die Geschichte unserer Sprache und Literatur eben so wichtig, als für Franzosen die sogenannte französische Academie und die Geschichte der pariser und londoner Salons und der in ihnen und durch sie herrschenden Damen. Die mittlern Klassen der Nation, die damals noch reinen und moralischen bürgerlichen Kreise, erhielten eine Bildung, die nicht genial und überschwänglich, aber dafür den Verhältnissen des Lebens ganz angepaßt war, in welchem die göttinger Dichter und auch ihr Claudius geboren waren; diesem Leben huldigten damals auch die Stolbergs. Die Hofleute, wie v. Thümmel und Wieland und die Genies späterer Jahre, stimmten für die höheren und verdorbenen Kreise höfischer Müßiggänger freilich einen schlüpfrigeren Ton an.

Zu den Verbündeten in Göttingen, den keuschen und reinen Dichtern, welche den empfindsamen Dichter der Messiade als Lehrer, Führer und Haupt erkannten, gehörte Bürger im eigentlichen Sinne nicht, obgleich er damals, schon im Amte, von ihnen als Dichter freundlich begrüßt ward. Er hatte das Unglück gehabt, in Halle von Klotz beschützt und der Schaar seiner Clienten einverleibt zu werden, er ward also zu dem schmählichen Wandel, den Klotz mit seinen jüngern Freunden führte, gewissermaßen getrieben. Dadurch ward die Nation um den einzigen Mann betrogen, der, wie die Proben, die er geliefert hat, beweisen, einzig und allein unter allen im Stande gewesen wäre, das eigentlich sogenannte Volk für die Dichtkunst volksmäßig zu gewinnen. Nur Göthe allein war es vergönnt, zugleich den

Reinen und Unreinen anzugehören, weil ein göttlich Genie jeden Ton trifft. Er konnte auch später zugleich eine Iphigenia dichten, konnte den Werther schreiben, und doch für kleine sächsische Höfe Wahlverwandtschaft und Kunstromane dem Tone ihrer Gesellschaften anpassen, er ward Allen alles, die einzelnen göttinger Dichter waren jeder nur für gewisse Gegenden, Stände, Stämme, Kreise und Sitten passend, und auch das war für uns Deutsche unendlich viel.

Ueber die einzelnen Dichter des Bardenvereins, über ihre Leistungen und über Vieles, was mit ihrer Wirksamkeit zusammenhängt, können wir uns kurz fassen, weil zwei neuere Bücher darüber bessere Auskunft geben, als hier der Raum erlauben würde [21]). Diese Bücher enthalten zugleich die ästhetische Würdigung der Producte selbst, wir können nur einige Puncte andeuten, welche mehr das Aeußere betreffen, und nur einzelner Männer, nicht aller, Beziehung auf Leben und Bildung der Nation, die ihnen unendlich viel verdankt, anführen. Unter den Männern, welche in Göttingen als Schöpfer eines neuen Lebens und einer neuen Poesie vereinigt waren, werden auch die beiden Grafen Stolberg genannt, aber diese haben nie einen eigentlichen nationalen Einfluß oder Namen gehabt, obgleich man ihre Gedichte, wie die von hundert andern zwar guten aber nicht gerade großen Dichtern, viel und mit Vergnügen gelesen hat; theils weil sie schon etwas über den bürgerlichen Kreis hinausgingen, theils weil sie später einen ganz andern Ton anstimmten, als früher. Des Ulmer J. Martin Miller würden wir als Dichter gar nicht erwähnen, wenn er nicht durch die Zeitumstände vermittelst eines Romans auf die bürgerlichen Kreise seiner Zeitgenossen und ihren Ton einen stärkern Einfluß erlangt hätte, als irgend einer seiner dichterischen Freunde. Wir werden unten zeigen, daß sein mittelmäßiges Product auf ein geniales von den Zeitgenossen ganz verkanntes Werk von Göthe gepfropft, die

---

21) Wir meinen R. E. Prutz. Der göttinger Dichterbund, zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig Otto Wigand. 1841. 406 S. 8. und den letzten Band von Gervinus Geschichte der deutschen Nationalpoesie.

Stimmung der zarten Seelen, die schon durch die Klopstockschen Petrarchisten entnervt waren, ganz weichlich machte, weil Miller die Götheſche geniale Dichtung durch seine weinerliche Prose dem Bildungsgrad der empfindsamen Töchter unserer Pfarrer, Amtleute, Apotheker und der Krämer ersten Rangs anpaßte.

Hölty und Voß waren beide, nur auf verschiedene Weise, Sänger des ländlichen und bürgerlichen Lebens der mittlern Stände und Classen des nördlichen Deutschlands, welche damals noch mit einfachen und zuweilen gar ärmlichen Verhältnissen, (wie Voß selbst im Anfange seines Hausstandes) reges und zartes Gefühl und feinere Bildung verbanden. Hölty hatte weit mehr als Voß von jenem uralten scandinavischen und germanischen melancholischen Element in sich, welches auch Macpherson seinen Schotten im Ossian zueignet, und selbst Homer anerkennt (er sagt bekanntlich: es ist eine Freude auch im erstarrenden Schmerz); Voß nahm von seinen Alten und vom Homer nicht das Dunkle, sondern das Klare, daher seine Abneigung gegen den Orient und sein heitrer Blick ins Leben. Hölty und sein scandinavisches Schwermuthsgefühl war dem orientalisch-christlichen, uns andern Norddeutschen, auch wenn wir die Dogmatik verabscheuen, so werthen Gefühl von Nichtigkeit und Vergänglichkeit unseres Thuns und Treibens, viel näher als Voß, der mit seiner bürgerlichen Idylle Rousseau näher stand. Er paßte seine Lieder und seine Idyllen ganz dem Kreise an, in dem er lebte, dessen Einfalt er auch, als er später reich genug war um ihn glänzender zu machen, beibehielt, weil er in seinem und seiner Freunde Leben seine Idylle sah. Jeder von uns, der in diesen Kreis trat und lebte, verstand ihn daher vollkommen, andere nannten das Bürgerprosa. Voß ward daher von einem Theile des Volks, besonders von dem, der als späterhin Kreuz- und Quersprünge und Seiltanzen für Genialität galten, weder romantisch noch humoristisch wurde, verehrt und vergöttert, während er von den Genialen im Volke verachtet ward. Man erkannte weder von der einen, noch von der andern Seite, daß er weil ihm die eigentliche Philosophie, d. h. alles Streben, das

innere Wesen der Dinge zu ergründen, fremd war und blieb, weder über die mittlern Höhen der Poesie sich erheben, noch den poetischen, symbolischen und philosophischen Geist des Christenthums würdigen könne, daß er aber darum nicht weniger in seiner Sphäre groß sey, nur mußte er auch innerhalb derselben bleiben.

Was man übrigens auch immer von Voß Dichterfähigkeit halten mag, seine Wirkung auf unsere Nation, die jeder von uns im vorigen Jahrhunderte bemerkt, wenn auch nicht, wie wir, erfahren hat, bleibt darum doch dieselbe und nur von dieser haben wir hier zu reden, wo die Aesthetik nicht in Betracht kommt. Mag man nämlich Voß als Dichter loben, oder wie viele gethan haben, hart schelten, mag man, wie in unserer Jugend allgemein geschah, seine Auffassung und Schilderung des Lebens in Gedichten und Idyllen als die wahre und ächte anerkennen, oder, wie seit der Zeit der transcendentalen Philosophie und ihrer Töchter, der Romantik und der Genialität, Sitte ward, als prosaisch und bäurisch verachten, das historische Resultat derselben bleibt als Thatsache unläugbar. Er söhnte die mittleren Stände, die Familien mit sehr mäßigem Einkommen, durch die süße Täuschung einer Gattung Poesie, die ihren Verhältnissen angepaßt war, mit ihrem Schicksale aus, er lehrte sie den anscheinend ärmlichen Genuß idealisch erhöhen und eine harte Entbehrung durch eine Spannung des Gefühls und einen Ausdruck, den man freilich Sentimentalität schalt und als kleinstädtisch belächelte, sich und den Ihrigen nach Campes und Salzmanns Anweisung versüßen. Das Leben ward leichter und heiterer durch die der Prose desselben näher gebrachte Poesie, dadurch ward einer höhern Art von Dichtung der Weg eher gebahnt, als versperrt. Ein Irrthum war es, daß Voß, mit einem eben so ausschließenden Trotz, als seine Gegner gegen ihn übten, nicht zugeben wollte, daß für ein bewegteres und vielseitigeres Leben als das, welches er Gelegenheit gehabt hatte, kennen zu lernen, eine ganz andere Art von Dichtung gehöre, als die seinige; er kämpfte daher oft mit Windmühlen.

Die Gedichte, denen Voß seinen ersten Ruhm verdankte, und auch sogar noch später seine Luise, hatten nur einen bedingten Werth; dagegen erwarb er sich durch seine Uebersetzung der beiden großen Heldengedichte Homers um die deutsche Sprache und um die Dichtkunst unserer Nation unsterbliches Verdienst auf einem Felde, wo nach ihm alle Andern nur eine Nachlese mehr halten konnten. Voß leistete durch seine Uebersetzung in Beziehung auf Sprache, Verskunst und Denkungsart seiner Nation Aehnliches mit dem, was Luther durch seine Bibelübersetzung geleistet hatte, weil sein Sinn dem homerischen ebenso verwandt war, als Luthers Geist dem der Propheten und Apostel.

Seit der Zeit, daß Voß die Aufgabe gelöset hatte, Homers Vers, Sprache und Sinn, wenn auch vielleicht hie und da nicht ohne starken Zwang und einigen Schein von Fremdartigkeit, genau im Deutschen wieder zu geben, konnten die Gelehrten der saft- und kraftlosen Erklärungen entbehren, sie durften nur Wolfs Text und Voß Uebersetzung zusammenhalten und ihre Grammatik gut erlernt haben, um den Geist homerischer Dichtung unmittelbar zu erfassen. Die Jugend, wenn sie dichterischen Sinn hatte, wurde durch die bei aller Vortrefflichkeit immer noch der deutschen Uebersetzung schon des Wortlauts der Sprachen wegen anklebenden Härte zum Studium des Griechischen getrieben, um Sprache und Sprache, Urform und Abdruck vergleichen zu können. Unsere großen Dichter, besonders Göthe und Schiller, wurden gerade durch das von Voß Geleistete zum Studium des Griechischen, und Göthe besonders (denn Schiller blieb in Bezug auf Sylbenmessung und Sylbenwägung im Vertrauen auf den Reim stets ungemein nachläßig) sah ein, wie wichtig das Mechanische des Versbaues und des Sylbenmaßes auch dem größten Dichter seyn müsse.

Das Verdienst der Einführung der Alten in den Kreis des deutschen Lebens theilten die Stolberge mit Voß, obgleich sie sich auf eine andere Art verdient machten, da sie eine Art der Uebertragung in's Deutsche vorzogen, welche zwischen der Manier, die Wieland gewählt hatte, und zwischen Voßens strenger

Genauigkeit die Mitte hielt. Sie wählten die Tragiker, sie suchten aber weder, wie Voß, eine neue Sprache zu schaffen, noch die Versmaße bis auf's Kleinste nachzuahmen, noch ihr Original ohne Rücksicht auf die Uneingeweihten blos für die Kenner nachzubilden, sie waren daher diejenigen, welche auch dem Theile des Publikums, dem Voß zu schwer, zu hart, zu rauh schien, eine Ahndung von griechischer Poesie gaben, ohne sie gleichwohl, wie Wieland und die Franzosen thaten, ihres eigenthümlichen Wesens zu berauben. Der zahlreichen andern Uebersetzungen, die Voß später arbeitete, gedenken wir nicht, weil sie mit dem Erwachen der deutschen Nation zu einem neuen Leben nichts zu thun haben, und davon ist hier allein die Rede. Ein Umstand darf jedoch nicht übersehen werden, wenn man etwa glaubt, daß in vielen der spätern Uebersetzungen, welche Voß bekannt machte, der Gelehrte den Dichter verdrängt, oder doch bedrängt habe. Die Nation hatte seit der Zeit der Musenalmanache Originaldichter erhalten, es war daher für den Uebersetzer des Homer eine würdige Aufgabe, unsere Sprache bildsamer und weicher zu machen, zu versuchen, was sie vermöchte, und zugleich der Verflachung des Studiums der Alten, welches Heynes Schüler zu leicht nahmen, entgegen zu arbeiten.

Claudius gehört zu derselben Gattung von Dichtern, zu denen wir die göttinger Freunde zählen; auch lebte er einige Zeit mit Voß in Wandsbeck zusammen, und zog, wie dieser, den demüthigen bürgerlichen und häuslichen Kreis dem Schlaraffenleben der großen Welt vor. Er wird wahrscheinlich durch einzelne Lieder, vielleicht auch als gemüthlicher religiöser Schwärmer, der Nation länger werth bleiben, als Voß, weil der Letzte mehr im Geiste seiner Zeit, Claudius mehr im Geiste der im Volke fortlebenden Art von Religiosität dichtete. Wenn man an Claudius Rheinweinlied, an sein Wie ist die Welt so stille und Anderes denkt, so wird man erkennen, daß der christlich religiöse Charakter und die Natürlichkeit, die sich in ihm aussprach, auch von denen unter uns, die einer andern Art

Philosophie huldigen, als Claudius, so wie unter den Kindern und im Volke stets auf jede Weise muß gefördert werden. Uebrigens ist dies Feld ein sehr beschränktes. Claudius erschöpfte sich bald und bildete sich ein, daß er witzig sey, wenn er gezwungen und manierirt war. Seine Witze konnten in einem Wochenblatte, wie der wandsbecker Bote, eine Zeitlang allerdings einer gewissen Classe von Lesern gefallen, einen bleibenden Einfluß konnten sie nicht haben.

Claudius hat um so weniger mit der schnellen Enwickelung der Bildung unseres Volks, von der hier allein die Rede ist, zu thun, als er schon 1775 jedem Fortschreiten den Krieg erklärte, und aufhörte, klar und verständlich zu schreiben, weshalb er denn auch mit Hamann innige Freundschaft schloß. Er sank, seitdem er St. Martins Buch in die Hände bekommen und übersetzt hatte *), in die ganz abgeschmackte Mystik der sogenannten Martinisten, welche von der Art ist, daß sie dem gesunden Verstande, der heitern und unschuldigen Lebensfreude und jeder Belehrung von Außen allen Zugang versperrt.

Claudius und Hölty standen sonst der Art Gefühlsamkeit am nächsten, welche sich in den letzten siebenziger Jahren wie ein Nervenfieber über Deutschland verbreitete, und welche einer von den göttinger Barden, J. Martin Miller aus Ulm, mächtig förderte. Wir betrachten übrigens den mittelmäßigen Roman, wodurch dies geschah, als eine Wirkung der herrschenden Empfindsamkeit, nicht aber als eine Ursache derselben. Millers Roman, von dem wir weiter unten reden werden, würde indessen auch in jener empfindsamen Zeit unter zarten Jünglingen und besonders beim weiblichen Geschlecht nicht eine so erstaunliche Wirkung gehabt haben, als er in unserer Jugendzeit selbst am Strande des Nordmeers hatte, wenn ihm nicht ein Meisterwerk von Göthe vorausgegangen wäre. Millers Siegwart war eine Art Uebersetzung des Werther in

*) Louis Claude de St. Martin des erreurs et de la vérité. Lyon 1775 und 1784. ward von Claudius 1782 deutsch herausgegeben.

die Sprache, die Gefühle, die Sitten des Publikums der zarten Petrarchisten und Klopstockianer, eine Prosa nach Art der Poesie des Werther. Auf diese letztere müssen wir daher zuerst den Blick richten.

Göthe hatte seine Laufbahn seit 1772 gleichzeitig mit den göttinger Barden, aber unabhängig von jeder Parthei, sogleich glänzend eröffnet. Jedermann war überrascht, daß ein Einziger unter allen den unzähligen Dichtern jener Zeit, gleich wenige Jahre nach seinem ersten Auftreten fast ohne Widerspruch als der größte Geist der Nation und als ihre Hoffnung von allen verschiedenen Partheien in allen Gegenden von Deutschland, wenn gleich auf verschiedene Weise anerkannt ward. Seine Geschichte und die seiner einzelnen Arbeiten dürfen wir nach den unzähligen Büchern, die unter uns und im Auslande in den letzten Jahren darüber geschrieben sind, als bekannt voraussetzen, eine bloße Andeutung ist daher hinreichend. Seine kleineren Gedichte und Schriften, seine persönliche Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Männern des jungen Deutschlands, zu denen auch Schlosser, Herder, Basedow, Möser und Moser und der von Göthe selbst geförderte Jung-Stilling und Lavater gehörten, hatten schon große Aufmerksamkeit auf ihn erregt, als sein Götz von Berlichingen, den er anfangs auf eigne Kosten hatte drucken lassen, plötzlich ganz Deutschland in Bewegung brachte.

Götz von Berlichingen ward, wie man aus Voß Briefen sehen kann, von den göttinger Barden als ein Licht in tiefer Finsterniß, als Anfang einer ganz neuen Periode deutscher dramatischen Dichtkunst freudig begrüßt. Die jungen Freunde der Natur, der homerischen Einfalt und der griechischen Heldenkraft hofften wahrscheinlich sogleich, daß der Mann, welcher den Götz gedichtet habe, mit ihnen gegen die berliner Kritik und Aesthetik und gegen Wielands Gallo-Gräcismus kämpfen werde. Die Idyllendichter überzeugten sich, daß die Zierlichkeit und Leichtfertigkeit höfischer Rede und Verse vor der Wahrheit und Derbheit des Lebens verschwinden werde, welches Göthe auf die

Bühne bringen wolle. Göthe hatte damals schon seine Gedanken von Wielands Manier, mit den Griechen umzugehen, in dem witzigen, aber freilich etwas burschikosen Pasquill, Götter, Helden und Wieland, welches sein Freund Lenz wider seinen Willen ins Publikum brachte, etwas gar derb ausgesprochen. Er nahm in diesem Aufsatz von der Alceste Wielands Gelegenheit, den Mißbrauch, den Wieland auch in dieser seiner Oper mit dem von ihm stets travestirten Alterthume trieb, lächerlich zu machen. Die Wirkung des Götz von Berlichingen und des Spotts über die Kraftlosigkeit der Nachahmer der Franzosen zeigte sich sogleich. Es erhoben sich unter den Deutschen mitten unter der erstarrenden Pedanterie der Gelehrten, eine Anzahl junger Männer, welche gegen alles Sentimentale Opposition machten, und durch den Kampf auf Leben und Tod, den sie mit der berliner Kritik, mit Ramlers Regel, mit Gleims und Klopstocks Dichterschule, mit Wielands Leichtfertigkeit und mit deutscher Pedanterie begannen, auch sogar durch ihre Uebertreibung der deutschen Bildung und ihrer Vielseitigkeit unserer Literatur sehr nützlich wurden.

Die aristokratischen Magistrate unserer sogenannten freien Reichsstädte, die steifen Höfe, die pedantischen Universitäten, die despotischen Beamten und die im Dunkeln, im Style des siebenzehnten Jahrhunderts, decretirenden Kanzleien erschracken nicht wenig, als ihrer Polizei und Gravität zum Trotz sich eine ultraliberale Generation von Schriftstellern zu erheben drohte, die alle Regel und alle Ordnung und Zucht als altmodisch verschmähte. Diese Generation pflegt man mit dem Namen der Kraftgenies zu benennen, über deren Treiben man sich aus Gervinus Buch über Geschichte unserer poetischen Literatur belehren mag. Unter den Leuten, die man zu diesen Genies zählt, versuchten sich Lenz, der schon damals Anlage zum Wahnsinn zeigte, und Klinger, der später in vortrefflichen, nur von Wenigen verstandenen Romanen die Fülle seiner Lebensweisheit niederlegte, besonders im dramatischen Fach; andere auf andere Weise. Für Genialität ist aber in den Engen des deutschen

kleinstädtischen Lebens (vielleicht zum Glück unserer Nation) zu wenig Spielraum, wir berühren daher die Materie von den hypergenialen und von den humoristischen Schriftstellern hier um so weniger, als sie Gervinus ganz vortrefflich behandelt hat.

Nicht allein die Richtung der sogenannten Kraftgenies und die Stimmung der Zeit, aus welcher das Streben und Treiben der Kraftgenies hervorging, hatte in einem poetischen Produkt des großen Nationaldichters einen Repräsentanten, sondern er bemächtigte sich sogar jeder Begebenheit oder That, welche auf seine Zeitgenossen und Freunde einen starken Eindruck machte. Dies war der Fall mit Beaumarchais, mit seiner Reise nach Spanien und mit dem Abenteuer, welches er dort bestand und von dem die ganze Welt voll war. Göthe nahm davon gleich nach der Erscheinung des Götz von Berlichingen Veranlassung zu einem andern Stück, ganz in einer entgegengesetzten, keineswegs Shakspearschen oder auch nur eigentlich genialen Manier. Was Beaumarchais selbst angeht, so war er damals in der Mode. Er hatte in Paris Glück gemacht, er glänzte in den Gesellschaften durch Geist und Witz, ein Bankier gab ihm Antheil am Geschäft und er ward Franklins Freund; weil die französische Regierung, so lange sie sich noch nicht für Amerika erklärt hatte, den Nordamerikanern die Subsidien durch ihn zukommen ließ. Später ward er durch seine Lustspiele, seine Prozeßschriften, welche förmliche Satyren waren, und durch seine Schicksale ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er hatte durch das Fragment einer Reise nach Spanien, welches F. H. Jakobi im zweiten Stück des siebenten Bandes von Wielands deutschem Merkur deutsch bearbeitet bekannt machte, allgemeine Aufmerksamkeit auch im gebildeten deutschen Publikum, wie vorher im französischen erregt. Diese Aufmerksamkeit glaubte Göthe für ein Drama benutzen zu müssen, und das mit Recht, da ein Drama nur dann Eindruck machen kann, wenn der Dichter eine herrschende Stimmung des Publikums zu benutzen versteht, und so entstand der Clavigo.

Göthe entlehnte den Stoff seines Clavigo von Beaumarchais und arbeitete dieses Stück eben so regelrecht und bedächtig, als Götz von Berlichingen in Anlage und Ausdruck genial war und der Regel trotzte. Das deutsche Publikum erstaunte nicht wenig, daß ein und derselbe Dichter so kurz hintereinander die Bewunderer Shakespeares und seiner Regellosigkeit befriedigen und wiederum den Freunden der französischen Bühne gefallen konnte. Man merkt freilich den historischen und französischen Ursprung des Clavigo an den langen Reden und an der Art und Weise, wie der eigentlichen Geschichte entgegen ein tragischer Ausgang des Stücks herbeigeführt wird; es sollte aber auch, selbst nach der Absicht des Dichters, aus dem Stoffe kein tragisches Meisterwerk, sondern nur ein gutes Stück gemacht werden. Dasselbe würden wir von den zwei Stücken sagen, die er in J. G. Jacobis Manier schrieb: wahrscheinlich, um halb im Ernst halb im Scherz zu beweisen, daß sich aus jeder Richtung der Zeit und aus jeder Stimmung der Menschen etwas machen lasse, wenn ein wahrhaft großer Geist sich ihrer bedienen wolle.

Erwin und Elmire und Stella passen ganz für die Kreise, welche Nicolai im Sebaldus verspottet, für die Herrn von Hohenaufs, ihre gnädigen Frauen, ihre Pfarrer und Beamte, für alle jene zartfühlenden Seelen, welche die Liebeleien bewunderten, deren süßen Sänger auch Hölty in der bekannten petrarchischen Bettlerode verspottet [22]). Mit diesen Stücken oder wenigstens mit dem Geiste der Zeit, aus dem sie hervorgingen, hängt auch das zu seiner Zeit ganz mißverstandene Meisterwerk Göthes,

---

22) Diese bekannte Parodie auf das Lied, womit J. G. Jacobi den Teutschen Mercur eröffnete und welches also anfängt:

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht

steht im Wandsbecker Boten und beginnt:

Wenn im leichten Hutfilzröckchen
Meine braune Trutschel geht.

der Triumph der deutschen Sprache, Werthers Leiden, zusammen, in welchem unsere hart und rauh gescholtene, sonst nur wegen ihrer Kraft berühmte Prosa sanft und mild wird, wie ein leiser Hauch. Diese Leiden des jungen Werthers erschienen 1774 und mußten schon im folgenden Jahre neu aufgelegt werden, es war aber gewiß nicht des Dichters Schuld, daß sich von diesem Augenblicke an die trübe, empfindsame, melancholische Stimmung gewisser deutscher Kreise so sehr vermehrte. Die Zeit war, wie Göthe selbst sehr treffend bemerkt hat, noch nicht fähig, ein ächtes Kunstwerk als solches rein aufzufassen, d. h. dabei weder moralische Forderungen zu machen, noch die Geschichte gewissen Orten und Zeiten anzupassen, wie man moralische Geschichten für Kinder anzuwenden pflegt.

Einige Veranlassung zum Mißverstand gab freilich Göthe dadurch, daß er, wie im Clavigo und sonst noch oft, ein zufälliges Ereigniß benutzte, um seiner Dichtung einen Platz an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Zeit zu schaffen, mit welchen beiden sie sonst so wenig gemein hatte, als des Menschen unsterblicher Geist mit seiner sterblichen Hülle, obgleich auch diese nach Außen hin sein Bild und sogar sein Organ ist. Der Selbstmord des jungen Jerusalem (Sohn des Abts), der in Wetzlar damals den Reichsprozeß studierte und in allen guten Häusern in der ganzen Wetterau und in Frankfurt bekannt war, hatte ein ungemein großes Aufsehn erregt, weil man (wahrscheinlich nicht einmal mit Recht) ihn der unglücklichen Liebe zu einer verheiratheten Frau zuschrieb. Hegels Freund, Hölderlin, kein leerer eitler Bursche, (trotz dessen, was Lessing Gutes von ihm sagt) wie Jerusalem, sondern Dichter und Philosoph, ward bekanntlich am Ende des Jahrhunderts aus gleicher Ursache wahnsinnig.

Gerade dadurch, daß die großartige Dichtung Göthes in jener Zeit nicht blos für einen gewöhnlichen Roman, sondern sogar für die poetische Darstellung wirklicher Verhältnisse genommen ward, hatten Werthers Leiden auf ihre Zeit den mächtigen Einfluß, der uns veranlaßt, das Buch hier neben den Siegwart zu stellen. Beide Bücher trugen nämlich bei, das

sehr prosaische bürgerliche Leben, welches die neue Erziehung und die Schriften der Educationsmänner in eine Idylle umschaffen wollten, welches Voß und seine Freunde in ihren Gedichten als eine solche darstellten, zu gleicher Zeit lächerlich und trübselig zu machen. In ihren Wirkungen glichen sich Werthers Leiden und der Siegwart, also nach Außen hin waren sie völlig gleich, im Wesen waren sie verschieden, wie Natur und Affectation verschieden sind. Im Werther erscheint die Liebe in ihren Wirkungen als mächtige Leidenschaft, die einen schwachen Geist faßt und ihn hin und her treibt. Diese Leidenschaft, die neben idealisirten, bürgerlichen Verhältnissen dargestellt wird, zeigt sich dadurch in allen Richtungen und Formen deutlicher und wird zu einem äußeren Ding, daß für die Darstellung die Briefform gewählt ist, welche das schwache Gemüth selbst unmittelbar vor uns in der Rede erscheinen läßt, je nachdem es vom Sturme der übermächtigen Leidenschaft hin und hergeweht wird. Gerade weil die Seele weder stark noch groß ist, noch auch als ein Muster aufgestellt werden soll, wird sie endlich völlig zersprengt.

Das Letztere ward gar nicht geahndet, man bewunderte nicht die unerreichbare Form, die Leichtigkeit der Sprache und die Gewalt der Leidenschaft, die man an einer schwachen Seele allein bemerkt, weil eine starke am Ende stets über die Leidenschaft siegt, sondern man machte vielmehr den Schwachen zum Helden und Märtyrer und fand in dem jungen Jerusalem alberner Weise den Götheschen Werther. Man machte aus der Lotte eine historische Person, wallfahrtete an Werthers Grab und trieb das Realisiren jeder Person und jedes Worts in dem Roman auf einen Grad, den nur der begreift, der jene Zeit erlebt hat, oder in unserer Zeit ähnliche Schwindel unpartheiisch als solche zu erkennen vermag. Der ansteckende Schwindel, der im Werther und Siegwart seine Nahrung fand, ist längst verflogen, an Siegwart denkt Niemand mehr, und wer ihn lieset, bemitleidet eine ganze Generation, die durch dergleichen Gewinsel bewegt ward; man ist aber leider durch die Wahlverwandt-

schaften und Künstlerwanderungen aus Göthes späterer, adeligen Zeit auch gegen Werthers Leiden stumpf gemacht worden. Göthes erster Roman wird indessen gerade dadurch stets ein unübertreffliches Kunstwerk bleiben, daß eine an sich ganz nichtige Leidenschaft und ein unbedeutendes Wesen durch einen Dichter dichterische Bedeutung erhält, der damals noch nicht als kalter Künstler, wie man jetzt sagt, rein objektive Werke schuf, oder mit andern Worten, der wahrer Liebe und Freundschaft noch nicht durch den Verkehr mit aller Welt und mit den Höfen abgestorben und in Egoismus gesunken war.

Wie weit man damals noch in Deutschland zurück war, wie viel unsere Nation später noch durch Göthe und Schiller, durch die neue Philosophie, durch die Schlegel, so lange sie noch in Jena revolutionär in der Literatur wirkten, gewonnen hat, sieht man aus der Aufnahme, welche das große Kunstwerk unter dem empfindelnden Geschlechte fand. Den Mangel an Begeisterung, die gänzliche Unfähigkeit, irgend eine dichterische Schöpfung rein geistig aufzufassen, welche jenes von Salzmannscher Erziehung nnd von Voß Idyllen mächtig bewegte Geschlecht bei Gelegenheit des Werther bewies, hat Göthe selbst am besten ausgesprochen. Wir verweilen daher ausdrücklich lange bei Werther und Siegwart, weil wir bei keiner andern Gelegenheit den innern Zustand der damaligen deutschen gebildeten Kreise leichter und zugleich anschaulicher vors Auge bringen können. Göthe sagt in seinem Leben, an der Stelle, wo er von dem wahrhaft komischen Aufsehen redet, welches Werthers Leiden unter denen erregte, die gar keine künstlerische Idee zu fassen im Stande waren und von dem Mißverständniß, welches unter den deutschen Zeloten, den Rechtgläubigen in Hamburg, und den Irrgläubigen in Berlin, durch das Buch, in Rücksicht auf den zu besorgenden moralischen Nachtheil veranlaßt ward: „Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, was ich schon von meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wie-

der ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung hat keinen. Sie billigt nicht, sondern entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt sie."

Da man den Mißverstand des in seiner Art einzigen Götheschen Werks auf eine ganz verschiedene Weise in Schriften zu erkennen gab, so läßt sich der Zustand der deutschen Bildung jener Zeit und die geringe Fähigkeit der damaligen Machthaber der Literatur, ächte Poesie auch nur zu verstehen, an diesen Schriften am besten anschaulich machen. Wir wollen indessen, der Kürze wegen, nur von drei Mißverständnissen und ihren Aeußerungen reden. Es erhoben sich nämlich die altlutherischen Rechtgläubigen dagegen, als gegen eine Sünde, die prosaisch bürgerlich rechtlichen Spießbürger und die berliner trocknen Weisen, als gegen eine moralische Irrlehre. Diese beiden Classen eiferten gegen das von ihnen nicht verstandene Kunstwerk; aber auch die Bewunderer desselben verstanden es nicht recht. Die zarten und weichen Seelen nämlich vergötterten den Werther und seinen Verfasser, weil sie ihn für einen der Ihrigen nahmen. Von den erwähnten Richtungen unseres Volks, welche bei der Gelegenheit laut wurden, haben sich zwei, die orthodoxe und die platt moralisch-praktische, immer erhalten, und kommen jetzt, wo man das Alte unter neuen Formen herstellt, an allen Ecken und Enden wieder hervor, die Dritte theilt sich jetzt, nachdem sie alle Veränderungen und alle Wechsel der Zeiten erfahren hat, in mancherlei Zweige, je nachdem in den verschiedenen Subjecten, die ihr unterworfen sind, die eine oder die andere Philosophie vorherrscht.

Alle Gläubigen des alten Systems, die Pastoren, die juristischen Theologen, wie Pütter, die Consistorien, die ehrenfesten, damals noch sehr zahlreichen reichsstädtischen Magistrate, erblickten in dergleichen neuen Poesie, wie die im Werther war, den Keim des Verderbens, in ihrer Verbreitung einen Sturm auf das Lutherthum, also auf die bestehenden Verfassungen. Als

das unverständige Organ dieser Conservativen hatte sich längst Pastor Melchior Göze in Hamburg aufgeworfen. Gözes Kreuzzug gegen Werthers Leiden ist indessen besonders darum merkwürdig für uns, weil wir bei der Gelegenheit sehen, wie mächtig damals das jugendliche Streben und die edle Kraft der wenigen, aber eng verbundenen Freunde des in Deutschland dämmernden Lichts waren. Die ganze vereinigte Masse der obgenannten herrschenden Zeloten, Göze mit der Fahne des bedrängten Zions an ihrer Spitze, regten das Volk auf, das damals noch blind war, jetzt sehend geworden ist; es tobte. Der Städte und Fürsten Polizei war den Männern des Lichts feindlich — und dennoch blieb ihnen der Sieg; wir verzagen daher auch nicht, wenn die Wächter Zions jetzt aufs neue schreien. Melchior Göze war kaum inne geworden, welche unbeschreibliche Wirkung der neue Roman, in welchem der Selbstmord des jungen Jerusalem nach seiner Meinung als Heldenthat gepriesen ward, auf den ihm ohnehin höchst verdächtigen Theil der Herrn und Damen mache, die lieber solche neumodische Bücher als seine Predigten, als Benjamin Schmolkes Gebetbuch oder als seines Freundes Ziegra schwarze Zeitungen lasen, als er im Zorne entbrannte. Er erließ also nach seiner Art, gleich wie vorher der Erzbischof von Paris gegen Rousseaus Emil, eine Art Hirtenbrief (mandement) gegen den Werther.

Der Titel der liebreichen Schrift, die der fromme Mann im heiligen Eifer herausgab, lautete: Kurze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Rezension derselben und über gewisse nachher erfolgte Aufsätze (1775). Um in unsern Zeiten daran zu erinnern, wohin das fromme Toben der Zeloten führt, und wie lutherische blinde Orthodoxie mit Poesie und Literatur der Nation umgeht, wenn sie einmal Religion in mechanischen Dienst und in Gedächtnißwerk verwandelt hat, wollen wir aus dieser Schrift einige Sätze ausheben, und zwar die, mit denen der Pastor seine Invective schließt: „Da mitten in der evangelisch-lutherischen Kirche, ruft er aus,

Apologien für den Selbstmord erscheinen und in öffentlichen Zeitungen angepriesen werden, so werden wir bald laudes Sodomiae, wenigstens neue Auflagen oder gar Uebersetzungen der Aloysa Signea sehen. Es wird für kein Verbrechen gehalten werden, Andere, welche uns im Wege stehen, aus der Welt zu schaffen. Die Giftmischerei wird so eingerichtet seyn, daß die Bestrafung derselben unmöglich werden wird u. s. w." Damit man aber sehe, wie man schon damals sehr geschickt, wenngleich sehr grob, ohne Sophistik, wie jetzt sehr fein und mit philosophischer Terminologie, jede religiöse Aufklärung als politisches Vergehen darzustellen wußte, fügen wir hinzu, daß Göze, nachdem er auf diese Weise noch in einigen anderen Sätzen Göthe als Volksverführer und Sitten- und Polizeiverderber gemalt hat, ihm endlich Semler zur Seite gibt. „Kurz, sagt er weiter unten, wenn nach den Semler'schen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach den Bahrdtschen modernisirt, das ist stinkend und lächerlich gemacht wird, was wird aus der Christenheit werden? Ein Sodom und Gomorra."

Damit man nicht glaube, daß dies ein ohnmächtiges Geschrei eines blinden Pfaffen gewesen sey, wollen wir zeigen, daß ihn die theologischen Juristen der Reichsstädte und Alles, was an der Spitze der Staatspolizei stand, wirklich für den Repräsentanten der lutherischen conservativen Partei hielt. Es arbeiteten nämlich gerade damals Männer wie Merk, Schlosser, Göthe (leider! auch Bahrdt) an den frankfurter gelehrten Anzeigen, ohne auf ihre Arbeit daran gerade besonderen Fleiß zu wenden, oder Bedeutung darauf zu legen. Einer von den Mitarbeitern hatte Gözes andächtige Betrachtungen auf eine ziemlich spöttische Art angezeigt, der frankfurter Magistrat fand die Anzeige höchst ärgerlich, und glaubte Einhalt thun zu müssen. Die Herren des frankfurter Raths waren so voll Achtung für den hamburger Zionswächter, daß sie nicht allein aus eigener Bewegung den Verleger der Anzeigen bestraften, sondern sich auch gegen jeden Versuch, ein junges Frankfurt emporzubringen, mit den Worten erklärten: „daß in diesen Anzeigen

ein höchst ärgerlicher, gegen alle dem Staat und der Religion schuldige Pflichten anstoßender, Religionseifer zu spüren sey." Dabei blieb aber ihre für das Lutherthum und seinen Repräsentanten eifernde Staatspolizei nicht stehen: „Man wolle schärfere Maßregeln vorkehren; anbei würden aber alle theologische Sachen betreffende Recensionen gänzlich untersagt." Göze war so gerührt von der Harmonie zwischen seiner Theologie und der frankfurter Polizei, daß er einen eigenen Danksagungsbrief an Bürgermeister und Rath der Stadt Frankfurt richtete, worin er diesen versicherte: „Es leuchte aus dieser Maßregel aller Welt in die Augen, daß noch der rechte Gott in dem frankfurter Zion sey."

An der Spitze der andern, breiten und sich breit machenden Parthei der auf der Heerstraße der prosaischen Moral des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens auch in der Poesie und Philosophie fortwandelnden Deutschen, stand seit langer Zeit Nicolai eben so päpstlich, als Göze in Hamburg an der Spitze der Altlutheraner. Im Hannöverschen, in Brandenburg, in Sachsen, in allen Gegenden Deutschlands, wo Wieland als der Erste unter unsern Classikern galt, war auch Nicolai und seine allgemeine deutsche Bibliothek Orakel des Geschmacks und der Kritik; allein bei Gelegenheit von Werthers Leiden täuschte sich doch auch Nicolai über seinen Einfluß auf sein beschränktes, aber nicht, wie Gözes Anhänger, ganz blindes Publikum. Nicolais Hirtenbrief gegen Werthers Leiden war eine Schrift, die er für eine Satyre hielt, die aber doch auch sogar seine Freunde für das erkannten, was sie war, für eine Masse von Plattheiten, unter dem Titel Freuden und Leiden des jungen Werther, 1775. Der Versuch, die Geschichte Werthers auf eine gemeine Weise durch einen lächerlichen und höchst platten Ausgang zu travestiren, war so mißlungen, daß der kluge Speculant, um nicht sein eignes Publikum gegen sich zu haben, schon in der Selbstanzeige seiner Parodie eingestehen mußte, daß er zu weit gegangen sey. Wieland, obgleich ihn Göthe kurz vorher durch das oben angeführte Pasquill heftig beleidigt hatte, und er eigent-

lich näher bei Nicolai stand, als bei Göthe, unterschied doch den wahren Dichter von der großen Anzahl sentimentaler Romanschreiber auch bei dieser Gelegenheit. Man kann es daher Göthe wohl verzeihen, wenn er Nicolais im Interesse der Moral, wie er sagte, verfaßte Schrift etwas cynisch durch das Spottgedicht Nicolai auf Werthers Grabe beantwortete. Nicolai selbst sagt in der Ankündigung seiner Schrift in der A. D. B. ausdrücklich, sie enthalte keine Satyre auf Göthe, den er achte und als Meister anerkenne, sondern er habe nur die trübe und empfindsame Manier und die Art der Vertheidigung des Selbstmords lächerlich machen wollen. Gelegentlich giebt er freilich auch zu verstehen, daß ihn die Artikel der frankfurter Anzeigen geärgert hätten, worin sowohl über das berliner Laternenlicht, als über die Hamburger Dunkelheit gespottet war.

Als Repräsentanten der dritten Richtung der Zeit, der sentimentalen und der zärtlichen, oder der unzähligen Menschen, welche Göthe zu verstehen glaubten, weil sein Styl so leicht war, ihn aber gleichwohl gänzlich mißverstanden, betrachten wir J. M. Miller in Ulm. Er gehörte wie Hahn und Leisewitz und Hölty zu den göttinger Barden, machte auch ganz artige Gedichte, wir würden aber weder dieser, noch anderer Arbeiten, noch selbst des Siegwarts erwähnen, wenn wir nicht nachweisen müßten, auf welche Weise das, was in Göttingen idyllischer Ton und Schilderung häuslicher Scenen gewesen war, als Schwärmerei nach Schwaben kam und durch den Siegwart in ganz Deutschland verbreitet ward. Man muß übrigens Siegwart, eine Klostergeschichte, welchen Roman Miller, der um 1775 von Göttingen nach Ulm zurückgekommen war, schon 1776 schrieb, von den spätern Romanen, die er fabrikmäßig auf den Kauf verfertigte, wohl unterscheiden. Zu diesen rechnen wir den Briefwechsel dreier akademischen Freunde, den Karl von Burgheim, die Emilie von Rosenau u. s. w. Der Siegwart verdankte allerdings das Glück, das er machte, und das Aufsehen, das er erregte, Werthers Leiden, doch würde man irren, wenn man ihn für eine Nachahmung dieser Dichtung

ansehen wollte, er ging nur aus derselben Stimmung der Zeit mit dieser hervor, gehörte dabei aber mehr der göttinger elegischen Richtung an. Man konnte etwa sagen, der Siegwart sey die elegische Idylle eines Dichters, der sich unter den göttinger Barden gebildet hatte.

Dieser Roman machte ein unbeschreibliches Aufsehen und selbst an den äußersten Enden Deutschlands, am Strande der Nordsee und an der Weser, also gerade in der größten Entfernung vom Schwabenlande, vernahmen wir in unserem Knabenalter das ausgelitten hast Du, ausgerungen u.s.w. Der Siegwart war allgemein verbreitet und paßte ganz zu der norddeutschen Idylle und zu der, durch Höltys und anderer Gedichte verbreiteten, schwermüthigen Stimmung. In Millers Gedichten, das heißt in seinen Idyllen, Elegien, Liedern, drückt sich dieselbe Richtung aus, welche wir im Siegwart wahrnehmen, und gerade die in diesen herrschende Stimmung der Zeit machte ja Millers Persönlichkeit einem Voß und andern Göttinger Freunden, die von Melancholie und Schwärmerei nicht hören wollten, denen ein Kloster verhaßter war, als ein Gefängniß, so ungemein theuer und werth. Uebrigens kann man, weil sich der Siegwart doch von den übrigen, von Miller fabrikmäßig gefertigten Romanen durch wesentliche Vorzüge unterscheidet, die deutschen Jünglinge und Frauen wegen ihrer Bewunderung desselben einigermaßen entschuldigen.

Miller hatte ja die Alten mit jenem edeln, nur reiner Menschenbildung nachstrebenden, von Gelehrtendünkel und von Handwerksgeist gleich entferntem Eifer gelesen, der das Leben des göttinger Bundes so vortheilhaft vom Treiben der Studenten unterschied; er hatte sich mit den alten schwäbischen Dichtern bekannt gemacht, dies gab ihm große Vorzüge vor andern Romanschreibern. Nur wenige Schriftsteller unter denen, die damals für das große Publikum schrieben, waren der reinen und edlern Umgangssprache mächtig, denn Nicolais Ton und Sprache war ganz platt und gemein, Wieland schrieb nie reines Deutsch, und

beide waren lästig breit, Miller schrieb dagegen seinen Siegwart in gutem, fließenden, leichten Deutsch, anfangs nur in zwei Bändchen, erst als der Roman Leser gefunden hatte, zog er ihn ins Breite. Die Scenen des Romans sind durchaus idyllisch ausgemalt und Miller hat dabei die Localitäten seines Schwabenlandes benutzt, wie seine sassischen Freunde in ihren poetischen Idyllen die Ihrigen nutzten. Miller verlor auch seinen durch den Siegwart erworbenen Ruhm gar bald, als er seinen Roman gleich einem gelehrten Commentar, den ein Philolog herausgiebt, hernach unverständig vermehrte und in dem Briefwechsel dreier academischen Freunde in Styl, Ausdruck und Sprache platt ward.

Miller selbst schildert uns die Quelle, aus welcher ihm und allen seinen Zeitgenossen die empfindelnde Richtung, die girrende Taubenliebe, die keine Leidenschaft, sondern ein Faseln ist, der weinerliche und melancholische Ton floß. Diese Quelle sind die Gedichte des damals über den Homer erhobenen oder neben ihn gestellten Klopstock; es sind die Gedichte der zahlreichen Liebessänger in Petrarchas Manier, die sich um Klopstock sammelten. Diese unterhielten sich über die gewöhnlichsten Dinge des gemeinen Lebens in dem Ton, in welchem im Siegwart von einem Bauernburschen geredet wird, der in ein Mädchen verliebt ist: „Wohl dem Jüngling, heißt es, dessen Seele sich allein durch das Band der Liebe fesseln läßt! Er und seine Freundin werden einst mit Semida und Cidli, mit Petrarcha und Laura, mit Klopstock und seiner Meta unter Lebensbäumen wandeln und sich ihre Liebe in der Unterwelt erzählen.“ Aus dieser Stelle kann man zugleich auf den in dem Buche herrschenden Ton und auf den Ton der Leute schließen, von denen es so begierig gelesen ward; denn die einzelnen dargestellten Scenen, so wie die ins Lächerliche getriebene Vergötterung Klopstocks sind ganz aus dem damaligen Leben entlehnt, wie wir aus den zahlreichen, jetzt gedruckten, Briefen jener Zeit sehen.

Die Prosa des Siegwart ist von Göthes Prose im Werther unterschieden, wie der Styl in Geßners Idyllen von dem

in Rousseaus Heloise, denn ohne gerade poetische Prosa zu seyn, gleicht er doch Versen ohne bestimmtes Metrum. Dabei ist Alles trübe und melancholisch, man hört nur von Kirchhof, Tod, Thränen. Das Alter ist dort ohne Reife, die Jugend hat keinen der Charaktere der Jugend; die Sinnlichkeit ist ihrer Natur ganz entgegen, nicht auf Genießen, sondern auf Anschauen gerichtet. Läugnen kann man jedoch nicht, daß auch dies in vielen Gegenden wohlthätig wirkte, daß die moralische Bildung des Volks durch den vielgelesenen Roman gefördert, Sinn für Poesie geweckt und statt herrschender Rohheit Gefühle der Menschlichkeit verbreitet wurden. Im ganzen Buche wird Religiosität und Sittlichkeit gefördert, und statt der alten Dogmatik und der Katechismuslehre, die blos für das Gedächtniß waren, ein lebendiges Gefühl der Gegenwart der Gottheit im Gemüth und in der Natur untergeschoben. Weil wir den Siegwart als eine Art Erbauungsbuch betrachten und zugleich den ersten Theil besonders als eins der vorzüglichsten unter den vielen, damals für Kinder und für die reifere Jugend geschriebenen Bücher ansehen, so haben wir ihn der neuen Erziehungsliteratur vorausgeschickt, deren wir jetzt noch gedenken wollen.

Auch in den Schriften zum Unterricht oder zur Unterhaltung von Kindern, zur Belehrung der Aeltern, mit denen Deutschland seit Basedows Zeit überschwemmt ward, wird man mehr oder weniger von der Lebensansicht und Moral finden, welche im Siegwart gelehrt oder befolgt wird. Man erkennt darin überall den gutmüthigen Charakter der Nation; aber auch Kleinstädterei, Pedanterei und Neigung zum Predigen, statt zum Handeln. Einer der ersten Schriftsteller für Kinder und über Erziehung war freilich Weisse, wir übergehen aber seinen Kinderfreund, weil er sich nur auf Kindererziehung und auf das Verhältniß zu diesen beschränkte; da hingegen Campe das ganze Leben und dessen Verhältnisse in seinen Kreis zog. Campe verstand eben so gut als Kotzebue sich auf den Standpunct der Leute zu stellen, die man Publikum nennt, das heißt, der sogenannten Aufgeklärten, der durch Romanenlesen und oberflächli-

chen Unterricht Gebildeten. Er war Prophet der Classe von Lesern, welche zwar von einem Lichtenberg, Voß, Herder, Lessing, Göthe, so unendlich verschieden sonst dieser Männer Ansichten waren, verspottet oder doch verschmäht wurden, die sich aber hernach in großen Massen um Kotzebue drängten.

Campe hat freilich nichts Eignes oder Eigenthümliches ans Licht gebracht; allein er hat die allerverschiedensten Dinge unter der Masse des Volks verbreitet und dem Geschmack und Begriff der eigentlichen Bürgerclasse, die vom gelehrten Unterricht ausgeschlossen war, angepaßt. Am nützlichsten ist unstreitig unserer Nation seine Kinderbibliothek geworden, besonders nachdem er in späterer Zeit die Zahl der darin aufgenommenen Stücke bedeutend vermindert hatte, so daß jetzt nur die vorzüglichsten Proben der moralischen und erheiternden neuen Literatur der Deutschen, welche Kindern und jedem aus dem Volke verständlich und lesbar sind, darin vereinigt gefunden werden. Durch den Gebrauch dieser Sammlung beim Unterricht und im Leben wurden Sprache und Geschmack gereinigt, die Jugend gewann von Kindesbeinen an die vorzüglichsten Volksschriftsteller, die ihr vorher nur im gelehrten Unterricht bekannt wurden, gewissermaßen neben den Spielen der Kindheit fürs ganze Leben lieb. Campe's Sittenlehre für Kinder war ein völliger Mißgriff und hing mit der Manier der neuern Erzieher, den jugendlichen Geist immer nur auf die unmittelbar brauchbaren Kenntnisse hinzuleiten, zusammen. Diesen Mißgriff muß man damit entschuldigen, daß man vom Extrem des Mittelalters plötzlich zum Extrem des Modernen übergehen wollte oder mußte. Es bestand nämlich jene Sittenlehre für Kinder, die man an die Stelle der alten dogmatischen Katechismen setzen wollte, in einer falschen Anwendung von Schlossers Katechismus für das Landvolk auf den Kinderunterricht überhaupt. Campe und alle Weisen seiner und unserer Zeit, welche es dem unsterblichen und freien Geist gleich von Kindesbeinen an dadurch unmöglich machen, je frei in der Idee zu leben und in ihr selig zu seyn, daß sie ihn durch Gedächtnißwerk oder auch durch den Nutzen unauf-

lößlich an das Materielle binden, haben zugleich Recht und Unrecht, wenn sie das Kind und das Volk auf gleiche Weise unterrichten wollen. Sie haben Recht, in so fern Leben, Lebensweisheit, Fähigkeit des Begreifens höherer Dinge bei beiden eine gleiche Methode erfordert; sie haben Unrecht, weil die Menschenclassen, die in civilisirten Staaten Volk genannt werden, stillstehend, derjenige Theil der Jugend aber, der nicht zu diesen Classen gehört, fortschreitend gedacht werden muß, und deshalb am Anfange der Reise des Lebens Vieles einsammeln soll, was er erst in der Mitte derselben gebrauchen lernt. Campes Robinson, der jüngere, erinnert schon durch diesen Titel an die Geschichte des Alexander Selkirk, welche Daniel Defoe, der als politischer Schriftsteller und als Verfasser vielgelesener Romane seiner Zeit (1665—1731) in England sehr berühmt war, für seinen Robinson Crusoe benutzte, hinter welchem Campes Arbeit weit zurückbleibt. Campe war nicht einmal der Erste, welcher Defoes Arbeit für den Zweck benutzen wollte, den er wie Basedow und Rousseau im Auge hatten, nämlich den Menschen unserer Zeit wie den Naturmenschen zu erziehen. Schon Rousseau hatte in seinem Emil die Geschichte des ältern Robinson als dasjenige Buch angepriesen, wodurch man dem Zöglinge am besten anschaulich machen könne, welche Kenntnisse eigentlich allein nützlich und nöthig seyen und wie man sie erwerben solle. Campe hätte bei seiner educatorischen Bearbeitung des alten Robinson nur manche Auswüchse oder Geschmacklosigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten weglassen, die alte Geschichte durch seinen leichten, der Conversation der Gebildeten angepaßten Styl, und durch eine reine und richtige Sprache, deren er durchaus mächtig war, in den Familienkreisen zum unterhaltenden Lesebuch machen sollen, dadurch würde er den nach der neuen Methode Erziehenden und Erzogenen viel genügt haben, er ging aber weiter. Was er hinzufügte, war albern und machte albern. Campes Robinson ward mit Recht, weil man kein passenderes in gutem Deutsch geschriebenes Buch hatte, ein allgemeines Lesebuch für Kinder. Diese Geschichte und das von

Campe hineingeschobene Educationsgeschwätz erstickte die Poesie des Jugendlebens in demselben Jahrzehnt (1775—1785), als der Siegwart poetisch religiöse Träumerei und melancholisches Schwärmen in die Mode brachte.

Sobald Campes Robinson in den Händen aller Kinder der gebildeten Stände war, traten die biblischen Geschichten zurück. Es ward dadurch in den Familien neben der praktischen Prosa unserer kleinen Verhältnisse auch noch eine theoretische herrschend. Es erwuchs ein neues Geschlecht nur aufs Handgreifliche, Häusliche, unmittelbar im äußern Leben Nützliche bedacht, voll kindischer Naseweisheit. Luthers Bibelübersetzung, verstandene oder nicht verstandene, doch die Phantasie anregende Geschichten und Poesien des Orients gaben wenigstens religiösen Schwung, die langweilige Moralpredigt des neuen Lesebuchs drückte die Seele nieder, und drängte die zum Lernen trägen Knaben in Rousseaus Schule, wo der eigentliche Mensch nicht durch Fortschreiten und im Fortschreiten entsteht, sondern als Naturmensch vollkommen geboren wird. Von Campes Entdeckung von Amerika und von den castrirten und durchwässerten Reisebeschreibungen, die das Leben nicht so unmittelbar angehen und auch nie so verbreitet waren, als die andern genannten Bücher, darf hier nicht geredet werden. Auch Salzmanns seiner Zeit allgemein verbreitete Kinderbücher erwähnen wir nur im Vorbeigehn. Salzmann hält sich weislich ganz innerhalb des engen häuslichen Kreises, und handelt nur von den bürgerlichen Verhältnissen des ganz gewöhnlichen täglichen Lebens. Sein Elementarwerk, welches in unserer Jugend die classische Lectüre des werdenden Geschlechts nützlicher aber langweiliger Menschen war, schildert den bürgerlichen Kreis einer behaglich lebenden deutschen Familie mit aller Gemüthlichkeit, welche im deutschen Nationalcharakter liegt, legt aber zugleich Bedeutung auf Kleinigkeiten, als sollten ausdrücklich Pedanten und armselige Kleinigkeitskrämer gebildet werden. Daß alle Kindereien in dem Buche mit großer Wichtigkeit behandelt werden, hat seinen Grund darin, daß das Publikum Klopstocks

und des Siegwart jede Gelegenheit ergriff, Gefühle zu zeigen oder zu affectiren, die man für Tugend gelten ließ, wie bei der vorigen Generation Beten und Singen und in die Kirche gehen für Religion galt. Dadurch wurden die Kleinigkeiten des häuslichen Lebens auf dieselbe Weise durch ein Buch wichtig gemacht, wie vornehme Grillen und Launen durch Jacobis Woldemar. Uebrigens gewann auf der andern Seite durch dieses Buch und durch ähnliche, nach seinem Muster geschriebene, das deutsche Leben an Klarheit, die Jugend ward dadurch von blindem und unpraktischen Gedächtnißwerk zu einer lebendigen und thätigen Erkenntniß gebracht, denn das Buch war einfach, klar, herzlich geschrieben. Die Reisen der Salzmannschen Zöglinge waren weniger verbreitet, sind aber wie das Elementarwerk zu betrachten und haben mit diesem einerlei Zweck.

Höher als alle die genannten deutschen Educationsschriftsteller und ihre Bücher steht ohne allen Streit der Schweizer Pestalozzi, und sein nicht sowohl für Kinder als für's Volk geschriebener Volksroman. Pestalozzis Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk, steht zwar in Rücksicht der Reinheit des Styls und der grammatischen Richtigkeit der Sprache den erwähnten deutschen Büchern weit nach; dagegen ist es durch den darin herrschenden Charakter ächter Religiosität und durch die Darstellung des durch natürliches aber veredeltes Gefühl geleiteten Lebens der unter den drückendsten Verhältnissen Gott und sein Gebot ehrenden Seelen unübertrefflich. Das Buch würde noch mehr Werth haben, wenn der Verfasser es in seiner ursprünglichen Gestalt gelassen hätte, wie es blos auf dreihundert und siebenzig Seiten zu Berlin bei Decker erschienen war. Bei dieser ersten Auflage half eine sehr geschickte Hand dem Verfasser in Rücksicht auf Ausdruck und Sprache nach, später half jemand, der das Wesen und den eigentlichen Charakter dieses unsterblichen, nicht mit dichterischer Phantasie gedichteten, sondern aus warmem Herzen, inniger Theilnahme am Schicksale der ärmsten Volksklassen und voller Ueberzeugung hervorgegangenen Werkes veränderte. Man machte das Buch zu einer Vorrathskammer von den aller verschieden-

sten Lehren und Belehrungen, wodurch ihm sein Hauptvorzug, rasche Handlung und kurze Moral geraubt, und die im ersten Theile völlig beendigte Geschichte in's Breite gezogen ward. Die erste Auflage nämlich, die blos aus dem nachherigen ersten Theil besteht, enthält die einfache Geschichte einer armen Bauersfamilie des Kantons Bern aus jener Zeit, wo die Junker von Bern noch Gutsherrschaften im deutschen Sinne des Wortes und zugleich Schützer und Wohlthäter ihrer Bauern waren. Diese einfache Geschichte wird auf eine solche Weise erzählt, daß nach und nach das ganze Dorf und alle Verhältnisse einer Dorfgemeinde, ihr Schulze, ihr Wirth, ihr Pfarrer, ihr Gutsherr, die verschiedenen Gemeindeglieder redend und handelnd eingeführt werden. Der Verfasser war durch seine innige Bekanntschaft mit der Lage, der Denkart und den Verhältnissen des Landvolks in den Stand gesetzt, in einer ganz einfachen Geschichte das Leben desselben künstlerisch darzustellen. Er versteht, in den Handlungen und Charakteren der verschiedenen auftretenden Personen, die verschiedensten Wirkungen, sowohl die der ganz von Gewinnsucht beherrschten Gemeinheit und der grob sinnlichen Rohheit, als des dem Menschen angebornen, oder von ihm durch religiösen Unterricht erworbenen, feineren sittlichen Gefühl handgreiflich und augenscheinlich zu machen. Da alle Bewohner des Dorfs auf die Bühne gebracht werden, so gibt dies Gelegenheit, alle verschiedenen Abstufungen und Schattirungen der rohen Charaktere der blos auf äußern Vortheil erpichten Glieder der Gemeinde und der rechtlichen und religiösen Gesinnung anderer vor's Auge zu bringen, und zugleich die Folgen der beiden entgegengesetzten dem Landvolk eignen Handlungsweisen anschaulich zu machen. Es herrscht zwar auch in diesem Buche die Sentimentalität des Jahrzehents, in dem es geschrieben ward, wir haben es deshalb mit den andern sentimentalen Unterhaltungsbüchern verbunden, idealisirt ist aber Nichts darin und nur die Hauptfigur allein ist etwas zu stark gezeichnet. Dies mußte schon des Zwecks wegen geschehen; die andern Personen sind alle Bildnisse aus einem Kreise, den Pestalozzi lange und genau beobachtet hatte. Sowohl der Pfarrer als der Gutsherr sind

aus dem damaligen berner Leben genommen. Der berner wie der genfer Pfarrer hatte eine ganz andere Rolle in der Gesellschaft, als der gewöhnliche deutsche Dorfpfarrer, und die berner Aristokraten, so stolz sie sonst waren, mußten schon aus Politik gegen den Landmann gütig und herablassend sein, obgleich wir keineswegs läugnen, daß sie es auch aus Menschlichkeit waren, da man sie ja im Lande mit heiliger Scheu verehrte. Fremde Hülfe gebrauchte übrigens Pestalozzi nur für Richtigkeit oder Zierlichkeit des Ausdrucks und der Sprache, denn den herzlichen Volkston hatte er ganz in seiner Gewalt, er konnte daher sowohl die tragische und rührende Seite des niedern Lebens, als die burleske für seinen Zweck benutzen. Diesem Zweck würde es übrigens nicht geschadet haben, wenn eine große Anzahl der vorkommenden Flüche und Schwüre weggeblieben wäre.

Neben den angeführten sentimentalen Romanen und den Educationsschriften, die zum Theil schon eine Frucht der Speculation waren, welche man auf die veränderte Erziehung und Lebensansicht gründete, müssen wir noch kurz der Romanfabrikanten erwähnen, die sich des neuen Geschmacks bedienten, um berühmt zu werden oder Geld zu verdienen. Sie wurden fortan eine Pest des deutschen Lebens, das sie verflachten, da sie der ernsten und durchgreifenden Bildung einer Nation, die keine tonangebende Hauptstadt hatte, dadurch ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzten, daß sie sentimentale Geschichten oder wilde Sprünge von Einem zum Andern für Genialität oder für Dichtung verkauften. Diese Fabrikanten machten Bücher, wie Weiber und Gimpel sie wünschten, statt diese zu nöthigen, wenn sie lesen wollten, sich zu den Verfassern der Bücher zu erheben. So wurden dann von den Romanschreibern die Väter und Mütter verbildet, wie die Verehrer Rousseaus und Basedows die Kinder verzogen. Wir berühren die Klasse Romanfabrikanten für Lesegesellschaften nur kurz und erwähnen der Kraftgenies, Humoristen und Romantiker gar nicht, weil wir in dieser Beziehung auf die Geschichte der poetischen Literatur ver-

weisen können, welche neulich sehr gut behandelt worden ist. Wir würden aus eigner langer Erfahrung über den Einfluß der Modebücher auf den Ton der Familien des deutschen Mittelstandes viel berichten können, wenn wir nicht vorzögen, nur das Bekannte und Anerkannte für unsern Zweck zu gebrauchen.

Unter denen, die wir Romanfabrikanten nennen, verdienen unstreitig der Ulmer Miller und Johann Gottwerth Miller in Itzehoe den ersten Platz. Die Romane des Ersten haben wir oben angeführt, wo wir nur auch noch den Carl Ferdiner unter den, nach dem Siegwart als Fabrikaten verfertigten, ziemlich langweiligen Unterhaltungsbüchern hätten nennen sollen. Der Zweite hatte wenigstens das Verdienst, daß er die norddeutschen Romanleser und Leserinnen vom Seufzen und Weinen zum Lachen zurückführte. Johann Gottwerth Miller zeigte in seinem Siegfried von Lindenberg eine Gattung von komischem Talent, welches dem schlechten Ton der Gegenden, aus denen er seinen ersten Helden nahm, ganz angepaßt war, er zeigte aber doch zugleich auch noch einige Menschenkenntniß, wenn diese gleich auf pommersche, holsteinische, meklenburger Landjunker, Pfarrer u. s. w. beschränkt war. Das Einzige, was in Beziehung auf deutsche Bildung, Ton und Geschmack jener Zeit als historisch merkwürdig über den Siegfried von Lindenberg aus unserer eigenen unmittelbaren Erfahrung aufbewahrt zu werden verdient, ist, daß ein Buch voll so schlechter, oft ganz gemein ausgedrückter Witze im platten Ton verfaßt, so großes Aufsehen erregen konnte, als es seiner Zeit wirklich erregt hat. Auch im ersten Theile der Geschichte der Herrn von Waldheim, welche ihrer Zeit ebenfalls Epoche machte, ist noch einiger Witz von geringem Caliber, seit der Zeit sank aber Miller völlig zu einem ermüdenden und langweiligen Vielschreiber herab.

Bretzner, Iffland, Jünger, Großmann dürfen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil sie Stücke verfertigten und aufführen ließen, in denen der Ton der Erziehung ihrer Zeit, die Art Moral, die Campe und Salzmann lehrten, die weichherzige Tugend ohne Kraft und die falsche Gefühlsamkeit

der faden Romane in Handlung gebracht und bei der Aufführung vermittelst des Auges und Ohrs den Seelen eingeprägt ward. Diese Verfertiger der sogenannten rührenden Schauspiele nach Diderots Rezept, kannten ihr durch Romane gebildetes Publikum und die Mittel, dieses Publikum in Rührung zu bringen, wie sie die Taktik der Bühne kannten; sie waren desjenigen Witzes, der die gewöhnlichen Gesellschaften oder auch die der Kaffeehäuser erheitert, völlig mächtig; sie leisteten daher wenigstens Etwas, welches ihre Nachahmer und Nachfolger nicht einmal erreichen konnten. Uebrigens bahnte Iffland, dessen Mündel im Jahre 1784 und dessen Jäger 1785 sehr großes Aufsehen erregten, nur dem Meister in dieser Gattung, dem Manne, dessen Name in ganz Europa und ausser Europa, im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und in den ersten fünfzehn Jahren des neunzehnten in aller Theaterfreunde Mund war, dem Herrn von Kotzebue, den Weg. Was man daher auch von diesem als Mensch und als Schriftsteller halten mag, als historische Erscheinung ist er wichtiger als hunderte von edlen Männern und wahrhaft großen Geistern, die nur von wenigen, die sie verstanden haben, im Stillen bewundert werden.

Kotzebues Wirksamkeit, seine mehrsten Schriften und sein Einfluß als Dramatiker auf das deutsche Publikum fällt über die Gränze hinaus, die wir der hier zu behandelnden Periode gesetzt haben, wir können daher nur der ersten Anfänge seiner Schriftstellerei erwähnen, welche noch in diesen Zeitraum fallen. Er begann um 1785 als sentimentaler Romanschreiber und machte gleich bei seinem ersten Auftreten durch dieselben Talente und Eigenschaften Aufsehen, die ihn späterhin trotz der sich gegen seine Arbeiten sträubenden Aesthethik, trotz der ihn stets heftig tadelnden Kritik zum Lieblingsschriftsteller der Romanleser und Theaterfreunde gemacht haben. Die Leiden der Ortenbergischen Familie, war der Roman, mit dem er seine Laufbahn begann. Schon in diesem zeigt er dieselbe Gabe der Erfindung von Scenen und Verwickelungen und Rührungen, dieselbe Gefühlsamkeit, dieselbe nicht sehr erbauliche Moral, die-

selbe Sorglosigkeit in Beziehung auf Sprache und Gedanken, welche die in den folgenden dreißig Jahren von ihm gefertigten Dramen und Geschichten aller Art zum Gegenstande der Bewunderung der großen Mehrheit des Publikums und zum Gegenstande des Hohns, Spotts und bittern Tadels einer geringen Minderzahl machten. Diese Minderzahl ward freilich zu ihrer Zeit nicht gehört, hat aber doch am Ende Recht behalten.

Salzmann schloß sich auch an die Romanfabrikanten jenes Jahrhunderts an, und schrieb den Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend. Dies platte Fabrikat verkündigt seine Tendenz schon auf dem Titelblatte. Weil noch so Vieles damals in Deutschland mangelhaft war, was die Zeit verbessert hat, so sollte man denken, das Buch könnte nützlich sein, um die geselligen Zustände jener Zeit kennen zu lernen; aber auch das nicht. In den langen sechs Theilen werden so viele Armseligkeiten oder zufällige und locale unbedeutende Mängel als menschliches Elend aufgezählt, daß man sich schämen müßte, einen ernstlichen Gebrauch davon zu machen.

§. 4.

Lessing und Herder. Verständiges und Poetisches Christenthum. Lavater und Lichtenberg. Schwärmerei und Satyre.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen die nach und nach in Deutschland erfolgte Besetzung der Lehrstühle der Universitäten mit freisinnigen und frei denkenden Lehrern der Staatsreligion, die gänzliche Veränderung der Erziehung in den höheren und mittleren Ständen und die Entstehung eines vom gelehrten Unterricht völlig geschiedenen bürgerlichen berichtet; wir gehen jetzt zu den Streitigkeiten über, die dadurch veranlaßt und zu den Nationalwerken, welche wegen dieses Streits und während desselben geschrieben wurden. Es mußte schon aus dem Grunde unter den Protestanten Deutschlands eine völlige Veränderung der Literatur mit der Veränderung der hölzernen Dogmatik des siebenzehnten Jahrhunderts verbunden seyn, weil die Letztere mit einer besseren Erklärung der Poesie und der Geschichte des Orients, wie sie in den Quellen der christlichen Religions-

geschichte enthalten ist, verbunden ward. Damit traf zusammen, daß die ganze Literatur der früheren Zeit für ein Geschlecht nicht mehr paßte, welches nach Büchern, die unmittelbar aus den Alten oder aus den französischen Classikern des achtzehnten Jahrhunderts geflossen waren, unterrichtet ward. Leben und Bewegung unserer ganzen damals noch so durchaus jugendlichen Literatur ward durch den Kampf der nur durch Verstand und durch eigne Kraft siegenden Literatoren gegen den blinden Glauben und dessen Vertheidiger, die damals noch überall die Regierungs- und Polizeigewalt für sich hatten, ungemein vermehrt, und wie immer, auf beiden Seiten neues Feuer durch Reibung erzeugt.

Man kann die Verbesserer des protestantischen Lehrbegriffs und der sich auf diesen beziehenden Literatur zur leichtern Uebersicht der Streitigkeiten darüber in drei Partheien theilen. Die Eine wollte alle Religion auf dürre Sittenlehre ohne alle Anregung der Phantasie und geistiger Empfindung zurückbringen; die Zweite quälte sich zu beweisen, daß das Christenthum reiner Deismus und Verstandsreligion sey, und drehte an den Worten der Schrift wie die Dogmatiker des Mittelalters, die ihren Scholasticismus herein- oder herausbrachten, nur mit dem Unterschiede, daß sie den entgegengesetzten Sinn herausbringen wollte. Die dritte Partei wollte durch eine kritische und philosophische Sichtung der Glaubenslehren etwas herausbringen, das sie Urchristenthum nannte, so problematisch es auch ist, ob es je ein solches gegeben hat. Den letztern Weg hatte Semler betreten, Griesbach, Eichhorn, Paulus, Plank, Spittler folgten Semlers Spuren, wenngleich in ganz verschiedenen und hie und da sogar entgegengesetzten Richtungen. Für den reinen Deismus kämpfte Eberhardt seit er in Halle lehrte, und seine Apologie des Sokrates, worin seine Ansicht des Christenthums und seiner Lehren ausgesprochen war, befand sich in den Händen aller Gebildeten. Trocknes und mitunter plattes und langweiliges Moralisiren setzten Campe, Salzmann, Nicolai und alle damaligen aufs Praktische allein bedachten Reformatoren der Erziehung an die Stelle der alten Dogmatik. Wie ungenügend diese dem neuen Geschlecht schien, wie wenig die alte Methode sie dem

Gedächtniß einzuprägen, ohne daran zu denken, sie für Leben und Wandel fruchtbar zu machen, ferner ausreichen konnte, sieht man am besten daraus, daß auch sogar der gottlose Bahrdt für seine die Poesie des N. T. profanirende Prosa und für eine Moralpredigt, der sein ganzer Wandel widersprach, ein zahlreiches Publikum fand. Bahrdts schnell hintereinander in drei Auflagen verbreitetes N. T. haben wir oben erwähnt; es galt aber auch seine Moral für den Bürgerstand nicht blos allgemein unter denen, die den Verfasser verabscheuten, für das beste Buch, das aus seiner Fabrik hervorgegangen sey, sondern sogar unbedingt für ein gutes Buch.

Ein einziger Mann unter den Reformatoren der deutschen Literatur und neben Göthe ohne allen Streit der Größte unter ihnen, wenn er gleich nicht wie Göthe im eigentlichen Sinn für das große Publikum schrieb, Gotthold Ephraim Lessing, der sich nach den im vorigen Bande erwähnten Arbeiten auch der religiösen Bildung unseres Volks annehmen wollte, trat mit Entschiedenheit allen drei angeführten Arten von Aufklärerei entgegen. Sonderbar genug war es und charakteristisch für die Blindheit der Zeloten aller Zeiten, daß er darüber ärger angefeindet wurde, als die kühnsten Neuerer wegen ihrer Irrlehren. Er fand es eben so thöricht, daß die Häupter der drei angeführten Schulen des Rationalismus, wie man jetzt sagt, der christlichen Religion eine ganz andere, von ihnen herausgekünstelte unterschieben wollten, als daß die stumpfen, dogmatischen Gedächtnißmänner keinen Fortschritt, kein Licht, keine Accommodation der Lehre an ein Bedürfniß der Zeit zulassen wollten, wie doch selbst die alte Kirche bis auf das tridentinische Concilium gethan hatte. Er wollte sich in die Mitte stellen und hatte das Schicksal, welches diejenigen zu haben pflegen, die sich als Ruhestifter in Schlägereien mischen und zwischen die Kämpfer treten. Wenn man ihm nicht in den Weg getreten wäre, so hätte er die Theologie, wovon niemand mehr hören wollte, wieder interessant gemacht, denn er hatte schon durch seinen Berengarius von Tours gezeigt, daß er die seltene Kunst besitze, theologische Materien so

zu behandeln, daß jedermann Antheil daran nehme, als wenn es Gegenstände der allgemeinen Literatur seyen.

Lessing hatte Spinozas und Leibnitz Schriften und auch den Aristoteles zu gut studiert, um nicht für die Scholastiker und für die Consequenz des von ihnen geschlossenen dogmatischen Systems große Achtung zu haben. Er sah sehr gut ein, wie gut man die Lehre von der Dreieinigkeit und andere ähnliche philosophisch gebrauchen könne, und wie unhaltbar alles das sey, was die Neuerer an die Stelle des alten consequenten Systems setzen wollten. Lessing nahm sich daher auch anfangs der alten philosophischen Dogmatik gegen die deistische Flachheit geistreich an, später machte er die blinden Zeloten durch derbe Winke aufmerksam, wie leicht es sey, ihren Uebermuth zu demüthigen. Beides that er zuerst als Dolmetscher Anderer, wobei er sich das Ansehen gab, als wenn er nur die Pflicht eines Bibliothekars erfülle. Es schien, als wenn er nur die ihm anvertrauten Schätze von Handschriften der ganzen Nation mittheilen wolle; aber er benutzte eigentlich nur diese Gelegenheit, um der Flachheit der sogenannten Deisten zu steuern und zugleich um bei der Behandlung eine trockne philosophische Materie zu beleben, und die Kraft und den Adel unserer Sprache, die er neu schaffen half, und seine unübertreffliche Kunst, sich derselben zu bedienen, ans Licht zu bringen.

Die Sache der Rechtgläubigen vertheidigte Lessing, als er Leibnitzens, unter den Handschriften der wolfenbüttler Bibliothek gefundenen, Entwurf einer Vorrede zu einer Schrift zur Vertheidigung der Ewigkeit der Höllenstrafen, auf zwei Seiten drucken ließ. Er benutzte auch diese Gelegenheit, um seine Meinnng über den Lärm der Neuerer vorzutragen. Den in den Beiträgen zur Literatur aus der wolfenbüttler Bibliothek abgedruckten wenigen Blättern von Leibnitz fügte nämlich Lessing eine kurze, also nicht in der langweiligen Methode der Popularphilosophen geschriebene Abhandlung bei. In derselben bewies er einleuchtend, daß die dogmatische Lehre der Scholastiker über die nothwendigen Folgen der Sünde consequenter und philoso=

physischer sey, als die damals allgemein gepriesene Theorie, welche Eberhardt in seiner Apologie des Sokrates aufgestellt hatte. In eben den Beiträgen ließ er zu Gunsten der scholastischen Lehre eine andere Schrift abdrucken, welcher ebenfalls ein Aufsatz von wenigen Blättern von Leibnitz zum Text diente. In dieser Schrift war von der Dreieinigkeit die Rede, und, ohne daß es gleichwohl darin ausgesprochen wurde, richtete sich Lessing darin gegen eine andere Classe von Neuerern, gegen die Semler, die Jünger der berliner Schule, besonders aber gegen die damals noch herrschende Wolffsche Schule. Alle diese Leute und unter ihnen auch der in jener Zeit als Muster philosophischer Theologen und zierlicher deutschen Schriftsteller geltende Abt Jerusalem in Braunschweig wollten aus dem alten Glauben eine Vernunftreligion machen, und Einiges in dem bewunderungswürdig consequenten und in allen seinen Theilen innig verbundenen System aufgeben, um hernach alles Uebrige nach Wolffscher Art mathematisch demonstriren zu können. Gegen ein solches Verfahren der Leute, die nach Wolfs und Baumgartens Manier den geistreichen Leibnitz in dicken Quartanten für die Schule, und ihr System theologisch ausmünzten, waren beide Schriften gerichtet.

In diesen beiden ganz kleinen Schriften (auf die Masse kommt es bei dergleichen nicht an) zeigte Lessing klar und populär, daß Leibnitz viel verständiger verfahren sey, als alle die neuen Vernunfttheologen, die sich gleichwohl christliche Theologen nannten. Leibnitz habe, möge er nun an alle die Dogmen des Systems geglaubt haben oder nicht, denn darauf komme hiebei gar nichts an, weil das eine ihn persönlich angehende Sache sey, nur Möglichkeit und Consequenz des ganzen alten Systems nachzuweisen gesucht; es sey ihm aber nicht in den Sinn gekommen, den wahren Glauben durch seine Demonstration in den Seelen entzünden zu wollen, weil ja der wahre Glaube dem von ihm vertheidigten System zufolge blos eine Wirkung des heiligen Geistes seyn könne, dem es auch Leibnitz überlassen habe, ihn in den Seelen zu erzeugen. Dies drückt er in der ihm eignen witzigen Manier in der zweiten Schrift S. XI. mit

folgenden Worten aus: „Genug, sagt er, Leibnitz fuhr fort, darüber zu denken, wie er in seiner Jugend war gelehrt worden. Nämlich, daß es zweierlei Gründe für die Wahrheit unserer Religion gebe, menschliche und göttliche, wie es die Compendien ausdrücken; das ist, wie er es gegen einen Franzosen ausdrückte, der unsere theologischen Compendien ohne Zweifel nicht viel gelesen hatte, erklärbare und unerklärbare, deren erstere, die erklärbaren oder die menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung oder deren Complement einzig und allein durch die andern, oder die unerklärbaren, bewirkt wird."

Dieser Unterscheidung fügt Lessing eine eben so feine als bittere Ironie gegen die zu seiner Zeit ungemein zahlreichen unberufenen und seichten theologischen Vernünftler und Erklärer göttlicher Geheimnisse hinzu: „Diese seine altväterische Meinung, fährt er fort, müssen die Leute Leibnitz verzeihen. Denn, wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am längsten wahr gewesen seyn würde, und daß Männer aufstehen würden, die ohne sich viel bei jener Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand ans Werk legen und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte?" Lessing war überhaupt, so wenig als Göthe und Jacobi, (der Letztere freilich aus ganz andern gründen, als die beiden Ersten) den damaligen Schöpfern einer sogenannten moralischen, d. h. durchaus prosaischen, Religion gewogen. Lessing war den platten Moralisten oder wie man sie jetzt schimpft, Rationalisten, die eine neue, aller Poesie, aller Symbolik, jedes Anthropomorphismus beraubte Volks- und Staatsreligion (denn davon ist immer nur die Rede, das Andere ist Sache des Kämmerleins) machen wollten, viel abgeneigter, als den Zeloten für das Alte, die er nur bedauerte. Die Letztern waren selbst schuld, daß er sich gegen sie richtete, weil sie sich herausnahmen, mit einem großen und denkenden Mann umzugehen wie mit ihren Beichtkindern. Göze, Ziegra und die andern Mitarbeiter an den der hambur-

ger Zeitung beigefügten gelehrten Nachrichten, die man, der Qualität des Papiers und des Inhalts wegen, nur die schwarzen Zeitungen zu nennen pflegte, machten es ihm endlich zu arg; darum allein zog er, in Verbindung mit seinem Freunde, dem edlen und gelehrten Reimarus, gegen diese lutherischen Inquisitoren ins Feld.

In unserm Jahrhundert ist nämlich der Verfasser der wolfenbüttler Fragmente allgemein bekannt geworden, dessen Name im vorigen Geheimniß geblieben war, obgleich aus einem jetzt gedruckten Briefe Hamanns hervorgeht, daß dieser ihn schon im Nov. 1778 kannte und an Herder schrieb, Reimarus sey Verfasser der sogenannten wolfenbüttler Fragmente, zu denen er sich freilich nie bekannt hat. Reimarus mußte sich in Hamburg ein fanatisches Lutherthum gefallen lassen, mußte die Gedächtnißreligion, den mechanischen Gottesdienst, die Unduldsamkeit und Herrschsucht der Pastoren ertragen, sein Unwille über sie machte ihn ungerecht, auch sogar gegen das Christenthum; er schrieb daher ganz im Stillen ein gelehrtes Buch gegen dasselbe. Als Arzt, als Naturforscher, als gelehrter Kenner und Forscher der Alten, der Ursprache des A. u. N. T. mächtig, durch Philosophie ausgezeichnet, war Reimarus im Stillen furchtbarer Feind der unvernünftigen Zeloten und ihrer hölzernen Dogmatik. Er war dabei aber als ein vortrefflicher, christlicher Mann anerkannt und wollte nicht in der öffentlichen Meinung zum Bahrdt werden, legte also seine gelehrten Versuche gegen die Urkunden des Christenthums blos insgeheim schriftlich nieder. Er der Alles kannte, was je für und gegen das Christenthum geschrieben war, arbeitete im Stillen eine Schrift aus, die, als Lessing plötzlich Stücke davon ins Publikum warf, alle Theologen in Verlegenheit brachte, weil sich in der ganzen ungeheurn apologetischen Rüstkammer keine Waffen dagegen vorfanden, sondern erst neu geschmiedet werden mußten. Es ward in jener Schrift, deren Verfasser im vorigen Jahrhundert auf dieselbe Weise unbekannt blieb, als der Verfasser von Junius Briefen bis auf den heutigen Tag, auf dieselbe Weise gründlich und gelehrt gegen die

Wahrheit und gegen die Reinheit der Moral des Christenthums, und zwar aus denselben Quellen und mit derselben Gelehrsamkeit und Schärfe gestritten, womit die unzähligen Apologeten seit Origenes dafür gekämpft hatten.

Von der Schrift des Ungenannten lag eine Abschrift auf der wolfenbüttler Bibliothek, auch waren davon insgeheim Abschriften, die, wie das zu seyn pflegt, durch Einschiebsel häßlich entstellt waren, in Umlauf; Lessing kam daher auf den Einfall, Stücke derselben in seinen Beiträgen zur Literatur aus der wolfenbüttler Bibliothek drucken zu lassen. Seine Absicht war, die in der ganzen deutschen Literatur herrschende Bewegung und das geistige Fortschreiten der Nation, welches er fast in allen Zweigen der Wissenschaft, Kunst und Poesie anregte und mächtig förderte, auch in der Theologie neu zu wecken. Er störte dadurch plötzlich auf eine höchst unangenehme Weise den Schlummer der auf ihren apologetischen Lorbeeren sanft ruhenden Theologen, die ihm das ungemein übel nahmen, obgleich er, als er das erste Fragment drucken ließ, betheuerte, er wolle durch die Bekanntmachung desselben zwar Wissenschaft, Streben und Forschen fördern, im Uebrigen sey er aber weit entfernt, mit dem Verfasser des Fragments übereinzustimmen. Die Handschrift, aus welcher er das Fragment nahm, war nicht für das Volk bestimmt, dem der Inhalt nur schädlich seyn konnte, auch ließ Lessing das erste, vorsichtig ausgewählte Fragment in den nur einigen wenigen Classen von Gelehrten bekannten Beiträgen u. s. w. abdrucken. Göze und andere armseligen Zeloten waren diejenigen, welche den Prozeß darüber vors Volk brachten, wodurch sie freilich Lessing nöthigten, eine Sache des deutschen Volks und seiner Literatur daraus zu machen und die Zeloten zu zermalmen. Es ward also, auf ähnliche Weise, wie zur Zeit der Reformation, aus Luthers Streit mit Eck und Emser, aus dem Streit zwischen Lessing und Göze ein Kampf des Lichts mit der Finsterniß.

Wie ihn einmal die blinden Eifrer heftig angegriffen und für eine fremde Arbeit verantwortlich gemacht hatten, verthei-

digte freilich Lessing die Sache der Freiheit des Denkens und Forschens bitter und heftig. Lessing ließ, wie Luther, seitdem er den Kampf mit den Orthodoxen begonnen hatte, zermalmende fliegende Blätter ausgehen, die so ganz in Luthers Manier und mit der ganzen Kraft seines Styls und seiner Sprache geschrieben sind, daß wir ihnen nothwendig einen Platz in der Geschichte des achzehnten Jahrhunderts geben müssen. Der Streit ist vergessen, Lessings fliegende Blätter aber werden hoffentlich so lange von unserer Nation gelesen werden, als kräftige deutsche Sprache und deutscher, kräftiger Geist unter uns geachtet seyn werden, und wer sollte nicht wünschen, daß dies ewig so seyn möge? Im ersten Fragment (im dritten Beitrage 1774) war nur von Duldung die Rede, hernach folgten die Fragmente von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, welche von allen Menschen auf eine genügende Art geglaubt werden kann. In diesem letzten Fragment geht freilich Lessings Ungenannter, für dessen Kühnheit man ihn verantworlich machte, mit den Aposteln, besonders mit Paulus, schon recht übel um; jedermann mußte aber doch sehen, daß gerade hier Lessing, der ja seinen Spinoza sehr werth hielt, nicht mit Reimarus einstimmig sein könne. Nachher ward das Fragment gegen den wunderbaren Durchzug der Kinder Israel durch das rothe Meer und etwas später der Beweis, daß das alte Testament nicht geschrieben worden sey, um eine Religion zu offenbaren, in den Beiträgen gedruckt.

Schon wegen Herausgabe dieser Stücke ward Lessing von allen Seiten her angefeindet, und doch betrafen sie eigentlich nicht die christliche Religion, als aber im 4. Beitrag (1777) das Fragment erschien, welches diese geradezu und ohne Schonung angriff, gerieth darüber Alles in Aufruhr, weil die alten Herrn auf Spott und Hohn gefaßt waren, dagegen auf gewaltige gründliche Angriffe doch nicht blos mit Schimpfen antworten durften. Der Angriff, der in dem erwähnten Fragment über die Auferstehungsgeschichte Christi auf die evangelische Geschichte gemacht wurde, war zwar bitter und unge-

recht; allein das ärgerte die armen Theologen, die Jahr aus Jahr ein in Büchern, auf den Kanzeln und Kathedern dasselbe Lied abzuleiern gewohnt waren, weniger, als daß ihre Weisheit und Gelehrsamkeit gegen Reimarus nicht ausreichte; dadurch wurden sie schier in Verzweiflung gebracht. Dies Fragment ist unstreitig das Bedeutendste von dem, was bis dahin je gegen die Geschichten des N. T. vorgebracht war; denn der Verf. streitet nicht mit den stumpfen Waffen der englischen und französischen Deisten, nicht mit dem Hohn und Spott der pariser Academiker und Encyklopädisten, sondern er erscheint in der vollen Rüstung eines gelehrten deutschen Exegeten und ausgerüstet mit der Bildung gründlicher deutscher Gelehrsamkeit. Das fühlten die armen Theologen Deutschlands, vom ehrwürdigen, aber unsäglich schwerfälligen Semler und vom eleganten Abt Jerusalem an bis zum Zionswächter Melchior Göze und seinem Mitstreiter in Gott, dem Subconrector Behn in Lübeck.

Die Geschichte des endlosen und heftigen Federkriegs, der über dies Fragment geführt ward, gehört in diese Geschichte der geistigen Wiedergeburt Deutschlands zwar nicht, sie bleibt der Kirchengeschichte überlassen; wir wollen indessen doch hier so viel davon erwähnen, als nöthig ist, um den Anlaß der Schriftchen zu bezeichnen, welche Lessing in der Sache schrieb. Diese Flugschriften Lessings bezeichnen ihn als den größten Redner in der besten Gattung Beredsamkeit, in derjenigen, welche ohne Declamation und Wortschwall nur mit siegender Dialektik und gedrängten Gründen streitet. Diese Streitschriften Lessings sind unstreitig das Vollendetste, was unsere Sprache in der Art leisten kann, sie versetzten der alten Dogmatik den Todesstoß, ohne daß darum Lessing, gleich seinem damals ungenannten Freunde, die Rücksichten verletzt hätte, die jeder gebildete und denkende Mann für die christliche Religion und für ihre Geschichte haben wird und haben muß. In dieser Beziehung erinnern wir daran, daß Lessing schon vorher jedem von ihm bekannt gemachten Fragment Anmerkungen beigefügt hatte, wor-

aus nicht allein hervorging, daß er durchaus nicht der Meinung des Ungenannten sey, sondern worin auch das Beste von dem enthalten war, was zur Widerlegung des Fragmentisten vorgebracht werden konnte. Dieses Alles fruchtete aber nichts, das machte Lessing endlich ernstlich böse.

Von allen Seiten angegriffen und verschmäht und von der Orthodoxie auch sogar durch die von ihr aufgehetzte Staatspolizei verfolgt, gab Lessing erst zuletzt ein Fragment heraus, welches Reimarus wohl nur schrieb, um die verstockten Zeloten durch einen übertriebenen Scherz zu ärgern und zur Verzweiflung zu bringen. Lessing nach seiner Ansicht der Staatsreligion stimmte mit demselben im Ganzen gewiß eben so wenig überein, als Pastor Göze in Hamburg. Dies Fragment bildet ein eignes Buch unter dem Titel: Von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, noch ein Fragment des wolfenbüttler Ungenannten (1778. 276 S. 8). Diese Schrift ist im Grunde viel leichter zu widerlegen, als das Fragment gegen die Auferstehungsgeschichte, weil es Beschuldigungen und Anklagen vorbringt, da hingegen das andere Fragment nur Thatsachen bestreitet. Wer anders als ein Ungenannter würde wagen, dem Stifter der reinsten aller Volksreligionen, dem Prediger der Lehre einer allgemeinen Menschenliebe, welche der Sittlichkeit unter allen vorgeblichen Offenbarungen Gottes am nützlichsten geworden ist, dem Propheten, der von jeder weltlichen Leidenschaft und Begierde rein war, oder auch seinen ersten Schülern, die selbst arm, nur den Armen predigten, offenbare Gaunerei und Betrügerei vorzuwerfen? Man wird indessen aus dem Folgenden sehen, daß Lessing erst dann die Theologen durch den Druck dieses Stücks ärgerte, als sie ihn aufs schändlichste geschmäht und verfolgt hatten. Die wüthenden und blinden Anhänger des Alten wollten von keiner Philosophie hören, keinen Rath annehmen, keinen Satz aufgeben, sie sagten von ihrer hölzernen Dogmatik, was der Jesuitengeneral von seinem Orden sagte (sit, ut est, aut

non sit), sie erfuhren, was früher oder später alle blinden und tollen Verfechter des Veralteten werden erfahren müssen und was auch die Zeloten unserer Zeit erfahren werden, daß man Alles umstürzt, um nicht genöthigt zu seyn, sich gleich den zahlreichen Augendienern und Heuchlern, zu allem alten Wuste zu bekennen, sobald er neu aufgestutzt wird.

Was den mit großer Erbitterung geführten Streit der gesammten polemischen Theologen Deutschlands mit Lessing angeht, so erwähnen wir Lessings Schriften gegen die Obscuranten und Zänker nur als Meisterwerke des Styls und der Sprache. Wir haben es nur mit dem Verhältnisse derselben zum Geiste der Zeit, zum Zustande der Bildung des achten Jahrzehnts und zum Fortschreiten aller Zweige der Literatur zu thun; wir können daher alle Schriften, sowohl großer als kleiner Theologen übergehen, die nicht mit einer der meisterhaften Flugschriften Lessings in Verbindung stehen. Unter den Ersten, welche gegen Lessing in den Kampf zogen, war der Director Schumann in Hannover. Dieser berief sich in seiner Streitschrift gegen das letzte Fragment auf einen Beweis, der zu Origines Zeiten recht gut seyn mochte, den er aber einfältiger Weise für unsere Zeiten aus Origines entlehnte. Diesen Beweis nennt Lessing in seiner Abfertigung von Schumanns Gewäsch den Beweis des Geistes und der Kraft. Lessing behandelte in seiner Antwort (Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. 1777) diesen von dem Kirchenvater entlehnten Beweis mit Recht sehr spöttisch. Er sagt nämlich unter andern: Wenn man auch zugebe, daß die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und geschehenen Wundern, worauf sich Origines und Schumann mit ihm berufen, so zuverlässig seyen, als historische Wahrheiten nur immer seyn könnten, so könnten doch zufällige Geschichtswahrheiten nie ein Beweis nothwendiger Vernunftwahrheiten seyn. Schumann ließ es, wie sich von Leuten dieser Art von selbst versteht, an einer Erwiederung auf Lessings Schrift nicht fehlen, dies veranlaßte Lessing zur Abfassung des vortrefflichen Dialogs über Christenthum, als reine

Lehre ewiger Liebe, den er das Testament Johannes betitelte. In diesem führt er sich und Schumann redend ein, und erzählt, daß der sterbende Johannes seinen Jüngern erklärt habe, es bestehe die freudige Botschaft, die Christus den Menschen vom Himmel gebracht (Evangelium), nur in der Verkündigung des Geheimnisses der Liebe, welche die Bekenner des Christenthums unter sich und also auch mit Gott innig verbinde. Auf andere Weise sagt Lessing dies weiter unten, wenn er behauptet, die einzig wahrhaft christliche Predigt sey die, daß es unendlich viel schwerer sey, ein ganzes langes Leben hindurch christliche Liebe gegen Freund und Feind zu üben, als Dogmatik zu lernen, um das Gelernte zu glauben. Um dramatisch anschaulich zu machen, auf welche Weise Zeloten gegen diese Lehre der Liebe Worte und Sprüche der Bibel für ihr Publikum zu Gunsten ihrer Unduldsamkeit zu gebrauchen pflegen, läßt Lessing seinen Gegner am Ende mit dem bekannten Spruch antworten: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, darauf erwiedert er dann bitter: Ja, allerdings. Das bringt mich zum Stillschweigen. — O! Sie allein sind ein wahrer Christ. — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Daß Lessing keineswegs revolutioniren, sondern daß er nur verbessern und dem entstellten und mißbrauchten, von allen Parteien verkannten, wahrhaftigen Christenthum nicht blos gegen Heuchler und Zeloten, sondern auch gegen überkluge Rationalisten und frevelnde Spötter wieder zu seinem damals ziemlich verlornen Ansehn bei denkenden Menschen helfen wollte, bewies er mitten in diesem Streite mit den Theologen. Er schrieb nämlich jetzt in Beziehung auf die Geschichten des N. T. den zweiten Theil seiner Schrift von der Erziehung des Menschengeschlechts, wie er vorher den ersten Theil dieser Schrift in den Beiträgen in Beziehung auf die Angriffe des Ungenannten auf die Geschichten des A. T. bekannt gemacht hatte. Er hatte in dem ersten Theile bewiesen, daß das A. T. nicht die

letzten Offenbarungen Gottes enthalte, sondern nur eine Vorschule sey, womit die Erziehung des Menschengeschlechts begonnen habe. Es enthalte also nach seiner Meinung das N. T. die den verschiedenen Zuständen der Menschheit bis auf Christum angepaßten Lehren und Geschichten. Dies wird im zweiten Theile seiner Erziehung des Menschengeschlechts auf die Zeiten nach Christo angewendet. Er führt in diesem Theile der Schrift durch, auf welche Weise Gott, als der Glanz seiner den Juden bildlich verkündeten Lehre durch die eitle Weisheit der jüdischen Dogmatiker und Ceremonialisten beinahe erstickt und menschlich geworden war, durch Christum diese seine göttliche Lehre in ihrem alten Lichte wiederum unter den Menschen leuchten ließ.

Weil unsere Zeitgenossen die Schriften des Meisters unserer Sprache und des Styls über dem Gelispel der Schönschreiber und dem Gepolter philosophischer Phraseologie vergessen zu haben scheinen, so wollen wir an diese Schriften erinnern, um klar zu machen, wie Lessing das Verhältniß des Judenthums zum Christenthum betrachtete, und wie er sich die Beziehung beider Religionen zur Menschheit überhaupt vorstellte. Wir wollen zu dem Zweck eine Stelle dieses zweiten Theils der Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts hier einrücken: „Jedes Elementarbuch, sagt er, ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei verweilen zu lassen, ist schädlich. — — Das gibt dem Kinde einen kleinlichen schiefen spitzfindigen Verstand; das macht es abergläubisch, geheimnißreich, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte. Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten! Ein besserer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — — Christus kam." Dieser Text wird hernach von Lessing in seiner meisterhaften Weise in einer Sprache durchgeführt, die ein Deutscher nicht oft genug lesen (manu diurna nocturnaque versare) kann, wenn er lernen will, was seine Muttersprache ver-

mag; aber dafür hatten die Zeloten keinen Sinn; sie tobten fort. Das tolle Treiben der mit dem Gedächtniß und dem Munde und der Feder frommen Katechismusgelehrten weckte den Unwillen Lessings über ihren Unverstand und über das Mißverstehen seiner Erklärungen, und rief jene furchtbaren Flugschriften hervor, welche dann freilich gleich Blitzen das alte von seinen Wächtern durch Schimpfen, Schelten, Verfluchen, schlecht bewahrte Zion vollends in Flammen setzten.

Die erste Invective erging gegen den wolfenbüttler Superintendenten Reß, den Lessing spöttisch seinen Nachbar nennt, und dessen gegen den Angriff des Ungenannten auf die Auferstehungsgeschichte gerichtete Vertheidigungsschrift er schon auf dem Titelblatte seiner Gegenschrift verächtlich abfertigt. Statt nämlich diese seine Gegenschrift eine Replik zu nennen, betitelt er sie Duplik, als wenn er und die Apostel der angegriffene Theil wären. Die Heftigkeit dieser Schrift gegen einen alten einfältigen Mann würde den ruhigen Leser befremden und vielleicht beleidigen müssen, wenn nicht eine Stelle der Schrift, welche wir ausheben wollen, deutlich zeigte, daß Lessing fühlte, was tausende von Deutschen gefühlt haben, aber Keiner so lebendig als Lessing. Er empfand nämlich schmerzlich, daß die deutsche Verfassung jede freie Aeusserung der Meinung in allen bürgerlichen Angelegenheiten unmöglich mache, er glaubte daher, daß jeder Deutsche desto heftiger die Freiheit des Denkens und Schreibens in religiösen und wissenschaftlichen Dingen behaupten und den Gegner derselben als den Feind der Menschheit befehden müsse. Außerdem aber fühlte Lessing, was jeder denkende Mann mit ihm fühlt, daß des Menschen Wesen nicht, wie der alte Superintendent meinte, im Wissen oder im Glauben des Erlernten, sondern im Streben und Ringen nach Erkenntniß, folglich nicht im Haben und Festhalten der Weisheit, sondern im Suchen derselben und im Forschen bestehe. Dies spricht Lessing in dieser Schrift ganz vortrefflich aus, wenn er sagt: Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir,

wähle! Ich fiele mit Demuth in seine Linke und spräche: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja nur für dich allein! Der Hauptkampf war indessen mit Göze in Hamburg und die gegen diesen geschriebenen Flugschriften verdienen den ersten Platz unter den Meisterwerken dieser Gattung. Zu diesen rechnen wir Luthers heftige Streitschriften (nur sind diese zu sehr voll eigentlicher Grobheit, Gemeinheit und hie und da pöbelhaften Schmutzes); zu diesen zählen wir Demosthenes Reden gegen Philippus, und Ciceros Reden gegen Catilina, besonders aber, weil sie näher mit Lessings Manier verwandt sind, Junius Briefe und Rousseaus Brief an den Erzbischof von Paris, Christophe von Beaumont.

Durch Lessings unsterbliche Schriftchen gegen ihn hat auch Göze unverdienterweise die Unsterblichkeit erlangt. Er hatte nämlich in den berüchtigten schwarzen Zeitungen, oder Hamburger freiwilligen Beiträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit (Nr. 55 bis 63 des Jahrs 1778) nicht sowohl den Fragmentisten angegriffen, als Lessing wegen der Art, wie er diesen zu widerlegen suchte, furchtbar und gleich einem Großinquisitor geschmäht. Welchen Ton er dabei annahm, wird man aus seinen eignen Worten lernen. „Er habe, sagt er, Lessings beigefügte, dem Fragmentisten entgegengesetzte Antithesen mit viel größerer Betrübniß gelesen, als die Fragmente des gegen unsere allerheiligste Religion so feindlich gesinnten, so grob, so frech lästernden Verfassers." Nicht zufrieden, diese Angriffe durch die Zeitungen, in allen Schenken und Dörfern zu verbreiten, sammelte Göze diese Stücke und ließ sie als lutherischer Pabst oder Bischof, gleich einem förmlichen Hirtenbriefe bei allen, damals noch sehr zahlreichen Steif- und Starrgläubigen, d. h. bei dem ihm gleichgesinnten Publikum, als Rundschreiben verbreiten unter dem lächerlichen Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben die heilige Schrift von Johann Melchior

Göze 1778. Den hingeworfenen Fehdehandschuh mußte denn freilich Lessing nothwendig aufheben. Er that dies in einer Parabel und in einem Absagebrief, welche beide eben so schneidend als kurz sind.

Lessings antigözische Parabel ist lebendig, witzig, treffend, aber ruhig und gemäßigt. Der Absagebrief ist wie im Sturme mit furchtbarer Heftigkeit, mit fortreißendem Strome der Rede geschrieben, doch ohne daß ein Schimpf- oder Schmähwort gebraucht wird. Wie furchtbar Lessing den Großinquisitor mit der Rede schüttelt, wird man aus einer einzigen unten angeführten Stelle hinreichend erkennen [23]). Nach diesem ersten Schriftwechsel hofften freilich Lessings Freunde, daß dieser schweigen werde, das konnte er aber nicht, weil nicht blos Göze, sondern auch dessen elende Schildknappen, wie der Subrektor Behn in Lübeck, an einem Lessing zu Rittern werden wollten. Die Volksreligion litt bei diesem Streit um so mehr, als Lessing den Verfechtern derselben stets überlegen blieb und die Lachenden immer auf seiner Seite hatte.

Von Göze immer aufs neue gereizt, schrieb Lessing eilf Mal hintereinander einen kurzen Hirtenbrief des gesunden Verstandes, der Philosophie und des guten Geschmacks gegen die Hirtenbriefe des einfältigen Zionswächters, der seinen und seiner blinden Gemeinde Köhlerglauben einem denkenden Manne zumuthete. Jedes dieser auf wenigen Blättern gedruckten Manifeste Lessings hatte den Titel Antigöze, nur ward eins von dem andern durch eine Nummer unterschieden, jedes aber vernichtete durch Heftigkeit der Rede und Gewalt der Gründe den

---

23) Nicht daß ich jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzt, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit sie gegen mich von nun an ihre Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

symboltreuen Pastor und sein fanatisches Geschrei über den Unglauben des großen Gründers der neuen deutschen Literatur, des Schöpfers der neuen Sprache. In diesen Manifesten ward der Katechismusglaube und die Lehre der donnernden, an Redensarten voll Salbung reichen, an Gründen für einen philosophischen Kopf armen Zeloten ganz anders erschüttert, als durch den höhnenden Spott der in der That Ungläubigen und Undeutschen hätte geschehen können. Der Inhalt dieser Manifeste ward hernach freilich von einer nach bürgerlicher und religiöser Freiheit strebenden Generation, welche wußte, was es heißen wolle, unter der Gewalt der Pfaffen zu stehen (was unsere Zeit nicht zu wissen scheint), ganz anders verstanden, als Lessing wollte, der das Christenthum schon als Philosoph zu achten verstand. Wie groß Lessing als Redner war, wie meisterhaft er Sprache und Styl zu gebrauchen verstand, und wie diese in diesem Streite, wie einst in Huttens und Luthers Streit mit den Papisten, unendlich viel gewannen, scheint uns vorzüglich aus der in der Note beigefügten Stelle aus dem Anfange des fünften Antigöze hervorzugehen [24]).

Die Zahl der Schriften in der Sache des Fragmentisten vermehrte sich indessen, wie das in Deutschland zu seyn pflegt, bis ins Unglaubliche, so daß man mit den Titeln ganze Seiten

24) O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumph wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer und stellt ihnen Himmel und Hölle vor! Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind wuchert. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet. Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastor lasse ich mich wohl ein ander Mal wieder treffen. Jetzt will ich nur, wenn es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Pastor Göze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint, und daß das eben die Klauen sind, die der Tieger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können, sich so ärgert.

füllen könnte; die Sache des fixen Glaubens verlor aber dabei durch ihre Verfechter mehr als durch den Fragmentisten, denn die mehrsten der Schriften waren schlecht, und alle langweilig. Lessings Ansicht der Religion war im Nathan, dem Meisterstücke seiner dramatischen Poesie, der alten und unduldsamen Lehre von Einheit eines Wort- oder Symbolglaubens so reizend gegenüber gestellt, daß sie bald diese finstere und der Civilisation des achtzehnten Jahrhunderts durchaus nicht angemessene Lehre des siebenzehnten gänzlich aus dem deutschen Leben verdrängte. Was übrigens Lessings eigne Ansicht der Religion angeht, so muß man in Beziehung auf den Gang der Vorsehung in der deutschen Bildungsgeschichte zur Zeit der ersten Blüthe unserer Literatur ja nicht übersehen, wie wunderbar es sich fügte, daß gleich von Anfang an neben Lessings Verständigkeit und ihr gegenüber, stets unmerklich mit ihr kämpfend, Herders Ueberschwänglichkeit dastand und Lessing Schritt vor Schritt folgte.

Lessing ward ausschließend vom Verstande beherrscht, er gesteht daher auch selbst ein, daß der hohe Geist schöpferischer Dichtkraft zu großen Dichterarbeiten, zur hohen Tragödie, zum Epos oder der höheren lyrischen Poesie ihm von der Natur nicht gegeben sey. Wir setzen aber hinzu, er hatte dagegen die eben so seltene Gabe erhalten, mit Bestimmtheit angeben zu können, wo der hohe dichterische Geist sey und wo er nicht sey, und warum er nicht da sey, wo ihn die Menge zu finden glaube. Zu gleicher Zeit kannte Lessing selbst innerhalb welcher Schranken sein Geist schöpferisch sey, und schuf innerhalb dieser Meisterwerke. Derselbe Fall war mit der jüdischen und christlichen Religion, welche freilich Herder ganz anders faßte, als Lessing, doch erkannte auch dieser ihren Werth als Weg zum Wissen, als positives Gesetz einer gewissen Art des inneren Lebens in seinem Kampfe mit dem äußeren. Schon im zweiten Theile der Erziehung des Menschengeschlechts hatte er gelehrt, wie man die geoffenbarten Wahrheiten des christlichen Glaubens, die der Vernunft schwer eingehen, als da sind, Dreieinigkeit, Erbsünde, Gnadenwahl und andere, als bildliche Formen ansehen könne, ver-

möge deren man gewisse tiefe und gründliche Speculationen über die Natur des Menschen und der Gottheit populär und erreichbar machen könne. Im Nathan geht er noch einen Schritt weiter.

Lessings Nathan behauptet noch immer neben Göthes und Schillers Meisterwerken in unserer dramatischen Literatur den nächsten Platz, er ist das vorzüglichste Dichterwerk Lessings, hat auch auf die ganze Nation den entschiedensten Einfluß gehabt, wir dürfen ihn daher in dieser Geschichte des deutschen Lebens und der deutschen Bildung nicht wie andere dichterische Producte ganz übergehen. Nachdem einmal in diesem überall mit lautem Jubel begrüßten Meisterwerke der deutschen Bühne eine Ansicht des Verhältnisses der Religion zur wahrhaft edeln Bildung und zum bürgerlichen Leben nicht blos schulmäßig gelehrt, sondern durch den Zauber der Dichtkunst und Sprache den Seelen ganz eigentlich eingeprägt war, mußte aus allen deutschen Provinzen, außer etwa Cöln, Trier, Münsterland, Paderborn und Bayern, wohin nie ein Strahl der neuen Literatur drang, die alte unduldsame Lehre weichen. Die Wirkung der neuen Literatur, die von Lessing ausging, und deren Geist sich im Nathan ausspricht, war so stark, daß selbst König Friedrich Wilhelm II., Wöllner und Consorten durch Gewalt und Gesetz die Stimmung der Zeit nicht ändern, oder blinden Glauben zurückführen konnten. Dies geschah erst als Lessing und sein Werk durch eine erkünstelte Literatur verdrängt, und in unsern Tagen die Quellen der Wahrheit und des Lichts verstopft, die Schleusen eines Stroms der Sophisterei geöffnet, freie Lehrer geschreckt, eitle Lehrer und Schriftsteller mit Geld und Orden gewonnen waren.

Nathan ward ausdrücklich abgekürzt und für die Bühne eingerichtet, um das neue Leben auch durch die Augen in die Seele zu bringen, so daß durch Versbau, Styl, Sprache und Darstellung auf der Bühne das Gehässige eines Lebens, wo Einer den Andern nach seinem Glauben, nicht nach seinem Wandel richtet, wo Pfaffen und Heuchler den freien Mann drücken, recht eindringlich gemacht ward. Es wird im Nathan durch die Handlung selbst die alte mechanische Religionsübung im Contrast

mit Liebe, wahrer und ächter Religiosität des Herzens in den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens vor Augen und Sinne gebracht. Es bedurfte daher freilich, weil auch Lessing mit den Rezensenten der theologischen Schriften in der A. D. B. und mit den Erziehern und Moralisten übereinzustimmen schien, eines Mannes wie Herder, um die Poesie der Religion zu erhalten und zwischen Lavaters Schwärmerei und Lessings Philosophie zu vermitteln. Wir haben aus dieser Ursache schon im zweiten Bande dieses Werks Lessing und Herder unmittelbar neben einander gestellt und zugleich Einen dem Andern entgegengesetzt. Wir haben schon nachgewiesen, welche Richtung Herder, der mit Hamann innig zusammenhing, genommen hatte, um seine poetischen Gedanken geltend zu machen. Schon ehe er seine Reise nach Frankreich machte, und mit Göthe bekannt ward, war er als Dichter, als Meister der hebräischen Sprache und Literatur, als Aesthetiker und Kritiker unter den Gründern einer neuen deutschen Sprache und Literatur, durch eine eigenthümliche und geniale, von der Lessingschen in jeder Beziehung ganz verschiedenen Prosa, Haupt einer neuen theologischen und ästhetischen Schule geworden. Als er mit Göthe bekannt ward, schienen die beiden ganz verschiedenen Naturen anfangs vereinigt gegen die norddeutsche Schule und gegen Lessing eine stille Opposition machen zu wollen, und Herder schrieb, mit Göthe verbunden, die fliegenden Blätter für deutsche Art und Kunst. Seine Anstellung in Bückeburg gab ihm aber wieder eine andere Richtung.

Da wir auch in Beziehung auf Herder mit Vertrauen auf Gervinus Werk verweisen können, so begnügen wir uns mit einer Nachlese und mit dem, was unserem Zweck, der das äussere Leben angeht, näher liegt, als dem des Verfassers der Geschichte der poetischen Literatur, der mehr das Aesthetische im Auge behalten mußte. Herder wandte sich in Bückeburg als Geistlicher, und weil er seinen Blick auf Göttingen richtete, zur Theologie, aber zu academischen gelehrten Studien war doch eigentlich sein poetischer, jede Kenntniß schnell aber auch flüchtig auffassender und dichterisch schaffender Geist nicht geeignet. Im

strengen Sinn historische oder wissenschaftliche Studien eines eigentlich gelehrten Theologen konnte Herder schon darum nicht machen, weil er selbst zu der Zeit, als er an eine theologische Lehrstelle dachte, in ganz verschiedenen Fächern mit der ihm eigenen Entschiedenheit aus flüchtig gesammelten Kenntnissen überraschende Werke schuf. In Rücksicht auf die Volksreligion, von welcher Seite wir ihn in Beziehung zu Lessing zunächst betrachten, war er zwar über die Neuerer seiner Zeit unwillig; allein er selbst gab doch auch seiner Seits auf eine ihm eigenthümliche Weise der alten Lehre eine ganz neue Gestalt.

Die Orthodoxen des alten Systems waren mit Herder im Anfange fast eben so unzufrieden, als mit Lessing, dies zeigte sich besonders, als ihn Heyne nach Göttingen bringen wollte. Man stieß sich nicht bloß daran, daß ihm die eigentliche theologische Gelehrsamkeit mangle, sondern man hielt ihn auch für der Ketzerei verdächtig. Nach Weimar berief ihn hernach zwar der Hof; aber da die Stadt wegen der Stelle, die er als Prediger erhielt, dem Herkommen gemäß zu seiner Berufung ihre Stimme geben mußte, äußerte sie ebenfalls Bedenklichkeiten über seine Rechtgläubigkeit. Sonderbar genug stritt Herder zu derselben Zeit auf eine nicht ganz anständige Weise mit dem bessern Theil der berliner Rationalisten, besonders mit Spalding. Er fühlte hernach selbst, daß er gegen Spalding gesündigt habe und nahm seine heftigen Ausfälle öffentlich zurück. Herders Heftigkeit verleitete ihn oft, gegen jeden, dem die Natur einen gemeinen ganz prosaischen Sinn gegeben hatte, in seiner poetischen Ueberspannung jede Rücksicht zu vergessen. Nichts konnte aber weniger vereinigt werden, als Michaelis profane Deutung der heiligen Bücher des A. T. und Herders orientalischer Schwung und seine Begeisterung für die älteste hebräische Poesie, oder Schlözers kalte und trockne, gewissermaßen russische Art von Historie und Herders Manier im Fluge der Phantasie poetisch zu verbinden, was historisch himmelweit auseinander liegt. Mit diesen beiden Männern ging er daher auch übel um. Gegen Michaelis war er in der ältesten Urkunde des Menschen-

geschlechts höchst ungerecht. Dies war ihm um so mehr zu verargen, da er und Michaelis auf einem ganz verschiedenen Felde waren, also ganz gut jeder von ihnen seinen eignen Weg gehen und sie beide in ihrer Art ausgezeichnet sein und bleiben konnten. Schlözer pflegte mit seinen Gegnern sehr unsanft umzugehen, Herders Angriffe in den frankfurter gelehrten Anzeigen setzten ihn gleichwohl in eine solche Wuth, daß er hernach nur noch steifer auf seinem Sinne blieb und die Prosa des Lebens noch eifriger predigte. Herders poetisches Gemüth verfolgte mit Recht die göttinger Prosa, die nur Handgreifliches kennen und nur das unmittelbar Brauchbare dulden wollte, ihm war daher Meiners, was er auch uns zu seyn schien, ein Ideal des Landes Hadeln. Es ging ihm mit den göttinger Herrn gerade wie mit den Orthodoxen, die Letztern wollten nur von der Prosa ihrer Katechismen, die Ersten nur von der Prosa hören, die ihren eigenen Ansichten des Lebens entsprach, oder welche Meiners durch Compilation zusammenbrachte. Herder wollte überall nur Poesie, nur Schöpfungen seiner eignen Phantasie, er befehdete daher ebensowohl die berliner Schule als Lessing und die göttinger Jünglinge, sowohl die hannövrische, als die rechtgläubige Prosa. Das beweiset auch seine älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

Herders Gefühl empörte sich mit Recht gegen die Manier des grundgelehrten Michaelis. Er glaubte, dieser ersticke durch seine mit gemeinen Witzen und Anecdoten, mit Staatswissenschaft und Staatswirthschaft, mit Notizen über alle mögliche Dinge des äußern Lebens untermischte Deutung des A. T. auch noch den letzten Funken von Poesie und Jugendfeuer, der in den Seelen göttinger Theologen übrig seyn möchte. Er setzte daher die älteste Urkunde sowohl der Lehre der alten Orthodoxen als der neuen des göttinger Orakels entgegen, und machte aus den ersten Capiteln des ersten Buchs Mosis eine uralte poetisch philosophische Urkunde oder Allegorie. Seine reiche Phantasie gab ihm auf diese Weise zu einer Zeit, wo jedermann die Bibel modernisirte, um den Volksglauben zu reformiren, ein Mittel, den Volksglauben zu ver-

theidigen und aufrecht zu halten, ohne zu heucheln oder zu sophistisiren, weil er selbst ja von seiner Phantasie eingenommen war und deßhalb andere mächtig fortriß. Er fand daher auch für seine Religionspoesie, die er zur Religionsphilosophie erhob, einen sehr großen Anhang unter denen, welche den Fragmentisten für frivol, Bahrdt für einen Mann ohne Geschmack, die Rationalisten für unbedachtsam und oberflächlich, die Vertheidiger des alten Glaubens für matt und den Forderungen der Zeit und ihrem Bedürfniß entgegenstrebend hielten. Das Buch erschien zu einer Zeit als Herder schon in Verbindung mit Göthe und dessen Freunden an den frankfurter gelehrten Anzeigen gearbeitet und mit ihm die Blätter für deutsche Art und Kunst herausgegeben hatte. In diese Zeit fiel auch seine nähere Verbindung mit vielen Schwärmern und Mystikern. Er selbst blieb in seiner Auffassung des Lebens ganz klar, er wollte nur dem Volksglauben durch eine eigne Art Poesie eine neue Stütze geben. Seine mystischen Verbindungen beschränkten sich darauf, daß er damals seine lange unterbrochene Correspondenz mit Hamann aufs neue begann; daß er durch diesen mit dem durch St. Martins Buch völlig zum Schwärmer gewordenen Claudius in nähere Verbindung gebracht ward; daß er mit Lavater correspondirte; wie er sich vorher mit Göthe der wunderlichen Produkte Jung-Stillings angenommen hatte, blos weil er, wie alle die andern begeisterten Gründer unserer Literatur, jede Originalität zu begünstigen suchten. Es waren jedoch weder die Orthodoxen, noch der verständige Göthe mit der poetischen Urkunde zufrieden.

Wie sich die altgläubige Prosa und die politische Religion, die man in Hannover und in London für Christenthum hielt, ausgab und andern aufzwingen wollte, zu Herders Manier verhielt, sieht man aus einem Briefe, den Heyne schrieb, als er Herdern gern nach Göttingen ziehen wollte, und die hannöverschen Herrn deßhalb erst in London anfragen mußten. Herder hatte damals erst die älteste Urkunde u. s. w., dann auch die Erläuterungen zum N. T. aus einer neu eröff-

neten morgenländischen Quelle und nach diesen die Briefe zweier Brüder Jesu drucken lassen, um sich als Theolog zu beweisen; an diesen Büchern nahm man Anstoß. Es ist der Mühe werth, und für die Charakteristik jener Zeit der Gährung wichtig, von Heyne zu vernehmen, daß ein Mann wie Herder, der stets gegen die Lehre, die man jetzt Rationalismus nennt, sehr heftig eiferte, gleichwohl den Herrn hatte Anstoß geben können. Dies kam daher, daß ihnen die symbolischen Bücher gerade dasselbe für die Religion waren, was ihnen Justinians Gesetzbuch für ihre täglichen Geschäfte seyn mußte. Heyne bedauert nämlich freilich in seinem Briefe an Herder ausdrücklich die Beschränktheit seiner hochgebietenden Herren in Hannover und in London, welche in Religionssachen durchaus nicht weiter sehen wollten, als ihr eigensinniger und beschränkter König, er thut dies aber, wie dies in seiner Art lag, mit einem bedenklichen Achselzucken in Rücksicht der Stelle in Göttingen.

Heyne bemerkt, wie es in Hannover und in London übel aufgenommen worden, daß Herder in den erwähnten Büchern sich gegen zwei Artikel der symbolischen Bücher versündigt habe. Er habe durch die Verwandlung der ersten Capitel des ersten Buchs Mosis in eine Allegorie, den Artikel von der Schöpfung verletzt, und habe gegen den Artikel von der Schrift dadurch gesündigt, daß in er dem Judas, welcher den Brief, der sich im N. T. finde, verfaßt habe, nicht den Apostel erkennen wolle. Was Göthe angeht, so stieß er sich an dem Poetisiren der Geschichte des A. T. aus andern und bessern Gründen und spottete fast eben so sehr über den etwas marktschreierischen Lärm, der über Herders neue Erfindung, die er in der ältesten Urkunde vorgebracht hatte, getrieben wurde, als über Bahrdts Evangelisten im modernen Gewand [25].

---

25) Die Verse über Bahrdt, die dieser keineswegs übel nahm, sind bekannt, was Herder angeht, so wissen die Leser, daß es sich auf ihn bezieht, wenn im Puppenspiel erst der Doctor ruft:

Die Fortsetzung seiner Art poetischer Reform der biblischen Religion verschob dann Herder einige Zeit, versuchte sich in andern Fächern mit Glück und ward in einer ihm fast allein eigenthümlichen und zu verzeihenden Manier Schöpfer einer ganz neuen Art von Poesie, Philosophie und Geschichte. Als Dichter lieferte er damals eins der bedeutendsten Meisterwerke in unserer Sprache, die zwei Bände Nationallieder; als Philosoph bereitete er seiner nachherigen poetischen Philosophie dadurch den Weg, daß seine Beantwortung von zwei aufgegebenen Fragen ihm von der münchner und von der berliner prosaischen Academie den Preis erwarb. Was die beiden Bände Nationallieder angeht, so enthalten sie die beliebtesten und zugleich eigenthümlichsten Lieder der verschiedensten Zeiten von ihm auf eine meisterhafte Weise in ihrem eignen Geiste in die deutsche Sprache übertragen. Er unternahm etwas Aehnliches mit dem Hohenliede Salomonis und bewies bei der Gelegenheit aufs neue, daß ihm mehr an dem Ruhm eines ausgezeichneten Dichters, als an dem eines ächten und frommen Lutheraners liege. Schon der Titel, den er, der doch Prediger war, einem biblischen Buche gab, erinnerte peinlich an Bahrdt, und klang als wenn man profane Leser durch ein profanes Aushängeschild einladen wolle. Dieser Titel lautet: Lied der Liebe, oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlands.

Thut die Lichter aus,
Sind in einem honetten Haus.

Dann der Schattenspielmann:

Lichter weg! Mein Lämpchen nur
Nimmt sich sonst nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames!

Dazu gehört, daß der Schattenspielmann die Schöpfungsgeschichte herleiert, wobei es heißt:

Ach wie sie is alles dunkel,
Finsternis is,
War sie alle wüst und leer,
Hab' sie all' nicks auf dieser Erde gesehe u. s. w.

Das Buch ward in der neuen Gestalt mit Recht als Dichtung bewundert, es wird unter unsere classischen Bücher gerechnet, als ein biblisches Buch wird es aber schwerlich jemand in dieser Gestalt betrachten, sondern um Urtext und Poesie unbekümmert seinen Luther in die Hand nehmen. Herders Eigenthümlichkeit, sein orientalischer Schwung, seine glühende Phantasie und sein immer in den Lüften und in fremden Regionen verweilender Geist mußte daher auch nothwendig jedes Mal scheitern, wenn er sich an das N. T. wagte; dies widerfuhr ihm auch sogar, als er die Offenbarung Johannis zu übersetzen unternahm, welche sich doch von allen andern Büchern des N. T. durch ihren ganz orientalischen Charakter unterscheidet.

Von dieser Uebersetzung, die den Titel hat, Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn war sehr wenig die Rede. Herder fuhr indessen fort, durch eine ganze Anzahl von Büchern seiner poetischen, Altes mit Neuem durch die Phantasie verbindenden, Ansicht der jüdischen und christlichen Lehren und Geschichten Eingang zu verschaffen. Seine Art Christenthum fand besonders unter den höheren Ständen und bei denen Eingang, welche dem Alten zu entgehen wünschten, ohne dem Neuen zu huldigen, oder zu wenig tüchtige Verstandesbildung, zu wenig historische und gelehrte Kenntnisse hatten, um Lessing, Plank, Spittler, Griesbach und Andern folgen zu können. Herder schrieb in dieser Beziehung zunächst seine Briefe über das Studium der Theologie, welche um 1780 und 1781 erschienen. In diesen Büchern ward den jungen Theologen Anweisung gegeben, wie sie zu jener Ansicht ihrer Wissenschaft und ihres geistlichen Berufs gelangen könnten, welche sie nach Herders Meinung abhalten sollte, sich mit Semler als gelehrte Forscher oder mit Bahrdt, Campe und den neuern Erziehern als Prediger des im äußern Leben Brauchbaren anzusehen.

Herders Briefe kamen zur rechten Zeit, denn Semlers Anweisung für junge Theologen war von 1757, also veraltet, und Bahrdt und Campe schrieben die Ihrigen erst, als die in vier

Theilen erschienenen Briefe Herders unglaubliches Aufsehen in Deutschland gemacht hatten, und zum zweitenmale aufgelegt wurden. Herder leitete auch hier mehr zum Fliegen an als zum ruhigen Gehen, er gab in den Briefen zugleich Regel und Muster, immer aber mehr Poesie als Dogmatik und Moral. Die Theologen sollen nach dem Rath, den er in diesen Briefen gibt, mehr den Geist und den Geschmack, als den Verstand und das Gedächtniß bilden; sie sollen, ohne sich auf Disputiren einzulassen, die Glaubenslehre so behandeln, daß ihr Vortrag dem jedesmaligen Culturzustande und der ganzen Richtung ihrer Zeit genau angepaßt sei, und dies soll durch Poesie bewirkt werden. Blos in dieser Beziehung paßt auch Herders Styl in diesen Briefen, der sonst als Lehrstyl durchaus nicht zu empfehlen ist, so originell er sein mag, so sehr der Vortrag durch lebendige Phantasie belebt und durch die eingemischten übersetzten Stücke poetischer Bücher der Bibel unterhaltend gemacht wird.

Dieser Briefe erwähnen wir übrigens nicht wegen der Theologie, deren Geschichte wir nicht schreiben wollen, als weil sich Herder durch dieselben neue Verdienste um die allgemeine Bildung der Nation erwarb, indem er dazu beitrug, einen poetischen, über den äußern Nutzen hinaus strebenden, das Göttliche im Menschen anerkennenden Geist unter den Deutschen zu erhalten. Historiker, Statistiker, Philosophen, wie Meiners und Eberhard, Pädagogen, und theologische Rationalisten drangen darauf, es sollte alle Erziehung ganz und durchaus prosaisch auf einen äußern Zweck und auf unmittelbare Brauchbarkeit gerichtet werden; dem strebte Herder entgegen. Wenn man Bahrdts und Campes gleich hernach erschienene Anweisungen mit den Briefen Herders vergleicht, erkennt man sogleich, wie wohlthätig es war, daß ein Dichter wie er, Poesie unter die Pfarrer warf. Bahrdt und Campe wollen beide den protestantischen Geistlichen zum Volke herunterbringen, nicht das Volk durch ihn heben. Nach ihrer Anweisung soll er in dem Sinn Volkslehrer sein, daß er mit gemeinnützigen, naturhistorischen, physikalischen, ökonomischen

Kenntnissen ausgestattet, für Küche und Keller, Garten und Feld stets fertiger, ökonomischer oder ärztlicher Rathgeber sein könne.

Kurze Zeit nach diesen Briefen schrieb Herder das Buch über den Geist der Hebräischen Poesie, worin aufs neue Poesie und Religion auf die glänzendste Weise verbunden war. Er mißfiel freilich dadurch sehr oft den beiden Theilen, zwischen denen er sich vermittelnd einschob, den einseitig verständigen Neuerern und den unverständig am Alten klebenden Dogmatikern, hatte aber doch einen großen Anhang, bis ihn erst später Kants Philosophie um seinen Einfluß brachte. Theologisch ist eigentlich dieser Geist der hebräischen Poesie nicht, er weckte vielleicht unter Theologen und Exegeten einen poetischen Sinn dies aber wirkte mehrentheils auf ähnliche Weise, wie Herders vorgeblich historische Arbeiten, welche in den jüngern Schriftstellern und im Publikum historisch-philosophischen Sinn zu wecken schienen, im Grunde aber ganz vom historischen Boden wegleiteten. Diese Art hebräischer Poetik vermehrte den Hang unserer leicht vom Leben und der Wirklichkeit auf dem Hippogryphen der Phantasie ins Land der Schwärmer oder Romantiker fliegenden Nation, sich den Träumen des Orientalismus hinzugeben. Herders Geist der hebräischen Poesie lehrte Ueberspannung, er führte an die Gränze eines Gebiets, wo aller Verstand verstummt und die Schwärmerei regiert, dort nahmen Lavater und Jung-Stilling die Seelen in Empfang und führten sie in den Mord. Dies raubt indessen dem Buche, dessen Wirkung ja Herder nicht zu verantworten hatte, nichts von seinem innern Werthe, der von der Art, wie es Buchmacher und eingebildete Genies gebrauchten und anwendeten, keineswegs abhängig gemacht werden darf.

Gleich im ersten Theile des Geistes der hebräischen Poesie findet man eine vortreffliche Anleitung, wie man die Hirtensagen des ersten Buchs Mosis zu entwickeln hat, um zur Erkenntniß der Sitten, Denkart, Poesie irgend eines Urvolks auf siche-

rem Wege zu gelangen. Im zweiten Theile ist man entzückt, von einem Dichter wie Herder (denn für einen Philosophen, Theologen oder Historiker können wir ihn unmöglich erkennen) Anweisung zu erhalten, wie man hebräische Dichter lesen und behandeln, ihre Bilder und Dichtungen entwickeln kann und soll. Er entsagt glücklicherweise in diesem zweiten Theile der dichterisch dialogischen Form des Ersten, welche es allen denen, die nicht mit einer großen Kraft des Einbildungsvermögens begabt sind, oder, was einerlei ist, sich nicht einbilden, daß sie es seyen, unmöglich machte, ihm auf seinem genialen Wege zu folgen. Wir andern sind gewohnt, in Büchern, welche in Prosa geschrieben sind, nicht Spiel der Phantasie, sondern Belehrung des Verstandes zu suchen. Die Letztere zu finden wird auch in den andern Theilen oft sehr schwer, da Herders allmächtige Einbildungskraft und sein schöpferisches Dichtungsvermögen sehr oft die für den Verstand unendlich weit getrennten Gegenstände durch sinnreiche Combination innig verbindet. Er schreibt den Hebräern allein zu, was allen orientalischen Völkern überhaupt eigen ist, verwischt in seiner Phantasie den Unterschied der Zeiten, und vermischt das Alte mit dem Neuen. Dieselbe Kühnheit, seine Phantasie in Sachen des Verstandes aus luftigen Höhen orakeln zu lassen, zeigt sich darin, daß er den alten Offenbarungsglauben mit einer Art Rationalismus verbindet, Gedichte mehr nach seinem besondern Geschmack als nach festem Grundsatz und einer allgemein anerkannten Regel beurtheilt, und sich bei seinen Arbeiten gar zu sehr übereilt. Diese Uebereilung ist in den beiden letzten Theilen des Geistes der hebräischen Poesie sehr merklich.

Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit in vier Theilen, deren Uebersetzung ins Französische in unsern Tagen mit der Verbreitung des jenseit des Rheins wunderlich genug französisch gestalteten deutschen Romanticismus unter den Franzosen verbunden war, behandeln die Geschichte und die philosophische Theologie nach der Manier, wie beide in Herders Phantasie verbunden waren. Wem aber Chateaubriands

oder gar Victor Hugos und Alexander Dümas Schriften verständig und logisch, wem ihre Sprünge und der Aberwitz mancher Stellen schön, wem der wunderliche Pantheismus anderer Romantiker und ihr lächerliches Preisen des Mittelalters natürlich scheint, dem müssen Herders Ideen als Licht in der Finsterniß vorkommen. Die historische Kritik der Herderschen Ideen gehört hierher nicht, wir haben deshalb nur einen Fingerzeig zu geben über ihre Beziehung zu der damals herrschenden, humoristischen, romantischen, hypergenialen Manier, welche jetzt auch in Frankreich herrscht; weitere Belehrung muß man in der Geschichte der deutschen poetischen Literatur suchen. Herders Ideen, abgesehen von der Geschichte, müssen wohl durch die Art der Behandlung der Geschichte, einem Bedürfnisse des großen Publikums entsprechen, und also gut seyn, denn es sind ja unzählige Geschichten in der Manier geschrieben worden. Man hat übrigens bekanntlich die Anwendung der Poesie und Philosophie auf die an sich trocknen Thatsachen in unsern Tagen hie und da viel weiter getrieben, als Herder gethan hat. Gelehrte, die, sey es nun mit Recht oder Unrecht, eine prosaische, verständige nach chronologischen und logischen Gesetzen geordnete und verbundene, also eine der Herderschen gerade entgegengesetzte Geschichte suchen, haben über die Ideen und über alle in ähnlicher Art abgefaßte Geschichten gar kein Urtheil, weil ihnen die poetische oder philosophische Inspiration mangelt, welche erforderlich ist, dergleichen zu schreiben, oder auch nur zu verstehen. Wir wollen die einzelnen Theile flüchtig durchgehen, um zu zeigen, welche neue Art Geschichte Herder durch diese Ideen schuf.

Im ersten Buch schon entscheidet er über Dinge, denen seit seiner Zeit Astronomen, Physiker, Geologen und Ethnographen durch ihre fortschreitende Wissenschaft und durch neuere bessere Erfahrungen ein ganz anderes Ansehen gegeben haben, als er ihnen aus eilig und obenhin gelesenen Büchern, die ihm der Zufall oder eine Empfehlung des Fachgelehrten in die Hand gab, geben konnte. Seinen Zeitgenossen und allen mit den Fächern Unbekannten imponirt er durch die Bestimmtheit und Zuversicht-

lichkeit eines Sehers, mit der er sich in der Sprache orientalischer Propheten über die dunkelsten und schwierigsten Puncte, die sich zum Theil gar nicht ausmachen lassen, ausspricht. Im dritten und vierten Buche schaltet er gebietend auf dem Felde des Naturforschers in Dingen, denen dieser oft ein ganzes Leben widmet, ohne aufs Klare zu kommen, macht dabei den Naturphilosophen und geht endlich auf eine Art Theologie über, die er selbst schafft. Diese Art Theologie, welche daher neulich den von einem Pantheismus eigner Art träumenden französischen Romantikern sehr willkommen war, wird von Herder auf der einen Seite der crassen Rechtgläubigkeit Bossuets, welche die göttliche Vorsehung sich um Hunderte von Völkern und Tausende von Millionen einzelner Menschen gar nicht oder nur gelegentlich bekümmern läßt und den Gang des Weltalls an die Juden knüpft, auf der andern aber auch den wunderlichen Theorien Bonnets und anderer übertrieben frommen Teleologen und Physikotheologen entgegengesetzt. Auf Inspiration auch in den realen und exacten Wissenschaften vertrauend, sucht er nämlich in diesem dritten Buche, auch ohne Naturforscher, oder nur Naturkenner zu seyn, eine Fortbildung oder Stufenleiter der Geschöpfe festzusetzen, was eine unbegränzte Kenntniß aller Naturreiche voraussetzen würde, wenn einer, der die Sache prosaisch nehmen wollte, es auch nur zu versuchen unternähme. Leichter möchte seyn, was er im vierten Buche unternimmt, des Menschen Vernunftfähigkeit aus seiner Organisation herzuleiten; aber Herder wagt sich auch hier über das historische Feld des Nachzuweisenden weit hinaus. Er lehrt, was als Thatsache gewiß genug ist, was aber doch kein Anatom oder Physiolog zu demonstriren, oder gar, wie Herder orakelnd, zu behaupten wagen würde, daß aus des Menschen äußerer Bildung seine Anlage zur Humanität und Religion herzuleiten sey. Diesen Satz kann man aber doch in gewisser Beziehung gelten lassen; wenn er aber auch seine Hoffnung der Unsterblichkeit daher leitet, also aus dem Endlichen Unendliches folgert, so gehört das in die Theologie oder Ascetik. Erst im fünften Buche kommt er endlich auf einen

Schluß aus dem Vorigen, worauf er eine neue theologische Ansicht der Geschichte auf eine ganz andere Manier als Bossuet gründen will. Er will nämlich aus dem Vorigen den Satz herleiten: „Daß der Mensch ein Mittelglied zweier Welten sey."

Schon zur Zeit der ersten Erscheinung der das damalige Publikum vor Entzücken ganz außer sich setzenden Ideen urtheilte ein denkender Naturforscher über den Inhalt dieses ersten Theils kurz und dabei sehr treffend und gründlich: „Die Kühnheit, mit welcher Herder den Anatomen und Naturforschern vorschreibt, was und wie sie untersuchen sollen, nöthigt dem ruhigen Leser ein Lächeln ab." Der zweite Theil oder das sechste bis zehnte Buch, stellt aus flüchtig gelesenen Reisebeschreibungen gesammelte Notizen mit ungemeiner Kühnheit und Phantasie auf dieselbe Weise neue, mit schwülstiger Rede vorgetragene Orakelsprüche zusammen, wie im ersten Theile ähnliche aus den Arbeiten der Naturforscher gemacht waren. In diesem Theile wird die älteste Urkunde des Menschengeschlechts mit vollem orientalischen Schimmer wiederum als Erklärung der ersten Capitel des ersten Buchs Mosis und als uralte, nicht blos als Herdersche Idee aufgeführt. Es werden Wissenschaften, Künste, Regierung von einer Kette der Bildung oder einer Tradition der Urwelt dichterisch und gebietend abgeleitet, ohne daß die Existenz derselben irgendwo *bewiesen* würde. Da Herders Publikum auch in Sachen des Verstandes nach Gründen nicht fragte, oder sie langweilig fand, so ward es ihm leicht, nachdem einmal eine Kette der Traditionen fertig war, die Religion zur ältesten und heiligsten der vielen ererbten Traditionen zu machen. Wenn man hier genau zusieht, so erkennt man leicht, daß die arme Schaar der treugebliebenen Frommen und später Wöllner und die von ihm überall eingesetzten, den symbolischen Büchern getreuen Consistorien sich Herders nicht sehr freuen konnten, sondern vielmehr dafür halten mußten, daß er den verständigen Ketzern Lessings und den Rationalisten gegenüber eine weit zahlreichere Gemeinde von phantastischen Ketzern sammle. Wenn nämlich die Tradition wirklich Quelle der Religion war, so mußte man, wenn man

nicht durch Herders Brille sah, durch die Geschichte unfehlbar zum Pantheismus des Uralterthums gelangen. Unter den ältesten Völkern in Indien, Persien, Aegypten, China, in Mysterien, Symbolen und Cultus ist überall Pantheismus, von Tradition, von Einheit und Persönlichkeit eines christlichen Gottes ist keine Spur.

Herder kannte aber sein Publikum, das sich einbildete, mit ihm zu fliegen, wenn es eigentlich tief unten stand, und mit weit aufstehendem Munde ihn oben fliegen sah, viel zu gut, um sich stören zu lassen, er fliegt daher kühnlich am symbolischen Pantheismus und an dem Feuerdienst, also am indischen und persischen Cultus vorbei auf dem Pegasus seiner Tradition unmittelbar zu Moses herüber. Dieser Uebergang hat einige Aehnlichkeit mit der poetischen Manier, wie Dante in seinem Gedicht, am Teufel herunter und doch zugleich heraufsteigend, sich durch einen Gnadenstoß Virgils über den Schwerpunct der Erde und der Hölle hinaus ins Purgatorium bringt. Herder weiß sich des übrigen orientalischen Ballasts bei dieser Gelegenheit geschickt zu entladen und geht, nachdem er vorher Alles, was auf die geistige Natur des Menschen Bezug hat, von einer Urtradition hergeleitet, alle Traditionen, welche unstreitig historisch älter sind, als Mosis Bücher, auf eine solche Weise durch, daß er am Ende die andern los wird, und nur die Eine findet, die er finden will.

Er selbst hatte in einem andern Werke mit der ihm eignen Uebertreibung den Zend Avesta, als Urkunde und Quelle der heiligsten Tradition gepriesen, das Alles wird hier in den Schatten geschoben und Moses allen denen, die aus dem Dunkel Herders leuchtendem Schauspiele zusehen, mit einem Perlenschmuck der neuesten Wissenschaft bekleidet, vorgestellt. Es wird die ganze neuere Naturforschung unserer Zeit, so weit seine natürlich sehr mangelhafte Erkenntniß derselben reicht, in die Mosaische Schöpfungsgeschichte gelegt, die für ihn dann in diesem Sinn eine Offenbarung ist. Wie dreist er dabei der Rechtgläubigkeit und dem Wortsinne zum Trotz zu verfahren wagt,

zeigt er dadurch, daß er das „Es werde Licht" der mosaischen Urkunde zum Behuf der geologischen Offenbarung, die er in seinem Text findet, im Sinne der Parsen oder Feueranbeter deutet. Es wird nach ihm unter dem Worte Licht ein, Gott weiß, welches, Elementarfeuer verstanden, welches die Natur der Dinge zum Entstehen gebracht und ausgebildet habe.

Diese Andeutungen reichen hin, die Stelle zu bezeichnen, welche Herder unter den großen Männern einnimmt, denen unsere Nation im achtzehnten Jahrhundert eine neue Bildung und ein neues Leben verdankte. Es wird leicht seyn, aus den angeführten Zügen, die wir ausgemachte Thatsachen nennen würden, die Bedeutung, welche die vielen weit verbreiteten, mit Begeisterung geschriebenen und von Begeisterten gelesenen Schriften Herders für seine Zeit hatten, zu bestimmen und die Art ihrer Wirkung anzugeben, ohne daß wir dabei länger verweilen. In der folgenden Periode erst werden wir angeben können, welche Stellung Herder erhielt, als Kants Philosophie sich verbreitete, und er, während Göthe und Schiller die neue Philosophie freudig begrüßten, ohne darum jedoch Kantianer zu werden, sich mächtig genug glaubte, dem Strom entgegen zu schwimmen. Seit der Zeit ward sein Verhältniß zur Literatur gänzlich verändert.

Wir glauben zunächst neben Herder Lavater erwähnen zu müssen, weil beide einander lobten und empfahlen. In der That hatte ihre Manier und Wirksamkeit einige Aehnlichkeit, doch hatten sie ganz verschiedene Menschenklassen im Auge und stimmten durch ihre Schriften ganz verschiedene Personen zur religiösen Begeisterung. Herders Publikum bestand aus der gebildeten Classe, aus allen denjenigen, die den alten Glauben in der Gestalt, wie ihn die Göze und Ihresgleichen predigten, nicht mehr verdauen, aber doch auch nicht über sich erhalten konnten, den Formen, die sie in der Jugend erlernt hatten, förmlich zu entsagen, die also gern etwas dem alten Glauben Analoges, aber eigentlich doch ganz Neues unter den alten Formeln zu begreifen, lernen wollten. Lavater dagegen war das Orakel aller derer, welche die herrschende Empfindsamkeit

der von Werther und Siegwart geschmolzenen Seelen entweder mit religiöser Schwärmerei verbinden wollten, wie Klopstocks Freunde, oder auch religiöse Schwärmerei an die Stelle der empfindelnden setzen, wie diejenigen, deren Apostel Jung-Stilling ward.

Lavaters erstes Auftreten ist schon in der vorigen Periode ausführlich erwähnt worden. Wir finden ihn daher in dieser Periode schon als einen der berühmtesten Männer der Zeit, der von verschiedenen Seiten her und durch ganz verschiedene Eigenschaften einen bedeutenden Einfluß auf seine Landsleute und auf ganz Deutschland übte. Lavater ward als Prediger und Dichter und Schriftsteller in der von Klopstocks Freunden bewunderten affectirt-geistreichen, sentimental-declamatorischen Manier berühmt [26]). Er ward früh mit aller Welt befreundet und war eben so eitel, wenn auch nicht so hochmüthig, als sein Freund und Landsmann Zimmermann in Hannover, der sehr viel dazu beitrug, ihm unter seinen vielen vornehmen Freunden einen Namen zu verschaffen. Zimmermann war Leibarzt in Hannover, mit seiner Geschicklichkeit als Arzt haben wir hier nichts zu thun, gewiß ist aber, daß er meisterhaft verstand, Alles, was ihm an eigentlicher medicinischer Wissenschaft abgehen mochte, durch Scharlatanismus zu ersetzen. Auf diese Weise hatte er sich auch in den schönen Wissenschaften und in der damals beliebten Popularphilosophie, worin jedermann pfuschen konnte, durch harte Schweizerprosa, mit Bombast untermischt, einen Ruhm erworben. Als er in der vornehmen Welt einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, machte er es, wie es Seinesgleichen überall und zu allen Zeiten zu machen pflegen, er posaunte seinen Freund Lavater und dieser ihn aus, und beide waren bald überall be-

26) Da wir voraussetzen, daß Gervinus Geschichte der deutschen poetischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen unserer Leser sey, so vermeiden wir, hier dasjenige zu wiederholen, was dort vortrefflich gesagt ist. Wir deuten daher auch Lavaters Wirksamkeit, wie die der Humoristen, Kraftgenies, Jung-Stillings und anderer nur leise an, weil Gervinus Alles, was man darüber wissen muß, sehr ausführlich und gründlich gesagt hat.

rühmt und Orakel der Art Leute, welche gewohnt sind, gewissen Auctoritäten blindlings zu folgen. Lavater redete nie anders, als im Prophetentone, weil er gewohnt war, seine Einfälle als göttliche Eingebungen zu betrachten, und Zimmermanns Hochmuth ließ ihn nie an der Unfehlbarkeit seiner Aussprüche den geringsten Zweifel hegen.

Die innige Verbindung zwischen Zimmermann und Lavater brachte damals den Letztern als Erfinder einer neuen Wissenschaft in Ruf, welche in unsern Tagen der Craniologie und Phrenologie hat weichen müssen, sobald sich für diese ähnliche Phräsenmacher fanden, als Lavater war. Diese Wissenschaft war keine andere, als die Physiognomik, die von aller Welt von jeher und zu allen Zeiten zwar empirisch betrieben ward und noch betrieben wird, aber doch immer nur als vermuthende oder errathende Uebung, welche aber Lavater zum Range einer unfehlbaren, prophetischen Wissenschaft erheben wollte. Um eine solche an Magnetismus und Scharlatanismus nahe gränzende, den medicinischen Wissenschaften verwandte, Wissenschaft emporzubringen, war Zimmermann am besten geeignet. Er war Arzt der vornehmen Welt und ward von allen Höfen consultirt, er ward vieler Orden Ritter und war vieler Academien Mitglied, er war also am besten geeignet, um durch den Wind, den er gemacht hatte, und wodurch er, wie Voltaire Correspondent der Kaiserin Catharina geworden war, auch andere Luftschiffer emporzuheben. Lavater war allen den Großen, welche den Schein der Frömmigkeit um so mehr lieben, je weiter sie von der Sache selbst entfernt sind, als genialer Schwärmer theuer und werth; er fand daher, als er ihnen auf dieselbe Weise, wie Basedow, für ihr Geld prächtige Bilder und eine neue Wissenschaft anbot, Unterstützung genug. Lavater, wie Basedow, forderte alle Welt auf, sich der von ihm erfundenen, für die Menschheit ganz unentbehrlichen Wissenschaft anzunehmen, beide machten ihre Wissenschaft und durch diese die Menschheit von einem von ihnen herauszugebenden Prachtwerke abhängig.

und Lavater fand für seine Physiognomik, wie Basedow für sein Elementarwerk, zahlreiche Subscribenten.

Was die Physiognomik angeht, so konnte die Welt der Salons dabei, wie bei Magnetismus, bei Craniologie, Phrenologie und Wassereur, die Scharlatanerie der Wunderthäter und Debitanten unerhörter Weisheit vom Begründeten und Reellen um so weniger unterscheiden, als sich gewöhnlich sehr geschickte und angesehene Modeschwätzer und Declamatoren solcher Sachen annehmen. Beide, Zimmermann und Lavater, verstanden jeder auf seine Weise vortrefflich zu prahlen und zu pochen, und ihrem Kupfer durch ganz dünne Vergoldung das Ansehen des ächten Goldes zu geben, sie gingen daher auch bei der Verbreitung einer Wissenschaft, die ihren Zwecken so gut entsprach, brüderlich Hand in Hand. Uebrigens verkündigte Lavater das physiognomische Evangelium zuerst seinen zürcher Pfarrkindern, und schien anfangs erschrocken, als es Zimmermann auf seinem deutschen Markte ausschrie, war aber hernach entzückt, als er sah, daß alle, die sich um Zimmermanns Bühne sammelten, sich auch zum Wunderdoctor Lavater bekehrten. Der Pfarrer Lavater las nämlich seinen Zürchern in ihrer naturforschenden Gesellschaft einen Aufsatz vor, worin er in seiner alle Dinge übertreibenden Manier schwülstig, wie der Geschmack der Zeit und besonders der der Freunde Lavaters in Süd- und Norddeutschland war, von der Physiognomik handelte. Diesen ihm mitgetheilten Aufsatz ließ Zimmermann den sämmtlichen, zahlreichen Bewunderern, welche der zürcher Prophet in Norddeutschland hatte im Februar 1772 im hannöverschen Magazin mittheilen. Lavater drückte Anfangs einige Besorgniß aus, die frommen Seelen in Norddeutschland, welche die poetische Prosa seiner Aussichten in die Ewigkeit bewunderten und ihn als Propheten verehrten, möchten an dem, was Zimmermann bekannt gemacht, als an einem Dinge profaner Natur, Anstoß nehmen, er merkte aber kaum, daß die Sache Effect machte, als er sich eines Bessern besann.

Lavater ließ, als er sah, daß sein Aufsatz in Deutschland

Lärm machte, nicht blos die von Zimmermann bekannt gemachte Vorlesung als ein eignes Buch drucken, sondern fügte auch noch einen zweiten Theil hinzu, worin er mit dem ganz fertigen summarischen Entwurf seiner ganzen Wissenschaft hervorkam. In diesem zweiten Theile seines Aufsatzes tritt er ganz entschieden als Seher auf, denn er erklärt: die alte allen Menschen bekannte Erfahrung, daß man aus den Zügen des Gesichts Eigenschaften des Geistes und Herzens errathen könne, sey nunmehr von ihm zu einer unfehlbaren Wissenschaft erhoben worden, vermöge deren man aus den Zügen und aus dem ganzen Aeußern jedes Menschen Charakter und Wesen desselben unfehlbar erkennen könne. Er verwandelt seine neue Erfindung in eine systematische Lehre, deren erster Theil das begreifen soll, was er empirische Physiognomik nennt. Dem zweiten Theil giebt er den Namen, theoretische oder transcendentale Physiognomik, welche die Ursachen und Gründe der Erscheinung nachweise, oder den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem innern Charakter und dem äußern Ausdruck erkläre. Lavaters Buch ward als Prospectus seines großen, mit Kupfern und aller möglichen typographischen Pracht auszustattenden Werks von ihm, von seinem Zimmermann und ihren zahlreichen Freunden überall unter den Reichen, unter den damals sehr zahlreichen Ueberspannten, unter den Damen verbreitet und die Subscription auf das große Werk hatte gleichen Fortgang mit der auf Basedows Elementarwerk. Nicht blos in Deutschland, sondern auch in Dänemark, Frankreich, Schweden, in Rußland, schon um der Kaiserin willen, und sonst überall, wo Phantasie und ihre willkührlichen, jedes logische Gesetz verschmähenden Gebilde mehr galten, als mathematische Strenge und ruhige besonnene Prüfung, unterschrieb man eifrig und schickte dem Seher, in dessen Werk man als Kupfer oder Vignette gern unter den hohen, den edlen, den göttlichen Gesichtern glänzen wollte, Portraits oder Silhouetten nach Zürich oder pilgerte selbst dahin.

Ehe wir anführen, was ein großer Mathematiker und

Physiker, der größte Satyriker der Deutschen, gegen die neue Wissenschaft vorgebracht hat, wollen wir ein glänzendes Zeugniß zu Gunsten der Erfindung Lavaters und seines Buchs anführen. Dies wird alle die über Lichtenbergs Spott trösten, denen eine gedruckte Rezension, oder ein berühmter Name die höchste Anctorität ist. Die geistreiche Frau Düdevant, gewöhnlich George Sand genannt, bekam nämlich neulich auf einer Reise zufällig Lavaters großes Werk in die Hand und schildert uns in ihrem vorzüglichsten Buch, den Briefen eines Reisenden, ihre Bewunderung auf eine meisterhafte Weise. Wenn man Lavater und seine Physiognomik gern gepriesen hört, so muß man lesen, wie überrascht und erstaunt die geniale Frau war, deren Urtheil um so unbefangener ist, als ihre religiösen Meinungen gerade das Gegentheil von den lavaterschen sind, und als sie von Lavater selbst nichts wußte. Man kann von ihr am besten lernen, wie geniale, von der Phantasie beherrschte Leute urtheilen, und sich daraus erklären, wie Lavaters Declamationen und Exclamationen, seine Kupfer und ihre Deutung auf seine Zeitgenossen einen so mächtigen Eindruck machen konnten, daß Lichtenberg und alle Verständigen der Mühe werth hielten, sich mit aller Gewalt dagegen zu erheben.

Von Lavaters angekündigtem Prachtwerke mit stolz bescheidenem Titel erschienen 1775 und 1776 die beiden ersten Bände und bis 1778 waren alle vier Bände ausgegeben. Der Titel lautet: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe. Das Format ist das größte Quart, viele und vortreffliche Kupfer und Vignetten zieren das Werk, welches durch Papier und typographische Pracht Alles übertraf, was die deutsche Presse bis dahin geleistet hatte. So viel sich auch für und gegen Physiognomik sagen läßt, so ist doch klar, daß Lavater nicht der Mann war, der die Divination, welche man allenfalls dem geschickten Deuter der menschlichen Gesichtszüge, wie einst dem römischen Deuter der Eingeweide der Opferthiere, zutrauen möchte, zu einer Wissenschaft hätte erheben können, dazu fehl-

ten ihm die zwei ersten Eigenschaften. Die erste Eigenschaft desjenigen, der eine Wissenschaft auf Erfahrungen gründen will, ist die Gabe bescheiden und ruhig zu beobachten, damit hängt die zweite genau zusammen, daß er nämlich im Stande sey, einen streng logisch geordneten und in bestimmten und klaren Worten ausgesprochenen Vortrag über das Beobachtete und über den Zusammenhang desselben zu halten oder niederzuschreiben. Lavaters Manier ist aber die theologische derer, die im Namen Gottes zu uns zu reden sich unterstehen, oder die der philosophischen und überschwänglich genialen Schulen, welche seit Herders Zeit sich so hoch über Alles stellten, daß sie aus den Wolken herab Machtsprüche statt Gründe und vornehme Verachtung statt Widerlegung herabschleudern konnten. Dieses Tons, der auch Lavaters scheinbar christlich demüthigen Schriften auszeichnet, bedienen sich sonderbarer Weise in der Politik die Absolutisten und Carlisten unter den ganz blinden Verfechtern des Alten eben so dreist, als die wüthenden Demokraten aus Marats Schule; in der Theologie die blinden Papisten, Schwärmer, wie Lavater und die Pietisten, gleich den dürren Moralisten wie Nicolai, oder den frechen Spöttern aus Voltaires und Diderots Schule. Alle diese Gattungen von Menschen verzweifeln gleich vorn herein an ihren Gründen, und weil sie nur durch Machtsprüche regieren wollen, so sind sie nur denen, welche diesen gehorchen, süß, allen andern sauer und bitter. Jeder, der nicht unbedingt ihnen nachspricht, wird sogleich für unfähig erklärt, über ihre Behauptungen zu urtheilen, weil diese viel zu hoch seyen, als daß sein beschränkter Geist dahin reiche.

Weil diese Manier, den Gegner durch den Schwulst hochtrabender Rede todtzuschlagen, von der leider! auch Herder nicht ganz frei war, seit Lavaters Physiognomik, trotz alles Spotts, womit Lichtenberg die ganze Manier überschüttete, herrschend ward und noch heutiges Tages nicht abgenutzt ist, so wollen wir durch einige Stellen deutlich machen, auf welche Weise Lavater den Schwulst und den lächerlichen Ton einführte,

dessen sich hernach alle Vernunftshasser bedienten. Wir wählen nur eine Stelle ganz auf den Zufall, da durch alle vier Quartanten dieselbe Sprache und derselbe Ton herrscht. An dieser Stelle (1. Thl. S. 171.) werden alle diejenigen aufgezählt, die der neuen, allen Menschen unentbehrlichen, Wissenschaft unwürdig und unfähig sind und bleiben. Da heißt es dann: „Wer in Bodmers Arche (die, wohl zu merken, damals schon längst auf dem Gebirge Ararat gescheitert war) keinen Ort findet, wo sein Fuß ruhen könne, in Klopstocks Aposteln nicht die edelste Menschheit, in seinem Eloah nicht den Erzengel, in seinem Christus bei Samma nicht den Gottmensch fühlt; wem Göthe nur witzig, Herder nur dunkel, Haller nur hart ist — und auf diese Weise wird noch einige Zeit hindurch fortgefahren, um am Ende zu sagen, daß alle solche der Lavaterschen Wissenschaft unfähig seyen [27]). Die burleske Manier, wie Lavater im Orakelton über sein Werk und über dessen Kupfer und Vignetten einen Strom bombastischer Rede ausgoß, den seiner Zeit alle genialen Menschen, alle zartfühlenden Seelen entzückend schön fanden, hat, bei Gelegenheit der unten angeführten Stelle aus der Einleitung, Lichtenberg durch einen Spott, den wir ebenfalls beifügen [28]), hervorgehoben.

---

27) Diese Stelle persiflirte hernach Lichtenberg in seiner Erklärung der Silhouette vom Sauschwanz, dessen Biegungen er, wie Lavater die Züge seiner Gesichter, mit Buchstaben bezeichnet hatte. Lichtenbergs Anfang lautet: Wenn du in diesem Schwanz nicht siehest, lieber Leser, den Teufel in Sauheit (obgleich hoher Schweinsdrang bei a ist), nicht erkennst den Schrecken Israels in e, nicht mit den Augen riechst, als hättest du die Nase darin, den niedern Schlamm, in dem es aufwuchs bei d, und nicht zu treten scheinst in den Abstoß der Natur und den Abschen aller Zeiten und Völker, der sein Element war — so mache mein Buch zu, so bist du für die Physiognomik verloren. Dieses Schwein, sonst gebornes Ur-Genie, luderte Tage lang im Schlamm hin u. s. w.

28) Die Physiognomik, sagt Lavater in seinem Bombast, reißt Herzen zu Herzen, sie allein stiftet die dauerhaftesten Freundschaften. Auf keinem unumstößlicheren Grunde, keinem festeren Felsen kann die Freundschaft ruhen, als auf der Wölbung einer Stirn, dem Rücken einer Nase, dem Umriß eines Mundes, dem Blick eines Auges u. s. w. An einer andern Stelle endigt die

Die Großen der Erde schickten ihm indessen ihre Silhouetten und Bilder, um Ideale der Tugend zu werden, denn an Schönheit fehlte es bekanntlich vielen in der Geschichte, nicht gerade wegen ihrer Tugenden berühmten, Personen durchaus nicht. Man denke unter den Begünstigten der Monarchie an Orloff und die Herzogin von Dino (Talleyrand), unter den Begünstigten der Demokratie an die Theroigne de Mericourt; Lavater konnte daher Vorzüge und Tugenden genug austheilen, was auch nicht unterblieb. In Lavaters Buche fanden sich eine große Anzahl von Bildern lebender Personen aus allen Gegenden, es ward der Welt im Orakelton der Zusammenhang des Charakters der Begünstigten mit ihrer äußern Bildung wissenschaftlich entwickelt. Alle, die man gewinnen wollte oder ge-

---

Erscheinung zweier häßlichen Vaganten auf eine höchst burleske Weise den physiognomischen Traum, den er in lächerlicher poetischer Prosa geschildert hat. „Wonnevoll, vor einem Beete der herrlichsten Blumen u. s. w. In diesem süßen Gefühl stieg ich in meinen Gedanken zur lebendigen Thierschönheit und so fort zum Menschen empor. Ein herrlich Menschenbild war vor meiner Stirne, das mein Herz mit hoher Wonne umfing. — Ein Geräusch unterbrach mich. — Gott! Mit welchem Wehmuthsschrecken traf mich das Bild! Ich sah zwei Ideale von Landstreichern!!“ Diese Manier, angewendet auf Lavaters Declamation über Silhouetten der Leute, die er ausposaunen wollte, verspottet Lichtenberg sehr bitter in der Erklärung über den englischen Doggenschwanz. „Der du mit menschlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängst, beginnt er, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinführst, lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen. Durchaus nichts weichlich „hundselndes, nicht damenschöpfigtes zuckerndes“, mausknapperndes winziges Wesen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges bedächtiges, kraftherbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen zwischen den Beinen und hühnerhündischer, wildwitternder, ängstlicher, unschlüssiger Horizontalität. Stürbe der Mensch aus, wahrlich, der Scepter der Erde fiele an diese Schwänze. Wer fühlt nicht an hohe menschliche Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a. An Lage, wie nach der Erde, an Bedeutung, wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinst dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerei warmen Dieners und verleihe ihm einen, wie B u. s. w.

wommen hatte, erhielten ihren Antheil an Lavaters Ausrufungen. Ganz Deutschland war erfreut, zu erfahren, daß es so viele seelenvolle Gesichter, so viele edle Menschen in seinem Schooße ernähre, daß die vornehmen Leute, die ihr Bild geschickt hatten, Muster der Tugend, Genies, alle zusammen unschätzbare Männer und Frauen wären, und als solche durch Lavaters Commentar über ihre Bilder aller Welt bekannt werden sollten.

Die neue Wissenschaft und Lavaters Manier, sie zu verbreiten und geltend zu machen, ward bald herrschend wie die Siegwartsche Gefühlsamkeit. Man konnte sogar in Niedersachsen, welches stets von göttinger Prosa und hannöverischer praktischer Klugheit gekühlt ward, die Anhänger der heißen züricher Schule zu tausenden zählen; dies veranlaßte eine für unsere Literatur höchst merkwürdige Opposition. Die Opposition des geistreichsten und witzigsten unter den deutschen wissenschaftlichen Männern des achtzehnten Jahrhunderts gegen Zimmermanns Obscurantismus und Servilismus und gegen Lavaters Schwärmerei ist auch dadurch wichtig, daß die ächte Satyre bei der Gelegenheit in Deutschland einheimisch ward. Bis dahin verstand man nur schlechte Witze zu machen und grob zu schimpfen, wie denn auch Zimmermann Lichtenbergs Satyre blos mit elendem Schimpfen und Schmähen beantwortete. Lichtenberg war ein Geistesverwandter Hogarths, als dessen Erklärer er sich unter unsern ausgezeichnetsten Schriftstellern durch kleine aber witzige Arbeiten berühmt machte, während er zugleich als gründlicher Kenner und Lobredner Shakespeares viel dazu beitrug, die Deutschen auf die conventionelle Flachheit und Künstelei des französischen, von uns adoptirten Drama aufmerksam zu machen. Sein kaltes, weder strengen sittlichen Grundsätzen, noch einem tiefen religiösen Gefühl fortdauernd, wenn auch wohl von Zeit zu Zeit, gehorchendes Wesen machte ihn ganz geeignet, den Unsinn der Sentimentalität, der Schwärmerei und des Bombasts jener Zeit mit seinem scharfen und treffenden Witz auszubeizen.

Lichtenberg zeichnet sich vor allen deutschen Gelehrten, die mit ihm sowohl in mathematischen und physikalischen als in belletristischen Wissenschaften etwa können verglichen werden, ganz vorzüglich dadurch aus, daß er nie Mißbrauch von seinem Ruhme gemacht hat. Das heißt, er hat nie, was doch selbst Göthe und Schiller, wie aus ihrem Briefwechsel hervorgeht, nicht unter ihrer Würde hielten, und was Herder, wie die Masse seiner Schriften beweiset, ganz in der Ordnung fand, auf das lesende Publikum buchhändlerisch speculirt. Er schrieb nicht viele und dicke Bücher, er affectirte nicht, je nachdem es die Zeit forderte, bald speculative Philosophie, bald Frömmigkeit und Vielwisserei und wunderliche Empfindsamkeit, wie die andern Verfertiger witziger Bücher und Romane; er gebehrdete sich daher auch nie wie die sogenannten Humoristen, als wäre er halbnärrisch, und redete nie, wie diese, eine unverständliche Sprache. Wir müssen seines Kampfs mit den zahlreichen Phantasten seiner Zeit hier um so mehr gedenken, als aus der Geschichte desselben, besonders aber aus seinen eignen Abhandlungen hervorgeht, bis zu welchem unglaublichen Grade das deutsche Publikum und seine Literatur von jeher ein Spielwerk der Scharlatans und Kameradschaften war, welche sich Einer den Andern loben, in Zeitungen und Journalen ausposaunen — aber sich auch doch glücklicherweise wieder befehden. Konnte doch gegen die eitle Bande schreiender Schwärmer und Empfindler selbst ein großer Geist, wie Lichtenberg, nicht durchdringen, sondern mußte sich von einem hochmüthigen Apostel der Servilität, der weder eines gesunden und verständigen Gedankens, noch eines erträglichen Styls fähig war, vom elenden Zimmermann, im deutschen Museum einen Calendermacher, Knips und dergleichen schimpfen lassen. Der Zusammenhang der Lichtenbergschen Satyre mit dem Lärm, den am Ende des siebenten Jahrzehnts des Jahrhunderts Physiognomiker, Magnetiseurs, Gaßner und Cagliostro in Deutschland machten, ist übrigens folgender:

Lichtenberg hatte im September 1777 die Herausgabe des durch Kupferchen und durch kleine witzige Aufsätze unter seiner Redaction hernach sehr ausgezeichneten göttinger Taschenkalenders übernommen, welche vorher sein Vorgänger in der Professur der Physik, Erxleben, gehabt hatte. Er eröffnete die neue Reihe dieser Taschenkalender mit einer sehr feinen satyrisch-philosophischen, aber alle Phrasen Lavaters und Zimmermanns völlig zermalmenden Abhandlung gegen die Physiognomik als Wissenschaft betrachtet, wie sie Lavater und Zimmermann den Deutschen aufhängen wollten. Er erklärt ausdrücklich in der Vorrede zum besonderen Abdruck der Abhandlung, den er im Januar 1778 herausgab, es sey keineswegs seine Absicht, ein bekanntes weitläuftiges Werk zu widerlegen. Wer dieses thun wolle, müßte es wenigstens nicht in Sedez bei einem Publikum unternehmen, bei welchem groß Quart so viel sey als Demonstration. Ich wollte nur, setzt er hinzu, einigen gefährlichen Folgerungen begegnen, die schon hie und da von Jünglingen und Matronen aus diesem Werke gezogen zu werden anfangen. Ich wollte hindern, daß man nicht zur Beförderung von Menschenliebe physiognomisirte, wie man ehemals zur Beförderung der Liebe Gottes sengte und brennte. In der spätern Erwiederung Lichtenbergs auf Zimmermanns Grobheiten, welche dieser den, wie Lichtenberg sich ausdrückt, von ihm aus Berlin verschriebenen Gedanken Moses Mendelsohns vorausschickte, giebt er vortreffliche Aufschlüsse über deutsches literarisches Leben, wie es damals war und auch jetzt wieder zu werden scheint.

„Meine Leser,“ sagt er dort, „müssen schlechterdings keine Namen ansehen; die sind nichts. Man muß nicht, wie ein französischer Abbé und ein englischer Clerk darauf sehen, w e r etwas sagt, sondern w a s er sagt. In Deutschland ist ja ohnedem bei dem eingerissenen Journal- und Zeitungs-Lesegeist der Ruhm eines schönen Schriftstellers das schnödeste Gut der Erde. Mit etwas Correspondenz, panegyrischen Prachtbriefen und einem schicklichen Wiederräuchern des Räucherers erwerben sich tausende eine Ehrenwache vor ihr Häuschen und den Namen eines schö-

nen Geistes. Am Ende ist das blos Keller-Esels Glück. Auch die heißen Tausendfüße und haben eigentlich nur vierzehn. Das macht, der Eine kann nicht zählen, der Andere sieht nicht ein, warum er zählen soll, und der Dritte mag des verhenkerten Füßelns wegen nicht zählen. Der Naturforscher, der indessen gezählt hat, sitzt still, ändert wohl gar den Sprachgebrauch nicht einmal und denkt im Herzen: Der Tausendfuß hat nur vierzehn Füße."

Soviel haben wir jetzt glücklicherweise gewonnen, daß man in unsern Zeiten keinen Begriff mehr davon hat, bis zu welchem Grade gutmüthige Deutsche, um nichts Schlimmeres zu sagen, im achtzehnten Jahrhundert ein Spiel der elenden Künste solcher Leute, wie Zimmermann waren. Solche Leute drängten sich an Friedrich und an Catharina, an alle Fürsten und Großen, sprachen und schrieben französisch, ließen ihre Silhouetten und Portraits von Lavater mit Bombast überschütten und waren als die Zierde ihres Landes geachtet. Lichtenberg hatte daher ein unsterblich Verdienst, als er dem Publikum die Augen darüber öffnete, wie schändlich man seine Vorurtheile und seine Einfalt mißbrauche. Bis zu welchem Grade man die dem Deutschen angeborne Bewunderung des Vornehmen mißbrauchte, wird man unter dem Text aus der Stelle eines Buches sehen, in welchem Marcard seinen Protektor Zimmermann als Wunder der Welt preiset [29]. Zimmermann erkannte wohl, daß er sich mit Lichtenberg auf einen Streit mit Gründen nicht einlassen dürfte, hatte aber erfahren, daß Moses Mendelsohn Einiges zu Gunsten der Physiognomik, jedoch weder für Lavater noch gegen

---

29) Zimmermanns Verhältnisse mit der Kaiserin Catharina II. und mit dem Herrn Weikard. Nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin von H. M. Marcard, Leibmedicus in Oldenburg und erstem Arzt in Pyrmont. Bremen, bei Carl Seyffert. 1803. 396 S. 8. Ein servileres und auf eine ganz gemeine Ansicht menschlicher Verhältnisse schamloser pochendes Buch wird man schwerlich lesen können; allein man wird auch daraus sehen, welche Auctorität für jene Zeiten Gunst der Großen und leerer Ruhm war. Hauptzeuge für Zimmermann ist nach dem Doctor — Orlof.

Lichtenberg gesagt habe, er ließ sich, wie es Lichtenberg ausdrückt, diese Gründe aus Berlin kommen und im Märzhefte des deutschen Museums von 1778 abdrucken. Den dort (März, S. 185—195) abgedruckten vier Seiten aus Mendelsohns Aufsatze schickt der hochmüthige, hofdienende Berner zwei Seiten „voll Grobheiten und Ungezogenheiten gegen Lichtenberg als Einleitung voraus, die so schlecht, so gemein und schülerhaft abgefaßt sind, daß, wer sie jetzt lieset, nicht begreift, wie ein Mann, der auch nur zwei Seiten so schreiben konnte, zu seiner Zeit so berühmt geworden war. Die Blätter Zimmermanns beantwortete Lichtenberg im Juli in einem ganz kurzen satyrischen Brief, der durch seinen meisterhaften Witz in Beziehung auf deutsches Vornehmthun, auf das Prahlen mit erschlichenem Ruhm, auf Titel, auf Orden, auf erschmeichelte Gunst der Orlofs und der Großen aller Art und auf Einfluß an Höfen eben so merkwürdig ist, als Lessings Antigöze in Beziehung auf protestantisches Pfaffenthum. Dieser Brief und die fliegenden Blätter Lessings gegen Göze sind das Heftigste, was die deutsche Sprache in der Gattung der gegen einzelne Personen gerichteten Beredsamkeit und bitterer Ironie (in der Rhetorik Invective genannt), die sich gleichwohl des eigentlichen Schimpfens enthält, hervorgebracht hat. Es sind zwei ganz verschiedene Arten von Styl und von schneidender Rede, welche Lichtenberg und Lessing gebrauchen, beide vollendet in ihrer Art. Unsere Sprache erhielt also fast zu gleicher Zeit, in ganz verschiedenem Style, Herders obengenannte prosaische Schriften, Göthes Werther, Lessings eilf Antigöze, und Lichtenbergs polemische Satyren gegen Lavaters Manier und gegen Zimmermanns Person. Daß Lichtenberg so wenig als Lessing den Hang der Deutschen sich servil anzudrängen, oder sich gängeln und durch Namen täuschen zu lassen, ändern konnte, begreift jeder, der der Menschen Natur kennt. Wir sehen in Deutschland, wie in Paris und London, noch alle Tage, wie man immer fortfährt, nach tönenden Phrasen, nach Journalen, Zeitungen, Orden, Titeln und Bekanntschaften den Werth der Menschen zu bestimmen, und wie man tobenden Zeloten blinden Glau=

den schenkt. Lessings und Lichtenbergs Schriften hatten das Schicksal aller wahren Weisheit. Haben doch auch die Schriften der Propheten und Apostel das Menschengeschlecht nicht auf dem Wege des Heils erhalten können!

Lichtenberg spricht in diesem Briefe von Moses Mendelssohns Abhandlung mit der größten Achtung und zermalmt blos Zimmermann wegen der groben einleitenden Worte. Er sagt sehr witzig, die Abhandlung mit der Einleitung verbunden, habe auf ihn einen Eindruck gemacht, den er früher in seinem Leben nur einmal empfunden, als man ihm nämlich einen Psalter in die Hand gegeben habe, dem die Geschichte des Till Eulenspiegel vorgebunden gewesen sey. Er fügt dann hinzu, daß ihn Mendelssohns Aufsatz gar nicht angehe, da er ja nicht die Physiognomik an sich, die jeder Mensch mehr oder weniger empirisch treibe und treiben müsse, habe bestreiten wollen, sondern nur des unwissenschaftlichen Lavaters vorgebliche Wissenschaft, oder vielmehr seine prophetisch sentimentalen Declamationen. Zimmermann hatte schon vorher Lavater so lange angetrieben, bis er im Aprilstück des Museums seine Sache ebenfalls vertheidigte, doch nicht in Zimmermanns Manier, sondern in der Seinigen, das heißt, nicht süß und nicht sauer, sondern aus beidem abwechselnd gemischt. Auch dem gerade in demselben Jahr (1778) gedruckten vierten Bande der Physiognomik fügte Lavater etwas gegen die Gegner der neuen Wissenschaft bei.

Diese Apologie Lavaters beruht, was Lichtenberg angeht, ebenfalls auf einem willkührlichen oder unwillkührlichen Mißverständnisse. Lichtenberg erinnert daher in seiner Antwort ganz passend, daß sich Lavater drei Viertheile seines Aufsatzes habe ersparen können, wenn er nur daran gedacht hätte, daß man, wenn man die Widerlegung eines Gegners gar zu leicht finde, immer sich selbst fragen müsse, ob man nicht etwa in dem Irrthum befangen sey, daß, wer Einiges von dem angreife, was man behauptet habe, auch das Ganze bestreiten oder gar verwerfen wolle.

Lichtenberg erreichte durch seine Satyren in dieser Sache

um so viel eher und so viel besser einen erwünschten Zweck, weil er sich, wie jeder verständige Mann ebenfalls thun würde, weniger als einen Gegner Lavaters bewies, als der eiteln Manier, wodurch sich der zürcher Prophet und der hochmüthige und eitle hannöversche Leibarzt damals in ganz Deutschland wichtig machten. Durch Abhandlungen und feinen Spott konnte man freilich auf das Publikum der Starkgläubigen, Servilen, Sentimentalen u. s. w. nicht einwirken, man mußte ihnen derb kommen. Nur völliger Sanscülottismus, nur frecher Unglauben, nicht vermittelnde Klugheit können Bahn brechen, wenn einmal Sophistik, Beamtengeist oder Aberglauben in einer Nation völlig die Oberhand gewonnen haben. Lichtenberg gebrauchte daher auch das Mittel einer derberen Satyre, um Manier, Ton und Sprache der Lavateraner lächerlich zu machen. Daraus muß man sich seine Silhouetten von Zöpfen, von Sau- und Hundsschwänzen, und den diesen beigefügten im travestirten Lavaterschen Bombast abgefaßten Commentar darüber erklären.

Wie wichtig dies für unsere zur Schwärmerei und Uebertreibung geneigte Nation, die keinen Mittelpunkt hat, der ein Maaß oder ein Ziel in sich hätte, in jener geistig bewegten Zeit war, sehen wir aus der schnellen Verbreitung der neuen physiognomischen Schwärmerei. Diese blieb nicht blos auf die Kreise beschränkt, wo man im Stande war, auf das große, prächtige Werk in Quart zu subscribiren, weil man darauf rechnete, auch für sich am Bombast des Commentars einen Antheil zu erhalten, sondern sie verbreitete sich auch in den kleinen Städten. Selbst in den kleinen sächsischen Herzogthümern, wo classische Gelehrsamkeit und Interesse an der deutschen allgemeinen Bildung vorzugsweise gefunden werden, wo aber eben deshalb auch viel Seichtes gelesen und geschrieben wird, grassirte das Lavatersche Fieber. In Weimar besonders, wo bekanntlich selbst neben Göthe und Schiller erst Wieland, dann Musäus und sein Schüler Kotzebue als Classiker galten, und ihre Arbeiten dem Geschmack der Bildung und Erfahrung des kleinen und kleinlichen Publikums, das sich groß wähnte, anpaßten, schien es ebenfalls nöthig

sich dagegen zu erheben. Die Art, wie dies geschah, kann dem, der dem Gange der deutschen Bildung durch die kleinen Residenzen und ihre Höfe und deren Geschmack folgen will, Gelegenheit geben, den Witz derselben mit der großartigen und wahrhaft classischen Satyre Lichtenbergs zu vergleichen. Der beliebteste Schriftsteller der Herzogthümer, Musäus, richtete sich nämlich ebenfalls gegen die Physiognomik, und suchte diese Krankheit der Zeit scherzhaft, oder, wie man das nennt, humoristisch zu beschreiben. Musäus schrieb zu diesem Zwecke die physiognomischen Reisen. Dies Buch war, wie die andern Bücher dieses besonders von Kotzebue sehr werth gehaltenen Mannes, seiner Zeit sehr gesucht und sehr gelesen; es hatte aber zu wenig innern Gehalt oder äußere Bedeutung, als daß wir es hier, wo nur von Wirkungen nach Außen die Rede ist, anders als im Vorbeigehen erwähnen dürften.

Trotz aller Satyre erlangten jedoch Lavater und Zimmermann durch ihre Bemühungen um die Physiognomik ziemlich ihren Zweck. Sie wurden in ganz Deutschland und in andern Ländern so berühmt, daß jeder vornehme Reisende, der durch Hannover kam, nur nach Zimmermann fragte, wie uns Marcard berichtet, daß die Vornehmen, wie er mit den eignen französischen Worten eines solchen Vornehmen hinzu fügt, behaupteten, Zimmermann sey das einzige Merkwürdige in Hannover. Nach Zürich gingen gar ganze Pilgerzüge, wie nach Rom.

Seit dieser Zeit standen sich in Deutschland die Partheien viel schroffer gegenüber, als vorher, weil alle diejenigen, denen jede Neuerung, jedes Fortschreiten im Styl und in der Sprache wie im Denken und im Handeln verhaßt war, sich unter Lavaters Glaubenspanier stellten. Er selbst ging mit den Jesuiten Hand in Hand, da er sogar, wie wir aus Bronners Leben sehen, mit diesen über Bronner correspondirte, als er sich aus seinem Kloster nach Zürich geflüchtet hatte, ohne Protestant zu werden. Die Jesuitenfeinde in Berlin schlossen sich daher auch seitdem enger zusammen. Allerdings war damals Lavater gewissermaßen Sectenhaupt geworden, glaubte an Gaßners Wunder, wie an

die des Evangeliums, empfahl Sailers Andachtsbücher, unterhielt mit Stark Verbindung und förderte Jung-Stillings wunderliche Schwärmerei. Jeder, der in unserer Zeit Lavaters Schriften, ohne Vorurtheil und ohne Schwärmer zu seyn, lieset, zugleich aber sein Wirken und seine Geschichte kennt, wird begreifen, daß er als angesehener, tüchtiger, Freiheit liebender Bürger, als Mensch, als Seelsorger, und innerhalb eines kleinen Kreises als Liederdichter sehr geachtet seyn konnte, jedermann wird aber unbegreiflich finden, wie man ihm dreißig Jahre lang einen angesehenen Platz unter Gelehrten und Schriftstellern anweisen durfte. Dies erklärt sich nur daraus, daß er gewissermaßen Sectenhaupt war, der blindlings von seinen Anhängern verehrt ward und unbedeutenden, sogar abgeschmackten Leuten, die sich seiner Sache annahmen, durch seinen Namen Bedeutung gab. Um anschaulich zu machen, wie beschränkte Menschen sich durch und an Lavater emporhoben, wollen wir nur an die Person und an die Schriften Pfenningers erinnern. Wir würden hier dieses Mannes gewiß sonst nicht gedenken, wenn wir nicht an diesem Collegen des zürcher Pfarrers recht klar machen könnten, wie weit man mitten unter der allgemeinen Aufklärung den Fanatismus trieb, wie man Lavater huldigte und welche Armseligkeiten man seinen Freunden nachsah.

Pfenninger war Lavaters College, erst an der Waisenkirche, dann an Sct. Peter, und kämpfte für das von Lavater vertheidigte, sinnliche Christenthum nach Art der Kapuziner. Er sprach, wie diese, wenn sie vom heil. Antonius predigen, nur von Glauben und Wundern, ohne auch nur durch ein Wort zu verrathen, daß er seine Art Christenthum kritisch, historisch, oder auch nur logisch geprüft oder bewiesen zu sehen wünsche. Er war dabei für Zürich ein bedeutender Mann, wie Lavater, doch auch dort mehr für einen engeren Kreis von näheren Freunden, als für die Stadt, mehr als eigentlicher Seelsorger, als wegen seiner Predigten. Nichts desto weniger machten seine elenden Schriften in jener Zeit des Kampfs des Lichts und der Finsterniß bedeutendes Aufsehen, und Pfenninger ward neben Lavater und um

Lavaters willen seiner Zeit an allen Enden Deutschlands genannt. Es war eine sonderbare Art von Christenthum, welches diese Züricher und ihr zahlreicher Anhang in Deutschland der damals troß aller ihrer Bemühungen hereinbrechenden Aufklärung entgegen setzten. Pfenninger und Lavater predigten nicht die hölzerne Katechismuslehre des verketzernden hamburger Hauptpastors, sie legten auf manche Theile des herrschenden Systems keine Bedeutung, und konnten daher, wie man ihnen auch vorwarf, einem Stattler und Sailer, die von strengen Papisten ebenfalls verketzert wurden, hie und da schwärmend die Hand reichen.

Sie predigten beide eine Weissagungsgabe der menschlichen Seele, eine fortdauernde Wunderkraft mitten in unserer nach bekannten ewigen und unwandelbaren Gesetzen geordneten Sinnenwelt, eine Fortdauer einer außerordentlichen Wirkung des heiligen Geistes und viele ähnliche Dinge, die sie eben so werth hielten und eben so eifrig verfochten, als irgend eine Wahrheit des Evangeliums. Die Berliner und Hallenser lehrten einen kalten Gegensatz gegen die heißen zürcher Theorien, es war daher ewiger Streit zwischen beiden, nnd der mit den Seinen demüthige und zu Hause ungemein sanfte Pfenninger wüthete für seines Freundes Lehre wie ein Klopffechter. Der sonst liebenswürdige Mann schimpft, tobt, schmäht in seinen an Gründen durchaus armen Streitschriften gegen die Berliner, gegen Lessing, gegen jeden, der dem Verstande nur das geringste Recht in Religionssachen einräumen und sich nicht blind dem Gefühl überlassen will. Um zu zeigen, wie weit man das trieb, und sich erklären zu können, warum nicht blos Lichtenberg Lavater verspottete und Lessing ihn bemitleidete, sondern sogar Göthe mit ihm brach, der sonst dergleichen Streitigkeiten, wie jede ihn nicht unmittelbar berührende Angelegenheit der Mitmenschen, von oben her betrachtete und nie gegen Personen eiferte, wollen wir nur einige Beispiele anführen, wie Pfenninger Lavaters Sache führte. Er scheut sich nicht, in einer der Streitschriften gegen die Norddeutschen seinen, d. h. Lavaters Freunden, zuzurufen:

„Glaubt, wo ihr n i ch t sehet, hofft, wo ihr nicht glaubt,

hofft ohne Grund, wo nicht mit Grund zu hoffen ist." In dem heftigen Streit, worin Pfenninger als seines Collegen Schildknappe ins Feld zog, als dieser auf eine für Protestanten höchst befremdende Weise Sailers Gebetbuch seinem vornehmen und zartfühlenden Anhange dringend empfohlen hatte (da es doch, so vortrefflich es auch seyn mochte, immer ein streng katholisches Andachtsbuch blieb), geht er in der unverständigen Theilnahme an Lavaters Eifer so weit, daß er in den lächerlichen Ausruf ausbricht: „Ich wollte eine Million Jahre meiner Seeligkeit daran setzen, daß keiner meiner Correspondenten den Ankauf des braven Buchs bereuen wird." Man würde vielleicht ungerecht seyn, wenn man den Glauben und ganz besonders das in allen praktischen, Vortheil bringenden, Dingen sonst so gesunde Urtheil der Schweizer, ihre Art Religiosität und vor allem ihren Geschmack in Literatur und Sprache, darnach beurtheilen wollte, daß ihnen Lavater und Pfenninger gute Schriftsteller und tüchtige Religionslehrer schienen. Die Thatsache ist indessen unläugbar, und sie wurden in eben dem Grade immer stärker bewundert und sogar vergöttert, je fader sie schrien und gegen den Verstand eiferten, seufzten, in Ausrufungen ausbrachen oder je ungezogener Pfenninger schimpfte. Wie weit der Letzte seine Polemik gegen den gesunden Menschenverstand und gegen den unsterblichen Repräsentanten desselben, den großen Gründer unserer Literatur, trieb, kann man aus Pfenningers Sammlungen zu einem christlichen Magazin lernen. Wir dürfen in einer allgemeinen Geschichte die Armseligkeiten des zürcher Pfarrers nicht aufnehmen, wir wollen daher in den Noten nur ein Stück seiner gereimten Polemik beifügen. In den in den Noten mitgetheilten Knittelversen glaubt nämlich Pfenninger, und seine Schweizer mit ihm, daß er über Lessing und über den in der Erziehung des Menschengeschlechts von diesem geltend gemachten Gedanken gespottet habe, daß Gott in Rücksicht seiner Offenbarungen dasselbe Gesetz befolge, welches er in allen Erscheinungen der Außenwelt befolgt hat. Dies Gesetz ist, daß für endliche durch Raum und Zeit

beschränkte Wesen, jede ewige Ordnung nur innerhalb dieser Schranken gelte, daß also jede Offenbarung nur für eine bestimmte Zeit ertheilt werde [30]).

Einen mächtigen Gehülfen erhielten die schweizer Theologen an einem Schneidergesellen, der sich hernach mit Augenquacksalberei abgab, bis er endlich Staatsökonom wurde. Diesem war die Art, wie Lavater Gott und seine Vorsehung handgreiflich machte, viel natürlicher als dem schweizer Theologen. Jung-Stilling nämlich ward durch Göthe, Herder, Lavater, also von ganz verschiedenen Geistern zu einer Bedeutung unter unserer Nation gebracht, die mehr auf seinen sonderbaren Schicksalen und auf der in ihm personificirten und später im idyllischen und sentimentalen Styl seiner Zeit vorgetragenen Denkart und Lebensweise einer gewissen Classe unseres geringen Volks, als auf irgend einer ausgezeichneten Geisteseigenschaft beruhte. Die Menschenklasse, welche Jung-Stilling repräsentirt, abgetrennt von allen andern Menschen, ist besonders in Westphalen zu Hause. Sie ist aus der Bibel, die sie gerade so versteht, wie das Wort lautet, belehrt und gebildet, sie hat Theil an jenem Geiste der Betrachtung, der in Westphalen seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fortlebt, und hat noch jetzt im Wupperthale ihre Metropole. Diese mußte nothwendig den Ansichten Lavaters ganz ausschließend huldigen. Solche Leute haben von der Gottheit und von der Vorsehung

---

30) Die schönen Verse Pfenningers gegen ein Meisterwerk, wie die Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts ist, lauten folgendermaßen:

— — — wenn nun voll Zuversicht
Ein Schöngeist, als aus höherm Licht,
In numerirten Sätzen spricht:
„Dies war der Nutzen, den es hatt'
„Wenn Schwächre etwas heller sehen,
„(Und dies kann wahrlich bald geschehen),
„Mag Gotteswerk dann untergehen.
„Mags jeder, wie sein Decliniren
„Der Studiosus, fortspediren."
So spricht er trotz dem höhern Licht
Wahrhaftig, wie — — — ein Säugling spricht.

eine fixe, seit mehreren Jahrhunderten überlieferte Idee, welche sowohl der Publicist und geübte Weltmann Pütter, als der Schneider und von der Welt entfernte Jung-Stilling in Westphalen mit der Muttermilch eingesogen hatten. Sie, wie die Juden, von denen sie im A. T. lasen, konnten nichts Befremdendes darin finden, daß der Gott der Christen eine Art menschlichen Körpers habe, daß er fortdauernd körperlich und sinnlich die Menschen regiere, und gewissermaßen am Strick leite. Diese Ansicht ist poetischer als die der Gebildeten, von ewigen unwandelbaren Gesetzen, von einer nur im Begriffe gegebenen, nur geistig zu ergreifenden Gottheit und führt doch am Ende den Denkenden zu demselben Resultat. Ein Mann, wie Jung-Stilling, der bei jedem Schritt und bei jeder Handlung nach dieser Ansicht verfuhr und wirklich, nicht affectirt, jede Geldhülfe, die ihm zu rechter Zeit kam, als ganz unmittelbar von Gott kommend ansah, war Dichtern, wie Herder und Göthe, eine merkwürdige Erscheinung. Die Art, wie er das Leben auffaßte, wie er seine Schicksale erzählte, wie er die Wege der Vorsehung verstand, schien ihnen eine Idylle und eine Naturpoesie eigner Art, weil sie nicht gemacht ward, also nicht durch das Kunstgebilde der Form den Hörer gewann, sondern wie ein Gewächs aus einem ganz eigenthümlichen Boden entsproß.

Dies bewog die Dichter, die Jung-Stilling persönlich kennen lernten, ihn zu vermögen, sein Leben zu schreiben, oder vielmehr das Beginnen zu unterstützen, seine Ansicht des Lebens dem Publikum mitzutheilen, so wenig er auch der Sprache der gebildeten Welt damals noch mächtig war. Sein Styl paßte zu der Art Geschichte, die er schrieb, sehr gut, und der erste Theil seines Lebens wird immer das Beste unter seinen vielen Büchern bleiben. Vier Theile eines solchen Lebens waren freilich zu viel; die beiden ersten 1778 und 1779 unter dem Titel: J u n g - S t i l l i n g s L e b e n u n d W a n d e r s c h a f t, erschienenen Bände enthalten jedoch unstreitig eine anziehende, aus Wahrheit und Dichtung gemischte, fromm empfindsame Idylle ganz eigner Art. Ein Leser, der der gedrechselten Perioden und der erkünstelten Em-

pfindungen und Verwicklungen der zahlreichen Romane, der lächerlichen Sprünge der damaligen Kraftgenies und der nachherigen Romantiker, sowie der oft an das Taumeln der Betrunkenen erinnernden Verzerrungen der sogenannten Humoristen müde und überdrüssig ist, sieht sich durch Jung wenigstens in die Natur versetzt, wenn diese auch oft an unreinlichen und sumpfigen Stellen nicht gerade lieblich ist. Man wandert trotz des elenden Styls, der durchaus unedlen Sprache und der oft gemeinen Ansicht des edelsten Theils vom menschlichen Wesen und Streben nicht ungern an der Hand des originellen Mannes durch verschiedene Stände, Orte, Verhältnisse, mit denen man sonst, wenn man in Städten erwachsen und auf die gewöhnliche Weise gebildet ist, ganz unbekannt bleibt. Der Ton biederer Herzlichkeit, das Tröstende, welches der Verfasser in allen den sonderbaren Lagen seines Lebens findet. Die Art, wie er Gott gebraucht, wenn er vom wandernden Schneidergesellen zum Freund des vortrefflichen Carl Friedrich von Baden nach und nach durch die Fügung der Umstände, oder, was einerlei ist, durch die Vorsehung hinaufgeführt wird, söhnen uns mit der unschuldigen Einbildung von sich selbst aus. Wir vergessen der Eitelkeit der Gotteskinder und der frommen, in ihren Büchern herrschenden Klugheit, welche sehr geschickt Gott und alle Menschen als bloßes Werkzeug zum Dienste einer ganz kleinen Person zu gebrauchen versteht.

Unstreitig ist übrigens, daß Stillings Leben und Wanderjahre, besonders jedoch nur die zwei ersten Theile, in jener bewegten Zeit Epoche machten und gewissermaßen einen ganz eignen Kreis von Lesern anzogen. Die Ansichten des Verfassers waren nämlich noch die des Volks ganzer Gegenden und Provinzen von Deutschland. Die Stifter der neuen Literatur waren diesen zu hoch, oder diese Literatur selbst ihnen zu weltlich, die Vorstellung eines Gottes, der jeden einzelnen Menschen am Seil führt, war sehr bequem, Jung-Stilling erhielt daher in Deutschland, wie Pfenninger in der Schweiz, bald weit mehr Gewicht, als beider Kenntnisse, ihre Fähigkeiten und die Form, die sie ihren Schriften geben konnten, verdienten. Darauf gründete denn

freilich Jung-Stilling, der nach der Bekanntmachung seiner Jugendgeschichte zünftiger Gelehrter oder Universitätsprofessor geworden war, eine Buchmacherei, mit der wir hier nichts zu thun haben. Alle seine, seitdem als Fabrikate gefertigten mystischen Romane gehören nicht der allgemeinen Literatur, sondern einer ganz besondern Gattung an, welche für die Leute besonders bestimmt ist, denen das gewöhnliche Tageslicht an den Augen wehe thut, die sich deshalb gern in ein Helldunkel oder gar ganz ins Dunkle stellen. Wir schweigen daher vom Florentin von Fahlendorn, vom Leben Theodors von der Linden, von Theobald oder die Schwärmer. Nur über das letztere Buch müssen wir für den, der die Mystik jener Zeit und ganz besonders die Rosenkreuzerei, welche den König Friedrich Wilhelm II. in ihren Netzen hielt, kennen und verfolgen will, bemerken, daß er dort sehr brauchbare Notizen findet. Man lernt nämlich aus diesem Roman eine bedeutende Anzahl der Geheimnißkrämer und Mystiker kennen, welche in jenen Zeiten in den Rheinlanden ihr Wesen trieben, und lernt von dem leichtgläubigen Jung-Stilling, wie man ganz ernsthaft und als wenn man Dokuments vor sich hätte, die Geschichte dieser Mystik, die leider! nur zu viel von Gaunerei in sich und an sich hatte, von Moses, Zoroaster und der ägyptischen Priesterschaft, vermöge der Tempelherren des Mittelalters zu Christian von Rosenkreuz herabführte.

§. 4 a.

Geschichte.

Die deutschen Universitäten, wenn man etwa Leipzig während einer kurzen Zeit ausnimmt, waren ihrem Charakter, als gelehrte Anstalten aus den Zeiten des spätern Mittelalters, treu geblieben, und ihre Lehrer hatten mit ziemlicher Verachtung auf die Revolution der Literatur, die unter ihren Augen vorging, herabgeblickt und ihr gelehrtes Gewerbe für Geld fortgetrieben, wie vorher. Selbst als hernach die Universitätspolitik vorschrieb,

einzulenken, und als man sich das Ansehn gab, in Göttingen und in Jena neben den Brodfächern auch Volksliteratur begünstigen zu wollen, beklagten sich die Glieder des Hainbundes in Göttingen und später Schiller in seiner Correspondenz bitterlich, daß auf deutschen Universitäten für wahre Humanitätsbildung keine Stätte bereitet sey. Vortheilhaft war es übrigens für die Bildung unserer Nation, so weit diese von den eigentlich nur für die sogenannten Brodwissenschaften bestimmten Staatsanstalten ausgieng, daß die hannöversche und die weimarsche Regierung auf ihren Universitäten ein ganz verschiedenes oder gar entgegengesetztes System befolgten. Denn dies hatte die Folge, daß im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts Göttingen Sitz der reellen und materiellen, Jena der idealen und ästhetischen Wissenschaft wurde.

Göttingen war seit seiner Errichtung ganz besonders für diejenigen Fächer eingerichtet, die man in Hannover und London nützlich und breit, oder, wie man jetzt vornehm sagt, materiell brauchbar fand. Wer Haller als Ausnahme anführen wollte, würde vergessen, daß er nicht als Belletrist, sondern als Anatom und Physiolog nach Göttingen kam, und wäre dies auch nicht, so gehörte er ja der Gottschedschen und Bodmerschen Periode an und reichte wenig über sie hinaus. Was man aus Göttingen machen wollte, sehen wir aus einem Originaldocument in Büschings Selbstbiographie, wo die sämmtlichen Männer, die der vergötterte Herr von Münchhausen dort versammelt hatte, aufgezählt werden. Zu der Masse ganz nach alter Weise grundgelehrter, den Hofmanieren der alten Zeit mit Respect huldigenden und die adelige Jugend zu denselben in steifen Gesellschaften dressirenden conservativen Gelehrten, gehörte nothwendig eine ungeheure Menge von Büchern; auch dafür wurde gesorgt. Münchhausens Orakel waren Michaelis und Pütter, bis später Heyne den Ersteren verdrängte. Die Namen dieser beiden, als eigentliche Gelehrte, der Letzte auch als Jurist, höchst achtbaren und ausgezeichneten Männer, bezeichnen schon allein hinreichend die Art von Bildung und von Literatur, die sie fördern konnten;

auch haben sie es uns überdem in ihren Lebensbeschreibungen ausdrücklich gesagt.

Pütter blieb auch nach Münchhausens Tode Orakel der hannöverschen Regierung und Georgs III., der sich persönlich um Göttingen bekümmerte und an Pütter einen Mann fand, der eben so starkgläubig und bibelfest war, als er selbst. Michaelis mußte Heyne nachstehen, der freiere Ansichten hatte, und mit großer Vorsicht einiges neue Licht in die Büchergelehrsamkeit deutscher Hörsäle zu bringen suchte. Zur Beförderung historischer und staatswissenschaftlicher Studien, wovon hier die Rede ist, konnten sich Heyne und Pütter leicht vereinigen, denn Pütter selbst galt ja in unserem Vaterlande, wo man nur documentarische, juristische Geschichte, welche blos das Aeußere anging, kannte, für einen tüchtigen Historiker. Das war er allerdings, so weit man zur Geschichte einer Seele und einer lebendigen Auffassung des Lebens und der Menschen nicht bedarf. Er kannte die Gesetze, die Verfassung, die unselige Justiz unseres Vaterlandes besser als irgend ein anderer. Pütter wußte jede noch so kleine Thatsache der sogenannten Reichsgeschichte und kannte alle ihre Quellen, vom dicksten Folianten bis zu der für irgend einen Reichsritter auf einem Reichsdorfe über einen Punkt der Gerichtsbarkeit oder über Benutzung eines Waldes oder einer Weide geschriebenen Deduktion. Er war mit dem Labyrinthe der deutschen Rechts- und Gerichtsverwaltung so vertraut, daß man sogar von Wien aus, wo er doch für einen Gegner kaiserlicher Justiz galt, sich von ihm den Faden der Ariadne erbat, und ihm eine Reichshofrathstelle anbot. Um die Art Geschichte, die Pütter verstand, lehrte und trieb, buhlte jedermann und ehrte den, der sie trieb, eine andere konnte bei der bestehenden Einrichtung des Reichs und der einzelnen Regierungen, beim Mangel jeder Art von Oeffentlichkeit unmöglich aufkommen.

Pütter ward von allen deutschen Fürsten, Reichsgrafen und Baronen, von Staaten und Städten mehr geehrt und gesucht, als irgend einer der größten Geister, (Göthe, der Mini-

ster, war allein ausgenommen), je gesucht worden ist, und die beiden nicht ganz dünnen Bände seiner Autobiographie sind besonders bestimmt, dies documentarisch nachzuweisen. Pütters Reichsgeschichte war daher auch das Ideal des einzigen Publikums für Geschichte, welches es damals in Deutschland gab. Dies war der Theil des Adels, der nicht blos französische Bücher las, und die Juristen. Um Pütters historisch-juristische Weisheit, die gegen jede andere durch den Küraß der Gelehrsamkeit fest machte, einzusammeln, vereinigte sich in seinem Hörsaale in jedem Halbjahre regelmäßig Deutschlands adlige und juristische Aristokratie. Man lese nur in seiner Selbstbiographie das genaue Namensverzeichniß, in welchem alle die, welche auf englischen Universitäten besondere Kleidung tragen, nach Stand und Würden gebührend ausgezeichnet sind, wie sie auch für die Gebühr damals in den Göttinger Auditorien einen besondern Platz hatten. Da waren, wie Pütter jubelnd über die von ihm verbreitete Nationalintelligenz uns meldet, Fürsten und Reichsgrafen und ihre adligen Begleiter und hochansehnlichen Hofmeister, da waren Barone, Reichsritter, Patrizier unserer und schweizer Städte; die Andern werden nur gezählt und nicht genannt (numerus et sine nomine vulgus). Also alle, die an Geschichte Theil nahmen und nicht zu denen gehörten, von denen Pütter mit Homer urtheilte, daß sie seyen:

Nie im Kampfe Gerechnete oder im Rathe,

wollten entweder ihr eignes Glück, oder das Glück derer, in deren Dienste sie vornehm und reich wurden, auf Feudalrechte des Mittelalters gründen, oder aus dem sogenannten deutschen Rechte und der Geschichte machen, was sich zu ihrem Vortheil daraus machen ließ. Da die historischen Wissenschaften in Göttingen ganz feudalistisch getrieben wurden, und man dort nach unserer eignen Erfahrung an Werktagen unter Büchern und Deductionen und Noblesse, am Sonntage in seidenen Strümpfen auf Visiten war, so flüchteten sich alle, die etwas freier zu athmen suchten, zur Philosophie, die in Göttingen nicht gefunden ward, oder vom positiven Recht zum Vernunftrecht. Dies

zog dann die Plebejer und jeden, der freier athmen wollte, erst zu Darjes nach Frankfurt a. d. Oder, dann nach Jena, als dort seit 1787 eine Art philosophischer Offenbarung hinter einander von Reinhold, Fichte und Schelling mit solcher Zuversicht verkündigt ward, daß wir alle in der That glaubten, alle Räthsel menschlicher und göttlicher Dinge würden in Jena gelöset.

Neben Pütter stand sein Landsmann und Sinnesverwandter Achenwall, ebenfalls Professor der Rechte, welcher Geschichte und Staatswissenschaften vereinigte und in der Ersteren nicht sowohl eine bildende und philosophische Wissenschaft, als vielmehr eine nützliche und brauchbare erkannte. Er lehrte für dieselben Leute, die sich um Pütter sammelten, die Kenntniß des Bestehenden und Geltenden, seine Erfindung der Statistik sollte den Kreis der reellen Kenntnisse, nicht den der Ideen erweitern, dem Gedächtnisse eingeprägt werden, nicht lehren, wie man im Leben über das Leben urtheilen solle. Seine Weisheit ward, wie die der andern göttinger Professoren, hauptsächlich Compendien vertraut. Büsching war nur eine vorübergehende Erscheinung in Göttingen, auch schrieb er seine Erdbeschreibung und seine übrigen historischen und geographischen Schriften zwar mit dem lobenswerthen Fleiße und der Genauigkeit der vorigen Zeit, aber auch ganz im Style und Geschmack derselben, so daß hier von ihm die Rede nicht seyn kann. Gatterers Verdienste um die Fortschritte der deutschen allgemeinen Bildung beschränken sich auf seine geographischen Bemühungen, alle seine anderen Schriften, deren gelehrtes Verdienst zu würdigen hier nicht der Ort ist, gehören der ersten Hälfte des Jahrhunderts an und ihrer Art, Geschichte zu betrachten und zu behandeln. Geographie behandelte Gatterer mit Sinn und Geschmack und erleichterte nicht blos das Studium derselben, sondern paßte es dem Bedürfnisse des Lebens und sogar den von den Urhebern der neuern Erziehung gepredigten Grundsätzen vortrefflich an. Sein Verdienst von dieser Seite, auch in Rücksicht der von ihm seinen Zuhörern mitgetheilten Karten, die nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen sind, ist nie gebührend anerkannt worden.

Schlözer war Michaelis und Achenwalls Schüler, von seinem Geschmack und seiner classischen Bildung läßt sich daher wenig sagen; doch machte er in Deutschland Ausnahme und Aufsehen, weil er Statistik, Staatsrecht und Staatswissenschaft, wenn auch oft wunderlich und burschikos, doch nicht nach dem Schlendrian trieb, denn er war der russischen Autokratie geneigter, als der Deutschland beherrschenden Aristokratie. Auch die Manier, wie er im Gegensatz gegen Herder, den er schrecklich mitnahm, Universalgeschichte trieb, war in ihrer Art genial, wobei er freilich in seinem prosaischen Trotz eben so weit ging, als Herder im poetischen. Sein Hauptverdienst um die Fortschritte Deutschlands zu einem freieren, von Servilität entfernten Leben erwarb er sich, wie wir unten anführen werden, durch sein Journal, welches ein Schrecken aller kleinen Despoten, Obscuranten und decretirenden Beamten ward. Als Forscher war er allerdings groß und nützlich; aber von den Urgeschichten des Nordens, denen er einen Quartband widmete, von seinen Arbeiten in Schweden und Rußland, von russischen, schwedischen, lithauischen, türkischen Geschichten, die er gelehrt behandelte, kann hier nicht die Rede seyn, wo nur von bildender Literatur und von Wirkungen aufs Volk, nicht auf die Gelehrten, gehandelt wird. Alle diese Geschichten, wodurch sich Schlözer eines Platzes in den sogenannten kaiserlichen oder königlichen Akademien, vielleicht auch eines Ordenbandes würdig machte, waren im Styl und im Geschmack der Mascov und Gebauer geschrieben, die ihm zunächst vorangingen, und deren andere Verdienste so groß sind, daß sie des Lobes der Philosophie und des Geschmacks leicht entbehren können.

Schlözer war schon 1764 göttingischer Titularprofessor geworden; er hatte sich aber hernach in Petersburg aufgehalten und ward erst 1769 Lehrer an der göttinger Universität. Da er Achenwall nicht beeinträchtigen wollte, und seine Vorträge über Geschichte von Nord- und von Südeuropa nur eigentlichen Gelehrten anziehend seyn konnten, so suchte er eine ganz neue Universitätswissenschaft, die Universalgeschichte, zu schaffen. Auf

diese Weise kam Schlözer früher auf den Gedanken einer derben Philosophie der Geschichte der Menschheit, ehe Herder den einer luftigen ausführte. Er hielt nämlich Vorträge über das, was er, nach seiner Art das Universum zu betrachten, Universalhistorie nannte, schrieb auch ein Büchlein darüber, in welchem geistreiche Einfälle und sinnreiche Andeutungen mit den crassesten und derbsten Machtsprüchen abwechseln. Die Schlözerschen Vorlesungen und das Büchlein, welches er 1772 und 1775 unter dem Titel: Vorstellung der Universalhistorie, und in der dritten Ausgabe (1. Theil 1785. 2. Theil 1789) unter dem Titel: Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange, herausgab, fielen in die Zeit, als Herder durch seine Ideen viel Aufsehen machte. Beide Männer und ihre Geschichten konnten recht gut neben einander der Nation nützen; ein Streit zwischen ihnen schien unmöglich, weil der eine die Geschichte von den Wolken herab, der andere von der Höhe des zu unserer Zeit noch kahlen Haimbergs aus betrachtete. Sie geriethen gleichwohl in furchtbaren Zwist, weil beide durchaus keinen Widerspruch vertragen konnten.

Beide Männer waren offenbar zu lebhaft, zu sehr von sich und von dem ihnen von ihren Anhängern gespendeten übermäßigen Rauchwerk eingenommen, um mit Ruhe und völliger Unpartheilichkeit die ganz verschiedenen Systeme und Ansichten der Naturforscher und Historiker über die Erde und ihre Bewohner, oder den relativen Werth der verschiedenen Religionen, Nationalitäten, Literaturen, zu würdigen und ein Gemälde aller Zeiten und Völker zu entwerfen, welches auch diejenigen befriedigen könne, die auf eine andere Weise, als die beiden Universalhistoriker, gebildet wären. Herder hatte weder Naturstudien gemacht, noch Astronomie, Geognosie und ihre Hülfswissenschaften lange und gründlich studiert, gereifte, solide und verdaute historische Gelehrsamkeit besaß er ebenfalls nicht; er schrieb daher seine Weltgeschichte, wie er ein episches Gedicht würde geschrieben haben. Im Sturme seiner Bewegung achtet er weder auf das logische Gesetz der Verbindung der einzelnen Behauptungen,

noch ist er stark an Gedächtniß oder an Kritik; Schlözer dagegen ist als Universalhistoriker so leidenschaftlich und heftig, als er stets im Leben war. Er ist ganz im Aeußern verloren, nur die Erscheinung, nur sinnliche Größe, keine intellectuelle oder contemplative Eigenschaften erkennt er an. Phantasie, Gefühl, wahre Seelengröße und Alles, was damit zusammenhängt, läßt er kaum als wesentliche Eigenschaften des Menschen gelten. Man ist versucht, zu lachen, wenn er, wie wir ihn (1796) zuweilen auch auf dem Katheder thun hörten, mit drolliger Heftigkeit die Rechte und Vortheile des äußern Lebens, oder, wie es jetzt heißt, die materiellen Interessen, die keiner Vertheidiger bedürfen, oder wenigstens [keiner] Enthusiasten, weil es ihnen ja selbst unter den Wilden nicht an Vertheidigern mangelt, gegen geistliche und geistige Ansprüche vertheidigte. Die Welt des Griechenthums steht ihm daher gegen die neuere weit zurück, die geistige Größe der Griechen mit allen poetischen Eigenschaften ihrer Helden verschwindet aus seinen Augen vor der unzählbaren Menge der Mongolen und Tartaren, und Miltiades wird ihm zum Dorfschulzen, verglichen mit den rohen Hordenführern und mit einem Attila und Tamerlan, die an der Spitze von Hunderttausenden fechten. Die in den kleinen Staaten der Griechen zusammengedrängte, colossale, moralische Größe menschlicher Freiheitsäußerung bemerkt Schlözer nicht, weil sein Auge nur beim Anschauen der physischen Ausdehnung der großen asiatischen Despotien zu verweilen gewohnt ist. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß Schlözer, wenn er auch in seiner dreisten Manier zu weit ging, doch eigentlich den Weg bahnte, der allein zu derjenigen Art Geschichte führen konnte, deren unsere Zeit bedarf. Er wendete nämlich die Grundsätze eines Voltaire und Bolingbroke auf unsere gelehrte Geschichte an; aber er verband mit ihrer Kritik das, was beiden mangelte, gelehrte Forschung, gründliche Kenntniß des Einzelnen und aller Hülfswissenschaften der Geschichte. Er entzog zuerst die alte Geschichte der tyrannischen Herrschaft der Theologen, weil er zum gründlichen Sprachkenner und Exegeten von Michaelis ge-

bildet, die jüdische Geschichte wie andere Geschichten behandeln lehrte.

Schlözer war freilich nicht ganz unbefangen, das bewies er durch seine Polemik während der holländischen Unruhen und durch seine Streitschrift für Ludwig Ernst von Braunschweig, wie durch seine Heftigkeit zu Gunsten König Georgs III. und der englischen Aristokratie gegen die Nordamerikaner; allein sein Rechtsgefühl machte ihn doch sonst überall zum Vertheidiger der natürlichen Rechte und des gesunden Verstandes gegen Feudalrecht, veraltetes Urkundenrecht und hergebrachte irrige aber doch allgemein herrschende Meinungen. Schlözers sogenanntes Zeitungscollegium und seine Vorlesungen über Politik, welche freilich später eine etwas stark conservative Richtung nahmen, waren, besonders weil sie in Göttingen, wie es damals war, gehalten wurden, einzig in ihrer Art, da Schlözer jede Rechtsverletzung und jede Tyranney erfuhr und mit der ihm eignen Heftigkeit verfolgte. Was die Zeitungen nicht schreiben, was selbst sein Journal nicht aufnehmen durfte, verkündigte er einem zahlreichen Kreise von Zuhörern, der freilich seit der Zeit der Revolution verschwand. Wir erkennen besonders in der Art Wirksamkeit, welche Schlözer neben einem Pütter, Meiners und Ihresgleichen in Göttingen hatte, den Geist seiner Zeit; das vereinigte Streben aller Classen und Stände und Confessionen Freiheit des Geistes und der bürgerlichen Bewegung zu erringen, die Bande des Mittelalters, der Feudalität und des siebenzehnten Jahrhunderts zu zerbrechen. Dies ist um so merkwürdiger bei Schlözer, als er gerade in den ersten fünfzehn Jahren seines Lehramts unglaublichen Zulauf hatte, und mit der ihm eignen Freimüthigkeit, Derbheit und Heftigkeit vor Leuten redete, die in unsern Zeiten mit Abscheu vor ihm zurückbeben würden, wenn er, was schwerlich der Fall sein möchte, überhaupt in dem Ton öffentlich reden dürfte.

Spittler, der besonders in den Jahren 1780 — 1795 in Göttingen glänzte, und dessen ohne alle Declamation oder Sophistik ungemein leichten und glänzenden mündlichen Vortrag

der Verfasser dieser Geschichte um so mehr bewundert hat, je mehr Spittler in seiner Manier einzig dastand, begann seine Laufbahn als gelehrter Forscher und endigte sie als Minister des ärgsten Despoten Deutschlands; nur die Mitte seiner Laufbahn gehört daher hierher. Forschungen über Kirchengeschichte und canonisches Recht empfahlen Spittler zuerst als Gelehrten, als furchtbaren Feind aller der Betrügereien, Lügen und Fälschungen, wodurch herrschsüchtige Pfaffen im Mittelalter die Menschheit unter ihre Gewalt gebracht hatten, und zugleich als Kirchenhistoriker; er wandte sich aber bald zur politischen Geschichte. Seine erste gelehrte Dissertation bewies den Gelehrten, für welche sie allein bestimmt war, die völlige Nichtigkeit des päbstlichen Kirchenrechts und des byzantinischen Kirchenglaubens; schon sein Handbuch der Kirchengeschichte war aber, wie seine spätern Werke für den gebildeten Theil des Publikums bestimmt, welches damals im Geistlichen und Weltlichen seine alten gesetzlichen Rechte wieder zu erkämpfen strebte. Das Handbuch der Kirchengeschichte verkündigte nämlich ganz kurz und populär das Resultat seiner Forschungen über das, was Schlözer Hildebrandismus des Mittelalters zu nennen pflegte. Mit andern Worten, Spittler bekämpft nicht etwa den Papismus allein, sondern den Pfaffengeist überhaupt, also auch den Fanatismus der protestantischen Geistlichen, welche ihre Gemeinden nöthigen wollen, an symbolische Bücher, statt an biblische zu glauben. Die sämmtlichen Künste und Erdichtungen der Hierarchen aller Art zeigte Spittler dem großen Publikum faßlich und geschmackvoll in ihrer ganzen Blöße.

In der politischen Geschichte begann Spittler mit seiner Zeit und ihren Bedürfnissen fortschreitend gerade dort, wo Schlözer aufgehört hatte, der im Allgemeinen von einem unbedingten Freiheitsbedürfniß der menschlichen Natur nicht wissen wollte, sondern Alles auf physische Behaglichkeit und materiellen Wohlstand bezog. Schlözer konnte daher nach seiner Art, die Dinge zu betrachten, wobei es ganz allein auf gute Verwaltung, auf Ordnung, Polizei und Justiz ankam,

gleichviel wer sie einrichtete und aufrecht hielt, mit gutem Gewissen Peter den Großen, Ludwig Ernst von Braunschweig und Lord North's Ministerium preisen, und Franklin, die holländischen Patrioten und Lafayette furchtbar schelten; das konnte Spittler nicht. Schlözer schenkte den vielen Millionen Chinesen, den zahlreichen Horden der Mongolen, Türken und Tataren, der rohen Gewalt der Russen, Lit'hauer, Cumanen mehr freundliche Sorge und Aufmerksamkeit, als den unruhigen, aller Polizei sich entziehenden Griechen und den nach seiner Meinung schändlich rebellirenden Nordamerikanern, die er beide verachtete oder gar haßte. Spittler führte dagegen durch seine ganze Geschichte auf das Bedürfniß freier und constitutioneller Verfassungen. Seine Particulargeschichten deutscher Fürstenthümer zeigten dabei Spittler von seiner doppelten Seite, als Mann des Volks, der im Sinne Josephs und Friedrichs und vieler andern edlen Fürsten seiner Zeit, dem Volke Bedeutung im Staate geben wollte; auf der andern als feinen Diplomaten und Hofmann, als welchen ihn schon in Göttingen die äußern Formen seiner Erscheinung bezeichneten, d. h. er zeigte sich als einen Mann, der schon das Ministerwerden im Auge hatte. Um dabei der Geschichte nichts zu vergeben, führte er sie überall nur bis zu dem Punkte, wo er hätte sagen müssen, was er nicht sagen wollte, oder auch Falsches berichten, und keins von beiden wollte er thun. Wir können daher seine Geschichte unbedingt als eine im Geiste der nach Freiheit strebenden europäischen Menschheit geschriebene betrachten, weil er zu der Zeit, als er aufhörte, ein freier Mann zu seyn, auch die Schriftstellerei aufgab.

Sowohl seine würtembergische als seine braunschweig-lüneburgische Geschichte sind nur bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt, den er erlebt hatte, wo also ein Mann, wie er, Geschichte hätte schreiben können, welche unmittelbar im Leben brauchbar ist, weil für diese der Geschichtschreiber zu gleicher Zeit Urkunde, Quelle und Berichterstatter seyn kann, denn er schreibt, was er gesehen hat. Was dagegen Spittler schrieb, das schrieb er

im Geiste seiner Zeit. Er zeigt factisch wie die Bürger der deutschen Reichsländer es anzufangen haben, um sich ihrer Vorfahren würdig zu machen und nach deren Beispiel für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger gegen die fürstlichen und aristokratischen Anmaßungen der Obrigkeit standhaft zu kämpfen, und sowohl den militärisch-juristischen Eingriffen der Fürsten und ihrer Beamten, als der Oligarchie einer privilegirten Art von Ständen Schranken zu setzen. Spittler zeigt ohne Declamation und ohne Demonstration, mit welcher Festigkeit und Ausdauer auch sogar noch im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert die deutschen Bürger ihre Rechte vertheidigten, deren sie hernach, nach Ludwigs und der preußischen Könige Vorgang, im achtzehnten militärisch beraubt wurden, als ihre servilen Seelen um Hofgunst buhlten und sie selbst, egoistisch jeder um äußern und um Privatgewinn besorgt, der gemeinen Sache vergaßen.

Bei der Abfassung des Handbuchs der europäischen Geschichte befolgt Spittler denselben Plan und auch dieselbe von Napoleon empfohlene Klugheit, die jüngste Zeit nicht zu berühren (d'éviter la proximité de temps), dies zu thun überließ er seinem Fortsetzer Sartorius. Er deutet überall vorzugsweise den Fortschritt und die Rückschritte des Strebens nach politischer Freiheit mit sicherem Tact an und bemerkt, in welchen Ländern man bei der Verwaltung ganz allein an die Regierenden und Verwaltenden und wo man an das ganze Volk dachte. Diesen Ansichten folgt er selbst in dem Journale, das er mit einem Manne wie Meiners, den man einen Feind aller Freiheit und Humanität nennen würde, wenn er nicht als bloßer Büchermacher gar zu verächtlich wäre, unternommen hatte. Jedes Blatt von Spittlers Handbuche beweiset den richtigen Blick und die augenblickliche Auffassung des wesentlichen Punkts, worauf es in den einzelnen Perioden ankommt, woran es gerade dem Gelehrtesten oft am mehrsten mangelt. Man erkennt mit Staunen wie ein großer Kopf mit angebornem Tact in den Quellen und Acten auch nur blätternd mit geübtem Blick in einem Augenblicke

das findet, was der bloße Gelehrte bei Jahre lang fortgesetztem Studium oft vergeblich sucht. Man begreift daher auch nicht, wie Sartorius es wagen konnte, als Spittler das Handbuch und die Geschichte aufgab, sich in einem und demselben Text so nahe an ihn zu drängen.

Wo Spittler geendigt hatte, hätte Dohm anfangen sollen, was er zum Theil auch gethan hat. Die Bahn war gebrochen, Spittler hatte durch sein Handbuch das Wesen aller Historie enthüllt. Er hatte durch seinen Ton, seinen Tact, seine edle Sprache, durch Kürze und Bündigkeit des Styls gezeigt, daß es mit dem gelehrten Wühlen in Quellen und Urkunden nicht gethan sey; er hatte die Geschichte unter uns aus dem Dunkel der Quartanten und Folianten ins Licht des Lebens gerufen. Dohm fand seinen Weg gebahnt. Unglücklicher Weise zog sich dieser damals ganz ins praktische Leben. Ein Biedermann wie Dohm, erfüllt vom Geiste der schönsten Zeit Deutschlands, voll Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, mit Staatsgeschäften ebenso bekannt als mit Büchern, hätte, wenn er sich früher damit beschäftigt hätte, den Denkwürdigkeiten über die Geschichte seiner Zeit, die fast isolirt in unserer Literatur dastehen, noch eine ganz andere Bedeutung geben können, als sie haben und behalten werden. Wir erwähnen hier dieser Denkwürdigkeiten oder vielmehr seiner Staatsgeschichte von Preußen, Oesterreich, Deutschland und Rußland, bis auf Friedrich II. Tod, welche freilich erst in unserm Jahrhundert erschienen ist, weil das Werk seines Geistes und seines Inhalts wegen der Periode angehört, die wir hier behandeln. Die Geschichte, die er erzählt, ist nicht aus Büchern, sondern aus unmittelbarer Erfahrung geschöpft, sie geht mit der Belehrung über Politik und Staatswissenschaft Hand in Hand, und wird diesen keineswegs, nach der Art der Doctrinärs untergeordnet. Die Erzählung ist natürlich, wie der Styl, ohne alle Sophistik, da das Werk für den Forscher und gebildeten Geschäftsmann bestimmt ist, welche sich nicht gleich dem Haufen der Leser durch Rhethorik täuschen lassen. Dohm faßt natürlich die Dinge nur von dem Standpunkte aus, auf dem er als freisin-

niger deutscher Staats- und Geschäftsmann stand, und affectirt keine Genialität oder Philosophie; gerade dies giebt aber seinem Buche unter den hunderten von gemachten und in einer auf eine oder andere Art erkünstelten Manier geschriebenen Büchern, an denen wir keinen Mangel haben, einen ausgezeichneten Werth. Dohms Buch ist bekanntlich das Einzige der Art, welches ein deutscher Staatsmann über öffentliche Angelegenheiten einfach und klar ohne andere Rücksichten als die eines Biedermannes geschrieben hat. Dohm zeigt sich zwar mit Recht als Bewunderer Friedrichs II.; aber von alberner Vergötterung, von blinder Billigung Alles dessen, was Friedrich II. that und dachte, wird man keine Spur bei ihm finden. Dies geht schon daraus hervor, daß Dohm seiner Zeit stets unter denen glänzte, welche ihren Zeitgenossen und den Nachkommen in jener Periode Freiheit des Geistes und eine freiere bürgerliche Verfassung zu erkämpfen suchten.

Dohms Lebensgang und die staatswissenschaftlichen und historischen Schriften, die er bekannt machte, ehe er in preußische Dienste trat, zeigen ihn uns als den einzigen Mann, der die Tüchtigkeit der alten Bildung und die Fähigkeit eines brauchbaren Geschäftsmanns mit dem eifrigen Streben verband, das erstorbene, in Pedanterei, Gelehrsamkeit, Schlendrian erstarrte deutsche Leben durchaus zu reformiren. Er ergriff als junger Mann Basedows Gedanken, die Erziehung der Jugend dem Bedürfniß der Zeit anzupassen, mit großem Eifer; er war sogar eine Zeit lang bei Basedow in Dessau, bis er erkannte, daß Leute wie Basedow und Wolke weder andere als utopische Plane aushecken könnten, noch auch, wenn sie andere Plane faßten, im Stande seyn würden, sie auszuführen. Unmittelbar hernach griff er zu F. H. Jacobi's großem Verdruß das von diesem und von der Mode damals überall begünstigte sogenannte physiokratische System der Staatswirthschaftslehre mit siegenden Gründen an, weil er als Verkündiger der Lehre von einem neuen Leben und einer neuen Geschichte darin eine Stütze des alten fand. An der Anstalt in Cassel, welche der Landgraf oder ei-

gentlich der Herr von Schlieffen im Gegensatz gegen die Universitäten des Mittelalters, deren Hauptsache die sogenannten Brodfächer waren, gründen wollte, war er eine vorübergehende Erscheinung. Die Zwitteranstalt in Cassel zerfiel bald, oder, wie wir schon an einem andern Orte bemerkt haben, sie kam aus Mangel an Schülern so wenig zu Stande, als eine ähnliche unter dem Fürsten Primas zu Frankfurt am Main, an welcher der Verfasser dieser Geschichte zwei Jahre lang angestellt war.

In dem Jahre (1779), als einem der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands, dem edeln und freiheitliebenden Georg Forster, an dem sogenannten Carolinum in Cassel eine Zuflucht gegeben ward, ging Dohm von dort nach Berlin, und trat seine diplomatische Laufbahn an, während der Schweizer Johannes Müller das historische Fach in Cassel mit ungeheuren Ansprüchen und Anmaßungen übernahm. Dieser, immer nach Anderem strebend, als nach dem, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, ward bald darauf nach Mainz gerufen, um dem Kurfürsten mit seiner Feder zu dienen; er wandte sich also vom Lehren zum Schreiben, und traf in Mainz mit Sömmering und Forster, der zuerst von Cassel nach Wilna war gerufen gewesen, wieder zusammen. Müller, obgleich er als der Geschichtsschreiber der Freistaaten vergöttert ward, war in Mainz wie später in Wien als Höfling durch die Gunst der Fürsten, Pfaffen und des hohen Adels beglückt, so lange er die Hierarchie und Feudalaristokratie, wie später den Bonapartismus vertheidigte; während Forster unglücklich lebte und elend starb, weil er den schönen Traum von Freiheit und Menschenrechten geträumt hatte und die dürre Realität zu spät erkannte.

Müller brachte damals eine ganz neue und eigne Art von Historiographie in Deutschland empor, die hernach jedermann als das Höchste pries. Er schrieb ein Werk, das zwar nur wenige verstanden und das nur stellenweise genossen werden konnte, in welchem auch die ungeheure Gelehrsamkeit und die Masse von Citaten mehrentheils ganz überflüssig verschwendet ward; das Werk ist aber gleichwohl als vollendetes Meisterwerk allgemein anerkannt

worden. Müllers mühselige Arbeit galt überall, als wenn es ein Meisterwerk einer freien Seele wäre; es ward am Ende des vorigen Jahrhunderts, wie in dem unsrigen, bis zur Lächerlichkeit gerade in seinen Mängeln nachgeahmt; wir können uns kurz darüber fassen, weil eine Kritik desselben zu spät käme, und nicht hieher gehört. Eine Bemerkung mag dienen, dem Werke den Ruhm eines vollendeten Kunstwerks gegen Woltmanns Kritik zu sichern. Die Deutschen nämlich belohnten Müller mit Ruhm, mit Ehren, mit Orden, mit Geld für ein Werk, worin sehr künstlich die Schweizer, welche keine Deutsche sein wollen, den alten Griechen gleichgestellt werden. Derselbe Mann, der das Lob der Freiheit und ihre Helden, einen Tell, einen Arnold von Winkelried, und wie sie weiter heißen, ausposaunte, war Höfling der Hierarchen von Mainz, als Protestant Apologet Pius VI., Schützling der Habsburger in Wien, als sie die Freiheit verfolgten, Diener der militärischen Monarchie in Berlin und endlich gar eines Hieronimus Bonaparte in Cassel.

Da an allem diesem Niemand bei dem Herolden des Rütlibundes Anstoß genommen hat, so sieht man, wie sehr Müller seiner Zeit vorausgeeilt war, wie er schon im vorigen Jahrhunderte rein wissenschaftlich und künstlerisch ein objektives Werk schuf, dem weder in Rücksicht des Inhalts noch der Sprache das Geringste Subjective anklebte. Wir wollen daher nur im Vorbeigehen einen Blick auf die Wirkung des Buchs nach Außen hin werfen. Müller bildete sich nämlich sonderbarer Weise für seine Schweizergeschichte einen ganz eignen Styl, der von dem, dessen er sich sonst bediente, ganz verschieden war. Dieser Styl ist eben so künstlich und mühsam als Jakobis Styl, nur in einer andern Art, weil Jakobi seiner akademisch modernen Philosophie auch seinen akademischen Styl anpaßte, wie Müller seiner romantisch-antiken Geschichte den griechisch oder lateinisch und teutonisch alterthümelnden. Müllers Schweizergeschichte erlangte zuerst durch seine zahlreichen Freunde und Bekannten, zu denen gerade die bedeutendsten Männer im Staate und in der gelehrten Welt gehörten, denselben Ruf, den früher Klopstocks Messias

auf ähnliche Art als Epos erlangt hatte. Er gewann die Gelehrten durch die große Gelehrsamkeit und auch sogar durch den Luxus des Citirens einer Menge von Urkunden für Dinge, die ohne alle Urkunden geglaubt und bewiesen werden können, besonders aber dadurch, daß Einrichtungen, Sitten, Gesetze und Aristokratie des Mittelalters historisch in ein neues, sehr glänzendes Licht gestellt waren. Je weniger Personen es gab, die das Werk ganz lasen, und je glänzender und rednerischer die einzelnen Stücke waren, welche von sehr vielen wirklich gelesen wurden, je inniger die Feudalaristokratie sich freute, daß Alles zur Ritterzeit noch viel schöner gewesen sey, als man es nur zu wünschen wagte, und daß dies Alles aus Chroniken und Urkunden documentarisch bewiesen werden könne, desto größer war Müllers Ruhm. Er ist von Woltmann, dem er emporgeholfen hatte, und der doch in der That nicht werth war, ihm die Schuhriemen zu lösen, auf seinem eignen Felde, das heißt, als historischer Künstler, sehr hart angegriffen worden; wir dagegen erkennen ihn gern als Meister einer Kunst, die wir nicht verstehen, oder nur verstehen wollen. Unsere Leser mögen Woltmann über die Art historischer Kunst befragen, die Müller durch Beispiel und Woltmann durch seine Kritik empfiehlt. Wir haben es hier nicht mit der Theorie der Geschichte, sondern mit der Wirksamkeit der Schriftsteller und mit ihren Wirkungen in ihrer Zeit und auf ihre Zeit zu thun. Nachtheilig war Müller und der sonderbare Einfall der Gelehrten, ihn bald als den Thucydides, bald als den Tacitus der Deutschen thöricht zu preisen, besonders aus dem Grunde, weil der Ruhm, dessen er unter den Vornehmen und Gelehrten genoß, eine neue Generation von Schriftstellern ermunterte, ihn durch Affektation zu überbieten, besonders als anfangs die Romantiker, dann die Reaction gegen die falsche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts seine Manier und sogar seine Sprache in die Mode brachte.

Wie Wenige aber verstehen, was sie loben, und auf welchem Weg die mehrsten Schriftsteller zum Gipfel des Ruhms gelangen, kann man an Müller lernen. Er verdankt seinen Ruf im großen Publikum

der Schweizergeschichte, und doch haben wir in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, unter denen, mit denen wir über Müller sprachen, sehr wenige gefunden, die auch nur einzelne Stücke der Schweizergeschichte aufmerksam gelesen hatten; alle kannten nur die Arbeiten, die er selbst mit allem Rechte des Drucks nicht werth gehalten hatte. Dies sind seine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten; denn seiner Reisen der Päpste und seiner Schriften über den Fürstenbund wollen wir lieber gar nicht erwähnen. Was die allgemeine Geschichte angeht, so sieht man auf den ersten Blick, daß die alte Geschichte auf den Effekt berechnete Vorlesungen für junge Herrn von Stande waren, worin unstreitig viel Geistreiches glänzend gesagt wird, die aber Woltmann oder einer Seinesgleichen eben so gut hätten schreiben und viel besser halten können, als Müller mit seinem widrigen Dialekt. Gerade diese Vorlesungen haben in unserm Jahrhundert Müller ein großes Publikum verschafft. Wir dürfen hier aber von der allgemeinen Geschichte und von Müllers späterer historischer Wirksamkeit um so weniger reden, als beides dem neunzehnten, nicht dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

§. 4. b.

Verhältniß der Schriftsteller zu den Regierungen. Journalistik. Staatswissenschaft.

An Oeffentlichkeit war im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu denken, es war auch nicht der Schein einer Freiheit der Presse vorhanden, der doch jetzt hie und da gefunden wird. Glücklicherweise herrschte damals in Deutschland in vielen Ministerien ein von den Fürsten selbst angeregter Eifer für Aufklärung des Volks und Abschaffung der Mißbräuche, sonst wäre jede Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten unmöglich gewesen. Politische Zeitungen waren so gut wie gar nicht vorhanden, denn was konnten die unter scharfer Censur gehaltenen in einem Lande berichten, wo weder die Gerichtsver-

handlungen mündlich, noch öffentlich waren, wo der Bürger weder die Schrift seines Advocaten noch das Urtheil seines Richters verstehen konnte, weil beide halb lateinisch, halb kauderwelsch abgefaßt waren, und wo das Urtheil der Form wegen oft in einem einzigen Satze von zwei oder drei athemlosen Seiten gefaßt war. Welche Freiheit konnte in einem Lande gefunden werden, wo selbst die Feudalstände in amtlichem und vornehmem Stillschweigen und Geheimniß gehalten wurden? Wer hätte es auch nur wagen dürfen, einen von den winzigen Reichsgrafen oder hochgebornen Reichsbaronen, die in den Dörfern und Weilern souverän waren, oder einen der adligen oder bürgerlichen Bürgermeister, welche in den Städten polizeilich und juristisch herrschten, durch ein Wort der Wahrheit zu reizen? Nur durch die Begünstigung der Regierungen, welche eine der französischen von ihnen bewunderten ähnliche Literatur emporbringen wollten, konnten sich Zeitschriften unter uns eine Existenz sichern. Die Journalistik ging daher auch erst später von den schönen Wissenschaften zur Politik über; obgleich schon Wieland zuweilen ein freieres Wort in seinen Merkur zuließ. Uebrigens zeichnet sich jene Zeit dadurch aus, daß die angesehensten und würdigsten Männer sich zu dem Versuch herabließen, diese periodische Schriftstellerei in einem Lande emporzubringen, wo keine eigentliche Hauptstadt den Ton und den Geschmack leitet, wo sich so leicht ein Buchhändler, eine Universität, ein künstlich gehobenes Journal, eine Winkelresidenz, ein Speculant oder der Stifter einer Kameradschaft der Diktatur über Literatur und Politik bemächtigen kann. Ehe wir die Wirkung dieser Erscheinung an einigen Beispielen nachweisen, müssen wir einen Blick auf den Antheil werfen, den einige Fürsten und Minister an den Bemühungen der Gelehrten um Aufklärung und größere Freiheit der Presse nahmen.

In Berlin war sowohl die A. D. B. als die berliner Monatschrift, so lange Friedrich lebte, ein Aergerniß aller Obscuranten, und Zedlitz, als Minister, gab Bahrdt eine Zuflucht und Eberhardt eine Professur zu Halle. In den kleinern deutschen Staaten, die Reichsstädte ausgenommen, begünstigte man

schon des Kaisers und des Königs von Preußen wegen, aber auch, wie in Dessau und Baden, aus edlem inneren Triebe jeden Verbesserungsvorschlag.. In Braunschweig schützte der Herzog selbst erst Lessing, später Mauvillon gegen das fanatische Geschrei der theologischen und politischen Verfolger, so lange es die Umstände nur immer erlaubten, und mehr wird nur ein Phantast von Fürsten und Diplomaten fordern oder auch nur erwarten dürfen. In Weimar vereinigte erst die verwittwete Herzogin Anna Amalia, geborne Prinzessin von Braunschweig, hernach der junge Herzog eine Anzahl von Männern, welche mitten unter der von dem sächsischen Hofadel begünstigten faden Tagesliteratur und der Witzelei eines Musäus und Kotzebue eine wahre Poesie schufen. Göthe, Herder, Schiller, so unwillig sich der Letztere in seinen Briefen an Göthe darüber äußerte, mußte freilich dem Hofgeschmack der gnädigen Frauen und Herren, dem sich Wieland ganz anpaßte, zuweilen einigermaßen huldigen; allein alle vier wurden gerade dadurch nützlicher, als sie sonst gewesen wären, daß sie alle Classen und Stände an die neue Literatur knüpften und die pariser Waare durch bessere entbehrlich machten.

In Gotha ließ freilich die Herzogin zu Gunsten ihres Sohnes im siebenjährigen Kriege auf der einen Seite Pütter kommen, um dem künftigen Regenten Reichsgeschichte und Reichsprozeß zu lehren und auf der andern Seite von Voltaire, der nicht das Geringste von deutscher Geschichte verstand, ein Buch darüber verfertigen; allein selbst dies Letztere bewies doch, daß sie dazu beitragen wollte, dem wüsten alten Treiben der gelehrten Forscher ein Ende zu machen. Auch die Correspondenz Grimms mit dem nachherigen Herzoge, die Lappalien, die er sich aus Paris von Grimm schreiben ließ, beweisen, so wie des Herzogs von Braunschweig an Marmontel verschwendete Complimente, und Mirabeaus Aufnahme in Braunschweig, daß die Regenten das Streben der Nation, der alten Bande entledigt zu werden, theilten, und das Fortschreiten begünstigten.

Wir haben oben angedeutet, wie Herzog Carl von Würtemberg auf militärische Weise die Fortschritte der neuen Bildung fördern wollte, deren Bedürfniß er wirklich empfand, während von Schlieffen den Landgrafen von Hessen-Cassel dahin brachte, daß er sich derselben thätig annahm, ohne daß er selbst den geringsten Sinn dafür hatte. Im finstern Münsterlande war der edle Fürstenberg als Minister ein eifriger Freund des Lichts, und nahm sich der aufstrebenden und verbessernden Gelehrten an. F. H. Jacobi und sogar der etwas übergeniale und oft cynische Heinse, der, obgleich Protestant, doch hernach Bibliothekar des Primas der deutschen katholischen Geistlichkeit wurde, standen mit ihm in naher Verbindung. Fürstenberg suchte, wie man aus den Journalen der Zeit, besonders aus Schlözers Staats-Anzeigen urkundlich beweisen kann, sowohl in weltlichen als in geistlichen Dingen in seinem ganz hinter der Zeit zurückgebliebenen Westphalen eine neue Ordnung zu begründen. Bei Carl Theodor waren freilich schon zu der Zeit, als er noch als Kurfürst von der Pfalz das schöne Land am Rhein, die Pfalz und Berg allein beherrschte, Jesuiten, Adel und Mätressen eben so mächtig als späterhin, nachdem er auch Baiern geerbt hatte; aber er hatte dort, sowohl in Mannheim als in Düsseldorf andere Rathgeber, als hernach in München. Sein Minister von Hompesch und andere ihm ähnliche Männer suchten nicht allein am Niederrhein gleichen Schritt mit der Zeit zu halten, sondern Hompesch eilte ihr sogar in Finanz- und Verwaltungssachen, wenn er freie Hand hatte, voraus. Unter Hompesch war auch F. H. Jacobi einige Zeit hindurch im Ministerium angestellt, um physiokratische Ideen auszuführen. In Mannheim wurden Musik, Schauspiel, bildende Künste auf eine solche Weise befördert, daß man wenigstens den guten Willen zeigte, deutsche dramatische Dichtung, statt der französischen, auf die Bühne zu bringen und selbst in der Oper dem Unsinn des italienischen Getrillers, deutschen verständlichen und verständigen Gesang unterzuschieben. Zu dem Letztern ward bekanntlich auch Wieland aufgeboten, daß dieser aber den rechten Weg zur deutschen Oper

einschlug, als er den Euripides travestirte, dürfen wir schon darum nicht behaupten, weil es bekanntlich Göthe als Jüngling burschikos verneint hat. Daß eine sogenannte Academie, d. h. eine eitle Anstalt errichtet ward, zum Reden halten und Abhandlungen schreiben, was seiner Zeit nützlich war, jetzt ganz überflüssig ist, würden wir eher einen Rückschritt zu Ludwigs XIV. und anderer, den Kaiser Augustus und die Medicis nachäffenden Fürsten Manier, als einen Fortschritt nennen, wenn sich nicht diese Academie große Verdienste um die deutsche Sprache und ihre Geschichte, nicht für Gelehrte allein, sondern für Gebildete überhaupt erworben hätte, wie aus ihren Schriften hervorgeht. Ein Ruhm und ein Fortschritt war es immer, daß während in Heidelberg und in Düsseldorf Controversprediger tobten, in Mannheim Wielands beide deutsche Opern mit großem Aufwande gegeben wurden, Iffland als Schauspieler und Schauspieldichter die neue Art zu denken und zu empfinden, dramatisirte und darstellte, und später Schiller, als er noch keinen Ruhm hatte, als genialer Kopf erkannt ward, obgleich er anfangs als Kraftgenie auftrat und seine ersten Producte etwas wüst und überschwänglich waren.

In Erfurt hatte früher schon von Breidbach als Statthalter des Kurfürsten von Mainz aus einer obscuren Universität eine glänzende und aus einem Aufenthaltsorte der trägen und finstern Verfechter alter Mißbräuche einen Zufluchtsort der kühnen Verkündiger des neuen Lichts machen wollen. Wir haben schon oben bemerkt, daß er Wieland nur kurze Zeit hindurch dort zurückhalten konnte, und daß Bahrdt und Riedel und Ihresgleichen nicht gemacht waren, das neue Licht zu empfehlen. Dennoch ward dieses auch nach der Zeit im Kurfürstenthum Mainz, zu dem damals Erfurt gehörte, gehegt und mächtig gefördert. Die beiden Kurfürsten, welche vor Carl von Dalberg in Mainz regierten, so ungleich auch ihr Charakter, wie ihr Leben und Wandel war, suchten doch beide den Ruhm der Theilnahme an dem in Deutschland herrschenden Streben nach Verbesserung. Der Coadjutor hatte in Erfurt seinen Sitz, und wenn auch seine

Phantasie, wie sein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, wenn auch sein Verstand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, so hatte er doch für alles Große und Gute einen regen Sinn. Carl von Dalberg stand als Coadjutor in Erfurt unter den Deutschen in größerer Achtung als später zur Zeit Napoleons, wo man mit Recht glaubte, daß seine Bewunderung der Geistesgröße Napoleons zu weit gehe. In Erfurt hatte er den Ruhm eines Mäcenas und des Musageten der Deutschen, ward als edler und freisinniger Mann vergöttert, schloß sich an den Theil der Illuminaten an, welche die katholische Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen wollte und selbst seine Mängel und Schwächen hatten nichts Gemeines, sondern flossen aus derselben Quelle mit seinen Tugenden. Uebrigens war unter den drei letzten Kurfürsten, welche alle drei mächtig dahin wirkten, daß in ihrem Staate der Geist des Mittelalters verbannt und ein neuer und belebender herrschend werde, der Erste, nämlich Emmerich Joseph, der achtbarste und in jeder Rücksicht würdigste. Emmerich Joseph hatte in den siebenziger Jahren, als Basedow die Schulen, den Unterricht und die Lehrbücher des protestantischen Deutschlands reformiren wollte, und als der Abt Felbinger das Volksschulwesen in den österreichischen Staaten wesentlich verbesserte, auch seiner Seits den regsten und edelsten Eifer bewiesen, den Jesuiten Schranken gesetzt und ihre mechanischen Religionsübungen, ihren ärgerlichen Bilder- und Ceremoniendienst durch bessern Unterricht zu entfernen gesucht. Sein Nachfolger Carl Friedrich Joseph (von Erthal) wollte, wie wir schon vorher berichtet haben, die alte Universität Mainz zu neuem Glanze erheben, er vereinigte dort eine Anzahl berühmter, zum Theil protestantischer Professoren und nahm Johannes Müller erst zum Bibliothekar, dann zum Geheimschreiber. Er stand freilich in moralischer und politischer Beziehung weit unter seinem Vorgänger, arbeitete aber für die Aufklärung seines Jahrhunderts wie dieser. Dies bewies er, als er sich so eifrig bemühte, durch die in Ems in Verbindung mit den andern

Erzbischöfen festgesetzten Puncte, den Anmaßungen der päbstlichen Curie Schranken zu setzen.

In Cöln hatte ebenfalls schon der vorletzte Kurfürst durch Gründung der neuen Universität in Bonn einen Beweis seiner Theilnahme an dem in Deutschland neu erwachten Streben nach Wissenschaft und Bildung gegeben, sein Nachfolger suchte die neue Universität zu heben und auch sogar in das ewige Dunkel der cölner Kirche schien wenigstens ein Lichtstrahl zu dringen. Das Geschrei gegen Licht und Aufklärung ward leider hernach vermehrt und den Feinden jeder Art von Freiheit ein neuer Vorwand gegeben, unbedingt beim Alten, als beim allein erhaltenden Princip der Staaten zu beharren, als Georg Forster in Mainz und Eulogius Schneider in Bonn von den Deutschen zu den Franzosen übergingen. Georg Forster ward getäuscht, wie wir alle, in denen die Vorstellung von Rechten der Menschheit und vom Drucke der Socialverhältnisse auf gewisse Classen und Stände lebendig geworden war, durch Jugendträume getäuscht wurden; Eulogius Schneider bewies durch sein Betragen während der Schreckenszeit im Elsaß, daß vom Fanatismus der Torquemada zu dem der Robespierre und Fouquier Tainville nur ein Schritt sey. Der Erzbischof von Trier zeichnete sich durch Duldung gegen die sonst von den geistlichen Regierungen verfolgten Protestanten aus; der Fürstbischof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg schützte aufgeklärte Mönche gegen ihre fanatischen oder tyrannischen Aebte, wie Schades Beispiel beweiset.

Auf die Stimmung der Regierung und auf die gerade jetzt den Fortschritten der Freiheit im Denken, Handeln und Reden am heftigsten widerstrebenden Stände und Classen Deutschlands rechneten die Männer, welche in jener Zeit versuchten, durch Zeitschriften, die von Hand zu Hand gehen und mehr als Bücher für den Augenblick und für eine schnelle und vorübergehende Wirkung berechnet seyn müssen, auf das gesammte Publikum zu wirken. Der allgemeinen deutschen Bibliothek, des deutschen Mercurs und der göttinger Anzeigen haben wir an einer andern

Stelle gedacht, der berliner Monatschrift wollen wir nur aus der einzigen Ursache im Vorbeigehen erwähnen, weil sie beschuldigt ward, sie habe gegen jesuitische Umtriebe auf eine solche Weise Krieg geführt, daß sich die Redactoren zuweilen lächerlich gemacht und ähnliche Vorwürfe der Verketzerung anderer verdient hätten, wie die waren, die sie ihren Gegnern machten. Es war indessen doch ein Kampf der Meinungen, den sie anregten, wenn auch daraus ein Streit der Personen geworden war, und es war kein gebildeter Mann in Deutschland, der nicht entweder für oder gegen die damals sogenannten Jesuitenriecher Parthei nahm. Wie sehr man Unrecht hatte, Gedike, Biester und Nicolai im achtzehnten und Voß im neunzehnten Jahrhundert zu beschuldigen, daß sie ein ganz ungegründetes Geschrei erhöben, die Träume ihrer Phantasie in wirkliche Erscheinungen verwandelten und überall Jesuiten gleich Gespenstern sähen, lehrt die Erfahrung unserer Tage, wo jene Erscheinungen der Phantasie und nächtlicher Träume überall am hellen Tage herumwandeln und die Gespenster Fleisch und Bein und furchtbare Gewalt erlangt haben. Ueber die A. D. B. herrschte Nicolai zu unumschränkt, als daß wir ausführlich von ihrer Richtung reden dürften und den göttinger Anzeigen kann keine eigentliche bestimmte Richtung oder Wirkung zugeschrieben werden, theils weil ihnen Heyne gleich einem Diplomaten vorstand, theils weil die ganz verschiedenen göttinger Professoren alle daran arbeiteten. Auf welche Weise die elendesten Compilatoren unter diesen mit geistreichen Männern und ihren mit Feuer, Seele und Sinn geschriebenen Werken umgehen durften, kann man am besten aus des armseligen Meiners Anzeige des genialen Buchs sehen, welches Georg Forster über seine Reise um die Welt schrieb. Man kann sich daraus überzeugen, daß eingebildete Pedanten damals eben so mächtig in Deutschland waren, als übermüthige Pfaffen, obgleich man staunt, daß so etwas unter dem Namen einer königlichen Societät der Wissenschaften in die Welt geschickt werden durfte. So ist es aber mit diesen sogenannten Academien!!

Was Wielands Mercur angeht, so können wir ihn ebenfalls nicht zu den Zeitschriften rechnen, welche auf Staat, Leben, Literatur in einer im Fortschreiten begriffenen Zeit reformirend einwirkten, und nur davon ist hier ausschließend die Rede. Wieland selbst nämlich sagt uns unverhohlen, welche Art Speculation er beim Mercur im Auge habe. Er schreibt nämlich, ganz allein auf die weimarischen behutsamen und ängstlichen Hofleute und Beamten und auf die der andern kleinen Höfe Rücksicht nehmend, an Jakobi, der noch dazu sehr den Vornehmen spielte und den andern vornehmen Leuten also nicht leicht zu nahe kam, als dieser ihm den Schluß von Allwills Briefen zum Einrücken in den Mercur von 1776 einschickte, Folgendes: „In Deinen letzten Allwills-Papieren werde ich mit Deiner Erlaubniß einige garstige Stellen über den Dienst großer Herrn wegstreichen. Gott weiß, wie Du mit dem Bewußtsein Deiner und meiner Verhältnisse so was hinschreiben und mir schicken kannst, daß ichs drucken lasse." Daraus geht nicht blos das geringe Maas moralischen Muths des Vielschreibers hervor, sondern man sieht auch, daß man von den angeführten Zeitschriften, besonders von Wielands Mercur keine freie und rücksichtslose Sprache, keine Art Tadel des Bestehenden je hoffen oder erwarten konnte.

Was kein anderer in Deutschland vermocht hatte, führte Schlözer aus, und zwar im hannöverschen Lande und troz des Lärmens, das sich von allen Seiten gegen ihn erhob. Er schuf ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten, wenigstens diejenigen unter ihnen, die noch so viel Ehre und Schaam übrig hatten, daß sie erröthen oder erblassen konnten. Um eine Zeitschrift für Staatsverwaltung, Regierung und Zeitgeschichte zu unternehmen, war Schlözer durch seine ausgebreiteten Bekanntschaften in allen Gegenden, durch seine Fehler, wie durch seine guten Eigenschaften und vielseitigen Kenntnisse in einer Zeit, wie die Seinige war, am besten geeignet. Da er besonders deutsche Staaten im

Auge hatte, so sieht man, wenn man die Aengstlichkeit bedenkt, womit Wieland jedes Wörtchen sogar in einem belletristischen Journal wägen und messen zu müssen glaubte, daß Schlözers Muth und sein eiserner Sinn dazu gehörte, um als göttinger Professor an eine politische Zeitschrift auch nur zu denken. Der Augenblick, den Schlözer wählte, war übrigens sehr günstig. Die innern Streitigkeiten in England, der nordamerikanische Krieg regten die Gemüther in jener nach Befreiung von jeder Art Fessel strebenden Zeit ganz anders auf, als das, was man sonst in den Zeitungen zu lesen pflegte, und diese Zeitungen waren hinter dem, was sie seitdem trotz ihrer fortdauernden Unvollkommenheit geworden sind, sehr weit zurück.

Schlözer leitete sein grosses Unternehmen, welches dahin führen sollte, daß es wenigstens eine Art Oeffentlichkeit in Deutschland gäbe und den Bedrückten ein Mittel verschafft werde, ihre Klagen laut werden zu lassen, sehr behutsam ein. Er unternahm seine Zeitschrift scheinbar nur zu Gunsten der ganz orthodoxen neulich erst von seinem Lehrer Achenwall emporgebrachten Wissenschaft der Statistik. Er gab nämlich zuerst um 1775 in fliegenden Blättern eine Sammlung ihm eingesendeter, mehrentheils statistischer Nachrichten aus verschiedenen Gegenden unter dem Titel Briefwechsel heraus, und erst im folgenden Jahre ward daraus ein eigentliches Journal unter dem Titel Neuer Briefwechsel. Dies Journal sollte regelmäßig in sechs Heften jährlich erscheinen. Es bestand freilich damals schon seit 1767 ein anderes politisch-statistisches Journal, nämlich Büschings Magazin, zu dem er um 1773 noch seine wöchentliche Nachrichten von Büchern und Landkarten hinzufügte; diese Journale berühren wir hier aber eben so wenig wie andere gleichzeitige oder frühere, weil sie entweder der eigentlichen Bücherwissenschaft der Deutschen oder auch der Manier angehören, in welcher die Geschichte im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts getrieben ward. Schlözers neuer Briefwechsel war dagegen unmittelbar dem Leben und der Verbesserung der fehlerhaften Leitung desselben gewidmet. Dreist ward

Schlözer erst nach und nach, als selbst die Behörden unseres Vaterlandes einsahen, wie vortheilhaft es sey, daß das, was von den Finanzkammern und Kanzleien, in Cabinetten und im Beamtenzimmer im Dunkel des Geheimnisses bisher war versteckt worden, einmal am hellen Tage verkündigt werde.

Aus Besorgniß, die hannöversche Aristokratie gleich anfangs rege zu machen, nahm sich übrigens Schlözer sehr in Acht, hannöversche Dinge zu berühren, er mied, wie der Geschichtschreiber nach Napoleons Rath die Nähe der Zeiten meiden soll, die Nähe der Oerter. Seine Kritik, die durchaus freimüthig, aber sehr oft auch wunderlich und grillenhaft war, richtete sich zunächst gegen fremde Staaten und Verwaltungen; die Richtung seiner ersten unbändigen Leidenschaftlichkeit war aber denen, welche in London die hannöverschen Angelegenheiten besorgten, in Rücksicht auf König Georgs III. Person und auf Lord Norths Ministerium sehr willkommen. Schlözer war wüthend gegen die Nordamericaner und zürnte über ihren Ungehorsam gegen das Parlament, als wenn er ein ächter Altengländer wäre. Auf eben die Weise kämpfte er gegen die holländischen Patrioten und für Ludwig Ernst von Braunschweig, als wenn er und seine Vorfahren dem Hause Oranien angehört hätten. Dies veranlaßte auch in Deutschland zwischen Verfassern periodischer Schriften die ersten öffentlich geführten politischen Discussionen, wenn auch nur über Politik fremder Staaten. Büsching nämlich nahm besonders die amerikanische Sache anders, als Schlözer und es entstand zwischen beiden ein heftiger Streit.

Schon im zweiten Jahrgange von Schlözers neuem Briefwechsel findet man übrigens einige derjenigen Stücke, durch deren Bekanntmachung Schlözer von der Zeit an ein Schrecken aller väterlich waltenden Beamten und kleinen Despoten des feudalen Deutschlands ward. Alle die, welche in den Ritzen und Löchern unserer verfallenen Reichsburg im Dunkeln hauseten, die Tyrannen in Mönchskutten, in Stiftern und Klöstern, die wohlweisen Beherrscher oder Magistrate der Reichsstädte, die hochgebornen Reichsritter, welche die Dörfer beherrschten, die durchlauchtigen

fürstlichen Herrn, die im Dunkel kleiner Residenzen und leicht von den Thürmen derselben zu übersehender Länder mit königlichem Stolze ihr Wesen trieben, erhoben bald ihr vereinigtes Zetergeschrei. Zwei Aufsätze des Jahrgangs 1777 mögen deutlich machen, wie die oben genannten Usurpatoren der Rechte des Volks und des Kaisers gereizt werden mußten, wenn Dinge ans Licht kamen, wodurch die Aufmerksamkeit des der Form nach noch bestehenden Reichs auf sie geweckt ward. Man findet nämlich im siebenten Hefte eine Notiz über die Concubinen der geistlichen Herrn in Münster im Jahre 1740, und in eben dem Hefte genaue Nachricht von der ganz originellen Besetzung eines deutschen Hofgerichts. Bei Letzterer ist freilich der Name des Landes und der Personen nicht genennt; doch verbürgt Schlözer in einer beigefügten Erklärung die Wahrheit der Thatsache.

Im Jahrgange 1778 findet man schon, sowohl in den darin abgedruckten, Schlözer mitgetheilten, Aufsätzen, als in den kürzeren Correspondenznachrichten vortreffliche Winke über das Bedürfniß einer freieren Presse. Es wird nachgewiesen, welchen Nachtheil Unterthanen und Regierungen dadurch erlitten, daß alle öffentlichen Angelegenheiten gleich den Geheimnissen der Mysterien nur in tiefer Stille getrieben wurden; dies gilt sowohl von den vielen kleinen und größeren Herrn als von den Städten. Dadurch ward dann freilich das Geschrei vermehrt; aber der Einfluß und der Absatz des neuen, in einer ganz neuen Weise redigirten Journals nahm in eben dem Maaße zu. Wie es übrigens damals mit der periodischen Presse von Deutschland stand, und welchen Ruhm Schlözer deßhalb verdient, daß er in jener Zeit freimüthiger zu sein wagte, als vielleicht gegenwärtig irgend jemand in seiner Lage rathsam finden möchte, sieht man daraus, daß er selbst erklärt, auch erweisliche Thatsachen dürfe er nur mit großer Vorsicht aufnehmen.

Wie wohlthätig indessen auch der bloße Schatten einer freien und öffentlichen Rede über Staatsangelegenheiten in Deutschland schon nach wenigen Jahren geworden war, sieht man vorzüglich aus dem Jahrgange 1780. Man findet in diesem das

Actenstück, dessen Mittheilung den zürcher Rath, welcher seine bürgerliche Oligarchie bekanntlich weit härter übte, als der berner seine adelige, so sehr gegen den Einsender erbitterte, daß er hernach diesen, nämlich den Pfarrer Waser, wegen Entwendung anderer Urkunden, welche zwar strafbar, aber doch kein Todesverbrechen war, hinrichten ließ. Die Zürcher hatten seit dieser Zeit an Schlözer den furchtbarsten Feind, der allerdings gegen die Art Aristokratie, welche dort bestand, sehr erbittert war, wie er auch in seinem Kampfe mit holländischen Patrioten bewies. In demselben Bande findet man auch die juristische Vertheidigung Bahrdts, blos in Beziehung auf die Rechte protestantischer Reichsbürger gegen das verfassungswidrige Verfahren des kaiserlichen Reichshofraths, ferner Aufsätze über den innern Zustand deutscher geistlicher Staaten; über prager Censur und Inquisition; über den sächsischen Adel und über die hessencasselsche Regierung; endlich über die innern Verhältnisse der Universität Gießen. Im folgenden Jahre erklärte sich Kaiser Joseph sehr vortheilhaft über den Krieg, den Schlözer fortdauernd mit den Jesuiten- und Exjesuiten führte, und über seine Rügen geistlicher Mißbräuche, wodurch die kleinern geistlichen Fürsten dagegen heftig gereizt wurden. Der Bischof von Speier war so erboßt über den Spott, der seine aus dem Mittelalter stammende Rechte, wie er es nannte, getroffen hatte, daß er sich erst nach Hannover, dann 1782 geradezu nach London an König Georg III. selbst wandte, aber beide Male ohne Erfolg. Weil der König höflich auswich, wandte sich der Bischof wegen der Artikel, die er Schlözers frevelhaftes Beginnen nannte, durch ein Rundschreiben an sämmtliche Deputirte am Reichstage, aber auch dieses ohne Erfolg.

Vom Jahre 1782 erhielt der Briefwechsel den Titel: Staatsanzeigen, und gewann zugleich an Ausdehnung und Bedeutung. Die Staatsanzeigen wurden gewissermaßen ein Magazin von Nachrichten aus ganz Deutschland über alle einzelne Staaten und Städte, das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Jahrgänge von 1784—1786, es geht aber ganz besonders aus den

unzähligen Klagen und Beschwerden der Regierungen über Schlözer hervor. Die Beschwerden betrafen keineswegs seine Bemerkungen, sondern man wollte das, was geschehen war und durchaus nicht geläugnet werden konnte, oder auch geheim gehaltene dem Volke günstige Actenstücke nicht bekannt gemacht haben. Das Letztere verdroß die Obscuranten Baierns, als Schlözer die Acten eines schmählichen Criminalprozesses drucken ließ. Der Kurfürst klagte in Hannover; man klagte in Darmstadt als die Staatsanzeigen einen darmstädter Jagdetat bekannt machten, der zufällig gerade in dem Augenblick nicht mehr geltend war, aber doch kurz vorher gegolten hatte. Uebrigens war freilich Schlözer als politischer Schriftsteller höchst einseitig und nicht gerade durchaus unbestechlich, wenn man ihm gleich nicht ganz grob mit der Bestechung kommen durfte. Geld, eitle Ehre, ein Orden, ein hohes Lob vermochten oft soviel über ihn, daß er sich selbst zu täuschen suchte, um nicht lügen oder blos andere täuschen zu dürfen. Man bemerke nur, wie er in den polnischen und türkischen Händeln so ganz anders verfährt, als in den nordamerikanischen und holländischen. Seine ganze Stellung und sein Verhältniß zu Rußland, wie das Buch, in dem er, wie er uns selbst sagt, für gutes Geld den Ludwig Ernst zum Phocion machte, beweisen wenigstens, daß er sehr schwache Seiten hatte.

Gleichzeitig mit Schlözers neuem Briefwechsel (um 1776) entstand das deutsche Museum, welches der neuen Literatur auf ähnliche Weise bestimmt sein sollte, wie Schlözers Staatsanzeigen der neuen Politik. Es ist unstreitig die beste Zeitschrift für das größere Publikum, welche je in Deutschland erschienen ist, denn, wenn auch die später in Jena und Weimar unter Göthes und Schillers Schutz erschienenen wichtigere Arbeiten ins Publikum brachten, so beweiset doch die jetzt gedruckte Correspondenz der Unternehmer, daß mehr Absichtlichkeit und buchhändlerische Speculation dabei war. In diesem Museum haben unsere bessern Prosaisten und auch einige Dichter die ersten Proben ihrer Arbeiten mitgetheilt und diesen dadurch hernach eine

weitere und leichtere Verbreitung verschafft. Die verschiedenen Jahrgänge dieses Museums bilden daher gewissermaßen eine chronologische Uebersicht der Bemühungen der Männer, welche unsere Literatur und Sprache auf den Punkt zu bringen suchten, auf dem sich die englische und französische schon seit einem halben Jahrhundert befanden. Die Unternehmung dieses Museums gehört zu Dohms Verdiensten um Deutschland und um die deutsche Literatur; er theilte die Leitung desselben mit Boie, der durch diese Redaktion für unsere Prosa auf ähnliche Weise thätig ward, wie früher in Göttingen durch die Anstalt der jährlich erscheinenden Musenalmanache für die leichtere Poesie. Als Dohm hernach durch Staatsgeschäfte der Literatur auf einige Zeit entzogen ward, leitete Boie allein das Museum, welches für den Kenner immer noch seinen Werth hat, was von wenigen Zeitschriften gesagt werden kann, besonders da jetzt die bedeutenderen Aufsätze alle vermehrt und verbessert einzeln gedruckt sind.

Die innige Freundschaft, welche vom Strande der Ost- und Nordsee, bis zu den Gränzen Italiens alle die Männer, welche damals unsere Nation und ihre Literatur von der Barbarei und dem Despotismus der Pfaffen und Pedanten, von den elenden Cabalen, Kamaraderien, dem Handwerksgeist und der Gemeinheit der Universitäten befreien wollten, und ohne sich persönlich zu kennen im geheimen innigem Bunde standen, erleichterte Boie und Dohm das Unternehmen, nur Vorzügliches dem Publikum periodisch darzubieten. Beide Unternehmer genossen einer allgemeinen Achtung in Deutschland und verbanden mit einem gereinigten Geschmack und mit vielen und vielseitigen Kenntnissen einen richtigen praktischen Takt, der unter unsern Gelehrten viel seltener ist als die ersten beiden Eigenschaften. Dies gilt freilich, wie das bei Zeitschriften, auch besonders wegen der Natur des literarischen Treibens, nicht anders sein kann, vorzugsweise nur von den ersten Jahrgängen, bei welchen Boie und Dohm gemeinschaftlich über die Aufnahme der Aufsätze wachten. Man sieht aus der Wahl, die sie trafen, deutlich, daß sie den Geschmack und den Verstand des großen lesenden Publikums

bilden, es aber auch zugleich durch Abwechselung und genaues Anschmiegen an das Bedürfniß derer, die nur allein Unterhaltung in der Lectüre suchten, gewinnen wollten. Die Richtung, die Bildung, die Denkart der Verfasser der gesammelten Aufsätze ist daher verschieden, und oft gerade entgegengesetzt; aber in einem Punkt, Moralität und Eifer für die geistige Wiedergeburt der Nation, für die Befreiung der Jugend von academischer Rohheit und für ächte und gründliche Geistesbildung kommen alle überein.

Schon aus dem Register der einzelnen Aufsätze würde man sehen, daß nach einander Proben der Arbeiten von Göthes Freund Lenz, der schon damals seine Genialität über die Schranken jeder Art Regel, nicht blos über die der pedantischen Regel hinaus trieb, mit philosophischen Aufsätzen von Feder, von Campe, von Lavater abwechseln. Neben Lichtenbergs geistreichen und witzigen Briefen aus England darf auch Zimmermann, damals ein beliebter Schriftsteller, ein Ding, das er Philosophie nennt, auskramen. Auch staatswissenschaftliche und staatswirthschaftliche oder statistische Gegenstände wurden darin, soweit sie dem großen Publikum durch Vortrag angenehm gemacht werden können, von Männern wie Dohm, Jacobi, J. G. Schlosser behandelt, und die belehrende Prosa wechselt ab mit Proben aus Gedichten von Bürger, von Claudius, von den Stolbergen, von Voß. Daß auch Meißner und Sprickmann und andere nicht gerade classische Schriftsteller später oft erscheinen, lag in der Natur des Journalwesens und einer einmal begonnenen Unternehmung, die nicht sogleich aufgegeben werden kann.

Die göttinger Professoren sogar hielten es für nöthig, von der gegen sie erhobenen Beschwerde, daß sie, in ihre Kathederweisheit verliebt, weder etwas von Fortschritten der Zeit, noch von Volksliteratur wissen wollten, an das große Publikum zu appelliren. Als das Resultat des Entschlusses der göttinger Gelehrtenaristokratie auch ihrer Seits mit dem Publikum in Verbindung zu treten, betrachten wir das von Georg Forster

und von Lichtenberg unternommene göttingensche Magazin der Wissenschaften und der Literatur. Auch von dieser Zeitschrift gilt dasselbe, was wir vom deutschen Museum bemerkt haben, daß es auch jetzt noch, wo die mehrsten Aufsätze an andern Orten und zu andern Zeiten gedruckt sind, als eignes Werk Werth hat. Die sämmtlichen göttinger vornehmen Professoren haben übrigens selbst, zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar durch Lichtenberg erklärt, daß ihr Magazin bestimmt sey, der neuen Ansicht des Lebens den Weg zu bahnen. Das Magazin sollte nämlich die Leser überzeugen, daß dieselben Männer, welche oft ihre Abneigung gegen die herrschende, abgeschmackte Empfindsamkeit sehr stark äußerten, die tolle Genialität der Kraftgenies verspotteten, den Bombast der Lavater und Consorten bitter und mitunter überscharf verhöhnten und die Frömmelei der Schule Klopstocks nicht für Religionseifer anerkennen wollten, doch auf der anderen Seite für die wahren Verbesserungen, welche die Zeit fordere, eben so muthig zu kämpfen im Stande seyen, als Schlözer that. Das Magazin sollte nicht polemisch, nicht direct die Göttinger gegen den Vorwurf vertheidigen, daß sie aristokratisch nur eine privilegirte, nur eine Universitätsbildung, Wissenschaft genannt, ausschließlich fördern und treiben wollten, sondern die Aufsätze sollten zeigen, daß sie sich popularisiren könnten, sie sollten einzelne Stücke der Wissenschaft der Privilegirten dem ganzen Volke zugänglich machen.

Alle göttinger Professoren, die sichs einigermaßen zutrauten, im Geiste ihrer Zeit, im Style und in der Sprache, welche in den letzten zwanzig Jahren sich gebildet hatten, ihre Wissenschaft unmittelbar dem gebildeten Publikum mittheilen zu können, lieferten Beiträge zu dieser dem Wimmern und Faseln und Liebeln und Frömmeln der Zeit eine verständige und dabei unterhaltende Belehrung entgegensetzenden Zeitschrift. Unter denen, die in dieser Absicht arbeiteten, durfte Lessings Freund, Reimarus, nicht fehlen, und er lieferte auch wirklich Beiträge. Daß das Magazin in der angegebenen Absicht unternommen wurde, geht nicht blos daraus hervor, daß man das Format des klein-

sten Octavs wählte und nur dünne Hefte ausgab, sondern Lichtenberg erklärt sich darüber in der Vorrede zum zweiten Jahrgang bestimmt und ausdrücklich. Er sagt dort, die Herausgeber wollten dem deutschen Publikum eine Lectüre schaffen, die nicht läppisch, wie die zahlreichen unterhaltenden Zeitschriften, sondern unterhaltend und belehrend zugleich sey, ohne jedoch die Leser zu ermüden. Der Styl, so fährt er, den Mitarbeitern ihre Aufgabe leise andeutend, fort, soll zwar leicht, aber doch immer ernste Prosa, weder fades Gewinsel, noch leerer Bombast seyn.

Lichtenberg und Forster hielten in der That Wort, was bei denen, die dergleichen Unternehmungen als Geldspeculation betrachten, wie selbst Wieland that, bekanntlich nicht oft der Fall zu seyn pflegt. Ein großes Verdienst war es, daß diese Männer, welche ein von Basedow und Campe erzogenes Geschlecht durch ihre Wissenschaftlichkeit hätten abschrecken können, sich herab ließen, durch die That zu zeigen, daß sie practisch tüchtiger und lehrend unterhaltender seyen, als die gerühmten Educationsräthe und die sentimentalen Bücherfabrikanten. Statt dies durch Aufzählung oder Prüfung der einzelnen Aufsätze zu beweisen, was uns zu weit führen würde, wollen wir noch einige Worte aus der vorher erwähnten Vorrede Lichtenbergs zum zweiten Jahrgange anführen, und dann einiger, entweder wegen ihrer Verfasser oder wegen ihres Inhalts merkwürdiger Aufsätze im Vorbeigehen gedenken. Lichtenberg nämlich dankt dort für die gütige Aufnahme, welche seine als Opposition gegen das modische Faseln zu betrachtende Zeitschrift beim Publikum gefunden habe, und spricht sich bei der Gelegenheit über den Geist derselben in folgenden Worten aus: „Es gelte denjenigen Lesern, über deren altdeutschen Ernst und altdeutschen Geist der silberne Mond so wenig vermocht habe, daß sie ein nicht empfindsames Journal zum Zeitvertreibe lesen, und eine u. s. w. Die Einrichtung, fügt er hinzu, wird in diesem Jahre größtentheils dieselbe bleiben, doch werden wir sie einigermaßen dahin abändern, daß wir die durchaus bleibende Absicht, zu belehren, mit so viel Veränderung

im Aeußern zu verbinden suchen werden, als sie nur immer verträgt. Wir werden daher selbst Gedichte nicht mehr ausschließen; allein wie es sich wohl von selbst versteht, nur solche, die den Titel unseres Journals, welches Wissenschaft verspricht, wenigstens nicht ganz Lügen strafen."

Was die einzelnen Aufsätze und ihre Verfasser betrifft, so wird man auf den ersten Blick wahrnehmen, wie genau das Versprechen gehalten wird, dem Elenden und Faden der Journale jener Zeit etwas Gutes und Solides entgegen zu setzen; man wird nämlich keine Lückenbüßer darin antreffen, denn daß ein kurzer Aufsatz über Gradirwerke und einer über Hütten- und Bergwesen in der Pfalz aufgenommen sind, wird man wohl dem Physiker, der das Journal redigirt, nicht als Aufnahme eines Lückenbüßers anrechnen wollen. Was die Hauptsache angeht, die Gelehrsamkeit und Universitätswissenschaft dem Volke durch Leichtigkeit der Form nahe zu bringen, um es von Marktschreiern Ignoranten und Schwätzern, oder von Leuten, die Bücher gleich Schuhen auf den Kauf machen, zu entfernen; so erscheinen gleich im ersten Jahrgange nach und neben einander Feder, Errleben, Blumenbach, Meister und mit ihnen zugleich der hernach mit Lichtenberg als einem Streiter für Heynes Sache tödtlich entzweite Voß. Da sich einmal die göttinger Professoren zu dem Unternehmen, sich und ihre Wissenschaft durch Lichtenbergs Vermittelung dem deutschen Volke, oder den sogenannten Ungelehrten näher zu bringen, vereinigt hatten, konnte freilich der unleidliche, viel schreibende und wenig verdauende Meiners nicht ausgeschlossen werden, und in der That erscheint er im dritten Stück des ersten Jahrgangs. Auch Pütter schließt sich an seine Collegen dadurch an, daß er in einem sehr faßlichen und doch sehr gründlichen Aufsatz über die Rechtmäßigkeit der Zahlenlotterien seine armen deutschen Landsleute belehrt, wie schändlich viele unter ihnen von ihren Regierungen betrogen würden. Große und kleine deutsche Herrn, von ihren Plusmachern, die sich dabei gut standen, geleitet, hegten damals noch überall die Land und Leute, besonders die ärmeren Classen ver-

derbende Speculation, vor welcher Pütter in dem Aufsatze warnt; jetzt sind Lotto und Lotterie nur hie und da noch übrig, wahrscheinlich damit die verpachteten Spielbänke der Bäder und ihre Verpachter doch nicht allein der öffentlichen Stimme trotzen mögen.

Lichtenberg selbst erläutert in dem dritten Stück durch einen in seiner Art meisterhaft witzigen Commentar, die zwei Blätter eines komischen Orbis Pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Schauspieler und Romanendichter, die er von Chodowiecki hatte stechen lassen. Im vierten Stücke findet man neben Reimarus philosophischem Aufsatze und Blumenbachs für jedermann, nicht blos für Naturkundige, höchst anziehenden Bemerkungen über Federpolypen, Lichtenbergs geistreiche Fragen an Physiognomen. Im fünften Stück sucht sogar der alte gelehrte J. D. Michaelis einen halb theologischen, halb historischen Gegenstand aus der Rüstkammer seiner Gelehrsamkeit durch Einkleidung und Form populär zu machen. Der Versuch war wenigstens zur Zeit des Fortschreitens und für dasselbe dankenswerth, obgleich die Sache selbst schwerlich jetzt die Mühe lohnen würde, wenn etwa unsere in dergleichen Dingen das Alte wieder hervorsuchende Zeit darauf zurück kommen sollte. Er trägt nämlich unter der Form eines Briefs an Schlözer seine Vorstellung von der Ordnung der Zeitrechnung, von der Sündfluth bis auf Salomons Regierung populär vor. Blumenbach behandelt den Gedanken, den er, wie jeder weiß, der ihn gekannt und gehört hat, für sehr wichtig hielt, daß durch den von ihm erfundenen neuen Ausdruck: **Bildungstrieb** (Nisus formativus), ein neues Licht in die Naturwissenschaft gebracht werden könne, so geistreich, daß der Leser die Ausführung und das gelegentlich Gesagte gern liest, wenn er auch nicht mit Blumenbach glaubt, daß sich eine unbekannte Sache durch eine andere eben so unbekannte erklären lasse.

Im sechsten Stück findet sich das Meisterwerk Lichtenbergs, sein Sendschreiben des Mondes an die Erde. Diese feine Satyre trifft das Empfindsamkeitsfieber der achtziger Jahre, an dessen Stelle jetzt Glaubenseifer getreten ist. Heyne beweist

den Deutschen die unumgängliche Nothwendigkeit, den Unterricht an gelehrten Schulen von Zeit zu Zeit zu verbessern, dadurch, daß er den tiefsten Verfall desselben in einem Lande, wo alle Anstalten für Gelehrte ganz ungeheuer reich dotirt sind, handgreiflich macht. Dies ist nämlich der eigentliche Zweck von Heynes Abhandlung über die Schulbücher, die in Eton, der berühmtesten Gelehrtenschule in England, gebraucht wurden. Auch Kästners Aufsatz hängt ganz genau mit dem Zweck des Magazins und mit dem Streben der Zeit, sich von alten Banden frei zu machen, zusammen. Georg Fosters Aufsätze über O-Tahiti, wo er vom Elysium träumte und über Büffons Epochen der Natur gehören zu den merkwürdigsten Stücken der prosaischen Literatur jener Zeit, obgleich kalte und erfahrne Männer seinem kühnen Fluge wohl so wenig zu folgen geneigt seyn möchten, als er im Grunde mit dem enthusiastisch von ihm gepriesenen Büffon übereinstimmt. Dies schon aus dem Grunde, weil er von wahrem, Büffon von künstlichem Enthusiasmus, getrieben ward.

Girtanner erscheint freilich ebenfalls im ersten Hefte des zweiten Jahrgangs, aber der war seiner Zeit eben so unvermeidlich und so unzertrennlich von den göttinger Professoren, als der zu ihnen gehörende Meiners. In einem ganz andern Sinn, als Girtanners Fabricate, abgefaßt, sind die Aufsätze im zweiten und vierten Stücke dieses zweiten Jahrgangs, welche den von der zürcherschen Krämeraristokratie gerichtlich gemordeten Pfarrer Waser betreffen. Diesen Aufsätzen war schon einer über Wasers letztes Verhör und über seinen rührenden letzten Abschied von seinen Söhnen, welche sich noch im Kindesalter befanden, vorausgegangen. Ein W. G. Becker nämlich hatte die Rolle eines sentimental frömmelnden Sophisten ziemlich geschickt zu Gunsten der blutigen zürcher Rathsherrn gespielt, was damals in Deutschland von einem Deutschen noch sehr auffiel, jetzt unmöglich mehr auffallen könnte, sondern wahrscheinlich als Verdienst sehr geehrt würde. Er hatte in einem langen, an den sentimentalen Gleim gerichteten, Briefe sophistisch von Wasers Sache gehandelt. In diesem

Briefe ward, wie das jetzt alle Tage geschieht, der persönliche Charakter des Mannes, an dem das durch die Zeit zum Unrecht gewordene Recht ausgeäbt war, benutzt, um die Obrigkeit zu entschuldigen, welche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts handelte, wie man im Mittelalter zu handeln pflegte. Becker suchte geltend zu machen, daß Waser ein heftiger, boshafter, im Gebrauch der Mittel zu seinen Zwecken keineswegs bedenklicher Mann gewesen sey. Er wollte, wie solche Schleicher pflegen, um die heftig gegen die zürcher Aristokratie erbitterte öffentliche Meinung von der Hauptsache abzuleiten, das Persönliche vorschieben. Diese Hauptsache war nicht sowohl Wasers Charakter oder seine Schuld, als vielmehr, daß alle sich gegen das Mittelalter heftig sträubenden Deutschen wußten, daß es im heiligen, römischen Reiche viele Städte mit einer ähnlichen Verfassung gebe, wie die zürcher war, und daß in den erleuchteten und sentimentalen Zeiten der achtziger Jahren ein Staat, den man Republik nenne, eine Gerichtsbarkeit dulde, nach welcher der unglückliche Waser mit einem Schein Rechtens hatte aufs Schaffot gebracht werden können.

Diese Hauptsache ist es, die Schlözer gegen den Verbündeten der Klopstockschen, Bodmerschen, Gleimschen Zartheit in diesem Magazin gesunder und gebildeter Verständigkeit hervorhebt, nachdem er sich schon in seinen Staatsanzeigen wiederholt über die Wasersche Angelegenheit erklärt hatte. Er theilt dem Magazin einen Aufsatz mit, der unstreitig zu dem Vortrefflichsten gehört, was er überhaupt geschrieben hat. Dieser Aufsatz ist in einem Ton und in einer Manier geschrieben, worin in unsern Tagen kein hannöverischer Professor, wir wollen nicht sagen schreiben wird, sondern schreiben darf. Dieser Aufsatz steht im vierten Stück neben Kästners Aufsatz, dessen Tendenz wir vorher im Vorbeigehen berührten, er berichtet nämlich, wie es in Deutschland herging und noch hergeht. In diesem merkwürdigen Aufsatze hebt Kästner scharf und treffend bei Gelegenheit von Kepplers Güter- oder vielmehr Armuths-Inventarium hervor, wie Deutschland mit seinen größten Männern um-

geht, wenn sie nicht entweder eine Brodwissenschaft lehren oder treiben, oder nicht in irgend einer Residenz oder am Hofe zu irgend etwas, was es auch sey, zu gebrauchen sind. Was Schlözers gegen Beckers elende Sophistereien gerichteten Aufsatz betrifft, so führt er die Ueberschrift: Vorläufige zerstreute Anmerkungen zu Herrn Beckers Schreiben über Wasern und dessen Prozeß. Seine Absicht und den Inhalt seines Aufsatzes deutet aber Schlözer ganz vortrefflich durch das Motto an:

Vergiftet war sein deutscher Sinn
Von Oligarchenluft.

Wir würden noch einen Aufsatz über deutsche Literatur im fünften Stück zu denen rechnen können, welche im Geiste der neuen und erfreulichen Richtung jener Zeit geschrieben waren. Der Titel Göttingisches Magazin und Heynes große Bedeutung als Universitäts-Diplomat und Politicus für Göttingens Ruhm trieb aber Lichtenberg, sich in den Streit, den Voß mit Heyne hatte, auf eine solche Weise zu mischen, daß die Stellung der Theilnehmer am Magazin gegen die Urheber der neuen Literatur Deutschlands verändert ward. Lichtenberg ließ nämlich am Ende des dritten Stücks des Magazins dieses Jahrs eine bittere Verspottung einer allerdings unbedeutenden Zänkerei, welche Voß angefangen hatte, abdrucken. Dies war die Untersuchung über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands.

Gelegentlich müssen wir, blos Spittlers wegen, denn Meiners ist überall nur als Compilator und Fabrikant anzusehen, noch eines andern göttingenschen Magazins erwähnen, obgleich der Anfang desselben über das Jahr hinausgeht, bis zu welchem wir diese Uebersicht der Literatur dies Mal fortführen wollen. Das göttingensche historische Magazin von Meiners und Spittler begann nämlich erst um 1787. Gleich der erste Band des Magazins beweiset, wie vortrefflich Spittler die Belehrungen, welche die damals beginnenden Vorspiele der Revolution in Frankreich allen blindlings am Mittelalter

klebenden Staaten des Continents hätten geben sollen, wenigstens für Deutschland zu benutzen verstand. Er zeigt gerade in diesem Magazin am besten, wie er mit seiner Kenntniß der allgemeinen Geschichte ein genaues Studium deutscher Particulargeschichten in Beziehung auf Verwaltung, Verfassung, Regierung verband, und wie sehr es zu bedauern war, daß er schon im folgenden Jahrzehnt sich selbst und dem Vaterlande untreu ward. Jeder Beitrag zur deutschen oder auch zur europäischen Geschichte, der durch Spittler einen Platz in diesem Magazin erhält, wirft ein neues Licht auf irgend einen wichtigen Punct der innern Geschichte oder auf irgend einen vernachlässigten oder übersehenen Theil der äußern Verhältnisse. Eine Aufzählung und eine Angabe des Inhalts der von Spittler gelieferten Artikel würde dies erläutern und beweisen, wenn nicht das Magazin über die hier gezogene Gränze hinausreichte. Wie passend, wie sehr der Zeit und den Bedürfnissen und Forderungen der des Alten überdrüssigen gebildeten Deutschen angemessen, wie durchaus planmäßig die Spittlerschen Beiträge waren, sieht man am besten, wenn man sie mit den von Meiners eingerückten geschmacklosen Compilationen und Abhandlungen vergleicht. Man wird dies schon allein daran sehen, daß Meiners Aufsätze ohne allen gesunden Verstand und ohne edlen Sinn unverschämt und trotzig absprechend sind.

Was Spittler durch seine Aufsätze in diesem Magazin auf seine Weise für das gesammte Vaterland wirklich leistete, hatte schon seit 1784 C. F. von Moser durch sein Patriotisches Archiv zu leisten versucht. Moser, so gut seine Absichten waren, konnte schon aus dem Grunde das nicht leisten, was er wünschte und was die Zeit forderte, weil die Form seiner Religiosität mehr dem sechszehnten als dem achtzehnten Jahrhundert und also auch den Formen des äußern Lebens jener Zeit, nicht denen der Seinigen angehörte. Er mußte daher mit einem Jung-Stilling, Hamann, Claudius und andern das Alte festhalten und inconsequent seyn, obgleich er wieder in anderer Beziehung Neues verlangte und mit den Männern, die in Nord-

deutschland auf Reform der mit den alten Formen verbundenen Mißbräuche drangen, auf einerlei Wege war. Daraus erklärt sich auch das sonderbare Gemisch vortrefflicher urkundlicher Nachrichten, besonders auch über die pfälzische Geschichte, kühner und in Deutschland ganz unerhört dreister Bemerkungen über Höfe und Beamten, über Gerichte und Kanzleien, über Mätressen, Finanzen und Regierung der deutschen Fürsten, abwechselnd mit erbaulichen Discursen und mit Geschichten, die eher in ein Erbauungsbuch gehörten, als in ein patriotisches Archiv.

Daß indessen C. F. von Moser, wenn auch von einer andern Seite her und auf eine ganz andere Weise denselben Zweck durch sein Journal zu erreichen suchte, den sich Schlözer und Spittler bei dem Ihrigen vorgesetzt hatten, läßt sich leicht erkennen, wenn man die beiden ersten Jahrgänge von 1784 und 1785 etwas genauer betrachtet. Er hat weniger als die Unternehmer der norddeutschen Journale Statistik, diplomatische Verhältnisse und Staatswissenschaft im weitesten Sinne vor Augen, er schreibt nicht eigentlich im Geiste seiner Zeit, da sein Styl, seine Sprache, seine Manier altväterisch sind, allein er will doch auf seine Weise reformiren und alte Ehrlichkeit und Biederkeit zurückführen. Durch seine Laufbahn als Geschäftsführer, und sogar als Minister kleiner deutschen Despoten war er in die Labyrinthe des Diensts um Lohn und Brod eingeführt, diesen bekämpft er in dem Archive durch historische Lehre, er widerlegt das herrschende Vorurtheil, daß jeder in einem besondern deutschen Staate Angestellte, jeder besoldete Beamte weder dem Volke als Bürger, noch der gesammten Nation als Patriot, sondern ganz allein seinem gebietenden Herrn angehöre.

In der letzten Beziehung ist das Archiv besonders darum merkwürdig, weil daraus hervorgeht, wie weit man in Deutschland selbst zur Zeit der ersten französischen Nationalversammlung noch von der Ahndung des wahren Verhältnisses der Staatsbürger zu ihrer Obrigkeit entfernt war. Wir behalten unseres Zwecks wegen diesen Punkt fest im Auge; Moser schadete aber unstreitig seinem Zwecke selbst durch die langen frommen, oder

doch wenig anziehenden Artikel, die er aufnahm. Unter diese zählen wir die gleich vorn herein mitgetheilte lange Geschichte des Bet-Ernsts, Herzogs von Gotha. Gerade die Uebel, deren Ursprung Moser im Archiv am vortrefflichsten nachgewiesen, die er am schärfsten gerügt hat, sind trotz der Rügen geblieben wie sie waren, wenn es nicht ärger geworden ist; denn den Mohren kann niemand weiß waschen. Er macht nämlich im Archiv handgreiflich, daß der Mangel an wahrem Patriotismus und an edlem, moralischem Muthe gegen innere Feinde und Tyrannen unter uns Deutschen mit der Beschaffenheit der Universitäten und der Gelehrsamkeit, mit dem Zunftgeist oder der Ruhmsucht und Gemeinheit der Professoren, mit dem ausschließenden Treiben der Brodfächer und der Verwandlung gelehrter Studien in Gedächtnißwerk und Handwerk zusammenhänge. Er erklärt, sein Zweck bei seinem Unternehmen sey durch Actenstücke, durch Geschichten, durch seine eignen Bemerkungen, die Deutschen aufmerksam zu machen, wie noch immer in Deutschland als allgemeiner Grundsatz gelte, was weder mit der Vernunft und Moral, noch mit der Geschichte zu vereinigen sey. Man halte dafür, jeder Angestellte und Staatsbeamte sey unbedingt Diener des regierenden Herrn und als solcher verbunden, jeden Einfall und jede Laune desselben als Gesetz zu erkennen: diesem Irrthum wolle er entgegen arbeiten. Er giebt daher auch zu verstehen, daß er nicht wie Schlözer blos die Zeitgeschichte im Auge habe, sondern historische und politische Belehrung der Nation überhaupt, er wolle einzelne Geschichten auch aus der früheren Zeit zu diesem Zweck benutzen. Darüber drückt er sich in der Einleitung in seinem wunderlichen Styl folgendermaßen aus:

„Meine Absicht geht auf wirkliche Belehrung, Besserung und Erbauung, ich suche Korn und nicht Stroh, und ohne Blumen zu verachten, gilt es mir besonders um Früchte. B l o s historische, b l o s statistische Nachrichten sind also nicht unter meinen Wünschen und meinem Sammlen begriffen, noch weniger solche Anecdoten und Personalien, die nur in die Schand-Chronik des Jahrhunderts gehören. Ein anderes ist ein Arzt und

Anatom, ein anderes ein Scharfrichter und Büttel.“ Wie dies Moser zu bewirken hoffte, wird man besonders aus der Abtheilung jedes Bandes sehen, die er Cabinetsstücke überschrieben hat. Wie er es anfängt, wollen wir an zwei Männern zeigen, durch deren Schilderung er zwei für unsere Zeiten, wo wir die Gattung Staats- und Religionssophisten zu hunderten entstehen sehen, sehr brauchbare Charakteristiken giebt. Er schildert dort zwei jener Menschen, wie die, welche auch in unsern Tagen Geschichte, Recht und Religion auf eine solche Weise zu wenden und vorzutragen wissen, wie es den Zwecken derer dient, für welche sie schreiben. Im zweiten Bande zeichnet er einen liberalen und einen servilen oder einen absolutistischen Sophisten, in der Person des baierischen Juristen Ickstadt und des damals (um 1785) als Gegner des Despotismus und Vertheidiger würtembergischer Rechte vom Herzoge von Würtemberg auf die Festung gesetzten Schubart. Die Sache wird von ihm recht fein durch Iselins Worte in dem Lichte gezeigt, aus welchem er wünscht, daß seine deutschen Landsleute dergleichen Sophisten oder in Advocatenmanier schreibende Biographen und Historiker an denen wir Ueberfluß haben, betrachten sollen. Der würtembergische Märtyrer von 1785, Schubart, hatte nämlich 1776 ein Leben des bekannten baierischen Publicisten Ickstadt geschrieben, der für Kaiser Karl VII. die Vertheidigung der baierischen Rechte an Oesterreich herausgegeben hatte. In dieser Schubartschen Biographie war natürlich Ickstadt weidlich gerühmt; diesen Punct hebt Moser in Beziehung auf beide Männer hervor.

Um die Art Schriftstellerei und die Gattung Schriftsteller zu bezeichnen, die schwarz weiß machten, sagt er, wolle er eine Stelle aus Iselins Recension des erwähnten Buchs anführen, worin seine Ansicht von dergleichen publicistischen Schriften ausgesprochen sey. „Wenn dieser Gelehrte, heißt es dort, statt in baierische Dienste zu treten, am wiener Hofe seine Versorgung gefunden hätte, so hätte nothwendig für ihn Unrecht heißen müssen, was er als Recht vertheidigt hat. Sollte wohl ein traurigeres Schicksal für einen Mann von Verstande seyn, als

sich blos als ein Werkzeug des Eigennutzes und Eigensinns der Großen anzusehen? Wie sehr entehrt dieses nicht die Gelehrsamkeit!! Welche erniedrigende Sache ist es nicht, kein anderes Maas von Recht und Gerechtigkeit zu haben, als den Vortheil seines Fürsten? O Jüngling, Jüngling, der du dich der Rechtsgelehrsamkeit widmest, wirf eher alle Bücher ins Feuer, und geh' und werde ein ehrlicher Schuster und Schneider, als ein Deductionenschreiber für den, der dich am besten bezahlt!"

In einem andern Artikel des Bandes, No. 24, wird unter der Aufschrift Hofpublicisten das Verhältniß eines Archivs, welches nicht von einem Neuerer, sondern von einem Rechtsgelehrten, Staatsmann, kurz, von einem mit dem Leben und den Geschäften bekannten Mann alten Schlags unternommen ward, zu den Verhältnissen von Mosers Zeit und zu den Beamten des gewöhnlichen Schlags angegeben. Wir führen die Stelle an, weil Moser darin die sogenannten conservativen Brodjuristen ganz trefflich bezeichnet. „Die Hofpublicisten," heißt es dort, „welche gern unsere deutschen Reichsstände zu unabhängigen und unumschränkten Herrn machen und sie von den von ihren Vorfahren oder auch von ihnen selbst eingegangenen Landes-Verträgen, Reversalien u. s. w. losmachen möchten, pflegen ihren Hauptgrund darin zu setzen, daß die deutschen Regenten alle nur ersinnlichen Regierungs-Rechte von uralten Zeiten hergebracht hätten, sich auch deren zum Nachtheil ihrer Regierungs-Nachfolger nicht begeben könnten. Die Unterthanen werden von ihnen nicht anders angesehen, als die Unterthanen orientalischer Regenten, deren Leib, Leben, Hab und Gut alle Augenblick zum Dienst ihres despotischen Landesherrn dastehen muß."

Moser lehrt hier, was sich bis auf den heutigen Tag und gerade jetzt vielleicht stärker als je bewährt. Moser, also kein Neuerer, kein sarkastischer Satyriker oder Phantast, kein Schwärmer, sondern ein trockener, steifer, orthodoxer, practischer, historisch-juristisch gebildeter Geschäftsmann alten Schlags berichtet, warum

deutsche Beamten so selten patriotische Männer sind. Sie sind schon im älterlichen Hause durch Rede und Beispiel servil geworden, werden auf den Universitäten sehr oft von eiteln, oder platten und gemeinen Professoren gebildet, leben als Studenten in der Kneipe unter Kameraden, die nur von Commers, Duell und Anstellung reden, wer wollte da eine Idee suchen? Wie könnte man, fragt er, von einem Einzelnen Patriotismus erwarten, wenn die Mehrzahl seiner Collegen und alle seine Obern bloße Fürstendiener oder Hofleute sind? Um zu zeigen, wie gemein angesehene Beamte in Deutschland ihr Verhältniß zu dem Volke und zu ihrer Pflicht zu beurtheilen im Stande sind, führt er ein Gespräch ein, welches er mit einem Manne, welcher die personifizirte Gemeinheit vorstellt, über seine eigne dreiste Freimüthigkeit geführt hatte. Wir überlassen unsern Lesern, das ganze 1781 gehaltene Gespräch, welches er wörtlich aufgezeichnet hat, nachzulesen, wir wollen nur die Anfangsworte anführen. Schon diese beweisen, daß es den Beamten noch im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Wahnsinn schien, wenn sich jemand einfallen ließ, gegen seinen Privatvortheil, vielleicht sogar mit Gefahr, für Rechte des Volks, oder eines Theils desselben nur zu reden oder zu schreiben, geschweige denn zu handeln.

Moser führt den Repräsentanten des Beamtenstandes seiner Zeit in den ersten Zeilen des erwähnten Zwiegesprächs folgendermaßen redend ein: „Sie werden das just so lange treiben, bis es ihnen geht, wie es ihrem Herrn Vater ergangen ist.“ Darauf antwortet er: „das würde viel Ehre für mich seyn.“ Der Andere erwiedert: „Nun so höre ich denn zum ersten Male, daß jemand eine Ehre darin gesucht hätte, zwischen vier Wände eingesperrt zu werden.“ Moser antwortet mit Recht: „Hinzugesetzt, mein Herr, um der guten Sache willen u. s. w.“

Das patriotische Archiv ist auch in Beziehung auf die darin gedruckten Particularnachrichten über neuere pfälzische und andere Geschichten anziehend. Dies ist darum wichtig, weil

wir hier in das Innere des Haus- und Familienwesens der Regenten eingeführt werden, statt daß wir in den gedruckten Aktenstücken wegen der Geheimnißkrämerei der Höfe und Behörden und der Servilität der sogenannten Historiographen der hohen Herrschaften, nur über eine einzige Seite des Lebens authentische Nachrichten haben. Unsere Historiker schreiben gewöhnlich nur Haupt- oder Staatsactionen, so daß der Blick der Leser nie tief ins Leben eindringen kann. Wir haben Mangel an Denkschriften; die französische Geschichte hat dagegen einen zu großen Ueberfluß daran. Sie kennt nur Anecdoten, und eben so oft erdichtete als wahrhaftige und zuverlässige Denkwürdigkeiten. Das, was Moser mittheilt, sind Beschreibungen einzelner Auftritte, oder Darstellungen gewisser Charaktere und Handlungen von einem individuellen und zuweilen ganz beschränkten Standpunkte aus betrachtet. Gerade dadurch werden sie als bloße Materialien für einen Historiker, der sich sein Lebensprincip und seine Lebensansicht schon gebildet hat, desto brauchbarer.

Zu diesen Stücken zählen wir, um Beispiele zu geben, das oben angeführte Regentenleben eines mit Moser geistesverwandten Fürsten, des Herzogs Ernst von Gotha. Dahin zählen wir ferner: Leben und Ende des 1735 verstorbenen Herzogs Alexander von Würtemberg, den Prozeß des Ministers von Goerne, von Münchhausens und Aehnliches.

Um dieselbe Zeit, als Mosers patriotisches Archiv neben Schlözers Staatsanzeigen einen ähnlichen Zweck, wie diese, auf verschiedenem Wege erreichen sollte, entwarf von Göckingk, ausgezeichnet als eins der edelsten Glieder der Ritterschaft, als Patriot und als Dichter, den Plan eines ganz ausschließend deutschen Angelegenheiten gewidmeten Journals, dem er den Titel gab: Journal von und für Deutschland. Auch er wollte reformiren helfen und die deutsche Nation dadurch aus dem Schlummer wecken, daß er eine Art monatlicher Zeitungen nach englischem Muster einzuführen suchte, welche über das deutsche Leben und Treiben die Nachrichten enthalten sollten,

welche man in den elenden politischen Zeitungen vergeblich suchte. Das Journal entsprang weder aus einer schriftstellerischen, noch aus einer buchhändlerischen Speculation, es sollte, anstatt daß die elenden politischen Zeitungen der Zeit nur sogenannte Staats- und Hofgeschichten im Style und in der Manier der Hoflakaien vortrugen, auf eine freiere und unterhaltende Weise die innere Geschichte der verschiedenen deutschen Provinzen berichten. Als Muster, sagt Göckingk selbst, habe er sich das damals sehr gut redigirte **Gentleman's Magazine** gewählt. Wenn er den Redactor dieses Journals Urban nennt, so hat er nicht gewußt, was auch wir erst neulich erfahren haben, daß dies blos ein angenommener Name (**nom de guerre**) war.

Göckingk mußte gleich anfangs erfahren, wie schwierig es auch für den angesehensten und achtbarsten Mann in Deutschland sey, irgend eine Art Oeffentlichkeit zu vermitteln. Es konnte ja durch Mittheilung von Actenstücken und Nachrichten von dem, was in irgend einem Winkel öffentlich vorgefallen sey, irgend ein in einem Winkel bedeutender Mann oder Beamter verletzt werden. Mit Göckingk vereinigte sich schon nach einem halben Jahre ein von gleichem Eifer für die Reformation der noch tief im Mittelalter steckenden Länder und Städtchen gewisser Provinzen Deutschlands beseelter Mann von Stande, er selbst hatte aber gleichwohl so viel Verdruß von dem kühnen Unternehmen, daß er schon 1785 ganz zurücktrat, und die Sache seinem Freunde überließ. Dieser mit dem Herrn von Göckingk vereinigte Freund war der Domcapitular und Präsident von Bibra zu Fulda, der dann seit 1785 das Journal von und für Deutschland, so viel er nur immer konnte, freimüthig im Geiste des ersten Unternehmers fortsetzte. Wenn wir anführen, was Göckingk von seiner Absicht bei der Einrichtung des Journals sagt, glauben wir auf die kürzeste Weise zugleich den Inhalt und Geist desselben und den Zustand und die Verhältnisse Deutschlands, worauf es

sich bezog, bezeichnet zu haben. Dies ist aber der einzige Grund, warum wir desselben hier in der documentarischen Geschichte der innern und geistigen Verhältnisse Deutschlands erwähnen. Man wird aus Göckingks Worten sehen, daß seine Absicht gerade Persönliches vors Publikum zu bringen, vortrefflich war. Er wollte nach der Weise, wie in England geschieht, dasjenige, was vor kein Tribunal gebracht werden, also nicht juristisch bewiesen oder gerichtet werden kann, vor das Gericht des unbefangenen Menschenverstandes bringen, jedermann sah aber, daß der Ausführung große Hindernisse im Wege standen. Wie hätte damals, als unzählige Staaten und Herrn aller Art sich über dem Gesetze glaubten, möglich seyn können, was jetzt nicht geschehen kann, wo deren nur zwei und dreißig sind?

Göckingk sagt in seiner Ankündigung, er unternähme sein Journal besonders aus dem Grunde, weil unter der großen Zahl von Journalen auch nicht eins sey, wodurch zunächst die verschiedenen, durch besondere Regenten, Regierungen, Gesetze von einander ganz abgesonderten großen und kleinen Staaten Deutschlands in kleinen Vorfällen u. s. w. mit einander bekannter würden, wenigstens würde dieser Zweck durch andere Journale nur unvollkommen erreicht. Noch bis auf diese Stunde, das sind seine Worte, getraut sich fast kein Zeitungsschreiber in seine Blätter einen Artikel über eine merkwürdige Privatperson einzurücken, wenn der Mann nicht wenigstens ein Reichsbaron oder einer der ersten Bedienten des Staats ist (man sieht, in dieser Rücksicht haben wir so bedeutende Fortschritte gemacht, daß wir ganz nahe am entgegengesetzten Extrem sind), und dennoch ist eine Nachricht vom Fabrikanten Degenhard unendlich interessanter, als die Beschreibung von Hofschmäusen, Jagden und Bällen. Aber an das Eine sind die Leser gewöhnt, an das Andere nicht. Göckingk hatte übrigens nicht übersehen, wie schwierig es bei den deutschen kleinstädtischen Verhältnissen und bei der Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche Leuten, die in diesen erwachsen sind, eigen zu seyn pflegt, seyn werde, ein

die Personen nahe berührendes Unternehmen zu Stande zu bringen und durchzuführen; er sagt in dieser Beziehung:

„Es käme ihm vor, als wenn die deutschen Schriftsteller auf den individuellen Menschen zu wenig merkten, und dennoch seyen Nachrichten, welche diesen angingen, wegen des Eindrucks, den sie aufs Herz machten, die nützlichsten. Es solle deshalb auch besonders das Individuum, nicht die Gesellschaft, der Hauptgegenstand des neuen Journals seyn. Die mehrsten Rubriken dieses Journals, welches der erste Herausgeber anfangs nur auf ein Jahr zu liefern versprach, da er, als ein sehr reicher Mann, nicht nur keinen Vortheil davon erwartete, sondern den größten Theil der Kosten aus seinem Beutel zahlte, waren übrigens sehr unverfänglich. Göckingk eröffnet es jedoch mit einem Artikel, den er, wenn er unter tausenden von Artikeln hätte wählen dürfen, nicht besser hätte wählen können. Es ward ihm nämlich eine Correspondenz zur Bekanntmachung mitgetheilt, welche die ersten Blätter der drei ersten Monatshefte des Journals füllt. In den dort abgedruckten Briefen findet man auf eine höchst merkwürdige Weise den lächerlichen Stolz der deutschen Reichsritterschaft, den närrischen Hochmuth der kleinen, mehrentheils ganz neugebackenen Fürsten, und den Ton, den beide Classen anzunehmen im Stande waren [31]), mit ihren eig-

31) Von dieser Seite hat von Göckingk die Sache aufgefaßt, und wir glauben die Beziehung der Briefe auf ihre Zeit und auf die Menschen jener Zeit nicht besser andeuten zu können, als wenn wir die Worte abschreiben, welche Göckingk den Briefen vorausschickt. Die Höfe und der Adel, sagt er, haben einigen Streitigkeiten der Gelehrten bisher mit eben dem Vergnügen zugesehen, womit der Hof und die Edlen in Madrid den Stiergefechten beiwohnen. Das steht ihnen nun vielleicht eben nicht zu verdenken; allein, daß viele unter ihnen den Wahn zu haben scheinen, als stritten sich blos die Gelehrten mit der Feder auf die Art, als es geschehen ist, darüber muß man sich billig wundern; denn ihr Gedächtniß muß ihnen einen schlimmen Streich gespielt haben. Freilich werden die Streitschriften der Großen und des Adels nicht immer gleich gedruckt, wie es aus einer vieljährigen Gewohnheit unter den Gelehrten geschieht: allein sie sind demungeachtet bekannt genug. Sie interessiren aber nur einen kleinen Theil des Publikums, weil sie selten oder nie mit der Literatur etwas zu thun haben und die Partheien selten oder

nen Worten ausgesprochen. Es wird darin zugleich ein originelles Individuum von Siegfried von Lindenbergs Art und Gattung dem Publikum vorgeführt. Das Individuum des Ritterstandes, welches sich hier in seinem lächerlichen Streit mit einem eben so originellen und drolligen Mitgliede des Fürstenstandes selbst dem Spott preisgiebt, war derselbe kurkölnische Geheimerath Freiherr von Münster-Landegge, der später den im ersten Theile dieser Geschichte erwähnten Streit mit dem Grafen von der Lippe hatte.

Der Freiherr von Münster-Landegge war nämlich mit der Tochter einer Gräfin aus altgräflichem Geschlecht vermählt, er glaubte durch diese seine Schwiegermutter, die von Geburt und durch ihre Heirath Gräfin gewesen war, mit den ersten Familien und unter diesen auch mit dem Könige von Sardinien und mit den Fürsten von Hohenlohe verwandt zu seyn, und meldete daher beiden den auf seinem Gute Landegge erfolgten Tod seiner Schwiegermutter. Darauf ließ der König von Sardinien höflich antworten, nahm es mit der Verwandtschaft nicht so genau, sondern erfreute den Baron durch die Anrede, mein Vetter (mon cousin), mit dem bekanntlich auch die königlich französische Kanzlei nicht sparsam war; wie erbittert ward daher der eingebildete und heftige Reichsbaron, als die kleinen, seit 1744 aus Grafen Fürsten gewordenen Herrn von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst, deren spannengroßes Gebiet erst Franz I. um 1754 zum fürstlichen gemacht hatte, Brief und Verwandt-

---

nie außer ihrer Provinz bekannt sind. Dann sucht er ausführlich die Gelehrten wegen ihrer Streitigkeiten und wegen ihrer heftigen Streitschriften zu rechtfertigen, und schließt endlich — — — Ich weiß kein besseres Mittel, das Vorurtheil und den bösen Leumund, worin in diesem Stücke die deutschen Gelehrten bei den Großen und bei dem Adel stehen, etwas zu schwächen, als wenn ich ein halbes Dutzend Beispiele gebe, daß gerade zu der Zeit, als sie so viel Antheil an einigen Streitigkeiten deutscher Gelehrten nahmen, mitten unter ihnen dergleichen vorgefallen sind. Der folgende Briefwechsel zwischen einem deutschen Prinzen und einem deutschen Baron, der zu Genf und an mehreren Orten in Abschrift herumging, mag den Anfang machen.

schaft ablehnten? Sie wiesen durch ein Schreiben ihrer sogenannten gemeinschaftlichen Regierung die Zudringlichkeit des Barons mit Kanzley-Grobheit ab, erklärten, daß sie von der Vetterschaft nichts wissen wollten, und höchst indignirt seyen, daß man sie hochgeborene Reichsfürsten und nicht durchlauchtig hochgeboren (denn Ew. Durchlaucht gebührte ihnen nicht) genannt habe. Ueber das grobe Schreiben des armen Sünders, den sie ihre Regierung nannten, geriethen sie mit dem Baron, der sie herausforderte, in einen burlesken Streit. Das Schreiben der Hohenloheschen Regierung theilen wir unten aus derselben Ursache mit, warum es Göckingk abdrucken ließ, damit man sehe, wie es mit dem Beamtenstande beschaffen war, der dergleichen Meisterstücke abschickte [32]) und mit den armen Unterthanen der Siegfriede, denen sie dienten, weil diese mehr von ihnen zu besorgen hatten, als der Freiherr von Münster-Landegge. Dieser war so heftig erbost, daß er ein förmliches Cartel ausgehen ließ, oder vielmehr wie ein Ritter des Mittelalters, weil der Fürst von Schillingsfürst zu alt war, dem von Bartenstein den Handschuh vor die Füße warf. Es ist schwer zu sagen, ob die Herausforderung des Barons [33]), oder die Antwort des

---

32) Das Actenstück No. 2, Januar, S. 7 ist überschrieben: „Schreiben der Regierung der Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst an den Baron von Münster-Landegge. Von dem Chur-Cöllnischen Herrn geheimden Rath und Kammerherrn, Freiherrn von Münster-Landegge seynd d. d. Landegge bei Münster den 18. März a c an Serenissimorum nostrorum zu H. und W. Hochfürstliche Durchlauchtigkeiten, zwei Notificationsschreiben unter ganz befremdeten und ungewöhnlichen Titulatur, Courtoisie und Offert eingelauffen. Obschon nun Serenissimi sothane in aller Rücksicht unschickliche Zuschriften aus besonderm Menagement nicht remittiren, so haben Höchstdieselben sich jedoch dergleichen Correspondenzen verbitten lassen wollen. Welches man auf erhaltenen gnädigsten special Befehl dem Herrn geheimden Rath ohnverhalten sollen.

33) In welchem Tone die folgende Correspondenz mit dem Fürsten geführt ward, geht schon aus den ersten Zeilen von No. 3. hervor. — — Erlauben Sie mir, das Gesetz, worin Sie mir alle weitere Correspondenz verbieten, und welches 6 Fuß weit von dem Thron, vor dem es gesprochen worden, ohne

Fürsten von Bartenstein lächerlicher und für die abgeschmackteste Art von Rangstolz charakteristischer ist. Der Fürst schreibt unter andern: Er wolle den Baron lieber erst belehren, als gleich den Rath des Fürsten von Schillingsfürst befolgen, daß sie nämlich beide gemeinschaftlich ohne weitere Umstände ernsthaftere Maßregeln nehmen sollten, deren Folgen ihm nothwendig sehr verdrüßlich hätten seyn müssen. „Lernen Sie also, fährt er fort, mein Herr, daß zwischen dem hohen und niedern Adel jederzeit ein sehr großer Unterschied stattgefunden hat, ein Unterschied, der bis auf diesen Tag von dem ganzen Reiche und seinem Oberhaupte selbst bei jeder Gelegenheit anerkannt wird. Lernen Sie, daß wenn gleich ein guter, alter Adel, von welcher Art er auch sey, alle Achtung verdient, doch der Rang eines regierenden Fürsten und Reichsstandes ungleich höher, edler ist und gar keine Gleichstellung mit geringeren Classen zuläßt. Lernen Sie, daß der Rang eines Fürsten oder Reichsstandes seine Ehre über jede Beleidigung hinaus und in Sicherheit setzt, die ein anderer als seines gleichen ihm anthun könnte, wäre er auch hundertmal ein Edelmann, hätte er auch noch so sehr ein Recht sich zu beschweren.“ Da der Brief von Anfang bis zu Ende in diesem Ton abgefaßt ist und alle folgenden Briefe des Barons in einem ähnlichen den Rang der Ritterschaft zu behaupten suchten, so sieht man, wie gelegen der Briefwechsel den Unternehmern des Journals kommen mußte, um Vorstellungen lächerlich zu machen, welche schon jene Zeit für veraltet hielt, weshalb man sich jetzt vergeblich bemühen wird, sie der unserigen wieder aufzubringen.

Im übrigen ist die Verbindung von Zeitung- Wochen- oder vielmehr Monatsblatt für das ganze Reich, mit einem Journal welches gemeinnützige Abhandlungen enthält, sonderbar, aber doch nicht gerade widersprechend, und wenn Proben von Bürgers Uebersetzung einer Ilias in Hexametern eingerückt werden,

---

Zweifel sehr respectabel ist, außer dem kleinen Zirkel aber, den ihm die Natur anweiset, sehr lustig ist, noch einmal zu übertreten u. s. w.

so war das nur ein Dienst, den ein Dichter dem andern erzeigte. Da bei der damaligen Reichseinrichtung und den bestehenden Reichsgerichten nicht daran zu denken war, daß der Gegenstand, der den englischen Zeitungen ein besonderes Interesse für den Forscher des häuslichen und bürgerlicher Lebens giebt, und für welchen jetzt mehrere besondere Zeitungen in Frankreich eingerichtet sind, in den Zeitungen erwähnt werden dürfe, so ward dies Journal gebraucht, um wichtige Prozesse nicht blos den Juristen und Publicisten, sondern dem großen Publikum mitzutheilen. Es fanden sich in demselben die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg, merkwürdige Prozesse beim Reichshofrath in Wien und beim Reichskammergericht in Wetzlar. Man sieht, daß schon damals empfunden ward, was unserem Volke im Vergleich mit den Völkern abgehe, welche öffentliche Verhandlungen und öffentliche Gerichte haben. Es waren damals zwei dem angesehensten Adel angehörende Männer, welche den Versuch machten, auch die Deutschen in den Stand zu setzen, ihre Rechte und Gesetze aus den Geschäften des Lebens und aus den gerichtlichen Händeln kennen zu lernen.

Der rasche Gang der französischen Revolution hatte hernach auf dem rechten Rheinufer bis zur Zeit des französischen Kaiserreichs eine hemmende und störende Wirkung. Es verbreitete sich eine conservative Angst über Fürsten, Adel, Privilegirte und über die tonangebenden Gelehrten, die in Deutschland immer den Regierungen voraus zn eilen suchen, während sie in London und Paris wenigstens warten, bis man sie zu gewinnen sucht, was dann freilich auch nie ausbleibt. Die beiden Hauptorgane der Oeffentlichkeit in politischen Dingen, Schlözers Staatsanzeigen und das Journal von und für Deutschland, konnten daher auch dem Einfluß der Bewegung, welche in eben dem Maße in Deutschland heftig rückwärts, als in Frankreich unverständig vorwärts ging, nicht widerstehen. Um die Zeit, als auf dem linken Rheinufer die französische Freiheit mit Jubel begrüßt ward, mußte jedes Organ der deutschen Volksfreiheit vor dem Toben der Feudalität verstummen; sowohl Schlözers Staatsan-

zeigen, als das Journal von und für Deutschland hörten auf. Schlözer hatte übrigens Ton und Manier schon längst geändert, das wird man aus den Heften des Jahrs 1793 sehen, welche lauter ganz unverfängliche Artikel enthalten. Der Aufsatz, an dem die Staatsanzeigen eigentlich scheiterten, ging die Politik gar nicht an, sondern betraf eine persönliche Angelegenheit Schlözers, wobei er sich der übermäßigen Heftigkeit seines leidenschaftlichen Charakters überließ.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Vierter Zeitraum.

Vom Abfall der nordamerikanischen Provinzen von England bis 1788.

Erstes Capitel.
Zeiten des nordamerikanischen Kriegs bis auf des jüngeren Pitt Ministerium, um 1784.

---

§. 1.
England, Frankreich, Spanien bis auf die bewaffnete Neutralität.

Während das Schicksal des Kriegs auf dem festen Lande von Amerika durch den unglücklichen Ausgang der Unternehmungen der Engländer in den südlichen Provinzen der vereinigten Staaten unwiderruflich entschieden ward, dauerten die innern Unruhen in England selbst fort, weil das Ministerium North die öffentliche Meinung gegen sich hatte. Was den Krieg selbst angeht, so kann man nicht läugnen, daß nicht blos die Mehrheit der Parlamentsglieder, sondern alle Engländer alten Schlags durchaus für Zwangsmaßregeln gegen die Amerikaner oder für den Krieg gestimmt waren, weil sie die Amerikaner als Rebellen betrachteten. Daß gleichwohl die Minderzahl, welche den Ame-

rikanern nicht abgeneigt war und welche die besten Köpfe der Nation und die ausgezeichnetsten Männer in sich begriff, nach und nach Einfluß im Volke erhielt, muß man allein daraus erklären, daß der Uebermuth und der Stolz der nur an Sieg und Gewinn gewöhnten Engländer in diesem Kriege so sehr viele Demüthigungen erfahren mußte.

Im Jahre 1776 erhielten die Minister, die darauf antrugen, mit deutschen Miethlingen einen Krieg in Amerika zu führen und zugleich eine bedeutende Geldverschwendung für die königliche Familie und für verschiedene deutsche Fürsten, deren Truppen man nöthig hatte, in Vorschlag brachten, eine solche Mehrheit der Stimmen im Parlament, daß die Opposition ihr eine Zeitlang ganz das Feld räumte. Weil durch Widerspruch nichts auszurichten war, wollte man wenigstens die Aufmerksamkeit des Volks dadurch rege machen, daß die bedeutendsten Summen bei fast leerem Hause und ohne längere Debatten bewilligt wurden. In dieser Zeit erschien Lord Chatham, leidend und auf zwei Krücken gestützt, im Oberhause, um dort seine Beredsamkeit gegen das Ministerium zu richten; er erschöpfte sich vergeblich. Weder Rockinghams Verwandtschaft und Bekanntschaft unter den Pairs, noch die rednerischen Gaben eines Fox und Burke im Hause der Gemeinen konnten den Rechten der Vernunft gegen Verjährung Gewicht verschaffen, obgleich diese in jener Zeit auch noch sogar von Burke vertheidigt wurden, der fünfzehn Jahr nachher so heftig dagegen eiferte.

Die englischen Minister wurden durch die Zustimmung der Landjunker Englands und durch die erhandelte Majorität im Parlament so brutal, daß sie sich sogar herausnahmen, eine Sprache zu führen, die man nur von den Fürsten des Continents, oder von der berner und venetianer Aristokratie gewohnt war [34]). Sie erklären in Beziehung auf Amerika und auf die

34) So daring and desperate, läßt der Minister den König sagen, is the spirit of the American leaders, whose object has only been dominion and power, that they have now openly renounced all alle-

dort verkündigten Lehren und Grundsätze, daß es den Engländern, die sich beim Alten wohl befänden, zukomme, auch bei andern das Alte aufrecht zu erhalten, oder nach den Worten, die sie dem Könige in den Mund legen, daß ihre Sache die der sämmtlichen alten Regierungen sey. Sie lassen ihn nämlich das Lied singen, welches man auf den Continentalcongressen zu singen pflegt: Daß, wenn man dulde, daß das, was sie Verrath der Amerikaner nennen, Wurzel fasse, aus dieser Wurzel nothwendig viel Uebel für das ganze in Europa herrschende Regierungssystem entsprießen müsse. Das Ministerium benutzte daher auch den Augenblick, als die englischen Angelegenheiten in Amerika gut standen, als der Angriff auf Canada mißlungen war, als Washington aus Philadelphia gedrängt ward und Bourgoyne von den canadischen Seen her gegen New-York vordrang, um Geld in des Königs und der sparenden Königin Kasse aus dem Beutel des Volks zu holen. Sie forderten neue Summen für das königliche Haus, obgleich sich das englische Volk schon längst darüber beschwerte, daß das Ministerium North und der König sich auf Unkosten des Volks stets unter einander gefällig wären. Jedermann sah, daß dieser Augenblick der allerunpassendste sey, die Civilliste zu erhöhen, und dennoch gewährte das Parlament im April 1777 nicht blos sieben und eine halbe Million Gulden vorgeblicher Schulden eines Königs, der nebst seiner Gemahlin mehr einer übertriebenen Sparsamkeit, als irgend einer Verschwendung angeklagt ward, sondern erhöhte noch dazu die jährliche Einnahme der Krone von einer Summe von etwa neun Millionen Gulden auf zehn. Dies war selbst den genauen Freunden des Ministeriums, zu denen der Sprecher des Unterhauses gehörte, so anstößig, daß der Letztere, als er den im

giance to the crown, and all political connection with this country, they have rejected, with circumstances of indignity and insult, the means of conciliation held out to them, and have presumed to set up their rebellious confederacies as independent states.

Unterhause (welches allein über Geldsachen zu entscheiden hat) gefaßten Beschluß der Sitte gemäß dem Oberhause überbracht, den König in seiner bei der Gelegenheit gehaltenen Rede ironisch und schneidend an die Unschicklichkeit erinnerte, sich unter solchen Umständen Geld von der Nation zu erbitten [35]).

Ein Ministerium in England, welches seines Anhangs unter den großen Familien so sicher ist, wie das Ministerium North war, kann ganz ruhig seinen Weg gehen, wenn es nur consequent bleibt, und consequent war Lord North unstreitig. Er ließ daher auch gleich hernach dem Landgrafen von Hessen-Cassel eine ganz unverschämte Geldforderung durchs Parlament gewähren. Zuerst erhielt er noch eine halbe Million Werbgelder, von denen im Subsidientractat von 1775 gar nicht die Rede war, weil man die Gelder, die man 1755 unter diesem Namen gezahlt hatte, dieses Mal auf eine andere Weise vergütete. Außer dieser Summe, die ihm offenbar nur als Geschenk gewährt ward, zahlte man ihm noch eine halbe Million Gulden für die Spitäler im siebenjährigen Kriege, obgleich ein früheres Parlament diese Forderung am Ende des siebenjährigen Kriegs als durchaus unbegründet verworfen hatte. Schon im April des folgenden Jahrs (1778) ward das königliche Haus aufs neue reichlich bedacht, indem gerade in dem Augenblicke, als der Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden war, für die jüngeren königlichen Kinder und für die des Herzogs von Glocester bedeutende Summen vom Parlamente aus dem Beutel des Volks gewährt wurden.

---

35) In a time, sagte er, of public distress, full of difficulty and danger, their constituents labouring under burdens almost to heavy to be borne, your faithful commons, postponing all other business, have not only granted to your Majesty a large present supply, but also a very great additional revenue, great beyond example, great beyond your Majesty's highest expence; but all this, Sire, they have done in the well grounded confidence, that you will apply wisely what they have granted liberally.

Das Parlament hatte im November 1777 seine Sitzungen wieder eröffnet; im Dezember mußte Lord North, dem bei der Gelegenheit jene Thräne entfloß, die man seine eiserne Thräne genannt hat, die Capitulation bei Saratoga dem Parlament bekannt machen und den Schein annehmen, als wenn er eine Aussöhnung mit den Colonien wünsche. Lord Chatham im Oberhause, Fox, Burke, der Oberst Barre im Unterhause, hatten nämlich durch ihre Beredsamkeit auf die unbefangenen Engländer einen solchen Eindruck gemacht, daß Lord North ein Gaukelspiel im Parlament zu machen für nöthig und nützlich hielt. So brachte denn im Anfange des folgenden Jahrs (1778) dieser Minister, von dem jedermann wußte, daß ihm die Amerikaner nie trauen würden, eine Aussöhnungsbill ins Parlament. Die Bill fand von Seiten der Opposition zwar Hohn, aber keinen Widerstand, es ward eine Gesandtschaft zur Friedensvermittelung nach Amerika geschickt, aber, wie Fox vorausgesagt hatte, höhnisch zurückgewiesen, weil der Kunstgriff, die zwischen Frankreich und Amerika angeknüpften Verbindungen dadurch zu stören, doch gar zu grob war. Uebrigens war, als die englischen Abgeordneten ankamen, der Bund der Amerikaner mit Frankreich schon abgeschlossen, das englische Ministerium war auch längst davon unterrichtet, suchte aber diesen neuen Schlag dem Parlamente so lange als möglich zu verbergen. Es wurden sogar in England für den Krieg, den Frankreich schon seit zwei Jahren rüstete, keine Anstalten getroffen, bis Frankreich selbst das Signal gab.

Der französische Minister in London übergab endlich am 13. März 1778 eine Note, worin er nicht allein den von Frankreich mit der neuen Republik geschlossenen Bund anzeigte, sondern auch forderte, daß man von Seiten Englands dem freien Verkehr zwischen Frankreich und Amerika kein Hinderniß entgegensetze. Diese Note ward am 17. März dem Parlament mitgetheilt, dann erst ward der englische Minister aus Paris abgerufen und die nöthigen Anstalten zum Kriege getroffen. Die seit Nov. 1777 gehaltenen Parlamentsreden scheinen uns in Beziehung



auf die neuen politischen Grundsätze bei weitem wichtiger für die Geschichte jener Zeit, als die ersten Kriegsereignisse. Diese Reden nämlich wurden in Frankreich und in ganz Europa aufs geflissentlichste verbreitet, und mochten auch der Herzog von Newcastle und der Marquis von Rockingham im Oberhause blos für ein Partheiinteresse reden, so war das doch weder beim Grafen von Chatham im Oberhause der Fall, noch bei Fox, Burke, Barre und andern im Unterhause. Lord Chatham besonders griff die Minister mit einer ganz schrankenlosen Heftigkeit an, starb aber schon im Mai 1778, nachdem er im April nach einer heftigen Anstrengung seines schon lange durch Krankheit zerrütteten Körpers im Parlament selbst zusammengesunken war [36]).

Die Franzosen hatten, was sonst selten der Fall war, ihre Vorbereitungsanstalten zu einem Seekriege viel besser getroffen, als die Engländer, denn ihre Flotte in Brest war stark genug, es mit der englischen aufzunehmen, als diese an der Küste von Bretagne erschien. Die touloner Flotte der Franzosen war unter d'Estaing damals längst nach Amerika gesegelt und war

36) Er starb erst am 11. Mai auf seinem Landhause Hayes in Kent, die Scene im Parlament am 7. April war aber zu merkwürdig, als daß wir nicht hier die Worte eines Augenzeugen, des Lord Camden, anführen sollten: Er sagt: **I saw him in the prince's chamber before he went into the house, and conversed a little with him: but such was the feeble state of his body and indeed the distempered agitation of his mind, that I did forebode his strength would certainly fail him before he had finished his speech. The earl spoke, but was not like himself: his speech faultered, his sentences broken, and his mind not master of itself. His words were shreds of unconnected eloquence and flashes of the same fire, that he, Prometheus like, had stolen from Heaven, and were then returning to the place from whence they were taken. He fell back upon his seat, and was to all appearance in the pangs of death. This threw the whole house into confusion. Many crowded about the earl. Even those who might have felt a secret pleasure in the accident, yet put on the appearance of distress — — except only the earl of Mansfield, who sat still, almost as much unmoved as the senseless body itself.**

dort der englischen unter Byron zuvorgekommen. Admiral Keppel übernahm höchst ungern das Commando der gegen Brest bestimmten englischen Schiffe. Er hatte damals schon vierzig Jahr rühmlich zur See gedient und erhielt den Oberbefehl, weil der König selbst es sehr wünschte, traute aber einem Ministerium nicht, welches die Stellen nur mit seinen Freunden, Anhängern, Verwandten zu besetzen pflegte, und ihm nicht besonders gewogen war. Sonderbar war es wenigstens, daß man ihm, um mit kleinlicher List die Verantwortung eines Seegefechts allein auf Keppel zu schieben, als er im Juni 1778 auslief, nicht einmal bestimmten Befehl gab, Feindseligkeiten anzufangen, obgleich Frankreich schon seit dem 18. März auf die englischen Schiffe und die Engländer hernach auf die französischen Beschlag gelegt hatten. Keppel begann am 17. Juni durch ein Gefecht mit der Fregatte Belle Poule den Krieg, konnte sich zwar der Fregatte nicht bemächtigen, nahm jedoch einige kleinere Kriegsfahrzenge. Als Keppel die Stärke der feindlichen Flotte erfuhr, fand er nicht rathsam, mit seinen zwanzig Kriegsschiffen und drei Fregatten eine Flotte von zwei und dreißig Schiffen und zehn bis zwölf Fregatten anzugreifen, sondern segelte nach Portsmouth zurück, um Verstärkung zu holen.

Unter den damaligen Umständen machte es einen für den Admiral und für die Regierung sehr ungünstigen Eindruck, daß er, ohne die Feinde angegriffen zu haben, zurückkam, und daß sich auch sogar die Belle Poule, welche auf den Strand gelaufen war, ihm entzogen hatte. Das Ministerium gab deutlich zu verstehen, daß es die Schuld auf den Admiral schieben wolle. Dieser lief indessen verstärkt schnell wieder aus und traf am 23. Juli die von den französischen Admiralen d'Orvilliers und Guichen geführte französische Flotte bei Ouessant, unweit der Sorlinguischen Inseln. Beide Flotten waren ungefähr von gleicher Stärke, die Franzosen wären einem Treffen gern ausgewichen, sie wurden aber am 27. dazu gezwungen. Beide Flotten wurden in der Schlacht beschädigt, beide kehrten, ohne daß sich eine des Siegs rühmen konnte, in ihre Häfen zurück; beide Nationen

erhoben heftige und laute Klagen über ihre Admiräle. In England klagte sogar der Unterbefehlshaber den commandirenden Admiral, und dieser jenen der Nachlässigkeit an.

Der laute Unwille der Franzosen über den Ausgang des Treffens bei Ouessant hatte in Beziehung auf die Revolution sehr wichtige Folgen, weil der nachherige Herzog von Orleans, damals Herzog von Chartres, den Hof beschuldigte, er habe ihn diesem Unwillen aufgeopfert. Dieser noch sehr junge, schöne, gränzenlos ausschweifende Prinz, der von genialen Wüstlingen umgeben, schon damals unter dem gemeinen Haufen seine Belustigung suchte, und eben deßhalb unter dem Volke sehr beliebt war, stand besonders bei der Königin wegen seines Cynismus und seiner Orgien in geringer Gunst, und die Königin ward leider! in alle Dinge gemischt. Man beschuldigte ihn, ob mit Recht oder mit Unrecht lassen wir unentschieden, er richte durch sein wüstes Leben alle die jungen vornehmen Herrn zu Grunde, die stets um ihn wären und keine Constitution, wie die Seinige war, von der Natur erhalten hätten. Unter den Opfern, welche dieser nachherige Philippe Egalité seinem wilden Leben sollte gebracht haben, war auch sein Schwager, der ein und zwanzigjährige Prinz von Lamballe, der bei seinem Tode erst sechzehn Monate mit der durch Schönheit und Liebenswürdigkeit berühmten Marie Therese Louise von Savoyen Carignan vermählt war. Diese Prinzessin war die genauste Freundin der Königin, sie war als solche gleich der Polignac vom ganzen Hofe beneidet und ward wahrscheinlich deßhalb zur Zeit der Erstürmung der Tuilerien so grausam gemordet.

Der Tod des Prinzen von Lamballe ward boshafter Weise dem Herzoge von Chartres als indirecte Mordthat zugeschrieben, weil dieser schon damals unbeschreiblich geldgierige und schmutzig geizige Prinz mit der Schwester desselben, der Tochter des Herzogs von Penthièvres, vermählt war und, nach dem Tode seines Schwagers, des Herzogs von Penthièvres ganzes unermeßliches Vermögen erbte, wodurch sein Haus das reichste in ganz Europa ward. Außer dem Vermögen seines Schwie-

gervaters wünschte der Herzog von Chartres auch die Würde eines Großadmirals von Frankreich zu erben, welche dieser bekleidete, er trat deßhalb der Form wegen in den Seedienst, durchlief, wie Prinzen pflegen, mehrentheils in Paris verweilend, alle Grade des Diensts, und sollte jetzt auch einem Treffen beiwohnen. Er reiste, als die Flotte unter d'Orvilliers auslaufen sollte, von Genossen seiner lockern pariser Bande begleitet, schnell von Paris ab, damit man ihn in den Zeitungen als einen der Befehlshaber im Treffen nennen könne, da die Flotte in drei Geschwader getheilt wurde, von denen er eins commandiren sollte. Das Erste dieser Geschwader führten d'Orvilliers und Guichen; das Zweite der Graf Düchauffault und der Herr von Rochechouart; das Dritte commandirte, dem Namen nach, der Düc de Chartres, eigentlich aber der Herr von Grasse und der Admiral la Motte Piquet, der vorgeblich nur Capitän des Kriegsschiffs Saint Esprit war, auf dem sich der Prinz befand. Gerade dieses Schiff kam zum hitzigen Gefecht, weil d'Orvilliers seine Schlachtordnung ändern und das dritte Geschwader zum ersten machen mußte. Die lustigen pariser Genossen des Herzogs zeigten im Gefecht lächerliche Angst und man beschuldigte den Herzog, daß auch er Feigheit bewiesen habe, wenigstens fand das Gerücht allgemeinen Glauben, daß man d'Orvilliers Signale absichtlich mißverstanden habe, um ihn nach Brest zurückbringen zu können. Der Düc de Chartres, mochte er nun schuldig oder unschuldig gewesen seyn, mußte den Seedienst verlassen, was man der Königin zuschrieb. Diese hatte nämlich bewirkt, daß der Graf von Artois, der damals zum engeren Kreise der Königin gehörte, die Stelle des Großadmirals erhielt und daß man für den Düc de Chartres die ganz neue Stelle eines Generaloberst der Husaren schuf.

Die französische Flotte lief im October wieder aus, Keppel konnte sie aber nicht zum entscheidenden Treffen bringen, dadurch ward das englische Volk erbittert, und das englische Ministerium suchte daher die Schuld des unentschiedenen Kampfs bei Ouessant auf die Befehlshaber zu schieben, diese beschuldig-

ten aber einer den Andern. Sir Hugh Palliser, welcher bei Quessant, als Admiral der blauen Flagge, das dritte Geschwader von Keppels Flotte commandirte, hatte einen Sitz unter den Lords der Admiralität, deren Präsident der Graf von Sandwich war, und war dreist genug, Keppel förmlich anzuklagen. Die Klage ward angenommen und die Admiralität stellte Keppel im Januar 1779 vor ein Kriegsgericht. Keppels Prozeß machte die Admiralität und das ganze Ministerium der Nation und den Seeoffizieren aufs neue recht gehässig. Keppel ward aufs ehrenvollste losgesprochen; Hugh Palliser dagegen, auf Keppels Anzeige des Tadels würdig gefunden, sah sich einige Zeit darauf genöthigt, alle seine Stellen niederzulegen. Die Stimmung war damals, weil man auch die Schläge des Schicksals der Regierung Schuld gab, so feindlich gegen dieselbe, daß sich zwölf Admirale zu gleicher Zeit über das Ministerium beschwerten.

Zu den erwähnten Schlägen des Schicksals, welche die Engländer aus Verdruß, daß sie nicht, wie sie gewohnt waren, überall und in allen Meeren gleich nach dem Ausbruche des Kriegs entscheidende Vortheile erhielten, dem Könige und dem Ministerium zuschrieben, gehört zunächst, daß d'Estaing früher an den Küsten von Rhodisland erschien, als Byron dahin gelangen konnte. Wir rechnen ferner dahin, daß Hotham in Nordamerika verweilen mußte, weil Byrons Flotte durch Wind und Wetter zerstreut ward. Während Byron seine beschädigten Schiffe ausbessern ließ und Hotham einstweilen d'Estaing beobachtete, entriß der Marquis von Bouillé, damals Statthalter von Martinique, den Engländern die Insel Dominica. Den Verlust von Dominica rächte hernach Hotham, als er endlich im December 1778 d'Estaing nach Westindien folgen konnte, durch die Eroberung von St. Lucia. Weder der tapfere Widerstand und die ehrenvollen Gefechte des Admiral Barrington, welcher hernach St. Lucia gegen den Angriff der französischen Flotte unter d'Estaing vertheidigte, noch die Nachricht, daß die französisch-ostindische Flotte von der Küste Coromandel gänzlich vertrieben und Pondichery erobert sey, konnte die angesehensten

englischen Seeoffiziere mit ihrer Admiralität aussöhnen. Die vorzüglichsten Admiräle weigerten sich, so lange Lord Sandwich das Seewesen leite, einen Oberbefehl zu übernehmen, und d'Estaing führte die im vorigen Bande erwähnte Expedition nach Georgien glücklich aus, nachdem er vorher die Inseln Sct. Vincent und Grenada erobert hatte. Er büßte freilich den erworbenen Ruhm durch die tolle Unternehmung auf Savannah wieder ein; allein im Jahr 1779 erhielt England an Spanien einen neuen Feind, der besonders dadurch furchtbar wurde, daß durch König Carls III. Bemühung die spanische Seemacht fast eben so stark, als die französische geworden war.

Carl III. von Spanien dachte ganz anders von Nordamerika und von republikanischen Ideen als Ludwig XVI., seine Minister und sein Hof dachten, denn diese waren von Franklin bezaubert und Lafayette riß sie fort. Carl und sein Minister Florida Blanca erklärten anfangs ganz laut, daß sie der Verbindung mit England in Bezug auf Amerika schon des monarchischen Princips wegen treu bleiben wollten. Selbst als die Franzosen sich durch einen förmlichen Tractat mit der neuen Republik verbunden hatten, wollte Carl III. von derselben nicht reden hören und schickte den vom Congreß an ihn abgeordneten Collegen Franklins von Burgos aus zurück, ohne ihn nur nach Madrid zu lassen. Der König von Spanien wollte noch im März 1778 an einem Bunde mit Amerika und an feindseligen Maßregeln gegen England nicht Theil nehmen; das geht aus seiner Antwort vom zwei und zwanzigsten März auf zwei eigenhändige Briefe König Ludwig XVI. deutlich hervor [37]); die Franzosen und seine eignen Minister wußten aber seine persönliche Schwäche für ihren Zweck zu benutzen. Man machte ihn glauben, es sey hier seine Sache, den Vermittler zu machen, so wenig er, wegen des Familienvertrags mit Frankreich, dazu

37) König Ludwigs Briefe, den einen vom 8. Januar, den andern vom 10. März 1778, nebst Carls III. Antwort findet man bei **Flassan Vol. VII. p. 177 sqq.**

geeignet war. König Carl schickte darauf, um diese Vermittelung anzubieten, einen Gesandten nach England, Lord North ließ aber Vorschläge machen, von denen auf den ersten Blick einleuchtete, daß sie Frankreich nicht eingehen könne. Seit diesem Augenblicke war Carl für den von seinen Ministern längst vorbereiteten Krieg gewonnen, dies erklärte er dem französischen Ministerium schon am 13. April 1779. Erst am 26. Juni übergab der Marquis von Almodavar das Manifest, worin den Engländern vorgeworfen ward, daß sie die Philippinen und sogar Cadix hätten überfallen wollen. Gleich hernach folgte die Kriegserklärung.

Kein Augenblick im ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts war für die englische Seeherrschaft gefährlicher als dieser, denn es lag sowohl in Ferrol als in Cadix eine zahlreiche spanische Flotte, welche sich mit d'Orvilliers Flotte verbinden sollte, sobald diese von Brest ausgelaufen seyn würde. Schon im Mai hatten die Franzosen die Insel Jersey zu erobern versucht, und wenn gleich der Admiral Arbuthnot diese rettete, so ward doch die Abfahrt der Flotte, welche Vorräthe und Verstärkung von Clintons Heer nach Amerika bringen sollte, dadurch so sehr verzögert, daß sie erst im August ihre Bestimmung erreichte. Die Franzosen hatten damals schon im Juni den Entwurf gemacht, nach der Verbindung der französischen und spanischen Flotte, die Engländer an ihren eigenen Küsten anzugreifen und eine Landung zu versuchen. Die Engländer gestehen, daß in dem Augenblick der drohenden Landung ihre Gefahr sehr groß gewesen sey, weil ihre Flotten in verschiedenen Meeren zerstreut waren, sie geben sogar zu, daß größere Uebel nur dadurch abgewendet wurden, daß d'Orvilliers von der eigentlichen Lage der Dinge nicht genau unterrichtet war, und nicht die Art Kühnheit besaß, welche Vieles wagt, um Alles zu gewinnen. Der Admiral Hardy lag zwar vor Brest, doch ward er der französischen Flotte nicht gewahr, als d'Orvilliers auslief, und dieser konnte sich ungehindert mit der spanischen Flotte vereinigen. Die vereinigte Flotte, zwischen sechzig und siebenzig Kriegsschiffe

stark, erschien am Ende Juni im Canal, d. h. in dem engen Meere zwischen England und Frankreich. Diese Flotte war dem Admiral Hardy, der sich mit acht und dreißig Schiffen im mittelländischen Meere befand, vorbeigesegelt, ohne daß dieser sie wahrgenommen hätte.

Als die vereinigte spanisch-französische Flotte am fünfzehnten August vor Plymouth erschien, glaubte man allgemein, daß die unschätzbaren Werfte und Arsenale, welche die Engländer an ihren Küsten eingerichtet haben, verloren wären; zu ihrem Glücke war aber der spanische Admiral mit dem französischen über das, was zu thun sey, nicht ganz einig. Die Spanier wollten sogleich landen, d'Orvilliers erst die englische Flotte aufsuchen und angreifen; darüber geschah am Ende gar nichts. Man hielt freilich einen für die auf ihre Seemacht stolzen Engländer demüthigenden Zug an ihrer südlichen Küste entlang, man nahm ihnen ein Kriegsschiff von vier und sechzig Kanonen, ließ aber indessen den Admiral Hardy mit seiner Flotte sich in eine Enge legen, von wo aus er die Küste vertheidigen und wo die Feinde ihn nicht angreifen konnten. Wir werden unten sehen, daß die Engländer im folgenden Jahre endlich zur See glücklicher waren, dagegen wäre in diesem Jahre (1780) ihre Hauptstadt beinahe der Raub eines Pöbels geworden, den ein verrückter Fanatiker in Bewegung gebracht hatte. Dieser Aufstand ward von Engländern und Schotten erregt, welche noch weit mehr hinter der Zeit zurück waren, als König Georg III. und seine Minister. In demselben Jahre nöthigten die Irländer durch einen angedrohten bewaffneten Aufstand König und Minister, gegen ihren Willen mit der Zeit fortzuschreiten. Die englische Regierung hatte theils wegen des Kriegs in Amerika, theils wegen der angedrohten Landung in Irland, die Milizen dieses Landes, welches damals noch seine eigne besondere Regierung und sein eignes Parlament hatte, bewaffnen müssen, dies nutzten die bisher ganz unterdrückten Irländer, um durch Drohungen zu erlangen, was ihnen bisher, so billig auch ihre Forderungen waren, war versagt worden.

Die Unruhen in England und Schottland hatten keinen politischen Grund, sie wurden von dem verrückten Bruder des Herzogs von Gordon geleitet und bewiesen, wohin der Fanatismus führen kann. Sie waren gerade gegen den einzigen ausgezeichneten Beweis der Duldung und Milde gerichtet, den das damalige zu jeder Unterdrückung zu gebrauchende Parlament gegeben hatte. Lord Georg Saville that nämlich am Ende der Parlamentssitzungen des Jahrs 1778 den Vorschlag zu einem Gesetze, wodurch gewisse ganz grausame und unduldsame Verfügungen eines im 10. Jahr König Wilhelms des Dritten erlassenen Gesetzes (An act for preventing the further growth of popery), wenn auch nicht abgeschafft, doch gemildert werden sollten. Lord Saville sagte in seiner Rede mit vollem Recht und unter lautem Beifall, daß er durch sein Gesetz die Ehre des Protestantismus retten wolle, weil nur durch Annahme seines Vorschlags der Grundsatz der Reformation, daß jede religiöse Verfolgung ungerecht sey, könne geltend gemacht werden. Die Strafbestimmungen, fügte er hinzu, deren Aufhebung er verlange [38]), entehrten nicht blos die Religion, sondern die Menschlichkeit; denn sie seyen gewissermaßen darauf berechnet, alle Bande der Gesellschaft zu lösen, die Quellen des häuslichen Glücks zu vergiften, und jeden Grundsatz von Ehre zu vernichten. Rede und Vorschlag wurden von allen Mitgliedern des Parlaments, den ministeriellen und ihren Gegnern, übereinstimmend gebilligt, und nicht blos im Unterhause ward das neue Gesetz einstimmig angenommen, sondern auch im Oberhause nicht einmal von den Bischöfen mißbilligt. Schon damals fürchtete man

38) Diese Bestimmungen sind: 1) ein papistischer Priester oder ein Jesuit, der kirchliche Verrichtungen seiner Kirche auf englischem Boden verrichtet, ist eines Todesverbrechens schuldig (guilty of felony); 2) eine Besitzung (estate) fällt dem nächsten protestantischen Erben anheim, wenn der römisch-katholische Besitzer auswärts erzogen wird; 3) der Sohn oder nächste Anverwandte des Besitzers eines Guts oder einer Herrschaft darf, wenn er Protestant ist, seines Vaters Erbe bei dessen Lebzeit in Besitz nehmen; kein Papist hat ein Recht durch Kauf Eigenthum auf rechtsgültige Weise zu erwerben.

aber den schottischen Pietismus und Fanatismus und setzte fest, daß die Abschaffung der gehässigen Artikel des fanatischen Gesetzes nur für England und Irland, nicht für Schottland gelten sollte. In der nächsten Sitzung wollte man das Gesetz auch auf Schottland ausdehnen, wie dies bekannt ward, forderten die pietistischen Glieder der schottischen Kirk, daß die schottische Geistlichkeit Einsprache thun solle, diese dachte aber billig genug, sich nicht als Werkzeug gebrauchen zu lassen. Dies benutzte dann ein Verrückter, um die Hefe des alten Puritanismus, oder was wir Pietismus nennen, in dem zu trübem Schwärmen und Nebeln seit Fingals Zeit sehr geneigten schottischen Volke aufzuregen und den Pöbel der Blindgläubigen in Wuth zu setzen.

Die Scenen, welche vorfielen, als Carl I. die englische Liturgie, Hierarchie und Ornat in Schottland einführen wollte, schienen sich damals zu erneuen, man schrie wie um 1640 von Dorf zu Dorf die Signalworte des Aufstands: kein Papstthum (no popery). Erst in Schottland, hernach auch in England, wurden Associationen gebildet, in Glasgow und in Edinburgh wurden häufige und sehr zahlreiche öffentliche Versammlungen gehalten, und schloß einen heiligen Bund, die alten Strafverordnungen gegen die Katholiken aufrecht zu halten. Die Glasgower und Edinburgher Volksversammlung wählte den einzigen angesehenen Mann, der sich zu diesen Dingen gebrauchen ließ, und zugleich Mitglied des Unterhauses war, Sir George Gordon, zu ihrem Präsidenten. Dieser, der auch in England überall ähnliche Verbindungen stiftete, sie alle unter einander und mit den schottischen in Verbindung brachte, und auch im Parlament beständig auf die Associationen pochte, glich schon damals durch Aufzug, Kleidung und Betragen einem Verrückten. Als solcher erscheint er auch in seinem Benehmen im Parlament, welches übergroße Geduld mit diesem Sprößlinge schottischer Aristokratie hatte. Er that die wunderlichsten Vorschläge, er störte alle Berathschlagungen durch lächerliche Einfälle und Ausfälle, klagte unaufhörlich über das Papstthum, welches über Großbritannien her-

einzubrechen drohe und erlaubte sich ganz unerhörte Derbheiten und Beschuldigungen gegen die Minister, um das gemeine Volk in Wuth zu bringen. Dies Alles that er besonders in dem Augenblicke, als Alles unzufrieden war, als die französischen und spanischen Flotten an den englischen Küsten erschienen, als die amerikanischen Kaper viele Schiffe wegnahmen und die Schotten sich waffnen wollten, um die landenden Feinde abzuhalten[39]. Ein solcher Mann paßte vortrefflich zum Führer einer ganz blinden Masse.

Auf Gordons Betrieb unterzeichneten hundert und zwanzig tausend Schotten eine Bittschrift ans Parlament, um Aufhebung des auf Lord Savilles Vorschlag gegebenen Gesetzes, und Gordon weigerte sich, diese Bittschrift zu übergeben, wenn nicht zwanzig tausend Mann ihm durch ihre Gegenwart Gewicht gäben. Einrichtungen zur Ausführung dieses tollen Plans wurden darauf sogleich getroffen, Bänder und Abzeichen vertheilt, und um Alles zu ordnen häufige Versammlungen auf den St. Georgsfeldern bei London gehalten. Das Ministerium ward nicht mit Unrecht beschuldigt, daß es die Sache absichtlich bis zum Aeusserſten kommen lassen wolle, um die äußersten Mittel gebrauchen zu können, denn es wäre leicht gewesen, vor der Uebergabe der Bittschrift Anstalten zur Sicherheit des Parlaments zu treffen, wie in unsern Tagen gegen die Chartisten geschehen ist. Dies hätte um so eher geschehen müssen, da schon vorher in Edinburgh im Kleinen versucht war, was hernach in London im Großen

39) Die englische Schiffahrt und die schottischen und irländischen Küsten litten damals sehr viel durch amerikanische Kaper und Paul Jones hatte Dumfriesshire hart mitgenommen, weßhalb die Einwohner durch den Herzog von Queensburry um die Erlaubniß eingekommen waren, sich bewaffnen zu dürfen, darauf hatte der Kriegssecretär unartig geantwortet. Sir George Gordon las erst den Brief des Kriegssecretärs an den Herzog im Parlament vor, dann rief er ihm zu: **And you, Charles Jenkinson, how durst you write such a letter? Robert Bruce would not have dared to write such a one; and yet the secretary of an elector of Hannover has had the presumption to do it! and the great earl Douglas of Scotland is not to be intrusted with arms!**

geschah. Man hatte dort mehrere kleine katholische Kapellen zerstört, und an Personen und Eigenthum der Katholiken Gewaltthätigkeiten geübt.

In London war eine ähnliche Association wie in Edinburgh und Glasgow gebildet worden: auch diese Association wählte Sir Gordon zu ihrem Präsidenten und dieser drohte im Parlamente, daß er auf den Tag der Uebergabe der Bittschrift fünfzig bis sechzig tausend Menschen nach London entbieten wolle. Dies geschah auch wirklich, ohne daß nur die Friedensrichter wären berufen, oder von ihnen irgend eine Anstalt getroffen worden.

Der von Gordon festgesetzte Tag war der 2te Juni 1780, und die ganze Ordnung des Zugs der vielen Tausende, die sich auf den Sct. Georgsfeldern versammeln, von dort zum Parlamentshause ziehen, und die Zustimmung zu der von ihrem Präsidenten übergebenen Bittschrift erzwingen sollten, war nicht allein lange vorher festgesetzt, sondern auch bekannt gemacht worden. Sir Gordons Associationen bildeten vier durch blaue Bänder bezeichnete Haufen, drei aus den Quartieren von London; der Vierte bestand blos aus Schotten. Der Zug der Haufen war so eingerichtet, daß die Menschenmassen von allen Seiten herbei wogten und das Parlament, welches versammelt war, förmlich einschlossen und abschnitten. Alle Plätze und Straßen waren völlig besetzt und alte Leute versicherten, daß der Lärm und die Menschenmasse größer und furchtbarer sey, als bei dem gefährlichsten Aufstande, der seit den Zeiten der Stuarts erregt war. Dies war der Aufstand um 1733, als Robert Walpole den ersten Vorschlag zur Einführung jener Accise machte, welche jetzt den Armen nöthigt, zum Vortheil des Reichen mit schmaler Kost vorlieb zu nehmen oder gar zu hungern.

An der Spitze von funfzig bis sechzigtausend Mann zog Sir Gordon mit der Bittschrift heran und ließ sie hinter sich her in den Saal tragen. Nur mit Mühe hielten die Thürsteher die Menge ab, ihm die Treppen herauf in den Sitzungssaal zu folgen; der untere Vorplatz (lobby) war aber ganz

mit Menschen gefüllt. Mehrere Stunden hindurch konnte das Parlament nicht berathschlagen, weil es gefangen und bedroht war, bis endlich die erst während des Lärms berufenen Friedensrichter anlangten. Auch nach ihrer Ankunft dauerte das Toben fort. Das Parlament weigerte sich indessen standhaft, die Bittschrift sogleich während des Lärmens und Drohens in Berathung zu nehmen, wie Gordon im Namen des Volks, das er von Zeit zu Zeit von der Treppe aus anredete, forderte. Als das Parlament standhaft blieb und mit hundert und zwei und neunzig gegen sechzig Stimmen erklärte, daß es die Bittschrift in dem Augenblicke nicht in Betrachtung ziehen wolle, rief Gordon dem versammelten Pöbel zu: Dem schottischen Volke sey nicht eher zu helfen, bis es alle papistische Kapellen niedergerissen hätte. Dies war ein Losungsspruch des förmlichen, gewaltsamen Aufstands.

Noch an demselben Tage, den 2ten Juni, wurden die Kapellen des baierischen und des sardinischen Ministers zerstört, ohne daß die durch die Friedensrichter aufgeforderten Soldaten es hindern konnten. Schon am 2. waren die Pairs und die Glieder des Unterhauses bedroht, mit Koth geworfen und zum Theil so mißhandelt worden, daß drei Pairs nur mit Mühe gerettet wurden; am folgenden Tage war für die wenigen, die sich einzufinden wagen würden, keine Sicherheit zu hoffen, das Unterhaus vertagte sich daher bis zum sechsten. Das Oberhaus hatte sich unter dem tobenden Lärm, wegen dessen in ganz London die Läden geschlossen waren und jedes Geschäft stillstand, am 3. wieder versammelt und eine Adresse an den König gerichtet, um ihm neue Gewalt zu übertragen. Dies konnte wenig nützen, denn wenn die Minister wagen sollten, darnach zu handeln, so bedurfte die Addresse der Pairs der Auctorität des Unterhauses. Die Pairs ersuchten nämlich in ihrer Addresse den König, einen unmittelbaren Befehl zu erlassen, um Urheber, Anstifter, Werkzeuge der am vorigen Tage verübten Gewaltthätigkeiten nachdrücklich zu bestrafen. So fern das Oberparlament erstes Gericht des Reichs ist, konnte es den Beschluß zwar fassen, aber

es konnte nicht dem Könige das Recht geben, zu diesem Zwecke die nöthigen in der Constitution nicht begründeten Maßregeln zu ergreifen.

Der dritte Juni war verhältnißmäßig ruhig vorüber gegangen, am 4. aber, der auf den Sonntag fiel, begann die Zerstörung mit vermehrter Wuth. Die Kapellen sowohl als die Häuser der vornehmsten Katholiken in der Nähe von Moorfields wurden vernichtet, jedes Eigenthum in der Stadt bedroht. Am fünften ward Lord Savilles Haus und die einiger seiner Freunde geschleift und London war in der Macht des Pöbels, als wenn die Stadt vom Feinde genommen wäre. Am sechsten hatten zwar zweihundert Mitglieder des Unterhauses den Muth, sich unter drohender Todesgefahr in die auf diesen Tag festgesetzte Sitzung zu begeben; allein jetzt war schon das Militär im Gefecht mit dem Pöbel, und umgeben von Soldaten, eingeschlossen vom Pöbel, konnte man keine gültige Beschlüsse fassen. Man verordnete zwar Einiges, aber auch dieses war für den Augenblick nicht einmal ausführbar. Man trennte sich, als man erfuhr, es werde in der ganzen Stadt auf Tod und Leben gekämpft und brenne an allen Ecken.

Das Volk hatte damals das Criminalgefängniß für die ärgsten Verbrecher (Newgate) gestürmt und in Feuer gesetzt; es hatte über dreihundert schwere Verbrecher und auch die gefangenen Schuldner befreit, und des Oberrichters Lord Mansfields Palast dem Boden gleich gemacht; er selbst hatte nur mit Mühe sein Leben gerettet. Das Gefängniß von Clerkenwell war ebenfalls gestürmt und sehr viele Privathäuser zerstört worden. Am siebenten und achten ward Tumult und Zerstörung noch ärger, die Menge der Tobenden größer und die ganze Stadt und ihr Wohlstand schien mit dem Untergange bedroht. Auch die noch übrigen Gefängnisse, Kingsbench, Bridewell, Fleet, wurden gestürmt, die zwei Letztern genommen und die ganze Menge der Verbrecher ergoß sich boshaft, Unheil stiftend und plündernd über die Stadt, so daß es an sechs und dreißig Stellen zu gleicher Zeit brannte. Die Herrn Longdale führten einen großen

Handel mit geistigen Getränken und hatten sehr große Niederlagen und ein durch seine Ausdehnung berühmtes Laboratorium; auch dieses ward gestürmt, die Stürmenden durch Trunkenheit zur höchsten Raserei gebracht und durch die sich über die Straßen ergießenden geistigen Getränke die Flammen vermehrt.

In dieser Noth, als auch die Bank, die Vorrathshäuser und Kassen bedroht waren, wagten die Friedensrichter nicht, auf ihre eigne Gefahr, an allen Stellen und ganz im Allgemeinen dem Militär Befehl zum Feuern und Einhauen zu geben, weil voraus zu sehen war, daß Hunderte umkommen würden, es ward also der geheime Rath (d. h. alle, die jemals die höchsten Aemter bekleidet haben) zusammenberufen, damit sich der König mit einem Beschlusse der ministeriellen und antiministeriellen Mitglieder desselben gegen den Vorwurf der Willkühr schütze. Man war lange zweifelhaft, ob der König das Recht habe, Kriegsgesetz zu proclamiren und militärisch verfahren zu lassen, endlich aber erklärte der Staatsanwalt Wedderburne, daß es nach englischen Gesetzen so gut als nach dem Naturgesetz Rechtens sey, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der König zeigte bei dieser Gelegenheit, wie immer, Ruhe, Fassung und viel moralischen Muth. Er ließ sich das Rechtsgutachten des Staatsanwalts schriftlich übergeben, übernahm, darauf sich stützend, die persönliche Verantwortlichkeit und unterzeichnete allein, ohne Minister, den Befehl, überall Gewalt mit Gewalt zu bändigen. Ein furchtbares Blutbad in der seit sechs Tagen brennenden Stadt war die Folge des Befehls, und es war ein großes Glück für England, daß man sich durchaus auf die Truppen verlassen konnte, weßhalb man auch dem Ministerium Schuld gab, daß es Unruhen immer absichtlich so weit kommen lasse, bis es diese gebrauchen dürfe.

Am großen Stadthause (**Mansion house**) und an der Bank war eine Art Schlacht. Der Haufe stürmte mit großem Verlust an Menschen wiederholt beide Gebäude, der Sturm ward wiederholt durch furchtbares Feuern der Soldaten zurückgetrieben. Beim Kingsbench und an der Black Friars Brücke ward eben-

falls, wie beim Sturm einer Festung gekämpft, doch fielen die mehrsten Menschen beim wiederholten heftigen Stürmen auf die Bank. Wie viele gefallen, wie viele Leichname bei der Brücke in die Themse geworfen wurden, ist nicht bekannt geworden; doch waren es gewiß über tausend. So wenig wir sonst Wraxall als Auctorität gebrauchen möchten, so müssen wir doch hier, wo er als Augenzeuge schreibt, die Leser auf seine Beschreibung der Scenen vom 7. bis 10. Juni verweisen [40].

Das Unterhaus hatte sich bis auf den 11. vertagt, es war daher in der letzten Woche kein anderes obrigkeitliches Ansehn, als das königliche und militärische mehr übrig, auch noch am 11. konnte das Parlament keine Berathschlagungen halten, weil das proclamirte Martialgesetz fortdauerte, also die Berathschlagung nicht frei war. Man konnte unter den Waffen keine friedlichen Sitzungen halten, und beide Häuser eröffneten die Ihrigen erst am 19. wieder. Seit dem zehnten glich die Stadt und ihre rauchenden Trümmer einer mit Sturm eroberten Festung. Alle Gewerbe standen still, Häuser und Gewölbe waren geschlossen, die Brücken, die Bank, die öffentlichen Gebäude, die Straßen und Plätze waren mit Soldaten besetzt; überall rauchende Trümmer und alles stille und leer, wie in einer Landstadt. Die Eigenthümlichkeit des englischen Gerichtswesens zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit, wie bei andern, auf eine solche Weise, daß man es, wie man Lust hat, entweder sehr mangelhaft, oder sehr voll-

---

40) Wraxall historical memoirs of my own time. Vol. 1. pag. 324—356. Die folgenden Worte S. 324—26 werden die Ausführlichkeit unserer Schilderung dieser Scenen rechtfertigen. Er sagt: In 1780 the flames were originally kindled, as well as rendered far more destructive by a populace of the lowest and vilest description, who carried with them, wherever they moved the materials of universal ruin. Il was only in their blood, by the interposition of an overwhelming military force, that the convulsion became finally arrested and that London after being desolated by fire, was rescued from plunder, bankruptcy and subversion. Even the French revolution, which, from July 1789 down to April 1814 etc. etc. — yet did not produce in the capital of France any similar outrages.

kommen finden, und Beides mit guten Gründen rechtfertigen kann.

Sir Gordon nämlich, Anstifter und Urheber des ganzen Unfugs, ward zwar verhaftet und unter einer stärkern militärischen Bedeckung als man je einem Gefangenen gegeben, in den Tower gebracht; ein Fehler in der Form seiner Anklage machte aber, daß er aller Strafe entging. Man klagte ihn nämlich des Hochverraths an; es war aber die gesetzliche Definition dieses besondern Verbrechens auf seinen Fall nicht anwendbar, er mußte daher in Freiheit gesetzt werden, während die von ihm irre geleiteten Fanatiker mit dem Leben büßten. Er machte übrigens der tollen Streiche noch mehr in seinem Leben, nur konnte er als Mann von Familie nicht ins Armen- oder Irrenhaus gerathen, weil er eine Pension von seinem Bruder hatte. Er trat zum Judenthum über und ließ sich in Birmingham beschneiden, endigte aber sein Leben im Gefängniß von Newgate, weil er um 1789 wegen eines Pasquills auf die unglückliche Königin von Frankreich zur gerichtlichen Haft war verurtheilt worden.

In diesem Unglücksjahre der Stadt London war indessen das Glück den Engländern zur See günstiger als vorher. Was zunächst Westindien angeht, so waren sowohl die Franzosen als die Engländer mit den Befehlshabern ihrer Flotten in den Gewässern jener Gegenden im Jahre 1779 unzufrieden gewesen und ersetzten sie im Jahre 1780 durch andere. D'Estaing ward, als er nach Europa zurückkam, nicht mehr gebraucht, weil er sich beim Angriff auf Savannah in Georgien und auch bei andern Gelegenheiten sehr übereilt und unverständig bewiesen hatte; die Engländer waren mit Lord Byron unzufrieden, weil er statt seine in Westindien erfochtenen Vortheile zu verfolgen, eine Kauffarthei-Flotte nach Europa geleitet hatte. Das englische Ministerium, mit allen alten Admirälen gespannt, war daher höchlich erfreut, als der tüchtigste Adminal ihrer Flotte, der sich aber durch Aufwand und Spielen zu Grunde gerichtet hatte und durch Schulden in Paris zurückgehalten wurde, seine Dienste anbot. Admiral Rodney war in jeder Hinsicht tüchtiger See-

mann, aber er hatte auch alle Fehler der Helden. Er prahlte gern, er verspielte, was er hatte und was er borgen konnte, und seine Liebschaften kosteten viel Geld, er bedurfte daher der Prisengelder ebensosehr, als das Ministerium seiner Dienste. Die Franzosen erzählen, was man aber bei Lacretelle lesen muß, weil sich die ächt französische Bravade in einfachem Deutsch nicht gut ausnimmt, er habe bei Marschall Biron gespeiset und diesen durch die Prahlerei geärgert, daß er, wenn ihn nicht seine Schulden in Paris hielten, Spanier und Franzosen schlagen werde! Diese Prahlerei habe den Düc de Biron bewogen, ihm zu zeigen, daß sich die Franzosen vor ihm nicht fürchteten; er habe ihm daher zur Bezahlung der Schulden Geld geliehen und Rodney sei abgereiset[41]).

Wie es sich nun auch mit dieser französischen Anecdote und mit den Redensarten verhalten mag, Rodney reisete nach England, und erhielt den Oberbefehl der nach Westindien bestimmten Flotte, welche, zwanzig Segel stark, im Januar 1780 auslief. Da schon damals Gibraltar mit einer Belagerung bedroht ward, so hatte Rodney den Auftrag, zuerst Vorräthe und Verstärkungen in diese Festung zu bringen, von dort aber sogleich nach Westindien überzugehen. Er ward auf seiner Fahrt vom Schicksal ganz besonders begünstigt. Zuerst traf es sich, daß die vereinigte französische und spanische Flotte, welche, vierzig Schiffe stark, in Brest lag, nicht segelfertig war, als Rodney ausfuhr, obgleich Aranda ausdrücklich von Paris nach Brest gereiset war, um das Auslaufen zu betreiben. Die brester Flotte konnte also Rodney nicht folgen; und auch die Befehlshaber der Schiffe vor Gibraltar

---

41) Für die Leser, die Lacretelle nicht zur Hand haben, wollen wir wenigstens den prächtigen Schluß der schönen Geschichte hersetzen. Vol. V. p. 212. Le maréchal de Biron tira une vengeance noble mais indiscrète de cette insulte faite à sa patrie: peu de jours après il acquitta les dettes de Rodney. Partez, Monsieur, lui dit-il; essayez de réaliser vos promesses; les Français ne veulent pas se prévaloir de l'obstacle, qui vous empêchait de les accomplir; c'est par leur bravoure qu'ils mettent leurs ennemis hors de combat.

und die der Schiffe in den gallicischen Häfen fühlten sich vereinigt nicht stark genug, um es mit der englischen Flotte aufzunehmen. Rodney traf außerdem durch Zufall unterwegs eine bedeutende Flotte von Transportschiffen, welche Vorräthe und Munition von San Sebastian nach Cadix bringen sollte. Alle diese Schiffe und Vorräthe nahm er weg nebst dem Linienschiff von 64 Kanonen, welches sie geleitete. Die zwei spanischen Geschwader, welche vereinigt Rodney hatten angreifen sollen, wurden hernach durch Unwetter getrennt und so beschädigt, daß das Eine in Carthagena, das Andere in Cadix mußte ausgebessert werden. Als hernach Don Juan von Langara mit seinem Theil der Flotte aus Carthagena auslief, traf er bei Cap. Sct. Vincent auf die ihm doppelt überlegene englische Flotte, und lieferte ihr ein Treffen. In diesem Treffen bewiesen die Spanier zwar bewunderungswürdige Tapferkeit, sie lagen aber gleichwohl unter. Don Juan selbst ward nach tapferer Gegenwehr gefangen, alle seine Schiffe genommen oder vernichtet; nur vier entkamen, von denen zwei sehr beschädigt waren.

Nach diesem Siege segelte Rodney erst nach Gibraltar, erfüllte dort alles, was ihm aufgetragen war, und schickte alle von ihm erbeuteten Schiffe und einen Theil seiner Flotte nach England. Auf dieser Fahrt nahm Digby, der die geleitenden Schiffe commandirte, unterwegs noch ein Schiff von 64 Kanonen. Mit den übrigen gelangte Rodney im März nach St. Lucia, wo er eine an Zahl überlegene französische Flotte unter Guichen vorfand, der in Verbindung mit den Spaniern Jamaica und Florida angreifen sollte. Guichen erwartete den von den Spaniern ausgeschickten Admiral Solano, der mit zwölf Kriegsschiffen, einer ganzen Flotte von Transportschiffen und eilftausend Mann Landungstruppen nach den Antillen bestimmt war, er suchte daher einem Treffen so lange auszuweichen, bis er sich mit den Spaniern vereinigt habe. Dies veranlaßte in den Monaten April und Mai einen Wettstreit zwischen Guichen und Rodney, der in der Geschichte des Seewesens und der Kunst, den Seekrieg zu führen, sehr merkwürdig ist. Rodney nämlich ward

zunächst gepriesen, weil er es dahin zu bringen wußte, daß die Franzosen noch ehe sich Solano mit ihnen vereinigt hatte, am siebenzehnten April einem Gefecht nicht ausweichen konnten, und Guichen ward in ganz Europa berühmt, weil er mit gleichen Kräften einer englischen Flotte, von einem Admiral commandirt, wie Rodney war, ein Treffen lieferte, ohne eine Niederlage zu erleiden. Rodney klagte bei Gelegenheit des Treffens laut über das englische Ministerium, über die Admiralität und ihren Präsidenten Lord Sandwich. Auch über den tapfern Hyde Parker, der unter ihm commandirte, und wie er hernach bewies, eben so unzufrieden mit dem Ministerium war, als er, beklagte sich Rodney. Er lobte in seinem Bericht über das Treffen mit den Franzosen auch nicht einen Einzigen seiner Offiziere. Er, wie Hyde Parker, sagten ganz laut, das Ministerium richte die Marine zu Grunde; denn es befördere nicht die verdienten Offiziere, sondern die ministeriell Gesinnten oder die, welche ihm durch ihren Einfluß oder durch ihre Verwandtschaft nützlich werden könnten.

Am fünfzehnten und am neunzehnten Mai brachte zwar Rodney die französische Flotte zu neuen Gefechten und konnte sich eines am neunzehnten erfochtenen Siegs rühmen; der Schaden aber, den die Engländer ihren Feinden zugefügt hatten, war gleichwohl sehr unbedeutend. Während dieser Zeit näherte sich Solano der Insel Martinique, immer in den Engen zwischen den Inseln den Engländern entschlüpfend, indessen Rodney in der Bay von Carlisle auf Barbados lag, und Guichen in Martinique auf eine Gelegenheit harrte, sich mit den Spaniern zu vereinigen. Als Rodney aufs neue gegen Solano unter Segel ging, war dieser so glücklich, ihm auszuweichen, und in einen Hafen einer der kleinen Inseln einzulaufen, wo sich hernach Guichen mit ihm verband, ohne daß Rodney im Stande war, es zu verhindern. Da Solano ein bedeutendes Landheer an Bord hatte, welches gegen Jamaica bestimmt war, und ohne Geleit der französischen Flotte nicht dahin gelangen konnte, so

hatten die Franzosen und Spanier ihren Zweck erreicht, die Engländer den ihrigen verfehlt.

Die Vereinigung der englischen und französischen Flotte erfolgte oberhalb Dominica, und die vereinigte, jetzt sechs und dreißig Schiffe starke Flotte war Rodney so sehr überlegen, daß er sich nach Sancta Lucia zog. Die Insel Jamaica ward aber gleichwohl von den Feinden nicht angegriffen. Clima, schlechte Verpflegung, ansteckende Krankheiten richteten nämlich unter den Seeleuten und den vielen Soldaten, welche sich auf den Schiffen befanden, größere Niederlagen an, als eine blutige Schlacht hätte thun können, und Guichen, nachdem er die spanische Flotte nach St. Domingo geleitet hatte, fand rathsam, schon im Juli nach Europa zurückzukehren. Rodney folgte den Franzosen und erfuhr in Europa, daß seine Landsleute in dem Jahre, ohne geschlagen zu werden, an Geld und an Kauffarteischiffen sehr großen Verlust erlitten hätten. Der Verlust der englischen Seehandlung war in dem Jahre größer, als jemals in einer Zeit von wenigen Monaten in irgend einem andern Kriege vorher oder auch nachher. Das Geschrei gegen die Regierung ward dadurch sehr vermehrt; ob man gleich eingestehen muß, daß der Verlust eher durch Fügung des Schicksals, als durch Schuld der englischen Minister erlitten ward.

Während nämlich die Franzosen mit den Engländern an ihren eignen Küsten und in den westindischen und ostindischen Meeren kämpften, lief Ludwig von Cordova mit einer spanischen Flotte aus, um eine große englische Flotte wegzunehmen, welche Alles am Bord hatte, was man zur Kriegsrüstung in Ostindien und Westindien gebrauchte, und alle zur Verpflegung nöthigen Vorräthe in die Colonien bringen sollte. Die beiden nach Westindien und nach Ostindien bestimmten Flotten segelten bis an den Ort, wo ihr Weg sich trennte, vereinigt und unter derselben Bedeckung, und Ludwig von Cordova war so glücklich, sie vor ihrer Trennung einzuholen und wegzunehmen. Er nahm am 9. August 1780 fünf und fünfzig Schiffe, auf denen sich 2865 Personen befanden, und brachte sie nach Cadix. Fast zu derselben

Zeit nahmen die Amerikaner 14 Schiffe von der englischen nach Canada bestimmten sogenannten Quebec-Flotte.

§. 2.

Bewaffnete Neutralität und Krieg mit Holland.

Im Jahre 1781 waren die Engländer mit der Gefahr bedroht, daß sich die sämmtlichen neutralen Mächte von Europa endlich einmal gegen die Anmaßungen der Engländer zur See verbinden und daß sich Rußland dabei an die Spitze stellen würde; es blieb indessen bei diplomatischen Schritten. Wir würden der Unterhandlungen und Tractate über die gewaffnete Neutralität, wie vieler andern blos dem Diplomaten wichtigen Dinge daher nicht erwähnen, wenn nicht das Neutralitätsproject den Krieg zwischen Holland und England herbeigeführt, und Kaiser Paul in Verbindung mit Bonaparte im Anfange unseres Jahrhunderts den Entwurf, den Catharina II. den Engländern zu Gefallen vereitelt hatte, wieder hervorgesucht hätte. Die Gefahr, welche den Engländern plötzlich von Rußland aus drohte kam ganz unerwartet, da der englische Minister zu Petersburg ein sehr genauer Freund der Kaiserin war, und diese selbst glaubte, daß die bewaffnete Neutralität, von der ihr Panin, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so lange geredet hatte, den Engländern sehr lieb seyn werde. Panin wußte recht gut, welche Bewandtniß es mit einer Behauptung der neutralen Schiffahrt während eines Seekriegs habe; die Kaiserin wußte es aber nicht.

Was das Verhältniß der englischen Regierung zur russischen angeht, so hatten die englischen Minister, ehe sie deutsche Truppen in Sold nahmen, sogar den Plan gehabt, zwanzigtausend Mann Russen nach Amerika zu schicken, und waren hernach über eine nähere Verbindung mit Catharina in Unterhandlung getreten. Diese Unterhandlungen leitete der englische Minister Harris, der im Revolutionskriege als Unterhändler mit der franzö-

sischen republicanischen Regierung unter dem Namen Lord Malmsbury als Diplomat glänzte. Dieser hatte Catharina's ganzes Vertrauen, und nach einer sehr guten Quelle [42]) waren die Unterhandlungen über eine ganz besondere engere Verbindung zwischen Rußland und England schon weit vorgeschritten, als Panin der Kaiserin von einem Project redete, dessen Ausführung, wie er behauptete, das Ansehn, die Größe und den Glanz der Kaiserin auf den höchsten Punct heben und auch den Engländern, wie allen andern Mächten Europa's vortheilhaft seyn werde. Dieses ursprünglich aus Spanien herstammende Project legte Panin seiner Kaiserin vor, als diese ihre Ehre von den Spaniern gekränkt glaubte; diese erregten ihren höchsten Unwillen, indem sie sich Gewaltthätigkeit gegen die russischen Schiffe erlaubten, die den Engländern in Gibraltar hatten Lebensmittel zuführen wollen. Die Kaiserin konnte daher nicht ahnden, daß das ihr vorgelegte Project, welches sie billigte, weil sie die Verhältnisse nicht genau kannte, den Engländern tödtlich zuwider seyn werde.

Die Spanier nämlich hatten damals schon längst den Hafen von Gibraltar für blokirt erklärt, und zwar lange vorher, ehe nur Anstalten zu einer Belagerung getroffen waren, sie hatten, wie man das nennt, eine Papierblokade eingerichtet und zwei russische Getreideschiffe, welche trotz der nur in der erlassenen Erklärung, also auf dem Papiere, existirenden Blokade in den Hafen einlaufen wollten, weggenommen. Harris bestärkte die Kaiserin in diesem ihrem Unwillen über Verletzung neutraler Schiffahrt, hütete sich aber wohl, ihr zu sagen, daß diese bei andern Mächten nar als Ausnahme gestattet werde, bei den

---

42) Dohm ist unstreitig über die bewaffnete Neutralität die beste Quelle, seine Nachrichten stehen in seinen Denkwürdigkeiten im 2ten Theil, S. 104 u. f. Damit muß man verbinden, was Coxe aus den Papieren der englischen Staatsmänner urkundlich, wenn gleich etwas breit und unkritisch, zusammenstellt, in seinen Memoirs of the kings of Spain etc. etc. Vol. III. Chapter LXXIII. p. 438 sqq. der Ausgabe von 1813 in 4. Die Actenstücke selbst muß man bei Martens: Recueil des traités etc. etc. im 2ten und 4ten Theile nachlesen.

Engländern aber als System und als Recht gelte. Die Kaiserin ließ darauf zu seiner großen Freude fünfzehn Kriegsschiffe zur Beschützung ihrer Flagge in Kronstadt ausrüsten. Diesen Augenblick bezeichnete ihr Graf Panin als den günstigsten, um sich als Schützerin aller kleineren Seemächte geltend zu machen, und erhielt den Auftrag, einen Entwurf der Behauptung der Rechte der Neutralen zu entwerfen, gab jedoch den Spaniern einen Wink davon. Weil Panin seinen Entwurf auf einen schon früher von Spanien ausgegangenen und den Franzosen mitgetheilten Plan gründete, gab Florida Blanca, dessen Bericht man bei Coxe in seiner Geschichte des spanischen Zweigs des Hauses Bourbon nach englischen Gesandtschaftspapieren findet, seine Zustimmung sehr bereitwillig.

Der englische Gesandte kannte zwar den wörtlichen Inhalt der Erklärung, welche Panin aufsetzen sollte, nicht, wohl aber der Kaiserin Neigung für England und die Rüstungen in Kronstadt, er traute auf die Versicherung der Kaiserin, daß sie nächstens eine den Engländern sehr vortheilhafte Bestimmung über Neutralität zur See werde ausgehen lassen. Wie sehr ward er überrascht, als das Actenstück darüber am 26. Februar 1780 erschien und dem von den Engländern bisher geübten Gewaltrecht ganz und durchaus entgegengesetzt war!! Panins Antrag ging nämlich dahin, die sämmtlichen neutralen Mächte aufzufordern, in einen Bund mit Rußland zu treten, um, wenn es seyn müßte, das in einem Manifeste von Rußland aufgestellte und von den kriegführenden Mächten anzuerkennende Seerecht mit den Waffen zu behaupten. Die wesentlichen Punkte des zufolge der russischen Erklärung zu behauptenden Rechts der Neutralen sind folgende fünf:

1) Neutrale Schiffe dürfen an den Küsten der kriegführenden Mächte von Hafen zu Hafen Handel treiben.
2) Ein neutrales Schiff macht auch die Waare neutral, die es geladen hat, außer, wenn diese Waare eigentliche Contrebande ist.

3) Contrebande im engern Verstande sind nur Waffen und Kriegsbedürfnisse.

4) Nur alsdann kann ein Hafen für blokirt angesehen werden, wenn er so eingeschlossen ist, daß man ohne Gefahr nicht einlaufen kann.

5) Kein Urtheil eines Prisengerichts wird als gültig erkannt, bei dem diese Grundsätze nicht berücksichtigt sind.

Durch die Bekanntmachung dieser Artikel und durch die Aufforderung, sich darüber zu erklären, ward Harris in große Verlegenheit gesetzt, denn das englische Ministerium schien nur die Wahl zu haben, entweder seine Art zu handeln öffentlich zu bekennen, oder auch mit den neutralen Seemächten in Streit zu gerathen, weil ja Spanien und Frankreich die von den Russen aufgestellten Grundsätze sogleich anerkannten und gelten ließen. Die Engländer wichen vorerst nur aus, sie suchten Zeit zu gewinnen, und verschoben ihre bestimmte Erklärung, weil Harris recht gut wußte, daß auch die Kaiserin keineswegs wünsche, mit England in ernsten Streit zu gerathen. Von Rußland wurden indessen alle neutralen Mächte pomphaft eingeladen, der von Panin verkündigten Neutralität, welcher durch ein vereinigtes Geschwader Nachdruck gegeben werden sollte, beizutreten. Von der Handlung, Rhederei und dem ganzen Seewesen der übrigen Mächte hatte England wenig zu besorgen; Holland allein war durch Flotte und durch Capitalien im Stande, die ganze englische Handlung, die es ehemals gehabt hatte, wieder an sich zu bringen, wenn es auf die von Rußland verkündigte Weise in seinem neutralen Handel wäre geschützt worden. Englische Cabalen und Englands Einfluß am Hofe des Erbstatthalters, auf dessen Gemahlin und auf den braunschweigschen Prinzen, der ihn leitete, bewirkte aber ein Zögern und Zaudern der holländischen Regierung, welches den Beitritt Hollands zum Neutralitätsbunde so lange verzögerte, bis England einen Vorwand zum Bruche mit Holland gefunden hatte, wodurch die Republik dann von der Zahl der neutralen Mächte ausgeschlossen war.

Daß der Vorwurf, den die Holländer in diesem Falle, wie in andern, ihrer damaligen Regierung machten, daß sie aus Abneigung gegen die in Amsterdam und auch in vielen Provinzen immer mächtiger werdende altrepublikanische Parthei sich zu ängstlich an England anschließe, nicht ganz ungegründet war, kann man daraus sehen, daß Holland schon im April zur Unterzeichnung der Acte aufgefordert ward und sich erst im November dazu entschloß. König Gustav III. von Schweden trat schon im Juli der Neutralitätsverbindung bei; Dänemark zögerte, weil Bernstorf, der die Angelegenheiten dieses Reichs leitete, aus vielen Ursachen gern der Zumuthung ausgewichen wäre, doch gab er klüglich den Umständen nach. Unmittelbar darauf schlossen die drei nordischen Mächte, ausser der allgemeinen, unter sich noch eine besondere Verbindung. Sie versprachen sich nämlich unter einander, ihre Flotten auszurüsten, die in der oben angeführten Erklärung aufgestellten Grundsätze jetzt und in der Folge zu behaupten, keine Kaper, von welcher Nation sie auch seyn möchten, durch den Sund in die Ostsee zu lassen, und nicht zu dulden, daß auf dieser See Feindseligkeiten ausgeübt würden. Die Verzögerung des Beitritts der Niederlande zum Neutralitätsbündnisse hängt mit der Geschichte der nachherigen holländischen Revolution so enge zusammen, daß wir bei dieser Gelegenheit auf die Verhältnisse und die Geschichte der Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande seit dem aachner Frieden einen Blick werfen müssen.

Georgs II. Tochter Anna hatte nach dem Frieden von Aachen die Erbstatthalterschaft bis an ihren Tod um 1759 geführt, von dieser Zeit an blieb Ludwig Ernst von Braunschweig, der ihr schon seit dem Jahre 1748 zur Seite gestanden, als Vormund des, nach seines Vaters Tode geborenen, Wilhelms V. an der Spitze des Kriegswesens zu Wasser und zu Lande. Die Geschäfte der Statthalterschaft fielen an die Staaten der einzelnen Provinzen. Dadurch erhielt die aristokratisch-republicanische, in den Niederlanden die patriotische Parthei genannt, ein sehr bedeutendes

neues Gewicht, besonders in der Provinz Holland, wo Amsterdam alle andere Städte an Einfluß in den Provinzialständen und auch in den Generalstaaten übertraf. In Amsterdam gab es theils eine sogenannte alte Löwensteinische, dem Hause Oranien entgegengesetzte Parthei, theils sah man dort, wie in den andern Städten mit Betrübniß Handel, Gewerbe, Schiffahrt, Seemacht von Holland an England übergehen und schrieb der Regierung zu, was Folge der Umstände war. Man war besonders mit dem braunschweigischen Prinzen und mit seiner Vorliebe für England unzufrieden. Man klagte mit vollem Rechte darüber, daß er den künftigen Erbstatthalter der Republik gerade so schlecht erziehen lasse, als man deutsche zur Regierung bestimmte Prinzen zu erziehen pflegt, ja daß er ihn nicht einmal militärisch und höfisch dressire, was man doch in Deutschland noch allenfalls zu thun pflegt.

Schon vor dem Tode der Wittwe Wilhelms IV. war zwischen den Staaten und dem Herzog Ludwig Ernst mancherlei Zwist; seit 1759 hörte der Streit gar nicht auf. Die Engländer benutzten nämlich, so lange Anna lebte, das Verhältniß dieser Prinzessin zum Könige von England und die Vernachlässigung des holländischen Kriegswesens, besonders der Flotte, zu ihrem Vortheil. Anna's Vertrauen auf die Freundschaft Englands und der ewige Streit der Regierung mit einzelnen Staaten machte es den Engländern leicht, um Hollands Handel zu beschränken und ihre eigne Herrschaft zur See überall geltend zu machen. Sie verletzten die ausdrücklichen Verträge, welche die neutrale Schifffahrt der Niederländer anerkannten, auf eine brutale Weise, sobald der siebenjährige Krieg in Amerika zwischen ihnen und den Franzosen begonnen hatte. Sie erklärten jeden Handel mit dem französischen Westindien für unerlaubt, Schiffbauholz und andere Schiffmaterialien für Contrebande und nahmen in dem einzigen Jahre 1756 sechs und fünfzig holländische Schiffe, denen sie Schuld gaben, daß sie das von den Engländern ganz willkührlich aufgestellte Recht verletzt hätten. Im Jahre 1758 stellte die holländische Kaufmannschaft den Generalstaaten vor, daß sie

in der kurzen Zeit des Kriegs zwischen England und Frankreich schon über zwölf Millionen Gulden verloren hätte.

Der Schein war dabei offenbar gegen die holländische Regierung, welche den Klagen der Handelsleute nicht mit Nachdruck abzuhelfen suchte, da ja die Engländer nicht blos das Naturrecht, sondern die positiven Bestimmungen des utrechter Friedens verletzten, nach denen auch sogar feindliches Eigenthum durch die neutrale Flagge gedeckt werden sollte. Der Herzog Ludwig Ernst hätte allerdings bessere Rüstungen machen und energischer handeln sollen. Dies schien um so mehr die Pflicht eines Generalcapitäns und Generaladmirals, als es sehr oft zu förmlichen Seegefechten kam, wenn die holländischen Kriegsschiffe, welche die Kauffahrer geleiteten, mit den englischen Kapern oder Kriegsschiffen zusammentrafen. Man rechnete damals, daß bis zum pariser Frieden in jedem Jahre wenigstens ein Dutzend holländische Schiffe in England nach dem einseitigen englischen Gesetze für gute Prisen erklärt wurden.

Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs, oder vielmehr schon seit dem Tode der Prinzessin Anna (1759) ward der innere Zwist in den Niederlanden durch die Persönlichkeit des Herzogs und durch seinen antirepublikanischen Charakter sehr verbittert. Der Herzog war eingebildet und herrschsüchtig, er vermehrte die natürliche Unfähigkeit des Prinzen durch die Art der Erziehung, die er ihm geben ließ, und machte ihn endlich sogar durch einen vor jedermann geheim gehaltenen, also gesetz- und verfassungswidrigen Vertrag von sich abhängig. Das Geheimniß erbitterte die Gemüther doppelt, weil diese Urkunde, welche sich der Herzog von seinem Mündel ausstellen ließ, sobald er volljährig geworden war, der Kenntniß seiner zahlreichen Feinde nicht gänzlich konnte entzogen werden, wenn gleich ihr wörtlicher Inhalt erst ganz spät ans Licht kam. Der Prinz ward nämlich 1766 volljährig, er hatte in den Generalstaaten sowohl, als in den Staaten der einzelnen Provinzen eine mächtige Parthei gegen sich; die Magistrate der einzelnen mächtigen Städte waren unter Ludwig Ernsts Verwaltung fast durchaus

antioranisch geworden, er glaubte sich daher ohne den Herzog nicht helfen zu können und ward in dieser Meinung von Preußen und England bestärkt. Dies war die Veranlassung zu dem auf des Herzogs Verlangen gewagten ganz gesetzwidrigen Schritt, um ihn bei sich zurückzuhalten, sich selbst und seinen freien Staat einem fremden Prinzen zu unterwerfen. Er stellte nämlich eine Urkunde aus (Acte van Consulentschap), worin er sich verbindlich machte, in jeder Staatsangelegenheit dem Rathe seines vormaligen Vormunds zu folgen. Von dieser Acte wußte blos der Rathspensionär (Minister der auswärtigen Angelegenheiten), der englische Gesandte und zwei Häupter der oranischen Parthei, die Andern ahndeten nur, daß ein Contract vorhanden seyn möge, nahmen aber die ganze Sache für eine Conspiration gegen die Aristokraten oder Patrioten und arbeiteten unaufhörlich der statthalterischen Regierung entgegen.

Es erfolgte unter diesen Umständen, was in freien Staaten unvermeidlich, wenn sich zwei fast gleich mächtige Partheien gegenüber stehen; auch die billigsten und weisesten Vorschläge des Herzogs fanden Widerstand in den einzelnen Staaten, wo die Aristokratie übermächtig war, während der gemeine Hause überall blindlings dem Prinzen anhing. Schon um 1767 wollte der Herzog dem gänzlichen Verfall der Seemacht vorbeugen und konnte nicht durchbringen; er wollte um 1769, um 1770 und 1771 Land= und Seemacht wenigstens so weit vermehren, als durchaus erforderlich war, um nur das Bestehende zu erhalten und die Garnisonen in den Barrièreplätzen Belgiens zu verstärken; er scheiterte aber jedesmal an dem Krämergeist, der Partheiung und an der Kleinlichkeit der Staaten. Um 1773, als man sah, daß sowohl Spanien als Frankreich nicht blos zur See große Rüstungen machten, sondern eine ganz neue furchtbare, der englischen an Zahl der Linienschiffe gleiche Marine schufen, wollte die Provinz Holland endlich die Seemacht verstärkt wissen. Weil aber jede Verstärkung des unbedingt dem Statthalter gehorchenden Heers den Patrioten verdächtig war, weigerte sich die Provinz auch in diesem entscheidenden Augen=

blicke, dem Vorschlage der statthalterischen Regierung, Gehör zu geben, dem zu Folge Land- und Seemacht zugleich zu einer solchen Stärke an Zahl und Organisation gebracht werden sollten, daß die Republik bei den damals schon ausgebrochenen Feindseligkeiten zwischen England und Amerika ihre Neutralität geltend machen könne. Man gab nichtsdestoweniger den Verfall der Land- und Seemacht ganz allein der statthalterischen Regierung Schuld, obgleich die Generalstaaten im Jahre 1776 den einzelnen Provinzen offen und rund heraus anzeigten, daß die vereinigten Staaten weder Land- noch Seemacht hätten, die sie einem Feinde entgegensetzen dürften.

Die Engländer wußten, daß die Niederländer durchaus nicht im Stande wären, weder eine Seemacht, noch eine Landmacht aufzustellen, oder auch nur unter sich über eine energische Maßregel einig zu werden, weil immer die oranische Parthei den Patrioten und diese jener nicht trauten; sie erlaubten daher, nicht blos den Holzhandel zu stören, der nach dem Völkerrecht frei seyn sollte, sondern auch die ausdrücklichen Verträge mit Holland zu verletzen. Trotz der den Holländern in dem durch den utrechter Frieden bestätigten Freundschaftsvertrage von 1674 zugestandenen Vorzugsrechte vor andern Nationen machten sie ihr Durchsuchungsrecht mit Gewalt und mit den Waffen mitten im Frieden geltend.

Man sah übrigens deutlich, daß bei der sonderbaren Verfassung der Niederlande, wo Städte, wie Amsterdam und andere, wo einzelne Provinzen in vielen Punkten von den Generalstaaten ganz unabhängig waren, auch in Rücksicht der Amerikaner und Engländer ein verschiedenes System befolgt ward. Die Regierung und ihr Anhang, der besonders aus einigen Provinzen, wie Seeland und Geldern, wo der Prinz große Güter hatte, und aus der holländischen Ritterschaft bestand, waren den Engländern günstig, die holländischen Städte dagegen, und besonders Amsterdam, waren zu einer Verbindung mit Frankreich und zur Begünstigung der Nordamerikaner geneigt. Der Prinz war seit 1767 mit einer Nichte des Königs Fried-

rich II., mit der Schwester seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm II., vermählt, die sich bald auch in die öffentlichen Angelegenheiten mischte, weil der Prinz selbst phlegmatisch, träge und unbeholfen war, und wie es schien, sich offenbar an England lehnte. Die Generalstaaten empfanden bald den Einfluß der Prinzessin, die Stadt- und Provinzialregierungen handelten dagegen um so öfter im Widerspruch mit der allgemeinen Landesregierung. Auf diese Weise konnten die Engländer mit einem Schein Rechtens klagen, daß die Provinz Holland den berühmten Freibeuter Paul Jones im Texel zugelassen habe, daß man die niederländische Insel St. Eustathius in Westindien zum förmlichen Stapelplatze des Handels der Nordamerikaner mache, daß eine englische Fregatte fast unter den Kanonen der Insel genommen sey und daß englische Prisen dort verkauft würden [43]). Gesandter Englands war schon damals derselbe Joseph Yorke, der hernach die Prinzessin in allen ihren preußischen Hofgrillen bestärkte und ihr gebieterisches und stolzes Benehmen durch seine Cabalen unterstützte. Dieser bewirkte dann freilich, daß der Erbstatthalter den Herrn de Graf, welcher Gouverneur von St. Eustathius war, zurückrufen ließ; de Graf führte aber seine Sache so gut, daß er gerechtfertigt und auf die Insel zurückgeschickt wurde.

Bei dem innigen und freundschaftlichen Verhältniß zwischen den Niederlanden und England während des österreichischen Erbfolgekriegs, als das Haus Hannover den Anhang des Prätendenten aus dem Hause Stuart fürchtete, war mit den Niederländern ausgemacht worden, daß, im Fall Schottland

43) Man wird aus Franklins Briefen sehen, daß, während Franklin in Paris war, seine officielle Correspondenz über St. Eustathius und Holland ging, sobald der Krieg zwischen Frankreich und England erklärt war. Das ganze Benehmen und das Verhältniß der Holländer zu andern Mächten giebt Franklin in einem Briefe vom 13. Jun. 1780 in wenigen Worten sehr richtig an. **Works Vol. VIII. p. 471. Holland, offended by fresh insults from England, is arming vigorously. That nation has *madly* brought itself into the greatest distress, and has not a friend in the world.** Das ist dasselbe, was Jugurtha beim Scheiden von Rom sagt: **O civitatem venalem si emtorem invenerit!!**

oder England mit einer Landung des Feindes bedroht würden, der Erbstatthalter seine schottischen Garden zur Vertheidigung des bedrohten Königs von Großbritannien leihen solle. Diesen Artikel wollten die Engländer geltend machen, als die Spanier und Franzosen an ihren Küsten erschienen, die Holländer willigten aber nicht in ein Begehren, welches der Prinz gern gewährt hätte, und bewiesen leicht, daß in jenem Artikel nur von dem Fall die Rede gewesen, wenn die hannöversche Dynastie bedroht werde. Dies erbitterte die Engländer doppelt, weil besonders der dirigirende Minister oder sogenannte Pensionarius der Provinz Holland und die beiden Bürgermeister von Amsterdam, welche Stadt in Beziehung auf Handel und auswärtige Verhältnisse mehr galt, als das ganze übrige Land, ganz erklärte Republikaner und Freunde der Franzosen waren. Die Amsterdamer unterhielten eine genaue Verbindung mit den Amerikanern, so übel auch sonst der demokratische Franklin mit der bürgerlich aristokratischen Parthei der Holländer zufrieden ist, sie begünstigten auch die Anleihen, welche die Amerikaner unter französischer Bürgschaft machten. Die Engländer neckten dann die Holländer auf mancherlei Weise. Sie vernichteten ihren Holzhandel, weil das Holz zum Bau von Kriegsschiffen gebraucht werden kann, sie hinderten mit Gewalt ihren Verkehr mit den französischen westindischen Colonien. Die Holländer, um den Franzosen gefällig zu seyn, untersagten dagegen ihren Landsleuten die Fahrt nach Gibraltar, damit die Engländer nicht durch holländische Zufuhr versorgt würden.

Während es das Ansehn hatte, als wenn England mit der Provinz Holland und der Stadt Amsterdam in stiller Fehde, mit der Regierung des Erbstatthalters und mit den Generalstaaten aber im besten Einverständnisse sey, ereignete sich ein Vorfall, der das gute Verhältniß zwischen dem Erbstatthalter und den Britten nothwendig stören mußte, wenn auch gleich die Holländer wegen des schlechten Zustands ihrer Flotte und ihres Heers nicht daran denken konnten, einen Krieg anzufangen. Gerade um die Zeit nämlich, als in Rußland der Plan einer

Neutralität, welche durch die vereinigte Seemacht aller nicht in Krieg begriffenen Mächte geschützt werden sollte, zur Reife kam, geleitete der holländische Contreadmiral (Schout by Nacht) Bylandt mit drei Kriegsschiffen und einigen Fregatten eine holländische, ins mittelländische Meer bestimmte Handelsflotte. Zu dieser Flotte gesellten sich, ohne daß ihnen jedoch Bylandt seinen Schutz zusagte, einige mit Bauholz beladene Schiffe, welches von den Engländern als Kriegsmaterial betrachtet wurde, weshalb sie diese Schiffe aufsuchten. Der englische Capitain Fielding hatte Befehl, mit einem kleinen Geschwader die unter Bylandts Geleit segelnde Handlungsflotte, die er im Januar 1780 einholte, zu durchsuchen und die mit Schiffsbedürfnissen und mit Schiffsbauholz beladenen Schiffe wegzunehmen. Bylandt weigerte sich mit Recht, das Durchsuchen zu erlauben, er gab erst nach, als die Engländer, die ihm weit überlegen waren, wirklich feuerten, dann senkte er seine Flagge, als wenn er im Kriege wäre genommen worden. Er folgte dem englischen Geschwader mit seinem ganzen Convoy, als wenn der Krieg von ihnen erklärt und begonnen worden, in den Hafen, den er nicht eher verlassen wollte, bis seine Obern ihm, als einem Kriegsgefangenen, ihren Willen kundgethan hätten.

Ueber diesen Vorfall entstand ein heftiger diplomatischer Streit, ein Wechsel von Schriften und Gegenschriften voll bitterer Beschwerden und Vorwürfe beider Theile, bis die Engländer, die gern des Tractats von 1674 und der ihrem Seerechte entgegenstehenden Artikel des utrechter Friedens längst entledigt gewesen wären, trotzig erklärten: daß, wenn nicht die Holländer innerhalb einer Frist von drei Wochen alles das erfüllt hätten, was sie von ihnen forderten, sie sich nicht ferner durch die besondern Verträge gebunden halten würden. Als hernach über diese Forderungen in den Generalstaaten berathen ward, waren alle Provinzen, außer Seeland, gegen die Bewilligung und man erwartete schon damals eine Kriegserklärung; doch fanden die Engländer vorerst noch nicht für rathsam, Feindseligkeiten anzufangen. Das englische Ministerium wollte Zeit

gewinnen; es wollte sich nicht gleich in einen dritten Krieg verwickeln. Wahrscheinlich suchten auch die englischen Minister durch ihre Zögerung zu bewirken, daß nicht die kleinlich sparsamen und ängstlichen Staaten den Vorschlag ihres Statthalters wegen Rüstungen unmittelbar annähmen, oder wollten sie auch, die statthalterische Parthei abhalten, den angebotenen Neutralitätsbund mit Rußland schnell einzugehen, sie ließen daher Fortdauer des Friedens hoffen, während sie in der That feindselig handelten. Die englische Regierung löste nämlich anfangs blos durch eine Erklärung an die Generalstaaten den Bund mit den Niederländern, vermöge dessen sie seit 1674 auf besondere Vortheile Ansprüche hatten, förmlich auf, und erließ erst dann eine dieser Erklärung angepaßte Proclamation an die Britten.

In der Erklärung an die Generalstaaten heißt es: „Die vereinigten sieben niederländischen Provinzen hätten den seit einem Jahrhundert zwischen den beiden Nationen bestandenen engen und besondern Freundschaftsbund dadurch gebrochen, daß sie die gegen den feindlichen Einfall erbetene Hülfe nicht geleistet hätten; England werde also künftig die Niederländer als eine Nation ansehen, die durch kein besonderes Band an England geknüpft, sondern neutral sey, wie die andern nicht im Kriege begriffenen Nationen auch." Dies ist ungefähr der sehr ins Kurze gezogene Inhalt der langen und ausführlichen diplomatischen Erklärung, welche am 17. April 1780 der Proclamation vorausgeschickt ward. In dieser heißt es dann: „Die Bewohner der sieben vereinigten Provinzen sollten fortan nur angesehen und behandelt werden, wie jede andere fremde Nation, welcher England durch keinen besondern Tractat irgend ein Vorrecht vor andern eingeräumt hätte. Es werde daher hiedurch im Namen des Königs verkündigt und auf seinen Befehl ausgerufen, daß bis auf weitern Befehl alle Begünstigung der Niederländer angehenden Bestimmungen der Verträge, welche jemals mit den Generalstaaten abgeschlossen worden, aufgehoben bleiben sollten. Insonderheit gelte dies von allen den Begün-

stigungen, welche den Holländern in den Schiffahrtsverträgen vom 11. Dezember 1674 zugestanden worden.

Die Niederländer betrachteten mit Recht diese einseitige Aufhebung eines seit hundert Jahren bestehenden Seerechts als eine Brutalität, die weniger aus politischer Feindschaft, als aus Handelseifersucht hervorgegangen, und darauf berechnet zu seyn schien, den niederländischen Handel gänzlich niederzudrücken und die vereinigten Provinzen der Vortheile ihrer Neutralität zu berauben. Jetzt erst beschlossen sie endlich, sich zu rüsten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich aber wieder, daß jeder große Gedanke den Krämerseelen fehle, daß ihre Großen seit dem westphälischen Frieden entartet seyen und daß ihre Reichen allen republicanischen Sinn verloren hätten. Sie wollten nicht einmal Geld hergeben, als ihre Regierung, die sie doch so heftig anklagten, nichts als Billiges und Nothwendiges forderte, da ja ohne Geld keine Rüstungen konnten gemacht werden. Die Regierung forderte nämlich die Staaten auf, ihr die Mittel zu geben, um das Landheer auf fünfzig bis sechzigtausend Mann zu bringen und die Flotte durch fünfzig bis sechzig neu zu erbauende Kriegsschiffe zu verstärken; darüber begann eine lange Berathung und viel Gezänk. Nach langem Streiten und Zanken, nach vielem Mäkeln und Feilschen ward die Forderung des Landheers ganz abgelehnt und nur die Erbauung von 32 Schiffen bewilligt. Die Parthei der Patrioten war also im Vertrauen auf die Franzosen eben so langsam und träge, als die des Hauses Oranien im Vertrauen auf England. Die Regierung, das heißt, der Herzog Ludwig Ernst und die Prinzessin Friederike Wilhelmine, machten nämlich zu derselben Zeit das große Versehen, daß sie statt die von Rußland angetragene Verbindung sogleich anzunehmen, aus Rücksicht auf England neun Monate lang zögerten. Da unter den neutralen Mächten nur Holland allein die Meere mit seinen Schiffen hätte bedecken können, so wäre durch den schleunigen Beitritt des einzigen Hollands England mehr in Verlegenheit gekommen, als durch die ganze übrige bewaffnete Neutralität.

Uebrigens war an dem verzögerten Beitritt der Niederländer zu der von Rußland proclamirten Verbindung nicht die Regierung allein Schuld, sondern die Formen der verwickelten Föderativ-Verfassung, die zusammengesetzte Verwaltung und Regierung, die natürliche Langsamkeit und Bedachtsamkeit der Holländer im Berathen und Beschließen hatten Antheil daran. Erst am zwanzigsten November 1780 beschlossen die Niederländer der bewaffneten Neutralität beizutreten; die Engländer hatten daher Zeit genug, der Kaiserin von Rußland einen scheinbaren Vorwand zu geben, die Annahme der holländischen Unterschrift ihres Tractats zu verweigern, wodurch dieser den Engländern ziemlich unschädlich gemacht ward. Der Vorwand der Kaiserin, die Holländer abzuweisen, war, daß sie zwar in dem Augenblick, als sie sich im November für den Beitritt zur bewaffneten Neutralität erklärt hätten, noch eine neutrale Macht gewesen seyen, aber nicht mehr, als diese ihre Erklärung am 24. Dezember 1780 in Petersburg angekommen. Dafür hatten die Engländer nämlich gesorgt, sie hatten schon am 20. Dezember der Republik den Krieg erklärt und Harris hatte schon im November der Kaiserin einen Wink gegeben, daß dieses geschehen werde. Die Engländer benutzten im entscheidenden Augenblick die Unterhandlungen über Handelsverbindung, welche die Provinz Holland und besonders die Stadt Amsterdam einseitig mit dem amerikanischen Congreß begonnen hatte, um ihrem diplomatischen Kunstgriff ein Ansehn des Rechts zu geben.

Nach der sonderbaren Verfassung der aus verbündeten, von der allgemeinen Regierung in den mehrsten Dingen ganz unabhängigen, Provinzen bestehenden Republik konnte eine Provinz oder eine Stadt besondere Verträge mit fremden Staaten verabreden, ohne der allgemeinen Regierung darüber Mittheilungen zu machen; dies hatte die Stadt Amsterdam schon seit 1778 gethan. Die Verbindung mit der neuen demokratischen Republik ward durch das Amsterdamer Handlungshaus Neufville angeknüpft, welches, wie wir aus Franklins Briefen sehen, auch diesem Gesandten der Republik allerlei andere Anträge gemacht

hatte, denen er schon darum nicht traute, weil er sich ganz unbedingt an Frankreich halten wollte. Die Bürgermeister und besonders der Pensionarius der Stadt Amsterdam waren für eine innige Verbindung mit Frankreich, ihre Bewegungen und Correspondenzen wurden daher von England ganz genau beobachtet und es konnte den Engländern nicht entgehen, daß die holländischen Kaufleute den englischen die Vortheile des Handels mit Nordamerika zu entziehen suchten. Die Unterhandlungen wurden schon im Jahre 1777 begonnen und die Sache so lebhaft betrieben, daß schon 1778, sobald die Franzosen einen Bund mit der neuen Republik gemacht hatten, auch der Pensionarius wegen eines Handelsvertrags mit dem Congreß einig ward. Da die ganze Republik der Niederlande damals noch mit den Engländern in gutem Verhältniß war, so wurde freilich dem verabredeten Tractat die Clausel beigefügt, daß er nicht eher vollzogen werden und gültig seyn solle, als bis die Unabhängigkeit der Nordamerikaner von Seiten Englands anerkannt sey; aber eine so offenbare List konnte niemand täuschen.

Die Krämerpolitik der Stadt Amsterdam machte die Holländer überhaupt verächtlich und das Wappen der Republik der vereinigten Niederlande lächerlich, denn dieses bedeutete ja, daß nur Einigkeit und Uneigennützigkeit eine aus verbündeten Provinzen bestehende Republik fortdauernd erhalten kann. Die Unterhandlung mit Franklins Collegen Lee war aber nicht allein mit der Verfassung der Republik nicht wohl zu vereinigen, sondern Amsterdam, vom schmutzigen Krämersinn beseelet, wollte sich auch Vortheile für seine Schiffahrt gewähren lassen, welche andern Holländern nicht zu Theil werden sollten. Wir sehen daher aus Franklins Correspondenz, daß sich die andern Städte ganz eilig bei ihm meldeten, ob sie nicht auch dergleichen besondere Tractate mit Amerika schließen könnten. Als Alles in Ordnung gebracht war, übertrug der Congreß den förmlichen Abschluß des Tractats mit der Stadt Amsterdam einem seiner ehemaligen Präsidenten (Laurens), seine Abreise verzögerte sich aber im Jahre 1779 und fiel im Jahre 1780 in eine Zeit, in welcher

die bei ihm gefundenen Papiere den Engländern den Vorwand zum Kriege mit den Niederländern geben konnten, den sie ängstlich suchten.

Im September des Jahrs 1780 nahmen nämlich die Engländer an der Küste von Newfoundland, das Schiff, auf welchem sich Laurens befand, und es gelang ihnen, seine Papiere, die er zerrissen und über Bord geworfen hatte, wieder aufzufischen, so daß er und seine Depeschen am 8. October nach England gebracht wurden.

Mit Laurens verfuhr man in England sehr hart, denn seine Haft im Tower war eher die eines Verbrechers als eines Kriegsgefangenen; den Holländern begegnete man aber schon unfreundlich, ehe man noch die Papiere über die Unterhandlungen der Stadt Amsterdam in Händen hatte. Der englische Gesandte im Haag, derselbe Joseph Yorke, der beim Herzoge und bei der Prinzessin so viel galt, hatte in der Angelegenheit des Statthalters von St. Eustathius ein in so unpassenden und groben Ausdrücken abgefaßtes Memorial eingereicht, daß die Generalstaaten es ihm unbeantwortet zurückschickten und auf seine Abberufung beim englischen Ministerium antrugen. Dieses willigte in ihr Verlangen nicht, er mußte vielmehr im Haag den Staaten trotzend zurückbleiben und von ihnen ganz peremtorisch wegen des von Amsterdam mit Amerika geschlossenen Vertrags Genugthuung fordern, obgleich man vorher wußte, daß diese nicht geleistet werden könne. Das englische Ministerium theilte nämlich der erbstatthalterischen Regierung und den Generalstaaten die Papiere mit, die bei Laurens gefunden waren. Diese forderten Rechenschaft von der Provinz Holland und von der Stadt Amsterdam und gaben beiden, als sie sich darauf beriefen, daß ihr Schritt durch die Verfassung gerechtfertigt werde, öffentlich ihre Mißbilligung zu erkennen. Da die Engländer absichtlich Streit suchten und wahrscheinlich schon damals mit der russischen Kaiserin persönlich, wenn auch nicht mit Panin, wegen der Holländer einig waren, so befriedigten sie sich damit nicht, sondern ihr übermüthiger Gesandter verlangte in einer im-

solenten, drohenden Note, der Pensionarius von Holland und die Bürgermeister von Amsterdam sollten förmlich bestraft werden. Das konnte schon der Verfassung der Republik wegen nicht geschehen und die Engländer, an Formen abergläubig gebunden, wußten dies am besten; sie erklärten nichtsdestoweniger am 20. Dezember den vereinigten Niederlanden den Krieg.

Da gegen die Holländer, als sie sich am 24. Dez. zum Beitritt meldeten, schon am 20. eine Kriegserklärung von den Engländern war erlassen worden, diese also nicht mehr neutral waren, so konnte man sich hernach entschuldigen, wenn man sich ihrer nicht annahm. Es verlor also der unter dem pomphaften Schutz der russischen Kaiserin verkündigte Neutralitätsbund den größten Theil seiner Bedeutung. Die Kaiserin genoß indessen darum nicht weniger fortdauernd des Ruhms an der Spitze eines Bundes zu stehen, der die Schwachen gegen die Starken schützen sollte. Daß es nur allein auf den Ruhm der Verbindung unter ihrem Panier von der Kaiserin abgesehen sey, erfuhr König Gustav III., als er darauf antrug, daß man von den Engländern, statt des Stillschweigens, eine förmliche Anerkennung der aufgestellten Grundsätze fordern sollte. Das wollte Catharina nicht, sie suchte den Engländern gefällig zu seyn; ob sie gleich des Glanzes wegen fortfuhr, auch sogar die Mächte, die weder Kriegsschiffe noch bedeutende Seehandlung oder Rhederei hatten, zum Beitritt zur bewaffneten Neutralität einzuladen. Preußen war schon am 8. Mai 1781 beigetreten, der Kaiser trat am 9. October bei; später auch Neapel und Portugal.

Die Holländer ernteten im Jahre 1781 die Früchte ihres Zwiespaltes, ihrer engherzigen Politik, ihrer ängstlichen Doppelsinnigkeit und ihres Geizes, der sie abhielt, ihrer Gesammtregierung zu rechter Zeit die Mittel zu geben, beim Ausbruche eines Kriegs mit Nachdruck handeln zu können. Die Franzosen dagegen nennen mit Recht dieses Jahr die glänzendste Periode ihrer Geschichte, weil sie ohne Rücksicht auf eignen Vortheil Geld und Blut für fremde Freiheit opferten. Das Edle und

Uneigennützige der französischen Handlungsweise gegen die Amerikaner und Niederländer verdient als Ausnahme und selbst als Irrthum um so mehr gepriesen zu werden, je mehr die Politik Großmuth im Verkehr der Staaten mißbilligt, je weniger sie Nutzen bringt, wie sich aus dem Beispiel Englands, welches seinen besondern Vortheil nie aus den Augen läßt, deutlich ergiebt. Die Engländer nämlich verfuhren damals gleich Seeräubern mit ihren ältesten Freunden und Bundesgenossen, den Niederländern; die Franzosen dagegen, von dem Enthusiasmus ihrer Schriftsteller, ihres guten Königs, eines Lafayette und seiner begeisterten Ritterschaft fortgerissen, stürzten sich um der Amerikaner willen, ohne sich irgend etwas dafür zu bedingen, in große Schulden. Sie halfen, ohne noch durch einen Bund mit den Niederländern verknüpft zu seyn, diesen wieder zu ihrem Gut und gaben ihnen zurück, was die Engländer geraubt hatten.

Was die Engländer angeht, so blieben sie auch beim Ausbruche des Kriegs mit Holland einer Sitte getreu, die man ihnen im achtzehnten Jahrhundert bei jedem Kriege als eine schändliche und eine civilisirte Nation entehrende Hinterlist vorgeworfen hatte. Sie gaben nämlich lange vor der Kriegserklärung Befehle und Erlaubniß, das Eigenthum ihrer Gegner wegzunehmen, damit die Capitäns der Kriegsschiffe und Eigenthümer der Freibeuter gleich im Augenblicke des Ausbruchs des Kriegs einen bedeutenden Fang thäten. Ehe daher noch die englische Kriegserklärung im Haag ankam, waren schon auf allen Meeren die Nichts ahndenden Handlungsschiffe der Holländer aufgebracht, so daß vom zwanzigsten Dezember, an welchem Tage die Kriegserklärung erlassen ward, bis Ende Januar 1781 schon zweihundert holländische Schiffe genommen waren, deren Werth man auf fünfzehn Millionen Gulden anschlug. In Westindien benahm sich der englische Seeheld Rodney gegen die Holländer auf eine ähnliche Weise, wie sich der Statthalter Warren Hastings in Ostindien am Ganges betragen hatte, und wie sich jener Clive betrug, dem Englands Aristokratie jetzt bei jeder Ge-

legenheit im Parlament ewige Dankbarkeit und Heldenlob schuldig zu seyn bekennt. Er war es allerdings, der sie zuerst zu Herren des Landes machte, aus welchem sie das Opium ziehen, welches sie in China so theuer verkaufen.

Das englische Ministerium hatte längst den Plan gefaßt, durch den Ueberfall der Insel Sct. Eustathius den Stapelplatz des Handels der Amerikaner und die Niederlage der Waaren der Holländer zu vernichten, es ward daher gleich am Tage der Kriegserklärung eine schnell segelnde Fregatte an Rodney abgefertigt, welche ihm den Befehl überbrachte, den lange entworfenen Plan gegen die Insel sogleich auszuführen. Rodney erhielt die Botschaft in der Nähe von Barbadoes, er schien anfangs die Franzosen in Martinique aufsuchen zu wollen, wandte sich aber am 3. Februar 1781 plötzlich nach Sct. Eustathius, wo man einen nahen Ausbruch eines Kriegs auch nicht einmal ahndete, wo also auch von der elenden holländischen Regierung, welche Ludwig Ernst leitete, durchaus keine Anstalten zur Vertheidigung getroffen waren. Man versuchte auch nicht einmal Widerstand zu thun, sondern die Insel, die einem ungeheuern Magazin glich, ward sogleich übergeben. Zweihundert und fünfzig Schiffe und eine Fregatte lagen im Hafen und wurden dort genommen, sechzig andere suchten sich unter der Bedeckung eines Kriegsschiffs durch die Flucht zu retten, Rodney segelte ihnen nach und nahm die Handelsschiffe und das Kriegsschiff, welches sie geleitete.

Da die Insel nicht mit Sturm genommen, sondern durch Capitulation übergeben war, so hätte das Privateigenthum unverletzt bleiben sollen; Rodney aber und sein Genosse Vaughan, der Befehlshaber der Landtruppen, verfuhren nicht als Anführer der Heere eines europäischen Volks, sondern als Räuber. Wir wollen zur Ehre der englischen Nation bemerken, daß sich bedeutende Stimmen gegen Clive und Warren Hastings erhoben hatten, und daß auf dieselbe Weise, bei aller lauten Bewunderung für Rodneys Verdienste als Admiral, sich ein lautes Geschrei des Unwillens in England gegen ihn erhob, wo sein räu-

berisches Betragen allgemeinen Abscheu erregte. Er übte nämlich in Verbindung mit seinem Collegen Vaughan dieselbe Art von Erpressung, um sich und die Seinigen zu bereichern, welche Bonaparte, seine Marschälle und Generale in unserm Jahrhundert ausübten, was freilich die, welche es nicht selbst erlebt haben, jetzt weder wissen noch glauben wollen, weil es ihre Heldenpoesie zerstört. Es ward auf Sct. Eustathius die unerhörteste Härte und grausamste Erpressung gegen das Eigenthum wie gegen die Personen reicher Privatleute ausgeübt, Geld, Waaren, Schiffe, jede Art der Habe ward ohne weiteres den Einwohnern weggenommen und sehr viele mußten, ihres Eigenthums beraubt, die Insel gänzlich räumen. Engländer, Franzosen, Dänen speculirten auf den Raub und eilten zu kaufen; sie erschienen auf der Insel, wie Raubvögel an dem Orte, wo ein Thier gefallen ist, weil Rodney und sein College, um nur schnell baar Geld zu erhalten, das auf dreißig bis vierzig Millionen angeschlagene, von ihnen eingezogene Staats- und Privateigenthum um den vierten Theil des Werths verschleuderten.

Bei diesem Raubsystem litten die englischen Kaufleute selbst am meisten, da diese mehr als andere den neutralen Markt benutzt hatten. Diese brittischen Kaufleute in Westindien, die ihr Eigenthum den Holländern auf St. Eustathius anvertraut hatten, und die grausam verjagten Einwohner, die sich auf den englischen Inseln verbreiteten, weckten Ankläger und sogar mächtige Redner im Parlament gegen die beiden Räuber. Burke erhob sich in seinen Reden fast eben so heftig gegen Rodney und Vaughan, als später gegen Warren Hastings, der englische Admiral und General machten es aber wie Bonaparte und seine Marschälle. Sie steckten das Geld ein, prangten davon und lachten der philanthropischen Reden und Klagen. Wir wollen unter dem Text die Antwort beifügen, welche Rodney seinem Landsmanne, dem brittischen Generalfiscal auf Sct. Christoph gab, als dieser ihm im Namen der von ihm beraubten Engländer ein Memorial überreichte; man wird daraus sehen, daß Rod-

ney auf St. Eustathius und die Marschälle Soult und Augereau in Spanien völlig dieselbe Sprache führten [44]).

Die holländischen Besitzungen auf der Küste des festen Landes, Surinam, Demerary, Paramaribo und Essequebo, welche sich ohne Aufforderung ergaben, verdankten es der allgemeinen Stimme, die sich gegen Rodneys Benehmen auf St. Eustathius erhoben hatte, daß sie mit großer Schonung behandelt wurden. Seit diesem Augenblick verschwanden übrigens die sieben vereinigten Provinzen völlig aus der Reihe der Staaten, welche irgend ein Gewicht in Europa hatten, sie wurden von fremder Gunst abhängig, weil sie auch in Ostindien bedrängt wurden, nachdem sie alle westindischen Besitzungen ohne Gegenwehr aufgegeben hatten. In Ostindien wurde ihnen eine Niederlassung, eine Festung, eine Insel nach der andern entrissen, ihre Schiffe

---

44) Der brittische Generalfiscal (sollicitor general) von St. Christoph, Glanville, sagt in seiner an Rodney und Vaughan gerichteten Vorstellung gegen ihr ganz widerrechtliches Betragen unter andern: That if by the fate of war the British Westindia islands should fall into the hands of an enraged enemy, the conduct of St. Eustatia would be a pretext for them to retaliate; that the conquerors of all civilized countries had avoided the invasion of private property; that the generosity of the enemy had been very conspicuous; and even in the case of Grenada, which had been taken by storm, the rights of individuals had been held sacred; that Eustatia was a free port, and the rich and various commodities found there were far from being the sole property of the Dutch; that a great proportion of it belonged to British subjects; and that previous to the declaration of war, the trade to Eustatia was strictly legal and the officers of his Majesty's customs cleared out vessels from all the ports of Great Britain and Ireland for this island. And not merely the legality, but the propriety of this trade was confirmed by the conduct of his Majesty's naval officers in these seas; for if the king's ennemies were supplied by the trade of his subjects to Eustatia, they were also supplied through the same channel by the sale of the prizes captured by his Majesty's ships of war. Darauf gab Rodney den eines Barbarossa oder Mehemet Ali würdigen Bescheid: That he had not as yet leisure to peruse the memorial, but that the island of Eustatia was Dutch, every thing in it was Dutch, every thing was under the protection of the Dutch flag, and as Dutch it should be treated.

durften sich nirgends mehr zeigen, ihre Kriegsflotte war unbrauchbar, und selbst der Handel nach der Ostsee konnte nicht mehr geführt werden, weil die Engländer die niederländischen Häfen bewachten.

In eben dem Maße, als die holländische Seemacht herabsank und ihr Gewicht verlor, weil der Erbstatthalter und der Vormund, den er selbst sich gesetzt hatte, beständig nur die Landmacht, die Staaten nur die Seemacht vermehren wollten, worüber denn Beides unterblieb, schien sich in dieser Zeit die französische Flotte in allen Meeren mit der englischen messen zu können. Obgleich nämlich Rodney nebst drei andern englischen Admirälen sich mit einer Flotte in den westindischen Gewässern befand, wagten dennoch die Franzosen einen Versuch, nicht blos den Engländern wieder zu entreißen, was sie den Holländern abgenommen hatten, sondern auch englische Inseln zu erobern. De Grasse lief am 22. März 1781 mit einer der stärksten Flotten, welche Frankreich je ausgesendet hat (25 Linienschiffe und der Sagittaire von 64 Kanonen), von Brest aus, begleitet von einer Flotte von zwei bis dreihundert Transportschiffen, welche mit allen möglichen Kriegsbedürfnissen, auch mit schwerer Artillerie befrachtet waren, und sechstausend Mann Landtruppen an Bord hatten. Rodney schickte de Grasse den Admiral Hood entgegen mit dem Befehl, die Flotte anzugreifen, diese wich aber jedem Treffen aus, um erst die Truppen auf Martinique ans Land zu setzen. Am 28. April vermied sie glücklich das von den Engländern gesuchte Treffen, am 29. kam es zwar zur Schlacht, aber die Franzosen litten nur unbedeutenden Schaden, und die Engländer fanden hernach nicht rathsam, ein neues Treffen zu beginnen.

Die Truppen, welche de Grasse aus Frankreich gebracht hatte, wurden hernach auf Martinique ausgeschifft; man behauptete aber, was wir unentschieden lassen, de Grasse sey nicht fähig gewesen, große Flotten und Unternehmungen zur See tüchtig zu leiten; dagegen erwarb sich der Statthalter von Martinique, der Marquis von Bouillé, bei den Landungen großen

Ruhm. Er versuchte zuerst im Mai eine Landung auf St. Lucia, entsagte aber diesem Unternehmen und eroberte dagegen Tabago am 2. Juni in demselben Augenblick, als die englische Flotte der Insel zu Hülfe erschien. Gleich darauf segelte de Grasse an die Küste von Nordamerika, wo er, wie im vorigen Bande erzählt ist, im günstigsten Augenblick anlangte, und seinen Landsleuten und den Nordamerikanern gegen Lord Cornwallis wesentliche Dienste leistete. Dies geschah im Monat October, im November unternahm der Marquis Bouillé einen Zug gegen Sct. Eustathius, der ihm und seiner Nation durch den Contrast eines Betragens mit dem der englischen Befehlshaber, als diese dieselbe Insel eroberten, mehr Ehre machte, als der glänzendste Sieg im Felde, weil er und die Seinigen bei der Gelegenheit gleich Rittern, Rodney und Vaughan aber gleich Räubern ihre Tapferkeit bewiesen.

Rodney hatte sich für seine Person der Gesundheit wegen nach England begeben müssen, die von ihm zurückgelassene Besatzung der holländischen Insel überließ sich der Sicherheit und dem Wohlleben, das erfuhr Bouillé, er beschloß, es zu benutzen, und die Engländer ließen sich von ihm auf eine ganz unbegreifliche Weise überraschen. Er landete am 26. November einige hundert Mann an einem etwas außer dem Angesichte liegenden Platze, ohne daß die Engländer weder seine Schaluppen wahrnahmen, noch die gelandeten Soldaten erblickten, bis diese in der Stadt waren. Jeder Widerstand war dann um so mehr vergeblich, als die Garnison nicht versammelt war und als der Commandant Cockburne sich überraschen ließ und sogleich gefangen wurde. Auf diese Weise ward die Insel von den Franzosen wieder genommen, ohne daß sie auch nur einen einzigen Mann verloren; siebenhundert Engländer, welche die Besatzung ausmachten, wurden gefangen. Bouillé war edel genug, die ungeheure Beute, welche gemacht ward, weil die Güter, die man den Einwohnern abgenommen hatte, größtentheils noch nicht fortgeschafft waren, anzuwenden, um die Beraubten so viel als möglich zu entschädigen. Ganz im Gegensatz zu Rodney und Vaughan

erlaubte er sogar dem englischen Commandanten und den Offizieren die Summen zu behalten, die sie als Privateigenthum in Anspruch nahmen [45]). Er machte zugleich bekannt, daß er die Insel nur so lange in Besitz behalten werde, bis eine hinreichende Zahl holländischer Truppen gesendet sey, denen er sie übergeben könne. Der Theil der Beute, den Rodney auf zwanzig Schiffe geladen und nach Europa geschickt hatte, ward den Engländern ebenfalls größtentheils entrissen, weil der tapfere La Mothe Piquet, der das Linienschiff Hannibal commandirte, viele der Schiffe kurz vorher weggenommen hatte.

Im Anfange des folgenden Jahrs (1782) wurden auch die niederländischen Colonien Surinam, Demerary und Essequebo durch die Waffen der Franzosen wieder von den Engländern befreit, weil die Holländer weder Kriegsschiffe noch Truppen nach Westindien schicken konnten; dagegen machten die Spanier auch in diesem Jahre erstaunliche Anstrengungen. Die französische Flotte unter de Grasse war von ihrer Reise nach Nordamerika sogleich zurückgekommen; verweilte aber einige Zeit hindurch auf Martinique, um die Schiffe auszubessern und die Mannschaft zu erquicken; dann suchte sie die in einem Hafen der Insel Barbadoes liegende englische Flotte auf und erschien endlich bei Sct. Christoph, im Januar 1782. De Grasse hatte damals zwei und dreißig Linienschiffe, an Bord derselben war eine Armee von achttausend Mann unter dem Marquis Bouillé mit einer Artillerie, welche hinreichend gewesen wäre, die bedeutendste Festung zu beschießen, obgleich von keiner eigentlichen Festung die Rede war, sondern nur von der Einnahme eines stark befestigten Hügels (**Brimstonehill**), den der General Prescott sehr tapfer vertheidigte. Auch bei dieser Gelegenheit zeigten übrigens die Engländer ihre Ueberlegenheit überall, wo es auf Geschicklichkeit, Gewandtheit und Erfahrung zur See an-

---

45) Die ganze Sache war so auffallend und Cockburnes Gefangennehmung, wie die schnelle Einnahme der Citadelle so unerklärlich, daß diese Zahlungen hernach sehr zum Nachtheil des Obersten gedeutet wurden.

kam, denn in diesen Vorzügen, wie in mechanischen Künsten und in Regsamkeit und Ausdauer, kann sich kein anderes Volk mit ihnen vergleichen. De Grasse nämlich lag im Hafen der Insel, er ließ sich vom Admiral Hood aus demselben herauslocken und war hernach nicht im Stande, zu verhindern, daß sich Hoods Flotte mit großer Geschicklichkeit zwischen seiner Flotte und der Insel durchschob und in den Hafen einlief. De Grasse versuchte hernach vergebens, seine vorige Stelle wieder einzunehmen und die Engländer wieder zu vertreiben, sein Angriff ward drei Mal zurückgeschlagen.

Bouillé war zu Lande glücklicher als de Grasse zur See. Er nahm gleich nach seiner Landung acht vierundzwanzigpfündige Kanonen, sechstausend Kugeln, zwei metallene Mörser und fünfzehnhundert Bomben, welche von den Engländern zwar ausgeschifft, aber noch nicht auf den Hügel gebracht waren. Er begann hernach eine förmliche Belagerung nach der Regel des Kriegswesens und beschoß einen Platz, der nur etwa zweihundert Ruthen im Umfange hatte, aus dreiundzwanzig schweren Kanonen und eben so viel Mörsern, so daß Admiral Hood bald einsah, daß sich der General Prescott, den er ans Land gesetzt hatte, unmöglich werde behaupten können. Hood verließ den Hafen und Prescott mußte am 13. Februar 1782 capituliren. Auch die Inseln Nevis und Montserrat wurden von den Franzosen erobert. Rodneys Rückkehr am 19. Februar 1782 änderte die Lage der Dinge in Westindien gänzlich. Die Engländer erhielten im amerikanischen Inselmeere das Uebergewicht wieder, nachdem ihnen vorher von den Spaniern auch Pensacola in Westflorida, welches sie im pariser Frieden den Engländern abgetreten hatten, entrissen war.

Die Holländer schoben damals die Schuld des Verlusts, den sie in Ostindien erlitten und den schlechten Zustand ihrer Schiffe ganz allein auf ihre Regierung und auf deren Begünstigung der Engländer. Der Unwille gegen den Herzog von Braunschweig, der als Fremder alle Schuld tragen mußte, wuchs hernach, als die tapfern Befehlshaber der Flotte, welche am

Eingange der Ostsee mit den Engländern kämpfte, sich laut über ihre schlechten Schiffe, sowie über die Beförderung der Offiziere nach Gunst und nicht nach Verdienst, beklagten. Der Handel nach Ost- und Westindien war fast ganz vernichtet, sogar in die Ostsee mußte man unter fremder Flagge fahren, es kam so weit, daß, statt daß im Jahre 1780 zweitausend und achtundfünfzig holländische Schiffe durch den Sund gegangen waren, im Jahre 1782 nur sechs durchfuhren. In derselben Zeit wurde die ostindische Gesellschaft, welcher Holland seine Blüthe verdankte, fast völlig zu Grunde gerichtet, die Besitzungen an der Westküste von Afrika wurden verloren, die Rettung der Insel Ceylon und des Vorgebirgs der guten Hoffnung verdankte man ganz allein dem französischen Admiral Süffrein, der in den östlichen Meeren Ruhm erwarb, während de Grasse in Westindien den englischen Admirälen unterlag.

Der Zwiespalt in den Niederlanden, der sich in den letzten Kriegsjahren offenbarte, war ein Vorspiel der Revolution im Innern, welche gleich nach dem Frieden ausbrach. Alle fremden Staaten behandelten die Niederländer gleichgültig oder verächtlich, weil sie unter sich uneinig und ohnmächtig waren; nur die Franzosen allein thaten Alles, was sie konnten, um die republikanische Parthei enge an Frankreich zu knüpfen. Catharina erwiederte den Beitritt zur bewaffneten Neutralität nur durch Vermittelung und Verwendung für Holland, also durch Worte, vom Handeln für sie wollte sie um so weniger wissen, als sie im vertrauten Gespräch ihrer eignen bewaffneten Neutralität, der sie keinen Nachdruck geben wollte, durch die Benennung bewaffnete Nullität spottete [46]. Man führte nicht blos in den holländischen Zeitungen Beschwerden über den Zusammenhang des Erbstatthalter'schen Hofes mit England, sondern auch die Staaten von Holland, oder vielmehr ihr leitender Minister und besonders die beiden Bürgermeister von Amsterdam

46) Die Actenstücke kann der, welcher dergleichen brauchen will, hinter dem Annual-Register von 1781 in extenso finden.

brachten gegründete und ungegründete Beschuldigungen vor. Man war fortdauernd in offener, jede entscheidende Maßregel störender Fehde. Der Minister der Generalstaaten, oder wie man ihn nannte, der Rathspensionarius, van Bleiswyk, spielte, um nichts Schlimmeres zu sagen, zwischen der Regierung und den Amsterdamern den Neutralen.

Der Streit der Patrioten und der Freunde des Prinzen, der vor der Kriegserklärung begonnen hatte, dauerte nach dem Anfange des Kriegs mit gleicher Heftigkeit fort. Vor dem Kriege wollten die Staaten, man solle sich mit Frankreich verbinden, die erbstatthalterische Regierung dagegen wollte es mit England nicht verderben. Der Erbstatthalter forderte Geld für die Landarmee, die Staaten wollten statt dessen Schiffe bauen; der Erbstatthalter ließ den Bau derselben schlaff und schläfrig betreiben. Nach dem Ausbruche des Kriegs kam es zur förmlichen Spaltung. Die Stadt Amsterdam trug endlich im Mai 1781 darauf an, daß eine Untersuchung von den Generalstaaten angeordnet werde, um ans Licht zu bringen, warum die Seerüstungen so schlecht betrieben würden. Man ging so weit, daß man das Mißtrauen in den Prinzen und ganz besonders in Herzog Ludwig Ernst, von dem der Prinz sagte, daß er ihn, trotz alles Schreiens, noch immer wie seinen Vater ehre, öffentlich kund gab. Man verlangte endlich, die Generalstaaten sollten dem Erbstatthalter, der offenbar englisch gesinnt sey, einen Ausschuß zur Seite setzen. Dieser Ausschuß sollte mit den nordischen Mächten wegen der bewaffneten Neutralität und mit Frankreich wegen einer engern Verbindung unterhandeln. Der Vorschlag ward zwar nicht angenommen, beide Bürgermeister von Amsterdam, Rendorp und Temmink, erklärten aber dem Prinzen in einer geheimen Audienz, in Gegenwart des Pensionarius der Provinz Holland (Vischer), förmlich und offiziell, daß ihnen sein ganzes Benehmen verdächtig bleiben werde, so lange der Herzog von Braunschweig um ihn sey.

Diese Erklärung war nicht blos heftige Aeußerung der beiden Bürgermeister, sondern sie ward im Namen der Stadt

Amsterdam und der Provinz Holland gegeben, deren Minister Vischer deshalb der Audienz beiwohnte. Der Herzog fühlte sich tief gekränkt, und übergab den Generalstaaten ein Memorial, worin er sich darüber in heftigen Ausdrücken beschwerte, und aus dem wir in der Note eine Stelle mittheilen wollen [47]).

Seit diesem Augenblick standen sich die beiden Partheien, die oranische und die patriotische, in offner Feindschaft gegenüber. England und die Prinzessin schürten aber unaufhörlich das Feuer der Zwietracht, und die Seeschlacht bei Doggersbank gab den Patrioten einen erwünschten Vorwand zu neuer Beschwerde. Es wurde nämlich im Jahre 1782 endlich ein kleines Kriegsgeschwader ausgerüstet, welches unter dem Admiral Cornelius Zoutmann und dem Commodore Kinsbergen eine Handelsflotte von zwei und siebenzig Schiffen in die Ostsee geleiten

---

47) Dies Memorial (nebst dem Prozeß des George Gordon und andern Actenstücken) findet man ebenfalls hinter dem Jahrgange 1781 des Annual Register, und wir wollen hier nur die Stelle anführen, worin der Herzog die stärksten Aeußerungen der Bürgermeister über seine Person und über seinen Zwist mit dem Rathspensionarius zusammenfaßt: „Sie fühlten, sagten sie, sich nothgedrungen, Sr. Durchlaucht zu erklären, daß nach der allgemeinen Meinung der Herr Herzog für die erste Ursache des elenden und mangelhaften Vertheidigungsstandes, worin das Land sich befindet, aller Versäumniß, die dabei vorwalte, und aller verkehrten Maßregeln, die seit geraumer Zeit genommen worden, nebst allen unglücklichen Folgen, welche daraus hergeflossen, gehalten werde, und daß man Sr. Durchlaucht versichern könne, daß der Haß und die Abneigung der Nation gegen die Person und das Ministerium des Herzogs aufs Höchste gekommen sey, daß daraus die schlimmsten und unangenehmsten Begebenheiten für die allgemeine Wohlfahrt und Ruhe zu befürchten." Weiter unten sagten sie ferner: „Es sey zwar fern von ihnen, diesen Herrn dessen zu beschuldigen, was ihm öffentlich Schuld gegeben werde, oder den Verdacht einer weit gehenden und unerlaubten Ergebenheit gegen den englischen Hof oder der Untreue und Corruption als gegründet anzusehen; daß sie das Vertrauen haben, daß ein Herr von so hoher Geburt und Rang zu dergleichen Niederträchtigkeit unfähig sey, daß sie aber der Meinung seyen, daß die schlimme Denkungsart, die unglücklicher Weise in Ansehung desselben herrschend geworden und ein allgemeines Mißtrauen erweckt habe, ihn zum Dienste des Landes und Sr. Durchlaucht unnütz und schädlich gemacht habe."

sollte. Die Ausrüstung ward so langsam betrieben, daß erst nach drei Monaten die Schiffe auslaufen konnten und auch dann noch im schlechten Stande waren.

Eine englische Flotte unter Hyde Parker lag bei Helsingör, um die Holländer anzugreifen, ehe sie den Sund erreichten, und segelte ihnen ins Kattegat entgegen, wo beide Flotten in der Nähe einer Sandbank, die Doggersbank genannt, am 5. August auf einander trafen. Dies Treffen zwischen den Engländern und Holländern, bei denen sich ein amerikanisches Kriegsschiff von ungewöhnlicher Länge und Bauart befand, war das heftigste das in dem ganzen Kriege zur See geliefert ward. Die Holländer siegten zwar nicht, sie wurden aber durch den Ausgang neu belebt, denn in allen Städten und Zeitungen aller sieben Provinzen jubelte man, daß die Zeiten der Opdam und der de Ruyter doch nicht ganz vorüber seyen. Die Schiffe hatten den Kampf nicht eher begonnen, als bis sie sich auf die Weite eines Pistolenschusses genähert hatten, dann dauerte das Feuern aber drei Stunden lang mit unerhörter und mörderischer Heftigkeit und Ausdauer von beiden Seiten fort, bis beide Flotten außer Stande waren, das Gefecht fortzusetzen. Sie mußten beide den Hafen suchen, weil sie nicht mehr im Stande waren, die See zu halten. Der einzige Vortheil, dessen sich die Engländer etwa rühmen konnten, bestand darin, daß die holländischen Handelsschiffe mit den Kriegsschiffen zugleich in den Texel zurückkehren mußten, und daß das Linienschiff Holland, ehe es den Hafen erreichte, unterging. Die drei tapfern Befehlshaber, Cornelius Zoutmann, Kinsbergen, van Braam, wurden hernach in Holland vom Volke geehrt und gepriesen, als wenn sie den glänzendsten Sieg erfochten hätten, und auch die Regierung bemühte sich, die vom Volke vergötterten Helden auf jede Weise auszuzeichnen; sie beschwerten sich aber gleichwohl, daß ihre Ausrüstung schlecht gewesen sey, wie ihre Schiffe. Es waren allerdings die Verhaltungsbefehle der erbstatthalterischen Regierung an die unmittelbar von ihr allein abhängenden Befehlshaber zur See und zu Lande sehr zweideutig. Mit welcher Wuth

übrigens bei der Doggersbank war gestritten worden, kann man daraus schließen, daß manches englische Schiff dort über 2500 Schüsse gethan hatte.

Hyde Parker, der in England mit eben dem Triumph empfangen ward, als Cornelius Zoutmann in Holland, war eben so unzufrieden mit der englischen Regierung und Admiralität, als dieser mit der holländischen. Man kannte nämlich Parkers Unzufriedenheit, weil er sich sowohl über die Schiffe, mit denen er ausgesendet worden, als über die Beförderungen im Seedienste, wobei das Ministerium nur auf politischen Einfluß und auf Familienverbindung Rücksicht nahm, öffentlich beklagte, man bewog daher den König, ihm eine ganz auffallende und auszeichnende Aufmerksamkeit zu beweisen. König Georg III. war nicht wie sein Sohn Georg IV. geboren und gemacht, um den Glanz der Ritterschaft und die Majestät des Königthums in seiner Person und seiner Bewegung bei feierlichen Gelegenheiten zu repräsentiren; dafür war er denn freilich auch nicht so tief moralisch verdorben, als sein Sohn; er zeigte sich daher nicht gern öffentlich als König. In seiner Familie, in der Kirche, bei seinen Ackerbaugeschäften, bei seinen astronomischen Spielereien war er für Herschel eine Art Gottheit und führte Lichtenberg, den er in Entzücken setzte, selbst herum und zeigte ihm Alles, in Staatsangelegenheiten dagegen figurirte er nur, wenn er durchaus mußte; es war daher eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, daß er für Hyde Parker eine Ausnahme machte. Er selbst, begleitet vom Prinzen von Wales, reiste an den Ort, wo Parker mit seinen Schiffen lag [48]); er besuchte ihn auf seinem

48) Die Scene, die in ihrer Art einzig in der englischen Geschichte ist, wie des Lordmayor Beckford Rede an den König bei der feierlichen Audienz, fiel auf dem Admiralschiff Fortitude vor. Dies Schiff, wie die übrigen, lag an der Mündung des Flusses Nore, um nebst den übrigen ausgebessert zu werden; der König fuhr daher die Themse herauf, um den Admiral auf seinem Schiffe zu besuchen. Der alte Seemann beantwortete die Artigkeiten mit den Worten: „Er wünsche Seiner Majestät bessere Schiffe und jüngere Seeleute, er sey für den Dienst zu alt.“ Er nahm unmittelbar hernach seinen Abschied.

Admiralschiff, fand aber nicht, daß sein Besuch und die große Ehre den Admiral so beglückt machten, wie dies sonst bei Generalen und Admiralen und Gelehrten der Fall zu seyn pflegt. Der alte Seemann lehnte alle Beweise der königlichen Gunst sehr barsch ab, und beklagte sich ganz laut und öffentlich über die Admiralität.

§. 3.

Englische Geschichte. — Seekrieg. — Belagerung von Gibraltar. Ministerien bis auf Pitts India-Bill um 1784.

Die Ereignisse in Nordamerika und besonders Lord Cornwallis Capitulation in Yorktown, die Unternehmungen des Marquis Bouillé in Westindien, die Vertheidigung der holländischen Besitzungen im Osten durch den französischen Admiral Suffrein ward der englischen Admiralität Schuld gegeben, alle tüchtige Seeoffiziere waren unzufrieden. Man klagte besonders über die Unfähigkeit des ersten Lords der Admiralität und des Staatssecretärs für die amerikanischen Angelegenheiten. Es schien daher, als sich 1781 das neue Parlament wieder versammelte, eine Auflösung des Ministeriums unvermeidlich. Selbst Lord North, so dreist und eisern er war, erkannte, daß er einige seiner Collegen werde aufgeben müssen, wenn er noch ferner auf den Beistand des Königs, der hernach auch sogar im letzten Augenblick nicht von ihm wich, vertrauend, sein System durchsetzen wollte. Ein Mann, der so außerordentlich viel Talent hatte, die Maschine zu leiten, welche man englische Regierung nennt, erkannte aber schon 1781, daß es sehr schwer seyn werde neue Federn und Räder zu finden, wenn er nicht die ganze Maschine einem andern Maschinisten übergebe und selbst abtrete. Dies zeigten schon die letzten stürmischen Sitzungen des Parlaments von 1780; besonders die Allerletzte.

Dies Parlament, dessen letzte Sitzungen so drohend und stürmisch waren, ward im September 1780 entlassen, und Alles aufgeboten, um zu bewirken, daß die Wahlen für das neue

Parlament, welches sich im Oktober versammeln sollte, nur nicht ganz zum Nachtheile des Ministeriums ausfielen. Zu den Mitteln, welche Lord North und seine Collegen gebrauchten, gehörte auch eins, dessen man sich in unsern Tagen oft in Frankreich bedient hat, man machte die Wohlhabenden um ihr Eigenthum besorgt, und verbreitete, daß zur Zeit der Plünderung in London, als sogar Wilkes auf seinem Posten gewesen sey, Fox sich verkleidet herumgetrieben und die Menge aufgehetzt habe. Da sich kein Beweis führen ließ, war die Verbreitung eines solchen Gerüchts schmählig. Auch die Gefahr des Staats und die der Küsten, welche eine Art militärischer Ordnung nöthig machte, wurde benutzt, um die Gegner des Ministeriums von den Wahlen zu entfernen. Jeder Volksbeamte mußte auf seinem Posten seyn, weil Gefahr drohe, hunderte konnte man militärisch festhalten, weil sie der damals aufgebotenen Miliz angehörten. Die beiden Männer, welche durch Einfluß und Vermögen, durch Clientel und Verwandtschaft dem Ministerium längst entgegengesetzt waren, Rockingham und Shelburne, von denen besonders der Erste liberale Gesinnungen äußerte und liberale Männer ins Unterhaus zu bringen suchte, fanden gleichwohl in dem neuen Parlamente nicht blos ihre alten durch Beredsamkeit ausgezeichneten Freunde wieder, sondern es kamen zwei neue hinzu.

Zwei Männer verstärkten in dem neuen Parlament die Opposition gegen Lord North und erhielten von dieser Zeit an für England und dadurch für Europa politische Bedeutung. Diese Männer waren Sheridan und der jüngere Sohn des Grafen von Chatham, William Pitt, von denen der Eine in unserm Jahrhundert, nachdem er eine Reihe von Jahren als Redner und Dichter geglänzt hatte, in einem nicht unverschuldeten Elende, der Andere als Schützer des aristokratischen und monarchischen Europa im vollen Genuß der königlichen Macht, die er seit 1784 erlangt hatte, gestorben ist. Beide erschienen schon gleich im Jahre 1781 unter verschiedenen Fahnen. Sheridan schloß sich an Rockinghams Freunde, besonders an Fox an, und war hef-

tig wie dieser; Pitt war, wie Advokaten und Juristen zu sein pflegen, Diener der Umstände, denn er suchte ja für seine Engländer nicht Freiheit und Sparsamkeit und stilles Bürgerglück, sondern Reichthum, Herrschaft, Macht, Glanz und also Aristokratie. Pitt näherte sich zwar Shelburne, aber er diente ihm nicht; er schonte auch den König, den Fox mißhandelte, denn auf des Königs Namen wollte er seine und seiner Freunde Herrschaft gründen, und er hat seinen Zweck erreicht.

Beide, Sheridan und Pitt, traten im Februar 1781 zum ersten Male als Redner auf, aber mit einem ganz verschiedenen Erfolge, weil Pitt, zum Diplomaten und schlauen Staatsmann geboren und gebildet, obgleich erst zwei und zwanzig Jahre alt, den rechten Gegenstand und den rechten Augenblick wählte; Sheridan aber nicht. Der Letztere ward freilich schon damals als Mann von Talent erkannt; aber die Schlauen sahen auch sogleich ein, daß er nur ein gutes Werkzeug der Art sey, wie sie in den Parlamenten und Ständeversammlungen nöthig sind, um durch Dunst der Rede zu betäuben und das Volk bei langweiligen Berathungen zu unterhalten und zu täuschen. Sheridan nahm einerlei Richtung mit Fox und glänzte durch Witz, der dann freilich, wie das zu gehen pflegt, gar zu oft in Witzelei ausartete. Er war sehr brauchbar, um durch sein flackerndes Licht den oft dunkeln Bombast von Burkes Reden zu erhellen. Pitt erscheint gleich anfangs als vorsichtiger Staatsmann und Geschäftsmann, der sich bald für, bald gegen den Hof erklärt, dessen er nicht entbehren kann, dabei nie durch Ideen im Praktischen irre geleitet wird, also für König Georg der rechte Mann ist. Sheridan paßt dagegen zwar für König Georg III. nicht, er war aber wie geboren zum Gesellschafter des wüsten Prinzen von Wales, an den er sich auch später anschloß. Sheridan war Belletrist, er schrieb Dramen, er hat als Dramatiker, als Schriftsteller, als gewandter und einnehmender Redner, als witziger Gesellschafter Ruhm und Ansehn gehabt, hätte sich auch wohl vielleicht behaupten können, wenn er durch Neigung zum Trunke nicht zuletzt zu tief gesunken wäre; Staats-

mann oder Diplomat war er nie. Pitt war durchaus praktisch, hatte dabei gerade so viel Rechtlichkeit und Gewissen, als ein Staatsmann und Diplomat des neunzehnten Jahrhunderts haben darf, und kein Quentchen mehr; seine Beredsamkeit war ganz seinem Charakter angemessen.

Beide, Sheridan und Pitt, kamen auf dem Wege ins Parlament, auf welchem damals die großen Familien vermöge ihres jetzt durch Abschaffung der sogenannten verfallenen Flecken (rotten boroughs) etwas geschwächten Einflusses auf die Wahlen, Talente ins Parlament brachten, die sie für sich benutzen wollten. Erst als Pitt dirigirender Minister ward, machte er sich frei von der Abhängigkeit der Familie, die ihn ins Parlament gebracht hatte. Sir James Lowther gab damals dem englischen Volke mehrere Mitglieder der Versammlung, von welcher die ganze Regierung und Gesetzgebung abhing, das heißt, er konnte für mehrere sogenannte verfallene Flecken Parlamentsdeputirten ernennen, und brachte auch den jungen Pitt für den Flecken Appleby in's Unterhaus. Pitt konnte jedoch nicht sogleich bei der Eröffnung des Parlaments erscheinen, weil Sir James erst abwarten wollte, ob er nicht den Flecken für Einen aus der Familie Lowther gebrauchen müßte, wenn dieser etwa an einem andern nicht ganz verfaulten Orte durchfallen sollte.

Fox hatte gleich in den ersten Sitzungen des neuen Parlaments, im November 1780, eine lange Rede darüber gehalten, daß auf königlichen Befehl, zur Zeit des Gordonschen Tumults, die Truppen gegen das Volk waren gebraucht worden, hatte aber wenig Gehör gefunden; Sheridan machte den großen Fehler, durch diesen Vorgang nicht abgeschreckt zu werden, sondern denselben Gegenstand für seine erste Rede zu wählen. Diese erste im Februar 1781 gehaltene Rede wurde daher mit Recht nur als eine schöne Declamation angesehen, die den, der sie gehalten hatte, als liberalen Rhetor oder Schauspieler, nicht aber als Staatsmann empfehlen könne. Ganz anders Pitt. Dieser schloß sich nämlich an Burke an, der damals

das Volk mit Vorschlägen von Reformen, Abschaffung von Sinecuren, Verminderung der blos um die Protection der Minister und ihre Clienten zu vermehren geschaffenen Stellen köderte und narrte. Weder Burke, noch Pitt, der ihn secundirte, hatten die Absicht, in dieser Rücksicht auch nur das Geringste ernstlich zu ändern, das haben beide hernach in ihrem ganzen übrigen Leben durch die That bewiesen; damals wußte es niemand; der Gegenstand war daher nach Art der Diplomaten und Deductionsschreiber sehr gut gewählt. Burke hatte nämlich schon in den ersten Sitzungen des neuen Parlaments (Ende 1780) mit großem Eifer gegen unerhörte Mißbräuche bei der sogenannten Civilliste, welche auch sogar Lord North nicht leugnen konnte, geeifert. Er hatte schon damals auf die Abschaffung der bisherigen unverantwortlichen Verwendung öffentlicher Gelder und auf eine bessere Einrichtung der Civilliste angetragen; diesen Vorschlag erneute er im Februar 1781, als Pitt ins Parlament getreten war, und dieser unterstützte ihn. Jedermann war erstaunt, als ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren gleich in der ersten Rede mehr praktische und solide, als glänzende und blendende Fähigkeiten zu zeigen suchte. Man bewunderte seine Ruhe, Besonnenheit, Würde, Mäßigung, die Kraft einer nur an den Verstand gerichteten, jeden fremden Schmuck verschmähenden Rede. Vorzüglich ward in jener entscheidenden Zeit, wo man den Sturz des Ministeriums schon ahnete, die Erwiederung bewundert, welche Pitt gab, als Lord Nugent in seiner Antwort auf Burkes Rede die Vergeudung der Gelder, die er nicht leugnen konnte, durch die vornehme Bemerkung entschuldigte, daß, wenn man sie abschaffe, die ganze Ersparniß armselige zwei Millionen Gulden betragen werde, eine Summe, die in Vergleichung mit der ganzen jährlichen Ausgabe höchst unbedeutend sey. Die anzuführende Stelle aus Pitts Rede gegen Lord Nugent ist besonders dadurch merkwürdig, daß es Worte des conservativen Ministers Georgs des Dritten sind, der bis in unser Jahrhundert Ideal diplomatischer und politischer Weisheit geblieben ist. Derselbe Mann vertheidigt hier

die Volksrechte gegen Lord Nugent und befehdet die Civilliste. Das Merkwürdigste dabei ist jedoch, daß er die Volksrechte auf solche Weise vertheidigt, daß er späterhin das Entgegengesetzte von dem thun konnte, was er hier redet [49]), ohne dadurch auffallend mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, wie dies Burke widerfahren ist.

Schon in den Herbstsitzungen des Jahres 1781 schlossen sich an Pitt eine bedeutende Anzahl von denjenigen an, die Burke ganz unpraktisch und rhetorisch und Fox revolutionär fanden, Männer, welche das Ministerium zwar stürzen, aber am Bestehenden nicht gern das Geringste ändern wollten. Man spürt an Pitts Reden, wie er, obgleich mit Burke und Fox dieselbe Sache verfechtend, vorsichtig die Person des Königs schont und andeutet, daß er sehr geneigt sey, gleich den andern Tories, die Aristokratie der Reichen mit dem Glanze und der Majestät des Königthums zu überdecken und zu beschützen. Er spricht deshalb als Mitglied der Opposition ganz anders als sein Vater, der nicht aus Klugheit, als Staatsmann und Diplomat, sondern aus dem Herzen gegen Lord North eiferte, und als Burke, der damals für Freiheit und Recht polternde Reden fabrizirte,

---

49) Pitt sagt: What is the conclusion to be left to deduce? The calamities of the present crisis are to great too be benefited by economy? Our expenses are so enormous, that it is useless to give ourselves any concern about them; we have spent and are spending so much, that it is foolish to think of saving any thing. Such is the language which the opponents of this bill have virtually employed. It has also been said, that the civil list was an irresumable parliamentary grant and it has been compared to a private freehold. The weakness of such arguments is their best refutation. The civil list revenue is granted to his Majesty not for his private use, but for the support of the executive government of the state. His Majesty, in fact, is the trustee of the public, subject to parliamentary revision. The parliament made the grant, and undoubtedly has a right to resume it, when the pressure of the times renders such resumption necessary. Upon the whole, I consider the present bill as essential to the being and independence of this country etc.

wie zehn Jahre hernach für Hierarchie, Feudalität und Erhaltung aller Mißbräuche. Zwei Tage vor der Eröffnung dieser Herbstsitzung, welche auf den 27. November angesetzt war, kam die Nachricht von der Capitulation des englischen Heers unter Lord Cornwallis in Yorktown nach London. Unmittelbar hernach, schon im Dezember, sehen wir Lord North sich bemühen, einiger seiner Collegen mit Manier entledigt zu werden, und einer der auf ihren Vortheil so ungemein schlauen Schotten, der hernach Pitts unveränderlicher Anhänger blieb, zeigt sogleich Ahndung, daß auf das Ministerium, das ihn bis dahin versorgt hat, nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen seyn möge.

Dieser Schotte war der damalige Lord Advocat von Schottland, Dundas, der in den indischen Angelegenheiten unter Pitt eine sehr bedeutende Rolle gespielt und als Lord Melville eine für seinen Charakter und für den der herrschenden englischen Aristokratie sehr schimpfliche Celebrität erlangt hat. Dieser war es, der schon im December von der Ministerialbank aus andeutete, daß eine Veränderung der Mitglieder des Ministeriums nöthig sey, um mit Amerika und Holland unterhandeln zu können, und zugleich auf Pitt, als auf den Mann hinwies, der kalte Klugheit und Talent genug besitze, um zugleich dem Könige gefallen und dem Volke nützlich seyn zu können. Dundas erkennt in seiner Rede Pitt als ein frühreifes politisches Genie an; er rühmt, daß er die Talente seines Vaters ererbt habe, und glänzende Rednergaben zeige. An den Lord Advocat von Schottland schloß sich schon in der Mitte Dezembers ein anderes Mitglied des Ministeriums, der Kriegszahlmeister Rigby, an, und beide befragten den leitenden Minister öffentlich im Parlament, ob es wahr sey, daß er und Lord George Germaine nicht mehr einerlei Meinung wären? Er gab zwar auf diese Frage keine bejahende Antwort, verließ aber sonderbarer Weise seinen Sitz, ohne eine gegeben zu haben: der bisherige Leiter der amerikanischen Angelegenheiten fand daher gleich im Januar 1782 seine Stellung unhaltbar.

Als Lord George Germaine im Januar seine Stelle auf-

gab, ward er unter dem Titel Viscount Sackville zum Pair erhoben; der neue Pair und die zurückbleibenden Mitglieder von Lord Norths Ministerium, wie der König selbst, erlitten aber auch bei dieser Gelegenheit eine Kränkung. Eine nicht unbedeutende Anzahl Pairs, in deren Gesellschaft Lord Sackville im Oberhause sitzen sollte, trugen zuerst darauf an, daß er, der als Generalofffizier im siebenjährigen Kriege wegen seines Betragens im Felde von einem Kriegsgerichte verurtheilt worden, für unwürdig erklärt werden müsse, unter ihnen zu sitzen. Als dies nicht durchging, legten sie wenigstens eine förmliche Protestation gegen seine Erhebung zur Pairswürde ins Protocoll nieder [50]) Lord North war aber nicht der Mann, der sich einschüchtern, oder aus seinem spaßhaften Phlegma bringen ließ, welches ihn in den Stand setzte, mit nie erröthender Stirn, ächt praktisch zu seyn und jeden Grundsatz, der nicht Vortheil bringt, zu verspotten. Er fand freilich niemanden von großer Bedeutung, der in diesem Augenblick mit ihm in sein vom Sturm bedrohtes Schiff hätte treten wollen, doch übernahm Ellis, der schon einmal im Ministerium gewesen war, den Platz, den Lord George Germaine nicht hatte behaupten können. Die zwei verschiedenen Arten von Personen, welche unter Rockingham und unter Shelburne zwei verschiedene Arten von Opposition bildeten, waren damals endlich gegen das Ministerium vereinigt, und griffen, um es Stückweise zu zertrümmern, im Februar Lord Sandwich an. Schon am 23. Januar hatte Fox den Vorschlag gethan, das Parlament möge sich zu einem Ausschusse bilden, der die Geschäftsführung des Grafen Sandwich genau prüfen könne. Lord North und der Admiral Mulgrave nahmen zwar durch Reden ihren Collegen in Schutz; sie widersetzten sich aber dem

50) Weil ihn das Kriegsgericht wegen seines Betragens in der Schlacht bei Minden unwürdig erklärt habe, ferner im brittischen Heere zu dienen, so sey seine Promotion zur Pärschaft: A measure fatal to the interests of the crown, insulting to the memory of the late sovereign, and highly derogatory to the dignity of that house.

Vorschlage selbst nicht. Als die Untersuchung im Februar wirklich vorgenommen ward, hielt Fox eine seiner merkwürdigsten Reden. Er geht darin die Geschichte des Seekriegs und der ganzen Verwaltung des englichen Seewesens von 1777—1781 genau und prüfend durch, um den Antrag zu begründen, mit welchem er schließt: Das Parlament möge erklären, das Resultat der von seinen im Ausschusse vereinigten Mitgliedern angestellten Untersuchung sey: daß im Jahre 1781 grobe Fehler (gross mismanagement) bei der Verwaltung des Seewesens von Großbritannien begangen worden. Schon dieser erste, das Ministerium schwer anklagende Vorschlag ward mit der schwachen Mehrheit von zwei und zwanzig Stimmen (205 gegen 183) abgelehnt, dies veranlaßte, nachdem Dundas und Rigby schon 1780 den Anfang gemacht hatten, auch die übrigen sogenannten Schiffbruch ahndenden Ratten des Ministeriums, nicht zu säumen, ihnen zu folgen. Die Ueberzeugung, daß das Ministerium, sich auf diese Weise auflöse, bewog Fox, denselben Antrag, den er in dem einen Ausschuß bildenden Parlamente gethan hatte, zu wiederholen, als es wieder in der gewöhnlichen Form unter seinem gewöhnlichen Präsidenten, dem Sprecher, über diese Angelegenheit berathschlagte.

Ein harter Kampf entstand im Parlament als Fox am zwanzigsten Februar den Antrag machte, den Grafen Sandwich einer schändlich schlechten Verwaltung des brittischen Seewesens schuldig zu erklären, und kaum war es Freisprechung des Ministers zu nennen, daß der Antrag in einer Versammlung, wo vierhundert und drei und funfzig Parlamentsglieder anwesend waren, mit einer Mehrheit von blos neunzehn Stimmen abgelehnt ward. Jetzt suchte Lord North seinen Collegen durch freundliches Zureden zu bewegen, den Streit aufzugeben und eine Pension und den Hosenbandorden anzunehmen; das war aber vergeblich, er harrte aus. Kaum acht und vierzig Stunden nach dem Ende des letzten Streits im Parlament über die Sache des Präsidenten der Admiralität that dann General Conway den Vorschlag: „den König zu bitten, allen weiteren Ver-

suchen, Amerika mit Gewalt zu bezwingen, zu entsagen." Als dieser Antrag in einer Versammlung von dreihundert und neunzig Mitgliedern nur mit Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt ward, war vorauszusehen, daß er bald aufs neue werde vorgebracht werden. Dies geschah am Ende Februar und das Ministerium ward mit neunzehn Stimmen überstimmt. Auch dies schreckte Lord North nicht, da er auf den Eigensinn des Königs, auf seine Verbindungen und Künste vertraute. Die Opposition bot darauf erlaubte und unerlaubte Mittel, nicht sowohl mehr gegen den Minister, als gegen den König selbst auf, den man im Hintergrunde wahrnahm.

Dieser Kampf und die folgenden sind von ganz anderer Wichtigkeit, als die gewöhnlichen Zänkereien der Partheien um das Ministerium und um die Vertheilung der Vortheile des Regierens; es galt dieses Mal nicht einem bloßen Ministerwechsel, sondern einer Abschaffung der seit Georg III. Regierungsantritt stets erneuten Beschwerde über den persönlichen Einfluß des Königs und seiner Creaturen. Es sollte eine Art Revolution erfolgen; der König sollte von den Geschäften gewissermaßen ganz entfernt und genöthigt werden, nicht blos in den Geschäften, sondern in seiner persönlichen Umgebung und im Innern seines Hauses nur solche Leute zu dulden, die ihm persönlich nicht angenehm waren; das Parlament begann daher einen förmlichen Krieg. Auf die Bitte des Parlaments, den amerikanischen Krieg ein Ende zu machen, ließ Lord North dem König eine freundliche, aber ausweichende Antwort geben; darauf antwortete aber das Parlament sogleich durch eine drohende Erklärung gegen die Minister [51]. Von dem Augenblick an er-

51) Der König hatte geantwortet: That in pursuance of the advice of the house of commons he would assuredly take such measures as should appear to him conducive to the restoration of harmony between Great Britain and her revolted colonies. Der Beschluß des Hauses gegen die Minister vom 4. März lautet: That the house will consider as ennemies to his Majesty and the country all those who should advise a prosecution of offensive war on the continent of North America.

kannte wahrscheinlich Lord North, daß, nachdem schon so viele Mitglieder der untergehenden Sonne den Rücken gewendet, um von der aufgehenden gewärmt zu werden, die Behauptung des Ministeriums unmöglich seyn werde, und setzte den Kampf nur fort, um den König nicht allein zu lassen. Dieser urtheilte mit Recht, daß, wenn sein Minister nur bis Ende März bei ihm ausharre, wo die Ferien begännen, selbst Fox nicht wagen würde, mitten im Kriege unter drohenden Umständen auf eine Verweigerung des Budgets anzutragen. Hätte also Lord North bis zum acht und zwanzigsten März ausgehalten, so wären sechs Monat gewonnen gewesen, das wußten die Häupter der Opposition sehr gut, sie ruhten daher auch keinen einzigen Tag, sondern wurden immer heftiger und heftiger.

Der heftige Antrag am 8. März war kaum mit einer Mehrheit von 10 Stimmen abgelehnt, als man am fünfzehnten einen zweiten that, wo die Mehrheit der Minister nur neun Stimmen betrug. Man nahm dann, um diese Mehrheit in Schrecken zu setzen, seine Zuflucht zu einem Mittel, dessen man sich zur Zeit Carls I. in Straffords Prozeß mit Glück bedient hatte. Man ließ nämlich Listen im Lande vertheilen und anschlagen, worin die Namen der einzelnen Abstimmenden bei jedem einzelnen Vorschlage, die ministeriellen roth, die andern schwarz gedruckt waren, um sie dem Haß und der Verfolgung des Volks preiszugeben. Am achtzehnten hatte ein Parlamentsglied (John Reus) darauf angetragen: das Parlament solle eine öffentliche Erklärung ausgehen lassen, daß das Ministerium wegen des erlittenen Verlusts und der von ihm auf das Land gebrachten Schuldenlast das Vertrauen des Parlamens ganz verloren habe. Der Vorschlag ward mit Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt, der Graf von Surrey kündigte aber an, daß er ihn am 19. erneuen wolle. Ganz London war in gespannter Erwartung auf die Debatten dieses Tags, als Lord North vor dem Lärmen, der ihm in den folgenden zehn Tagen noch bevorstand, zurückwich. Er erschien am 20. in dem Anzuge, in dem er eben vom Könige kam, mit seiner gewöhn-

lichen Fassung, Ruhe und Spaßhaftigkeit im gedrängt vollen Parlamente und erklärte zu aller Erstaunen, was keiner erwartet hatte: Es sey unnöthig, die am neunzehnten angekündigte Debatte anzustellen, weil er so eben seine Entlassung eingereicht habe, und einige Tage nöthig seyen, um ein neues Ministerium einzurichten.

Der König war dies Mal der, welcher am mehrsten litt, weil er die Sache der Minister zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht hatte und sich mit Leuten umgeben mußte, die ihm nicht angenehm, zum Theil sogar tödtlich verhaßt waren, wie z. B. Fox, oder vielmehr Rockingham und seine ganze Clientel. König Georg war daher auch heftig über Lord North erbittert, von dem er verrathen zu seyn glaubte, weil er nicht ausgehalten hatte. Der König würde unter den damaligen Umständen gewünscht haben, da Lord North nicht zu halten war, Shelburne nebst allen denen, die sich an diesen schlossen, ins Cabinet nehmen zu können, besonders weil unter Shelburnes Clienten Lord Chathams Sohn nebst allen denen war, die einst Lord Chathams Parthei gebildet hatten. Shelburne fühlte sich aber nicht mächtig genug, ohne Rockingham das Ruder übernehmen zu können. Der König, mitten im Kriege verlassen, mußte sich ein sonderbar gemischtes Ministerium und sogar tiefe Kränkung bei der Einrichtung seiner Hofhaltung gefallen lassen.* Man findet unten in der Note die Namen der Personen, welche vom März bis Juni das Cabinet ausmachten[52]; wir bemerken dabei, daß die Stellen zwischen Shelburnes und Rockinghams Anhän-

---

52) Rockingham, erster Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan, Staatssecretärs, Lord Camden, Präsident des geheimen Raths, der Herzog von Grafton, Siegelbewahrer, Lord John Cavendish, Kanzler des Schatzkammergerichts, Admiral Keppel, erster Lord der Admiralität, General Conway, Oberbefehlshaber der Truppen (Commander in chief of the Forces), der Herzog von Richmond, General-Feldzeugmeister (Master General of the Ordonances), Lord Thurlow, Kanzler, Dunning, den der König Shelburne zu Gefallen, zum Baron von Ashburton machte, war Kanzler des Herzogthums Lancaster.

gern, welche sich bis dahin zum Theil zu ganz entgegengesetzten Grundsätzen bekannt hatten, getheilt wurden. Die eigentliche Regierung bestand aus eilf Personen, statt daß vorher nur neun das Cabinet ausmachten. Daß Sheridan neben Fox Staatssecretär wurde, mußte dem Könige höchst widrig seyn, und Burke, der damals durch republicanische Rhetorik glänzte, als Kriegszahlmeister war ihm ebenfalls nicht angenehm. Rockingham war erster Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan theilten das Staatssecretariat auf die Weise, daß der Eine die inneren, der Andere die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Nur Lord Thurlow behauptete seinen Platz als Kanzler, es fehlte aber wenig, daß sich nicht die beiden Häupter des Ministeriums aus Eifersucht über eine dem Einen vom Könige gewährte Gunst sogleich entzweit hätten. Der König gewährte nämlich einem Herrn Dunning, dem er vorher schon immer gewogen gewesen war, auf Shelburnes Bitte, die Würde eines Baronet, dies nahm Rockingham so übel, daß er darauf bestand, daß der Monarch sogleich und bei einer Gelegenheit, wo man sonst dergleichen Promotionen nicht vorzunehmen pflegte, auch einem Manne, den er empfohlen hatte, dieselbe Würde ertheile. Pitt war daher auch in diesem Ministerium an keinen Platz zu bringen, der seinen gerechten Ansprüchen einigermaßen anpassend gewesen wäre. Am härtesten war es unstreitig, daß Rockinghams republicanischer Anhang den König, der als Hausvater und als liebenswürdiger Privatmann alle Achtung verdiente, durch die gänzliche Veränderung seiner täglichen Gesellschaft seines Hofes und seines Hauswesens, gewissermaßen absichtlich kränkte [53].

---

53) Wir wollen, ohne uns weiter auf die Hofgeschichte und auf die Aufzählung der Namen der Hofbeamten einzulassen, nur ein Paar Stellen anführen, deren neue Besetzung dem Könige besonders empfindlich seyn mußte. Es war der Graf von Hertford fünfzehn Jahr lang als Oberkammerherr um den König gewesen, er mußte jetzt die Stelle einem andern überlassen. Man drang ihm denselben Grafen von Effingham, der 1780 bei dem Aufstande in

Das neue Ministerium mußte dann freilich sogleich das Versprechen, welches seine Mitglieder, so lange sie in der Opposition waren, so oft gethan hatten, erfüllen, es mußte den Holländern und den Amerikanern entgegenkommen; obgleich beide, so lange ihnen nur ein besonderer Friede angetragen ward, sich unmöglich in Unterhandlungen einlassen konnten. Sobald sie ohne ihre Bundesgenossen unterhandelt hätten, würden sie sich von ihren alten Freunden getrennt, und in die Arme ihrer bittersten Feinde und Nebenbuhler geworfen haben. Den Holländern ließ freilich Fox durch die Vermittelung des russischen Ministers in London vortheilhaftere Vorschläge thun, als später gethan wurden; denn er bot ihnen an, die Tractate von 1674 zu erneuern; aber die republikanische oder patriotische Parthei war damals in den Niederlanden schon überwiegend und hoffte zu viel von Frankreich um plötzlich von ihm abzufallen. Holland verdankte übrigens den Franzosen die Rettung von Ceylon und vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Was die Amerikaner angeht, so hatte das Ministerium zuerst öffentlich im Parlamente erklärt, daß es bereit sey, die Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen von Amerika anzuerkennen, und hatte dann den Admiral Digby und Sir Guy Carleton nach Amerika herüber geschickt. Man wählte ausdrücklich diese Männer, weil man gegründete Ursache hatte, zu glauben, daß sie des Zutrauens der Republicaner genössen, sie fanden aber um so weniger Gehör, als das Kriegsglück die Engländer in diesem Jahre nur allein in Westindien begünstigte, ihnen aber sonst an vielen Stellen entgegen war.

London, wo Fox nur eine verdächtige Rolle gespielt hatte, eine gräßliche spielte, zum Schatzmeister des königlichen Haushalts auf. Der alte Lord Bateman sogar, ein Mann von 70 Jahren, der dem Könige besonders angenehm war, durfte das Titularamt eines Master of the buck hounds nicht behalten. Auch Gibbon, der, beiläufig gesagt, sich hatte gebrauchen lassen, das Manifest gegen Spanien zu verfertigen, verlor damals seine Sinecure; denn Burke beschränkte freilich seine Reformbill, so sehr er immer konnte, durfte aber doch des Scheins wegen nicht den ganzen Antrag zurückziehen.

In Westindien erntete das neue Ministerium durch Rodneys Triumph die Frucht einer Saat, welche es nicht gesäet hatte, und dieser Triumph war um so größer, als vor der Rückkehr des Admirals das Ansehn der englischen Seemacht in jenen Gewässern ganz gesunken gewesen war. Als Rodney am 19. Februar 1782 mit einer Verstärkung von Schiffen aus Europa zurückkehrte und das Commando der ganzen Flotte wieder übernahm, waren alle englischen Besitzungen und Eroberungen außer Antigua, Barbadoes und Jamaica verloren. Die spanische und französische Flotte hatten sich vereinigen und auf Jamaica eine Landung versuchen sollen, um den Engländern auch diese ihre Hauptbesitzung zu entreißen. Die Vereinigung der beiden Flotten hatte sich aber verzögert und die französische Flotte für sich allein war, wenn gleich die Engländer das Gegentheil behaupten, der englischen an Zahl der Schiffe nicht gewachsen, sie suchte daher vor ihrer Vereinigung mit den Spaniern einem Treffen auszuweichen. Nach der Vereinigung würde die Zahl der spanischen und französischen Schiffe auf sechzig angewachsen seyn. Die französische Flotte war übrigens nicht blos viel zu stark bemannt, was man überhaupt damals französischen Kriegsschiffen vorzuwerfen pflegte, sondern sie hatte noch außerdem sechstausend Mann Landtruppen zum Angriff auf Jamaica an Bord, so daß ihr Verlust an Menschen bei einem Treffen ungewöhnlich groß werden mußte. Was die Bemannung der französischen Kriegsschiffe angeht, so waren sie in der Regel größer als die englischen, sie erforderten daher auch eine stärkere Bemannung. Ihre Bauart ward bekanntlich noch im Anfange dieses Jahrhunderts den englischen Schiffbaumeistern als Muster empfohlen. Die Ville de Paris, de Grasses Admiralschiff, galt allgemein als das größte und schönste Linienschiff, welches je in England oder Frankreich erbaut worden sey. Es hatte 120 Kanonen und 1300 Mann an Bord, die andern Linienschiffe wenigstens 900.

Die französische Flotte bildete drei Geschwader unter de Grasse, Vaudreuil, Bougainville, sie suchte zwischen den Inseln

hindurch zu segeln und sich in deren Engen und an den Küsten derselben seit dem Ende des Monats März der englischen Flotte zu entziehen. Sie wollte sich auf dieselbe Weise, wie sich vorher de Grasse mit Solano vereinigt gehabt hatte, mit der großen spanischen Flotte verbinden. Die englische Flotte unter Rodney, Hood, Drake war dies Mal glücklicher, als sie im vorigen Jahre gewesen war, sie zwang die französische Flotte schon am 9. April zu einem Gefechte, in der Nähe der Insel Dominica. Dies erste Treffen war den Franzosen rühmlich, weil sie sich ohne Schiffe zu verlieren, herauszogen; doch ward die Zahl ihrer Schiffe dadurch vermindert, daß sie zwei derselben, welche in dem Treffen stark beschädigt waren, zurückschicken mußten, um sie ausbessern zu lassen. Auch die Uebrigen hatten so viel gelitten, daß sie nicht mehr mit den englischen gleichen Lauf halten konnten. Das Letztere gab Rodney Gelegenheit, sie zu zwingen, unter ungünstigern Umständen als vorher ein zweites Treffen zu liefern. Die französische Flotte war nämlich der englischen schon völlig aus dem Gesichte gekommen und Rodney war im Begriff, die Verfolgung derselben aufzugeben, als sich de Grasse genöthigt sah, um zwei der größeren, stark beschädigten Schiffe nicht hinter sich lassen zu müssen, umzukehren, aus diesem Grund konnte er am 12. einem Treffen nicht ausweichen. Beide Flotten bildeten ihre Schlachtordnung in dem freien Meerraum zwischen Dominica und Maria Galante und das dort gelieferte Treffen ward in der Geschichte der Taktik der Seekriege durch ein berühmtes und seitdem oft versuchtes Mannöver Rodneys vor andern merkwürdig. Dieses Mannöver nennt man ein Durchschneiden der feindlichen Linie, denn Rodney trennte zum Erstaunen der Franzosen ihre Linie dadurch in zwei Theile, daß er am dritten oder vierten Schiffe, von der Mitte gerechnet, mit allen seinen Schiffen glücklich durchfuhr.

Das Treffen dauerte von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends und endigte mit einem furchtbaren Verlust der Franzosen, obgleich Vaudreuil und Bougainville mit ihren Geschwadern sich glücklich retteten. De Grasse selbst gab Beweise

von Heldenmuth und Ausdauer, welche auch vom Feinde bewundert wurden. Er vertheidigte nicht allein, als seine Linie durchschnitten war und die Ville de Paris von zwei feindlichen Schiffen angegriffen wurde, das Schiff, bis die ganze Mannschaft getödtet oder verwundet war, sondern ließ sich erst gefangen nehmen, als er sich nur noch allein mit zwei Mann auf dem Verdeck befand. Erst dann ward die Ville de Paris mit noch fünf andern Linienschiffen genommen, ein anderes Schiff war während des Treffens gesunken und der Cäsar flog in die Luft, als das Gefecht kaum beendigt war. Der Verlust an Menschen, den die Engländer erlitten, war unbedeutend, die Franzosen dagegen verloren, weil ihre Schiffe überfüllt waren, siebentausend Mann und konnten vorerst an eine Landung auf Jamaica nicht denken. Das für Jamaica bestimmte schwere Geschütz und die Vorräthe von Munition fielen in die Gewalt der Engländer, nebst den zur Bezahlung der Truppen bestimmten Geldern und der Ville de Paris.

Das Schicksal des vorigen englischen Ministeriums verfolgte aber auch das neue und zwar selbst in der Mitte seines Triumphs. Die Wegnahme der feindlichen Linienschiffe brachte nämlich den Engländern eher Verlust als Gewinn [54]), und Rodneys Sieg war kaum ein Ersatz für den Verlust von Minorca, der haupt-

---

54) Auf dem Cäsar befanden sich, als er in die Luft flog, außer 400 Gefangenen ein englischer Schiffslieutenant und fünfzig Matrosen. Von der **Ville de Paris**, welche im September unterging, erfuhr man nicht einmal, wo sie geblieben sey. Der **Glorieux** verschwand am 17. und 18. September mit der ganzen englischen Bemannung, der **Centaur** scheiterte und ging unter, ebenso der **Hector**, der **Ramillies** brannte auf der See ganz ab, und der Verlust der den Franzosen abgenommenen Schiffe ward im August noch durch den Verlust des schönsten Schiffs der englischen Flotte vermehrt. Dies Schiff war der **Royal George** von 108 Kanonen, welches ganz ausgerüstet im Hafen von Portsmouth lag und einer Ausbesserung wegen auf die Seite gelegt und vielleicht ein wenig zu stark geneigt war. Alles war fertig, es befanden sich ein Paarhundert Weiber, um Abschied zu nehmen, an Bord und 900—1000 Mann nebst dem wackern Admiral Kempenfeld. Um zehn Uhr Morgens, während der Admiral in seiner Cajüte mit Schreiben beschäftigt

sächlich der Nachlässigkeit des vorigen Ministeriums zugeschrieben ward. Die Spanier suchten Gibraltar und Minorca, als zwei im spanischen Erbfolgekriege auf ihrem Gebiete gegründete englische Niederlagen des Contrebande-Handels auf spanischen Küsten und zugleich Bollwerke des See- und Landkriegs der Engländer, wieder zu erobern, sie hatten deshalb Gibraltar schon seit 1779 zu Wasser und Lande enge eingeschlossen. Außer den andern Anstalten, welche sie seit Juli 1779 von der Landseite her gegen Gibraltar gemacht hatten, befestigten sie auch für ihr Heer ein Lager bei St. Roque, und fanden Mittel, den Hafen zu blokiren, weil die englischen Küsten bedroht waren und die englischen Flotten sich in den ostindischen und westindischen Meeren befanden. Rodneys erste Fahrt in diesem Kriege ward daher dadurch wichtig für England, daß er, ohne sich lange aufzuhalten, der bedrohten Festung die Truppen, deren sie zur Verstärkung der Besatzung bedurfte, die Lebensmittel und die Kriegsvorräthe für eine lange Belagerung zuführte. Das Uebrige that hernach der Commandant Elliot, der sich nicht sowohl durch Ausdauer des Duldens, wegen deren man sonst die Vertheidiger von Festungen zu preisen pflegt, als durch seine Geschicklichkeit in Vernichtung der colossalen Anstalten des Angriffs berühmt machte.

Während hernach die ganze Aufmerksamkeit auf Gibraltar gerichtet war, sann Carl III. von Spanien in seinem Cabinet auf eine Unternehmung gegen Minorca, wobei er französische Ingenieurs zu Rathe zog und von französischen Truppen unterstützt ward. Coxe, der seine Geschichte Spaniens unter Carl III. aus Papieren englischer Staatsmänner, aus ihren Gesandtschaftsberichten und Mittheilungen, kurz aus allem dem Gerede und Geschreibe der Diplomaten zusammengesetzt hat, worauf

---

war, erhob sich ein ganz kleiner Windstoß, und das Schiff sank so schnell, daß nur dreihundert Menschen gerettet wurden, die sich gerade auf dem Verdecke befanden. Der Strudel, den das sinkende ungeheure Schiff verursachte, war so stark, daß ein Proviantschiff mit hinabgerissen ward.

wir nur in so fern einige Bedeutung legen, als sich in den Thatsachen ein deutlicher Erfolg oder Zusammenhang des Redens und Denkens mit der Handlung ergiebt, bringt das Unternehmen mit einem Projekt des englischen Ministeriums in Verbindung. Wenn es aber auch wahr seyn sollte, daß die englischen Minister die Kaiserin Catharina und Potemkin durch ein lächerliches Projekt von Abtretung der wichtigen Festung zu täuschen gedacht hätten, so verdiente dies doch keiner historischen Erwähnung, weil es ein diplomatisches Luftgespinnst war, wie deren alle Tage hundert gemacht werden. Ausgemacht gewiß dagegen und aus den Thatsachen selbst hervorgehend ist, daß König Carl III., ohne sein Ministerium zu befragen und ohne anfänglich auch nur den französischen Hof davon zu unterrichten, um 1781 den Entschluß faßte, plötzlich Minorca anzugreifen, welches eine schwache Besätzung hatte und schlecht versorgt war. Der Herzog von Crillon, der dem französischen Heer und französischen Militärschulen seine Militärbildung verdankte, aber schon seit dem siebenjährigen Kriege in spanischen Kriegsdiensten war, sollte das Landheer anführen und den Angriff leiten, die vereinigte spanische und französische Flotte aber sollte die Unternehmung gegen die englische Seemacht beschützen. Es waren nämlich damals wegen der Belagerung von Gibraltar unter Guichen und Don Juan de Cordova acht und vierzig spanische und französische Linienschiffe vereinigt, diese Flotte war den Engländern an Zahl überlegen. Unter dem Schutz der Flotte wurden achttausend Mann Spanier von dem Belagerungsheer vor Gibraltar eingeschifft und ohne daß weder Frankreich noch England etwas von dem Plane geahndet hatten, am Ende Julius 1781 durch die Meerenge nach Minorca gebracht. Die Landung ward durch den Beistand der Minorcaner, welche mit Spanien wieder vereinigt zu werden hofften, erleichtert. Sogar Citadella, Fort Fornella und einige andere Posten in der Nähe des Hauptorts Port Mahon wurden ohne Schwierigkeit erobert, schon in der Mitte August fiel ein bedeutendes Arsenal und ein Magazin in die Gewalt der Spanier und die ganze Besatzung

mußte sich in das Fort San Felipe ziehen. Dies Fort ganz allein vereitelte die Hoffnung der Spanier, die Insel ohne eine förmliche Belagerung in wenigen Wochen zu nehmen, denn es hatte einen tüchtigen Commandanten, war fest, und beherrschte Port Mahon.

Crillon hatte gehofft, den englischen Befehlshaber Murray, einen Mann aus einer der angesehensten schottischen Familien, entweder zu überraschen oder durch eine Million Livres zu bestechen; er gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als beides fehlschlug, weil man auf eine förmliche Belagerung nicht gefaßt war und eine bloße Einschließung sich sehr in die Länge ziehen und den Erfolg zweifelhaft machen konnte. Die Spanier sahen schon im September ein, daß ihre eigne Ausrüstung zur Einnahme des Forts nicht hinreichen werde und wandten sich an Frankreich um Beistand. Man sandte ihnen unter dem Baron von Falkenhayn viertausend Mann guter Truppen alle Vorräthe und das schwere Geschütz, welches zu einer förmlichen Belagerung erforderlich war. Als im October das frische Heer, die Kanonen und Kriegsvorräthe ankamen, hatte schon das Entbehren frischer und grüner Nahrungsmittel unter den Engländern und den Hannoveranern, welche zwei Drittheile der Besatzung ausmachten, furchtbare Verheerung angerichtet. Durch Genuß des gesalzenen und gedörrten Fleisches und der trocknen Gemüse waren die erwähnten zwei Drittheile durch Scorbut dienstunfähig und unter dem dritten Drittheile befanden sich vierhundert Invaliden. Je schwächer die Engländer waren, um desto mehr ward eine kühne und glückliche Unternehmung in ganz Europa gepriesen und auch von den Feinden anerkannt, welche Murray noch im November mit seiner kleinen Zahl von Leuten, die noch dazu krank und ausgemergelt waren, gegen das Hauptquartier der Belagerer ausführte. Der Herzog von Crillon hatte nämlich sein Hauptquartier am Cap Mola und ward dort von den wenigen Engländern des Forts so plötzlich überfallen, daß er nicht allein sein Heer von diesem Posten ganz wegziehen mußte,

sondern ihn auch geraume Zeit hindurch nicht wieder einnehmen konnte. Die Belagerungsarmee bestand aus sechzehntausend Mann, hatte hundert und neun Stück schweres Geschütz und sechs und dreißig Mörser, die Besatzung war durch Scorbut fast ganz dienstunfähig gemacht und ein Pulvermagazin gesprengt, nichtsdestoweniger mußte man die Belagerung ganz nach der Regel fortsetzen. Im Januar 1782 war man endlich mit den Arbeiten dieser Belagerung so weit fortgeschritten, daß man das Feuer aus hundert und fünfzig Stücken eröffnen konnte. Die Engländer vertheidigten sich trotz des zerstörenden und mörderischen Feuers der Belagerer aufs standhafteste, was um so mehr bewundert ward, als Commandant und Vicecommandant gewissermaßen in offnem Zwist waren. Als endlich auch der für so sehr viele Kranke ganz unentbehrliche Vorrath von Arzneimitteln durch eine Bombe zerstört ward, mußte man am 5. Februar an eine Capitulation denken. Die Tausende der Belagerer mit ihrer ungeheuern Menge von Geschütz wurden ganz beschämt, als die Paar hundert Leute von elendem Aussehen, die sich sieben Monate lang gewehrt hatten, der Capitulation gemäß aus dem Thore des Forts zogen [55].

Die Insel Minorca war seit achtzig Jahren in den Händen der Engländer gewesen, die Hoffnung des Königs von Spanien, endlich auch Gibraltar nehmen zu können, erwachte daher mit neuer Stärke, obgleich er seit drei Jahren Kosten und Mühe ganz vergeblich auf die Belagerung dieses Felsens verschwendet hatte. Der Bericht über die Anstalten zur dieser Belagerung und über den Aufwand, den man dafür machte, lautet fast wie eine orientalische Geschichte. Im Jahre 1782 wollte man mit

---

55) Die Garnison erhielt alle militärischen Ehren und durfte nach England zurückkehren. Es waren sechshundert alte abgelebte Soldaten, hundert und zwanzig königliche Artilleristen, zweihundert Matrosen, zwanzig Corsicaner, fünf und zwanzig Griechen, Türken, Mauren, Juden u. s. w. Am Abend vor der Capitulation gebrauchte man zur Besetzung der nöthigsten Posten 415 Mann, hatte aber, um sie abzulösen, nur 245 Mann, also 170 weniger, als nöthig waren.

der französischen und spanischen Flotte auch die niederländische zum Behuf dieser Belagerung vereinigen, die Regierung des Erbstatthalters ward aber ihren Gegnern noch verdächtiger als vorher, weil man sie beschuldigte, der große Plan sey durch ihre Schuld gescheitert. Es zeigte sich nämlich bei dieser Gelegenheit aufs neue, daß das Interesse des Erbstatthalters und seiner Familie ein ganz anderes sey, als das der Aristokratie des Landes, soweit diese nicht innig mit Oranien verbunden war. Das Eine erforderte, sich an England zu halten, das Andere, sich innig mit Frankreich zu verbinden. Es hatten daher die Generalstaaten und die Regierungen der einzelnen Provinzen sich seit Frühjahr 1782 immer enger an die nordamerikanische Republik, an Spanien und Frankreich angeschlossen, die Regierung, oder vielmehr Ernst Ludwig, Herzog von Braunschweig, im Namen des Prinzen als Oberadmiral und Generalcapitän, unterhandelte insgeheim mit dem neuen englischen Ministerium, welches damals einen Frieden anbieten ließ, den die Generalstaaten verschmähten. Als man daher im Herbste 1782 das holländische Geschwader, welches die französische Flotte verstärken und dann in Verbindung mit der spanischen bei Gibraltar gebraucht werden sollte, in Brest erwartete, erklärte zum Erstaunen der ganzen niederländischen Nation der Erbstatthalter und Erbadmiral, in Uebereinstimmung mit den durchaus oranisch gesinnten Befehlshabern, im September 1782, daß es für dies Jahr zu spät sey, große Kriegsschiffe nach Brest abgehen zu lassen.

Dadurch ward dann auf der einen Seite der Plan eines Angriffs auf Gibraltar, wobei mit ungeheurer Uebermacht die englische Flotte abgehalten oder vernichtet werden sollte, vereitelt; auf der andern aber die Unzufriedenheit in den sieben Provinzen und die Gährung so vermehrt, daß man schon damals einen Ausbruch von Unruhen fürchtete. Die Verabredung wegen der Vereinigung der sämmtlichen Flotten war eine Folge des veränderten Plans der Belagerung von Gibraltar, worauf damals die Erwartung und Aufmerksamkeit von ganz

Europa gespannt waren, weil Frankreich und Spanien ihre ganze Macht zur Eroberung, England zur Vertheidigung der 1704 ohne Widerstand eingenommenen Felsenburg aufboten. Diese Belagerung war seit Juli 1779 nur von der Landseite her anhaltend betrieben worden, wobei der General Elliot seiner Sache so sicher war, daß er immer die Spanier ihre Batterien errichten und sehr bedeutende Summen auf Errichtung und Einrichtung derselben verwenden und hernach, wenn Alles fertig war, mit seiner vortrefflichen Artillerie die Batterien in einem Tage zusammenschießen ließ. Von der Seeseite her ging es den Spaniern noch schlimmer; sie waren nicht einmal im Stande die englischen Kriegsschiffe, Panther und Experiment, welche den Hafen vertheidigten, zu verbrennen, obgleich Brander gebaut und eingerichtet und Don Barcellos Flotte zur Beschützung der Unternehmung gegen den Hafen beordert war. Die Brander wurden aber ungeschickt geleitet und Don Barcellos Flotte bei dem Unternehmen sehr übel zugerichtet.

Wir haben schon oben erwähnt, daß nach diesen vereitelten Versuchen von der Seeseite aus die Engländer nicht konnten abgehalten werden, die Festung mit allem Nöthigen reichlich zu versehen, so daß sie um 1781 viel besser versorgt und besetzt war, als um 1779 vor der Einschließung. Die Besatzung war nach und nach bis auf siebentausend Mann vermehrt und bestand aus lauter auserlesenen, kräftigen Leuten, auch hatte man die geschicktesten und geübtesten Artilleristen dahin geschickt. Seit dem einem Feldzuge ähnlichen merkwürdigen Ausfalle, den die Besatzung mit dem glänzendsten Erfolge gegen die Spanier, welche die Stadt von der Landseite angriffen, unter Elliots eigner Anführung und unter dem General Roß am 27. November 1781 ausgeführt hatte, gab man die Hoffnung, allein von dieser Seite her die Festung zu nehmen, aufs neue auf, und versuchte ganz neue Mittel von der Seeseite her anzuwenden. Zu der Zeit nämlich, als Elliot und Roß den merkwürdigen Ausfall thaten, hatten die Spanier sich mit der Vorstellung getäuscht, daß sie auf der Landseite eine vierte Parallele zu Stande ge-

bracht hätten, welche dem Feuer der Feinde trotzen werde, und nahe genug sey, um dem Geschütze Wirkung geben zu können. Sie war in der That bis auf tausend Ruthen von der Festung fortgeführt, als plötzlich die ganze Garnison in drei Colonnen ausrückte und die Spanier überraschte. Die Kanonen wurden vernagelt, die Werke zerstört, gesprengt, verbrannt und innerhalb einer Stunde die Arbeiten mehrere Monate vernichtet.

Um diese Zeit, als die mehrere Monate hindurch genährte Hoffnung, der Festung von der Landseite beizukommen, vereitelt war, ließ sich der König von Spanien, der die Expedition gegen Minorca angegeben und gleich der Belagerung von Gibraltar als persönliche Angelegenheit angesehen und betrieben hatte, auf den ganz abentheuerlichen Plan einer Beschießung von der Seeseite ein. Diese Erfindung der schwimmenden Batterien kann nur mit Xerres Zug gegen die Griechen, oder doch mit seinem Brückenbau, verglichen werden und hatte eben so verderbliche Folgen für die Urheber, als der Letztere. Der französische Ingenieur, mit dem Carl III. selbst den Plan sogenannter schwimmender Batterien verabredete und welcher den Bau angab und leitete, war und blieb als einer der geschicktesten Männer seines Fachs bekannt, gleichwohl fällt jedem, der weder vom Seewesen noch vom Belagerungskrieg das Geringste versteht, die Abentheuerlichkeit sogleich ins Auge. Es war nämlich der Rathgeber des Königs von Spanien derselbe Ritter d'Arçon, der später in der Schreckenszeit Carnot zur Seite stand, als er die bewunderten Instructionen für die erobernden Armeen der französischen Republik entwarf. Er starb 1800 unter Bonapartes Consulat als Divisionsgeneral, als Inspector der Festungen und Mitglied des Instituts, wie man die Academie damals nannte. Der Plan dieses Ingenieurs, den König Carl III. billigte, ging dahin, die Festung von dem Hafen aus zu beschießen und zu diesem Zweck den Hafen mit ungeheuern schwimmenden hölzernen Bauwerken anzufüllen, worauf man das schwere Geschütz und die Mörser den Werken nahe bringen könne. Den zu dieser Absicht auf Unterlagen von Schiffen gebauten, sehr zusammengesetzten, höl-

zernen, schwerfälligen Gebäuden gab man den Namen schwimmende Batterien.

Es wurden zu dieser Absicht zehn Schiffe von 6 bis zu 1100 Tonnen entmastet, um den mit einer erstaunlichen Masse von Baumstämmen auf ihnen zu erbauenden Batterien zur Unterlage zu dienen und die Belagerer in den Stand zu setzen, sie von einem Orte zum andern zu bringen. Man berechnete die Masse soliden Holzes, welche zum Bau dieser Batterien selbst gebraucht ward, auf 200,000 Cubicfuß. Der untere feste Boden ward oben durch ein elastisches Dach von Ankerseilen die mit nassen Häuten bedeckt waren, geschützt, welches abhängig war, damit die von oben geschossenen Kugeln herabrollten, statt daß sie durch ein festes Dach durchgedrungen wären. Korkholz und nasser Sand künstlich im Innern vertheilt und von Zeit zu Zeit durch eingepumptes Wasser neu genetzt, sollten verhindern, daß die etwa eindringenden glühenden Kugeln das trockene Holz anzündeten. Auf diese Weise wurden diese sogenannten schwimmenden Batterien zu unbehülflichen hölzernen Kastellen, welche, trotz der Schiffe, worauf sie ruhten, nicht leicht bewegt, oder gewendet werden konnten. Auf jedem einzelnen dieser schwimmenden Bollwerke waren 142 Stück schweren Geschützes, zum unmittelbaren Gebrauch, halb so viel in Reserve für den Nothfall, und für jedes Stück sechs Artilleristen.

Das Beschießen der Werke aus der ungeheuern Menge des schweren Geschützes dieser schwimmenden Batterien sollte von dem Feuer von vierzig mit schwerer Artillerie versehenen Kanonenboten unterstützt werden, und ebensoviel Bombenbote mit Mörsern von zwölf Zoll und fünf Bombardier-Galioten sollten zum eigentlichen Bombardement gebraucht werden. Man zählte zwölfhundert Stücke schweren Geschützes, welche herbeigeschafft waren, und 83,000 Fässer Pulver. Der Angriff sollte übrigens zugleich von den auf der Landseite wieder aufgebauten Batterien und vom Hafen aus von den schwimmenden Batterien beginnen, und die Letztern von der vereinigten französischen und spanischen Flotte unterstützt werden. Diese Flotte bestand

aus fünfzig Linienschiffen; sie war bestimmt, es mit der englischen Flotte aufzunehmen, oder vielmehr, diese vom Hafen entfernt zu halten, da man wußte, daß sie Verstärkungen, Vorräthe und Munition für die Festung am Bord habe. Außerdem waren über dreihundert große Boote und Alles, was die Spanier in allen ihren Häfen an Fregatten und kleineren Schiffen zusammentreiben konnten, für den Augenblick des Angriffs an der Meerenge vereinigt.

Ganz Europa harrte mit gespannter Erwartung auf den Ausgang des Unternehmens gegen einen bloßen und vereinzelten Felsen; denn die Anstalten auf der Landseite waren nicht weniger furchtbar, als die Rüstungen auf der See. Es lagen nämlich hinter den Landbatterien vierzigtausend Spanier, zu denen ein Hülfsheer von zwölftausend Mann Franzosen stieß. Aus allen Gegenden Europas, besonders aus Frankreich, Spanien und Italien strömte die vornehme Welt zusammen, um dem Schauspiele der Eröffnung des Feuers vor Gibraltar beizuwohnen. Auch Ludwigs XVI. Brüder vermehrten ihren losen Aufwand und ihre Schulden durch die in der kostspieligen Begleitung ihrer leichtfertigen Umgebung unternommene Reise ins Lager von St. Roque.

Eine sehr üble Vorbedeutung für den Ausgang des abentheuerlichen Unternehmens und für den Erfolg der colossalen Vorbereitungen war, daß, während König Carl III. und d'Arçon, welche zwar Theorie des Kriegswesens, aber auch nicht die geringste praktische Erfahrung hatten, an dem Ausgange gar nicht zweifelten, die beiden spanischen Feldherrn, die zu Lande und zur See gedient und Erfahrungen erworben hatten, Crillon und der Admiral Bonaventura Moreno, auch nicht das geringste Zutrauen zu den großartigen Anstalten zeigten. Die ungeheuern Holzmassen waren in der Bay von Aldschesiras gebaut und die Engländer lachten im Stillen der im Cabinet ohne alle nautische Erfahrung berechneten Unternehmung, welche ihnen eine sichere Beute bereitete.

Der Angriff ward auch dieses Mal wieder von der Land-

seite begonnen, und endigte, wie er noch jedesmal geendigt hatte, sobald man das Feuer eröffnet hatte. Elliot richtete vom fünften bis zum achten September sein furchtbares Feuer auf die neu errichteten Batterien am Lande und schoß auf dieselbe Weise wie er hernach durch glühende Kugeln und Bomben die schwimmenden Batterien vernichtete, in den drei Tagen alle die Werke völlig zusammen, welche die Feinde in neun Monaten an der Landspitze errichtet hatten. Die Spanier bauten indessen sogleich eine neue Batterie von 64 Kanonen und warfen bis zum 13. September, an welchem Tage auch das Feuer von der See aus eröffnet ward, 6300 Kugeln und 1080 Bomben in die Stadt. Elliot erwiederte das furchtbare Feuer gleich heftig, und setzte, als am 16. die schwimmenden Batterien aus dem Hafen von Aldschesiras schwerfällig an den Fuß des Felsens gebracht waren und das betäubende Schießen begann, sein Hauptvertrauen auf die glühenden Kugeln, deren er nach einer vorher mit großer Einsicht gemachten Einrichtung in einem einzigen Tage viertausend auf die unten liegenden hölzernen Bauwerke herabschleuderte.

Die Einrichtung der Dächer der Batterien schien einige Stunden lang die gewünschte Wirkung zu thun, denn selbst die Bomben rollten von den durch die Taue elastischen nassen Fellen herunter; aber sobald eine einzige glühende Kugel tiefer in das größte der Schiffe eindrang, zeigte sich, daß die Einrichtung der Lagen von Korkholz und nassem Sande auf keine Weise die Entstehung einer Entzündung verhindern könne. Sobald es einmal an verschiedenen Stellen rauchte, verlor hernach die Bemannung die Besinnung. Schon um ein Uhr in der Nacht des vierzehnten Septembers standen die beiden größern Batterien, bald auch einige andere in Flammen, und Capitän Curtis benutzte sogleich den günstigen Augenblick, um mit seinen Kanonenboten zu erscheinen. Er commandirte zwölf englische Kanonenbote, von denen jedes einen Achtzehn- oder Vierundzwanzigpfünder führte, diese schickte er jetzt in die Bay, um die spanischen Kanonenbote zu vernichten, welche den Batterien hätten

Hülfe leisten können und sollen. Die Kanonenbote flohen und überließen die Batterien ihrem Schicksal. Acht der ungeheuern Schiffe verbrannten oder flogen in die Luft, unter ihnen war das Admiralschiff; eins fiel in die Gewalt der Engländer und das zehnte verbrannten diese, weil sie es nicht fortbringen konnten [56].

Einen Theil der Mannschaft, welche sich auf den Batterien befand, retteten die Spanier, etwa vierhundert Menschen wurden von den Engländern aus dem Wasser gezogen, doch kamen über fünfzehnhundert auf die elendeste Weise ums Leben. Die unermeßlichen Kosten der Belagerung waren auf diese Weise für Spanien gänzlich verloren und hatten nur gedient, dem englischen General Elliot und dem Generallieutenant Boyd einen unsterblichen Ruhm zu verschaffen. Den Ruhm der Vertheidiger der Festung theilte hernach der Admiral Howe, als er von der See aus das vollendete, was sie zu Lande begonnen hatten. Er verhöhnte die spanische und französische Flotte, die ihn nicht anzugreifen wagten, wie die Vertheidiger von Gibraltar die vereinigte Landmacht beschämt hatten. Admiral Howe lief nämlich mit einer Flotte von vier und dreißig Linienschiffen in demselben Augenblick von Spithead aus, als zwischen den Belagerten und den Belagerern ein so heftiges und anhaltendes Artilleriefeuer unterhalten werden mußte, daß Elliot fast alle Vorräthe seiner Munition erschöpfte und soviel Leute verlor, daß er einer Verstärkung bedurfte. Howe hatte Auftrag, ihn mit den Nöthigen zu versorgen und führte diesen Auftrag trotz der

56) Es waren die zu schwimmenden Batterien eingerichteten Schiffe folgende: 1) Pastora, 21 Stück und 10 Reserve, 760 Mann, Contreadmiral Moreno; 2) Talla Piedra, 21 St., 10 Res., 760 Mann, Prinz von Nassau; 3) Paula Prima, 21 St., 10 R., 760 M., Don Cajetan Langara; 4) El. Rosario, 19 St., 10 R., 700 M., Don Franzesco Xavier Munoz; 5) San Christoval, 18 St., 10 R., 650 M., Federico Gravina; 6) Principe Carlos 11 St., 4 Res., 400 M., Antonio Basurta; 7) San Juan, 9 St., 4 R., 340 M., Josef Angelos; 8) Paula Secunda, 9 St., 4 R., Pablo de Cosa; 9) Santa Anna, 7 St., 4 R., 300 M.; 10) Los Dolores, 6 St., 6 R., 250 M.

feindlichen Flotte von 64 Segeln, unter denen 42 Linienschiffe waren, glücklich aus. Howe griff zwar die feindliche Uebermacht nicht gerade tollkühn an, aber er erschien in ihrer Nähe, er forderte die Feinde gewissermaßen heraus und deckte in der Nähe der Bay, wo er seine Vorräthe und Truppen ausschiffen wollte, dem Feinde trotzend, die achtzehn Transportschiffe, die er in den Hafen schickte, mit seiner Flotte gegen die ihm an Zahl so weit überlegenen Feinde. Er schiffte außer andern Vorräthen zwei Regimenter aus, und lieferte der Festung von den Vorräthen seiner Flotte fünfzehnhundert Fässer Pulver, ohne daß man ihn anzugreifen wagte. Ein Zeitgenosse dieser Ereignisse, dem wir sonst nicht gerade viel Urtheil zutrauen (Wraxall), urtheilt über diese That so verständig, daß wir sein Urtheil unten beifügen wollen [57].

§. 4.

Kampf zwischen Fox und Pitt bis 1784.

Als die im Vorhergehenden erwähnten Kriegsereignisse erfolgten, befand sich der König von England an seinem eignen Hofe in der größten Bedrängniß. Ein neues Ministerium war seit Juli 1782 eingerichtet, aber es gerieth mitten im Glück in größere Verlegenheit, als die war, in welcher sich Lord North und seine Collegen, während das Schicksal fortdauernd ihnen entgegen war, befunden hatten. Das gemischte Ministerium

---

57) Without engaging he defied the combined fleets, offered battle, but did not seek it; effected every object of the expedition by relieving Gibraltar and then retreated; followed indeed by the enemy, but not attacked. They made, it is true, a show of fighting, but never ventured to come to close action. And with such contempt did Lord Howe treat the cannonade commenced by the van composed of French ships under La Motte Piquet, that having ordered all his men on board the Victory to lye down flat on the deck, in order that their lives might not be needlessly exposed, he disdained to return a single shot against such cautious or timid opponents.

nämlich, welches im März 1782 war eingerichtet worden und theils aus liberalen Mitgliedern bestand, welche Rockingham hereinbrachte, theils aus solchen, welche so wenig als möglich vom alten Wege abweichen wollten, und von Shelburne abhingen, war gleich im Anfange unsicher und schwankend, weil damals der König seinen persönlichen Einfluß noch nicht aufgeben wollte, Männer, wie Fox, Sheridan, Burke und andere aber durchaus nicht leiden konnte. Dies Ministerium lösete sich aber schneller auf, als man erwartet hatte, weil Rockingham schon am 1. Juli in seinem zwei und funfzigsten Jahre starb. Da sich Shelburne nach dem Tode seines Collegen mit dessen scheinbar revolutionären Freunden nicht mehr vereinigen konnte, so wagte er, was er vorher nicht gewagt hatte, aus seinen eignen Anhängern ein Ministerium zu bilden. Dies Ministerium war von zwei Seiten gedrängt; auf der Einen vom Anhange des Ministers, der den nordamerikanischen Krieg angefangen hatte, auf der Andern von Fox und seinem Anhange, welche dem Scheine nach republikanische Grundsätze vertheidigten. Shelburne hatte daher einen sehr schweren Stand. Schon von dem Augenblick an, als Fox, Burke, Sheridan und die anderen Freunde Rockinghams im Juli aus dem Ministerium austraten und Opposition bildeten, war der drei und zwanzig Jahre alte, jüngere Pitt, mit dem schon seit Dezember 1781 Dundas innig verbunden gewesen war, derjenige, welcher die Sache des neuen Ministeriums im Unterhause, also auf dem entscheidenden Kampfplatze verfechten mußte. Pitt hatte hinter und um sich Lord Chathams ganzen Anhang, der von dieser Zeit an ihm stets treu blieb, weil er alles aufrecht hielt, was der Aristokratie theuer und werth war, Pfründen, Sinecuren, verfallene Flecken mit eingerechnet. Nicht Shelburne, sondern Pitt als Kanzler der Schatzkammer war daher eigentlich Hauptperson des im Juli errichteten dritten Ministeriums des Jahrs 1782, neben ihm stand Dundas, der unter Lord North Generaladvocat von Schottland gewesen war, als Schatzmeister der Flotte, und machte sich durch seine genaue Bekanntschaft mit den indischen Angelegenhei-

ten ganz unentbehrlich für Pitt. Schon das vorige Ministerium hatte die Nothwendigkeit eingesehen, dem Kriege ein Ende zu machen. Fox hatte sich deshalb besonders an Holländer und Nordamerikaner gewendet. Shelburne wandte sich an Frankreich.

Fox, als Staatssecretär, hatte mit Franklin, der sich in Paris befand, längst einen Briefwechsel angeknüpft, er hatte im April Lord Temples Bruder, Greville, also einen Mann aus einer Familie, in welcher der Republikanismus erblich war, in Oswalds Begleitung nach Paris geschickt und zu Unterhandlungen mit Vergennes und Franklin bevollmächtigt, auch hatte der Congreß noch neben Franklin, Jay, Adams, Laurens Vollmacht zur Friedensunterhandlung gegeben. Wir sehen gleichwohl aus Franklins jetzt vollständig gedruckter Correspondenz, daß Franklin eigentlich allein die ganze Unterhandlung leitete und dabei die Franzosen hinterging, ohne daß man ihm jedoch irgend einen gerechten Vorwurf machen konnte; so ehrlich schlau benahm er sich. Franklin brachte es nämlich dahin, daß er in Paris für Amerika besonders unterhandeln durfte, ohne den Abgeordneten der andern Mächte Mittheilungen zu machen. Auf diese Weise schied er die Forderungen der Amerikaner an England, deren Erfüllung dieses schon vorher versprochen hatte, bei denen also gar keine Schwierigkeit Statt fand, von den schwierigen Unterhandlungen in Versailles und konnte sie gleichlaufend mit denjenigen führen, in welchen Vergennes für Spanien und Holland auf Puncte bestand, welche England nicht einräumen wollte. Sowohl die Unterhandlungen in Paris als die in Versailles wurden vom April bis zum Juni nicht einmal im eigentlichen Sinne in Gang gebracht, obgleich Fox wiederholt erklärt hatte, daß, wenn auch die förmliche Anerkennung der nordamerikanischen Republik erst eine Folge des Friedens seyn könne, England doch kein Bedenken trage, mit derselben, als mit einem unabhängigen Staate, zu unterhandeln. Die Zögerung, welche zum Theil von dem Zwiespalt im englischen Ministerium, zum Theil von dem geringen Einfluß herrührte,

den die liberale Parthei, deren Repräsentant For war, auf König und Nation hatte, erklärt John Adams in einem Briefe an Franklin kurz und durchaus richtig, wir fügen deshalb seine Worte unten bei [58]).

Sobald Shelburne die Leitung des Ministeriums übernommen hatte, bot sich der König willig zu Allem, was man von ihm forderte, um des Kriegs entledigt zu werden und des Parlaments weniger zu bedürfen. Schon gleich im Juli erhielt Fitzherbert, der unter dem Namen Lord St. Helens später bekannter geworden ist, den Auftrag, wegen der Präliminarien mit den europäischen Mächten in Versailles zu unterhandeln, Oswald besonders ward beauftragt, wegen Nordamerika mit Franklin in Paris übereinzukommen. Franklin hätte gern den Abschluß der Präliminarien aus Dankbarkeit gegen Frankreich und aus Rechtlichkeit verzögert, bis England auch mit Frankreich in Versailles einig geworden sey, er ward aber von Jay und Adams überstimmt und diese unterzeichneten, ohne Vergennes, dem Amerika Alles verdankte, auch nur zu fragen. Das englische Ministerium gab nämlich nicht blos über die Unabhängigkeit von Nordamerika, sondern auch über das Gebiet jenseits der blauen Berge, wo jetzt die blühendsten Provinzen und Städte sind, über Häfen, Inseln, Fischerei nach; es forderte sogar, um nur Amerika schnell von seinen Verbündeten zu trennen, nicht einmal eine genaue Bestimmung der Gränzen im

---

58) John Adams, der damals im Haag war, schreibt (Franklin, Works Vol. IX. p. 232) am 13 Juni 1782 an Franklin: The discovery, that Mr. Greville's power (seine Vollmacht) was only to treat with France, does not surprise me at all The British ministry are too divided among themselves, and have too formidable an opposition against them in the king and the old ministers, and are possessed of too little of confidence of the nation, to have courage, to make concessions of any sort, especially since the news of their successes in the West and East Indies. What their vanity will end in, God only knows; for my own part, I cannot see a probability, that they will ever make a peace until their finances are ruined, and such distresses brought upon them, as will work up their parties into a civil war.

Norden, weshalb darüber noch bis vor wenigen Jahren heftiger Streit gewesen ist. Nach dem in Amerika geltenden Grundsatz, daß der größte Reichthum und äußerer Vortheil ausschließend das höchste Ziel des menschlichen Strebens ist und seyn soll, hatten daher die amerikanischen Advocaten Jay und John Adams gegen Franklin im Sinne ihrer Landsleute ganz Recht. Die amerikanischen Rabulisten erfanden dabei einen Ausdruck, welcher dienen sollte, die Bedingung des Tractats mit Frankreich zu umgehen, nach welchem sie nicht eher Präliminarien unterzeichnen durften, bis Frankreich das Gleiche gethan habe. Sie nannten nämlich das, worüber sie einig wurden, nicht Präliminar, sondern Provisional-Artikel. Die Engländer wußten die Eifersucht der Amerikaner zu erregen, und diese spornte Franklins Collegen, ihn zu überstimmen und den Abschluß zu übereilen. Franklins neuester Lebensbeschreiber hat deutlich ausgesprochen, was Franklin in seinen Briefen nur leise andeutet, daß er die kaufmännisch-juristische Undankbarkeit, welche die Herren Jay und John Adams gegen Frankreich bewiesen, keineswegs billigte [59]. Vergennes war daher mit Recht gekränkt und fand

---

59) Sparks, Works of B. Franklin Vol. I. pag. 489. The most remarkable circumstance attending the treaty of peace remains to be noticed. The American envoys not only negotiated it without consulting the court of France, but signed it without their knowledge, notwithstanding they were pointedly instructed by congress „to make the most candid and confidential communications upon all subjects to the ministers of our generous ally, the king of France, and to undertake nothing in the negotiations for peace or truce without their knowledge and concurrence, and notwithstanding the pledge in the treaty of alliance „that neither of the two parties should conclude either truce or peace with Great Britain, without the formal consent of the other first obtained.“ It is true, that the treaty was only provisional and was not to be ratified until France had likewise concluded a treaty, but this reservation did not alter the nature of the act. When the American treaty was signed, it was not known to the commissioners what progress had been made by the French in their negotiation, or whether it was likely to be completed, or the war to continue. There was also a separate article, which was not intended to be communicated to the French at all, concerning the southern boundary of the United States, in case West Florida should be given up to the British in their treaty with Spain.

sich sehr überrascht, als ihm die amerikanischen Bevollmächtigten, ohne ihm nur die geringste Nachricht von dem Erfolge ihrer Unterhandlungen gegeben zu haben, meldeten, daß sie am 30. November 1782 die sogenannten Provisional-Artikel unterzeichnet hätten.

Durch die Unterzeichnung dieser Provisional-Artikel hatte sich die neue Republik der Sache nach schon ganz von ihren Verbündeten getrennt, es war daher blos eine jener Fictionen der Form wegen, welche alle Tage in den englischen Gerichten vorkommen und niemand täuschen, wenn es hieß, die Unterzeichnung der pariser Präliminar-Artikel werde erst in Versailles erfolgen, wenn auch die Engländer und Franzosen über die Ihrigen einig geworden seyen. Die Uebereinkunft über die vorläufigen Punkte des Friedens zwischen England und Frankreich ward besonders dadurch verzögert, daß König Georg III. und seine Minister während des Kriegs, den König Carl von Spanien durch einen Wink wegen Abtretung oder Vertauschung von Gibraltar zu einem besonderen Frieden zu bewegen versucht hatten. Dies war des Königs Lieblingsgedanke, er wollte ihm auch, als die Belagerung scheiterte, nicht entsagen, er bot daher den Engländern an, ihnen gegen Gibraltar sehr bedeutende spanische Besitzungen in andern Gegenden abzutreten; aber das englische Volk verlangte eben so leidenschaftlich, daß der Felsen englisch bleibe, als Carl forderte, daß er wieder mit Spanien vereinigt werde. Das bloße Gerücht von der Möglichkeit einer Abtretung von Gibraltar erregte eine solche Bewegung in ganz England, gab der Opposition solche Stärke und veranlaßte so heftige Reden im Parlamente, daß die Minister diese Reden nur durch Geschwindschreiber durften nachschreiben und den französischen Ministern mittheilen lassen, um diese und endlich auch den König von Spanien oder wenigstens seine Minister zu überzeugen, daß man an eine solche Bedingung nimmer denken dürfe, wenn man wolle, daß der Friede, den man schließe, vom Parlamente gebilligt werde.

Wenn in Holland Einigkeit gewesen wäre, wenn die unzufriedenen Patrioten das Beispiel der Amerikaner hätten befolgen und jetzt wenigstens der Regierung ihres Erbstatthalters volles Vertrauen schenken wollen; so hätten sie viel bessere Bedingungen erhalten können, als sie hernach, gewissermaßen auch von den Franzosen verlassen, erhalten haben; aber der Unwille der Staaten der Provinz Holland gegen England und gegen ihre eigne Regierung war zu groß. Die Staaten von Holland waren durchaus französisch gesinnt, sie trauten auf Vergennes, weil er ein ehrlicher Mann war, da bekanntlich sonst in seiner Sphäre Ehrlichkeit sich nur selten mit der nöthigen diplomatischen Klugheit verbinden läßt, darum zürnte Franklin auch seinen Collegen darüber, daß sie sich einen juristischen Kniff gegen Männer, wie Vergennes und Ludwig XVI. waren, erlaubt hatten. Vergennes opferte in der That, um Spanien nicht zu beleidigen und doch den hartnäckigen König Carl zum Frieden zu bewegen, Vortheile auf, die Frankreich hätte erhalten können, wenn es für sich allein hätte sorgen und die Bundesgenossen ihrem Schicksale überlassen wollen. Dies hebt Franklin besonders hervor, als er am 14. Dezember 1782 dem Congreß die Artikel meldet, über welche man an diesem Tage vorläufig übereingekommen war, welche aber den Hauptinhalt der hernach am 10. Januar 1783 unterzeichneten Präliminarien ausmachten [60]).

---

60) Er schreibt am 14. Dezember (Works Vol. IX. p. 442): I have this day learned, that the principal preliminaries between France and England are agreed on, to wit;

1) France is to enjoy the right of fishing and drying on all the west coast of Newfoundland, down to cape Ray. Miquelon and St. Pierre are to be restored and may be fortified.
2) Senegal remains to France and Goree to be restored the Gambia entirely to England.
3) All the places taken from France in the East Indies to be restored, with a certain quantity of territory round them.
4) In the West Indies, Grenada and the Grenadines, St. Christopher's, Nevis and Montserrat, to be restored to England; St. Lucia to France.

Florida und die Bahama-Inseln waren den Engländern entrissen worden, diese hatte anfangs Spanien herausgeben sollen, um Anderes behalten zu dürfen, die Engländer hatten aber die Inseln in der letzten Zeit wieder erobert, man half sich aber dadurch, daß man nichtsdestoweniger, weil sowohl das französische als das englische Ministerium den Frieden weit sehnlicher wünschten und seiner viel mehr bedurften, als der König von Spanien, dem Letztern beide Floridas und die Insel Minorca überließ. Auch Frankreich erlangte einige Vortheile. Es erhielt die Inseln St. Pierre und Miquelet nebst dem Rechte des Fischfangs bei Terre Neuve auf demselben Fuße zurück, wie es im utrechter Frieden festgesetzt war. Frankreich mußte freilich die eroberten Inseln in Westindien wieder herausgeben, erhielt aber dafür die Niederlassungen auf der Westküste von Afrika und Pondichery zurück. Wir werden freilich weiter unten zeigen, daß in Ostindien dadurch, daß Vergennes die Namen Vilnour und Valdaour verwechselte, ein bedeutendes Gebiet für Frankreich verloren ging. In Westindien behielt Frankreich die Insel Tabago. Der wichtigste Punkt für seine Ehre war, daß die lästige Aufsicht, welche die Engländer nach den frühern Tractaten über Dünkirchen führen durften, endlich ganz aufhörte. Frankreich ward des englischen Aufsehers in einer Stadt seines Gebiets entledigt, es durfte den Hafen derselben wieder eröffnen und die Stadt wieder befestigen. Holland allein ward im Frieden, wie vorher im Kriege, von Freunden und Feinden als ein Verbündeter oder Gegner betrachtet, den man weder als Freund zu achten im Stande sey, noch als Feind zu fürchten brauche. Man gewährte zwar auch den Holländern Waffenstillstand, ward aber mit ihnen über die eigentlichen Bedingungen

---

Es wurde an dem, was Franklin hinzufügte, noch Manches geändert, und Frankreich durfte auch Tabago behalten. Die einzelnen Bedingungen anzuführen, gehört nicht zu unserm Zweck, außerdem findet man bei **Lacretelle hist. de France pendant le 18. siècle. Vol. V. p. 324** die Friedensschlüsse **in extenso.**

Wenn in Holland Einigkeit gewesen wäre, wenn die unzufriedenen Patrioten das Beispiel der Amerikaner hätten befolgen und jetzt wenigstens der Regierung ihres Erbstatthalters volles Vertrauen schenken wollen; so hätten sie viel bessere Bedingungen erhalten können, als sie hernach, gewissermaßen auch von den Franzosen verlassen, erhalten haben; aber der Unwille der Staaten der Provinz Holland gegen England und gegen ihre eigne Regierung war zu groß. Die Staaten von Holland waren durchaus französisch gesinnt, sie trauten auf Vergennes, weil er ein ehrlicher Mann war, da bekanntlich sonst in seiner Sphäre Ehrlichkeit sich nur selten mit der nöthigen diplomatischen Klugheit verbinden läßt, darum zürnte Franklin auch seinen Collegen darüber, daß sie sich einen juristischen Kniff gegen Männer, wie Vergennes und Ludwig XVI. waren, erlaubt hatten. Vergennes opferte in der That, um Spanien nicht zu beleidigen und doch den hartnäckigen König Carl zum Frieden zu bewegen, Vortheile auf, die Frankreich hätte erhalten können, wenn es für sich allein hätte sorgen und die Bundesgenossen ihrem Schicksale überlassen wollen. Dies hebt Franklin besonders hervor, als er am 14. Dezember 1782 dem Congreß die Artikel meldet, über welche man an diesem Tage vorläufig übereingekommen war, welche aber den Hauptinhalt der hernach am 10. Januar 1783 unterzeichneten Präliminarien ausmachten [60]).

---

60) Er schreibt am 14. Dezember (Works Vol. IX. p. 442): I have this day learned, that the principal preliminaries between France and England are agreed on, to wit;

1) France is to enjoy the right of fishing and drying on all the west coast of Newfoundland, down to cape Ray. Miquelon and St. Pierre are to be restored and may be fortified.
2) Senegal remains to France and Goree to be restored the Gambia entirely to England.
3) All the places taken from France in the East Indies to be restored, with a certain quantity of territory round them.
4) In the West Indies, Grenada and the Grenadines, St. Christopher's, Nevis and Montserrat, to be restored to England; St. Lucia to France.

Florida und die Bahama-Inseln waren den Engländern entrissen worden, diese hatte anfangs Spanien herausgeben sollen, um Anderes behalten zu dürfen, die Engländer hatten aber die Inseln in der letzten Zeit wieder erobert, man half sich aber dadurch, daß man nichtsdestoweniger, weil sowohl das französische als das englische Ministerium den Frieden weit sehnlicher wünschten und seiner viel mehr bedurften, als der König von Spanien, dem Letztern beide Floridas und die Insel Minorca überließ. Auch Frankreich erlangte einige Vortheile. Es erhielt die Inseln St. Pierre und Miquelet nebst dem Rechte des Fischfangs bei Terre Neuve auf demselben Fuße zurück, wie es im utrechter Frieden festgesetzt war. Frankreich mußte freilich die eroberten Inseln in Westindien wieder herausgeben, erhielt aber dafür die Niederlassungen auf der Westküste von Afrika und Pondichery zurück. Wir werden freilich weiter unten zeigen, daß in Ostindien dadurch, daß Vergennes die Namen Vilnour und Valdaour verwechselte, ein bedeutendes Gebiet für Frankreich verloren ging. In Westindien behielt Frankreich die Insel Tabago. Der wichtigste Punkt für seine Ehre war, daß die lästige Aufsicht, welche die Engländer nach den frühern Tractaten über Dünkirchen führen durften, endlich ganz aufhörte. Frankreich ward des englischen Aufsehers in einer Stadt seines Gebiets entledigt, es durfte den Hafen derselben wieder eröffnen und die Stadt wieder befestigen. Holland allein ward im Frieden, wie vorher im Kriege, von Freunden und Feinden als ein Verbündeter oder Gegner betrachtet, den man weder als Freund zu achten im Stande sey, noch als Feind zu fürchten brauche. Man gewährte zwar auch den Holländern Waffenstillstand, ward aber mit ihnen über die eigentlichen Bedingungen

---

Es wurde an dem, was Franklin hinzufügte, noch Manches geändert, und Frankreich durfte auch Tabago behalten. Die einzelnen Bedingungen anzuführen, gehört nicht zu unserm Zweck, außerdem findet man bei Lacretelle hist. de France pendant le 18. siècle. Vol. V. p. 324 die Friedensschlüsse in extenso.

des Friedens erst einig, als endlich am dritten September 1783 der förmliche Friede abgeschlossen war, dem die in den ersten Monaten des Jahrs unterzeichneten Präliminarien zu Grunde gelegt wurden. Zu dieser Verzögerung des förmlichen Friedensabschlusses trugen die Stürme, die sich im englischen Parlament wegen der Präliminarien erhoben hatten, und die Veränderung des Ministeriums nicht wenig bei.

Die Präliminarien verkündeten dem englischen Volke, welches sogar mit den durchaus vortheilhaften Bedingungen des pariser Friedens um 1763 unzufrieden gewesen war, weil es auch durch die bedeutenden Abtretungen von Seiten Frankreichs und Spaniens nicht befriedigt ward, die Schmach des letzten Krieges. Dieser Friede war der ehrenvollste, den Frankreich seit einem Jahrhundert mit England, und umgekehrt, der nachtheiligste, den dieses Reich mit jenem geschlossen hatte, das war mehr als der brittische Stolz ertragen konnte. Man erhob sich von allen Seiten nicht blos gegen das Ministerium, das die Nation verrathen haben sollte, sondern ganz besonders auch gegen den König, der durchaus dem Kriege ein Ende habe machen wollen. Jetzt endlich redete Lord North, der bis dahin sich ruhig verhalten hatte, im Parlamente mit gleicher Heftigkeit, als Fox und sein Anhang, gegen die Präliminarien, und Lord Keppel legte seine Stelle als erster Lord der Admiralität nieder, weil er sie mißbilligte. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich in England, wie jetzt in Frankreich, daß eine constitutionelle Regierung zuweilen für die öffentliche Sittlichkeit und für Behauptung eines Grundsatzes der Treue und Rechtlichkeit im öffentlichen Leben verderblicher wirken könne, als eine despotische, wo nie das ganze Volk von dem unterrichtet wird, was seine Vorsteher Schändliches treiben. Es machten nämlich die beiden Partheien, welche Jahre lang unversönlichen Krieg geführt, deren Führer sich einer den andern einen schamlosen Despoten und einen gottlosen Demokraten gescholten hatten, gegen einen rechtlichen und nach der Art seines Volks zwar blind, aber doch treu gläubigen König einen Bund,

um ihm ihre Führer, welche er als Treulose verabscheute, zu Ministern aufzudringen.

Fox und Lord North waren weder der Eine noch der Andere im Stande, ein Ministerium und ein Parlament gegen Shelburne und Pitt zusammenzubringen, sie schämten sich daher nicht, ohne alle Rücksicht darauf, daß sie hundert Mal erklärt hatten, daß der Grundsatz ihres Lebens und ihrer Verwaltung sich verhalte, wie Tugend zum Laster oder wie Wahrheit zur Lüge, eine innige Verbindung einzugehen, über welche alle rechtlichen Leute tief betrübt waren. Diese Verbindung nennt man das Coalitions-Ministerium Englands. Bei dieser Gelegenheit sah man auch, wie wenig die ehrlichen Leute in der Politik gehört werden dürfen, denn das ehrliche Ministerium Shelburne mußte weichen und die beiden Häupter der Gegner desselben durften wie zwei Mächte über die Theilung der Beute desselben unterhandeln. Shelburne wollte anfangs Fox die Hand reichen, damit wenigstens Lord North nicht zur Schande der mit ihm jetzt verbündeten demokratischen Opposition wieder ins Ministerium komme; aber Fox war über dergleichen bürgerliche Bedenklichkeiten hinaus, er wollte nicht mit Shelburne im Ministerium seyn; auch wäre außerdem die Sache an Pitt gescheitert, der von dergleichen Tractaten nicht hören wollte.

Die Unterhandlung über die sogenannte Coalition und über die Theilung der dadurch zu erobernden, vom englischen Volke bezahlten Stellen und Pensionen und Sinecuren, und über ihre Vertheilung zwischen Freunden und Verwandten von Lord Hollands Sohn, dem Redner und wahrhaft großen Staatsmann Fox, und dem Urheber des nordamerikanischen Kriegs ward ganz öffentlich betrieben. Lord North ließ durch zwei Bevollmächtigte (den nachherigen Grafen von Guilford und den Obersten Fitzherbert) mehrere Tage hindurch, ohne daß der König nur befragt worden wäre, die Bedingungen der unnatürlichen Ministerialallianz ausmachen, dann ward die Coalition am 16. und 17. Februar 1782 mit beispielloser Dreistigkeit im Parlamente verkündigt. Um den Zweck zu erreichen und das Ministerium

Shelburne zur Niederlegung der Stellen zu zwingen, wollte man eigentlich den Präliminarien die Zustimmung des Parlaments versagen, dies konnte aber nicht geschehen, weil das Oberhaus seine Zustimmung schon gegeben hatte. Das Ministerium konnte sich gleichwohl nicht behaupten, die Coalition nahm vielmehr mit großer Keckheit von der Regierung im Parlamente Besitz, ehe sie noch im Cabinet einen Sitz hatte.

Lord North erklärte mit seiner gewohnten Dreistigkeit, er und sein Verbündeter wollten den durch die Präliminarien vorbereiteten Frieden nicht stören, sie wollten auch das Ministerium nicht zur Verantwortung ziehen, oder eine Abänderung der zugestandenen Punkte fordern; sondern, wie er ganz naiv zu verstehen giebt, Alles blos mißbilligen, damit das getadelte Ministerium ihnen weichen müsse. For, dessen eigne Worte wir unten anführen, erklärte sich ganz damit einverstanden. Seine Worte zeigen, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher genialen Verhöhnung dessen, was man im gemeinen Leben Wahrheit und Treue der innern Ueberzeugung nennt, er sich über seine Verbindung mit dem Manne ausspricht, den er sechzehn Jahre lang als Urheber des Kriegs, als Unterdrücker der Freiheit und als Feind des Vaterlandes verfolgt hatte [61]). Das Ministerium gab, schon

---

61) Im Texte wird nach den Ansichten geurtheilt, welche jetzt veraltet sind. In Spanien, in England, in Frankreich nennt man jetzt höchste Staatswissenschaft, was von uns gescholten wird. Die spanischen Minister, denen die französische Regierung die breiten Ordensbänder gibt, werden reden, wie For bei dieser Gelegenheit spricht. Dieser sagt nämlich mit einer Dreistigkeit, die Guizot von Zeit zu Zeit, Thiers immer zur Schau trägt: **I have been accused of having formed an union with the noble lord (North) whose principles I have opposed for several years of my life, but the grounds of our opposition are removed and I do not conceive it to be honorable, to keep up animosities for ever. I am happy at all times to have a proper opportunity to bury my resentments and it is the wish of my heart that my friendships should never die. The American war was the source of my disagreement with the noble lord and that cause of enmity being now no more, it is wise and fit to put an end to the il-will, the animosity, the feuds, and the rancor, which it engendered. It is a satisfaction to me to apply the**

dem Könige zu Gefallen, und weil es die Mehrheit im Oberhause für sich hatte, nicht sogleich nach, besonders weil selbst im Unterhause die Coalition nur eine Mehrheit von wenigen Stimmen zählte. Der Kampf ward vom sechzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Februar ohne Entscheidung fortgesetzt, an dem letztern Tage aber legte Shelburne, dem man allgemein vorwarf, er habe als Minister ein schändliches Spiel mit Staatspapieren getrieben, seine Stelle plötzlich nieder. Wäre er rein vom Schmutz der Geldspeculationen gewesen, wie Pitt hernach war, so hätte er sich, wie man damals allgemein glaubte, gegen die verachtete und verhaßte Coalition zweier unmoralischen Gegner behaupten können; obgleich diese durchgesetzt hatten, daß das Unterhaus die Erklärung erließ: „daß die Abtretungen, welche Großbritannien seinen Feinden durch den Provisionaltractat und durch die Präliminarartikel bewilligt habe, bedeutender wären, als diese Feinde in Rücksicht der gegenwärtigen Lage ihrer Angelegenheiten und der gegenseitigen Stärke hätten erwarten dürfen.“ Uebrigens ist der Vorwurf, den man Shelburne machte, nie eigentlich erwiesen worden, doch hat ihn Pitt, der noch fünf Wochen lang nach seinem Austritt dem Könige als Kanzler der Schatzkammer zur Seite blieb, um ihm den bittern Kelch, die Männer der Coalition um sich zu dulden, zu ersparen, später nie wieder im Cabinet dulden wollen.

Der König zögerte und zauderte, Pitts Leitung der Geschäfte war nur eine Nothhülfe, die mehrsten Geschäfte standen in den fünf Wochen ganz still und doch konnte der König sich nicht entschließen, sich und das Volk in die Hände einer gewissenlosen Oligarchie zu geben, die alle Vortheile und Aemter, ohne ihn zu fragen, getheilt hatte, ehe nur das vorige Ministerium entlassen war. Der König ließ nicht allein das Ministerium während der fünf Wochen von Pitts Interimsverwal-

---

appellation of *friend* to the noble lord; I have found him honorable as an adversary, and have no doubt of his openess and sincerity as a friend.

tung ganz ohne Haupt, sondern er drohte sogar in einem Augenblick, als durch die Unsicherheit des Cabinets alle Geschäfte in Stocken geriethen, auf einige Monate nach Hannover zu gehen und England sich selbst zu überlassen.

Schon seit Mitte März bestürmte das Unterhaus den König mit wiederholten und dringenden Vorstellungen wegen Bestellung eines neuen Ministeriums, während die Coalition mit großer Insolenz jeden Mann verschmähte, der dem Könige zu Gefallen im Cabinet oder auch nur am Hofe zugelassen werden sollte, und jede, auch noch so kleine Aenderung an der verabredeten neuen Einrichtung der Verwaltung verweigerte. Als gegen Ende März auch Pitt seine Stelle aufgab und in den acht Tagen von seinem Austritt bis zur Entschließung des Königs vom 2. April, die ganze englische Staatsmaschine in Stocken gerathen war, gehorchte endlich der König der harten Nothwendigkeit und ließ den Herzog von Portland rufen, den die gegen den König und gegen das Volk verbündete oligarchische Bande zu ihrem Haupte erkohren hatte, oder vielmehr, dem sie die Ehre der Repräsentation überlassen wollte. Der Herzog ward erster Lord der Schatzkammer, die ganze Cabinetsoligarchie bestand nur aus sieben Mitgliedern, statt daß das letzte Cabinet aus eilf Personen und das vorige aus neun bestanden hatte.

Fox ward wieder Staatssecretär für die auswärtigen, Lord North für die innern Angelegenheiten, Lord Keppel erhielt die Stelle eines ersten Lords der Admiralität wieder. Burke und Sheridan gehörten zwar zum eigentlichen Cabinet nicht, doch wurden sie mit Stellen bedacht, die ihren Bedürfnissen und Wünschen angemessen waren, so daß auch sie für ihre Reden im Parlament bezahlt wurden. Burke ward wieder Zahlmeister und Sheridan Secretär der Schatzkammer. Die eigentliche Regierung während der Zeit des Coalitionsministeriums war in Fox Händen, die Hofämter, Ehrenstellen und Auszeichnungen ertheilte zufolge der Uebereinkunft Lord North; es mußte daher nothwendig die Abneigung des Königs gegen Alles, was die Minister vorschlugen, fortdauern. Diese Abneigung des Kö-

nigs, verbunden mit der Opposition, die von William Pitt und Dundas ausging, hemmte die Thätigkeit des Ministeriums, dem sonst das unter Lord Norths Leitung gewählte Parlament gänzlich angehörte, weil sich jetzt die vormaligen liberalen Mitglieder mit den absolutistischen vereinigt hatten. Alle Mühe, die Abneigung des Königs zu überwinden, war vergeblich, obgleich er in der Kunst sich zu verstellen Meister war, weshalb man ihn falsch und kalt nannte. Er gab den Ministern Audienzen, empfing aber alle Glieder des Cabinets stets mit steifer Förmlichkeit, feierlich und kalt; er ließ sich von ihnen die nöthigen Maßregeln angeben oder vielmehr vorschreiben, fügte sich ihrem Rathe, unterzeichnete die vorgelegten Papiere, bewies aber nie das geringste Vertrauen, sondern ließ ihnen deutlich merken, daß, wenn er auch ihre Talente und ihre Fähigkeit im Geschäfte anerkenne, er sie doch als Menschen tief verachte.

Als Fox am Könige und folglich an der Dauer seines Ministeriums verzweifelte, kam er auf den unseligen Gedanken, die Coalition in eine Oligarchie zu verwandeln, welche Parlamente machen und sich ohne den König sollte behaupten können. Dies sollte dadurch geschehen, daß die ostindische Gesellschaft und alle ihre ungeheuern Besitzungen in Ostindien, nebst dem Haupthandelsinteresse der ganzen Nation, unbedingt von der Herrschaft des gegenwärtigen Ministeriums und von der Fortdauer des diesem angehörigen Parlaments abhängig gemacht würde. Der Zustand der privilegirten ostindischen Handelsgesellschaft und das Verfahren ihrer von den Eigenthümern der Actien erwählten Directoren, Beamten u. s. w. hatte schon vorher eine Einmischung des Ministeriums und des Parlaments in die ostindischen Angelegenheiten nothwendig gemacht. Je ausgedehnter das Kaiserthum der Gesellschaft in Indien, je größer der Handel ward, desto mehr Geld hatte das englische Volk hergeben müssen, wenn nicht durch die schlechte Verwaltung Stillstand oder Bankerott erfolgen sollte. Man mußte daher die ganze Einrichtung der Gesellschaft ändern, um die Millionen unterjochter Indier der Regierung habsüchtiger Kaufleute

zu entziehen und sie als Unterthanen des brittischen Reichs zu behandeln. Die Einrichtung der Gesellschaft, vermöge deren jede Actie von fünfhundert Pfund zu einer Stimme, also hunderttausend Pfund zu zweihundert Stimmen in einer Gesellschaft, welche man die der Eigenthümer nannte, berechtigte, brachte die Regierung eines Gebiets, das schon damals größer als Deutschland war, an wenige reiche Engländer. Die Eigenthümer wählten nämlich Directoren, welche nur ihnen allein Rechenschaft ablegten. Diese Einrichtung zeigte sich schon vor dem siebenjährigen Kriege als durchaus mangelhaft, weil schon seit dem Erbfolgekriege die Gesellschaft fortdauernd vermöge des Parlaments zur Staatskasse Zuflucht nehmen mußte; nach dem siebenjährigen Kriege ward sie völlig unhaltbar.

Seit dem siebenjährigen Kriege oder vielmehr seit den grausamen, treulosen und räuberischen Unternehmungen des aus einem Handlungsgesellen zum Staatsmann und Helden gewordenen Lord Clive, der alle Eigenschaften eines großen asiatischen Diplomaten mit den Talenten eines ausgezeichneten europäischen Generals verband, war ein großer Theil von Indien von den Truppen der ostindischen Gesellschaft besetzt, ihre Directoren konnten aber unmöglich in Asien Könige, in Europa Kaufleute seyn, ohne daß England die verderblichsten Folgen fühlte. Diese wurden schon unter Clive und durch ihn fühlbar und erregten den tiefen Unwillen des unverdorbenen Theils der Nation, der auch sogar in unsern Tagen in England noch ansehnlicher ist, als unter andern entsittlichten Völkern Europa's. Die Regierung Indiens von London aus war unmöglich, so lange die Directoren von der englischen Staatsregierung ganz unabhängig und die oberen Beamten in Indien selbst nur den Directoren Rechenschaft ablegten, deren Creaturen oder Instrumente sie waren. Die obersten Beamten, Statthalter auf der Küste von Coromandel und in den Provinzen am Ganges hatten sich daher auch seit dem pariser Frieden alle ohne Ausnahme auf eine niedrige und empörende Weise gegen die Fürsten und Einwohner des eroberten Landes betragen. Während also die ostindi-

sche Gesellschaft ihre Statthalter wegen ihrer Verdienste und Talente belohnte, ehrte, beschenkte, riefen die Repräsentanten der englischen Nation sie zur gerichtlichen Verantwortung, weil sie den englischen Namen durch öffentliche Verbrechen beschimpft hatten. Rumbold, der auf der Küste von Coromandel despotisch grausam und unterdrückend habsüchtig Gesetz und Moral verachtet hatte, entging der Anklage durchs Unterhaus vor dem Oberhause nur durch seinen zur gelegenen Zeit für ihn erfolgten Tod; Clive und sein Nachfolger Warren Hastings (ebenfalls ein Mann von Talent und Kraft, aber ebenfalls ohne Grundsätze) wurden unter großem Lärm zu ganz verschiedenen Zeiten wirklich als Verbrecher angeklagt.

Die Handlung der Gesellschaft sogar ward von den londoner Directoren, so lange sie niemand überwachte, so schlecht besorgt, daß das Parlament, um einem Bankerott vorzubeugen, der den englischen Credit würde vernichtet, und unzählige Menschen in den Abgrund gezogen haben, mehrere Mal mit Millionen zu Hülfe kommen mußte. Die Nation, welche bezahlen mußte, hatte daher unstreitig ein Recht, sich um die Verwaltung der Finanzangelegenheiten der von ihr unterstützen Privatgesellschaft und zugleich um die Art der Verwaltung der mit englischen Truppen eroberten Provinzen zu bekümmern. Dies war um 1773 geschehen, als Lord North an der Spitze des Ministeriums stand. Lord Clive ward damals im Parlamente mit aller der Heftigkeit angeklagt, welche Burke später auch gegen Warren Hastings zu beweisen Gelegenheit hatte. Dies war zu einer Zeit, als die ostinische Gesellschaft ein Anleihen von 440,000 Pfund vom Parlamente suchte und diese Summe auch wirklich erhielt. Lord North brachte damals einen Gesetzesvorschlag ins Parlament, wodurch er die indischen Angelegenheiten einer Oberaufsicht des Ministeriums unterwarf und dadurch die Protection der Minister, worauf ihre Macht über das Parlament und auf die Wahl desselben besonders beruht, ungemein vermehrte. Dieses erste Staatsgesetz in den Angelegenheiten der

ostindischen Gesellschaft ist unter dem Namen der Regulations-bill bekannt [62]).

Durch das Regulationsgesetz ward festgesetzt, daß künftig die Directoren auf je vier Jahre sollten gewählt werden, daß das Stimmrecht in der Versammlung der Eigenthümer an den Besitz der Summe von 1000 Pfund an Actien sollte geknüpft werden, statt daß vorher schon der Besitz von 500 Pfund ein Stimmrecht gab. Es sollte ferner diesem Gesetze zufolge in Calcutta ein neuer Obergerichtshof errichtet werden, bestehend aus einem Oberrichter und drei Richtern, welche die Krone zu ernennen habe. Endlich sollte künftiz in Bengalen ein General-gouvernement bestehen, dem die andern Präsidentschaften unter-geordnet wurden. Der bestehende Rath und der gegenwärtige Statthalter, hieß es darin, sollten zwar bestätigt werden, doch wurden ihnen andere Personen von Seiten der Regierung bei-geordnet. In der Folge sollte niemand mehr von der ostin-dischen Gesellschaft allein, ohne Befragung und Einwilligung des englischen Ministeriums, zu den höheren Stellen ernannt werden. Bei dieser Gelegenheit ward auch ausgesprochen, daß Clive wegen seines Betragens zur Rechenschaft gezogen werden solle und daß künftig jede Erwerbung von Land und Gebiet, welche im Namen der Gesellschaft gemacht werde, Eigenthum des brittischen Staats seyn solle. Dies Gesetz half aber dem Hauptübel, der schlechten Verwaltung, nicht ab, und die Gesell-schaft fuhr auf der einen Seite, trotz des Regulativs, fort, Eroberungen für ihre Rechnung zu machen, und auf der andern dauerten unter Warren Hastings, dem ersten Generalgouver-neur, die Geldverlegenheiten fort. Der nachher so furchtbar angeklagte und durch Burkes im Oberhause gehaltenen Reden, als Unmensch und Tyrann gebrandmarkte Warren Hastings

62) Wir führen die Bill unter dem Titel an, unter dem sie bekannt ist und citirt werden muß, der ausführliche Titel lautet: A bill for establishing certain regulations for the better management of the affairs of the East India company, as well in India as in Europe.

wird übrigens von vielen Schriftstellern wegen seiner Einrichtungen und seiner Verwaltung eben so sehr gepriesen, als von andern gescholten. Die Untersuchungen darüber gehören theils in dieses ausschließend den europäischen Geschichten gewidmete Werk nicht, theils fiel Warren Hastings Prozeß in eine viel spätere Zeit, als die, deren Geschichte dieser Band umfaßt.

Schon zur Zeit des vorletzten Ministeriums, also noch unter Lord North, war durch die Klagen über die Regierung der Kaufleute und ihrer Beamten in Indien, noch mehr durch die schlechte Verwaltung der Einnahme und des Handels und wegen des stets aufs neue drohenden Bankerotts die Ueberzeugung allgemein geworden, daß durch die Regulationsbill wenig oder nichts gewonnen sey. Man war zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Parlament ernstlich durchgreifen, eine Radicalreform der Gesellschaft und ihrer Verwaltung vornehmen, und ganz besonders die Regierung der im siebenjährigen Kriege und nachher erworbenen Provinzen den Kaufleuten ganz entziehen müsse. Den Kaufleuten war nämlich sowohl Rumbold als Warren Hastings ein vortrefflicher Mann. Beide hatten ja von den Maratten und durch die Besiegung des furchtbaren Hyder Ali im Carnatik viel Geld und viel Land gewonnen. Allein die politischen Verbrechen dieser Männer hatten nur sie und die Begünstigten bereichert, den Finanzen der Gesellschaft hatten die auf ihre Kosten erworbenen unermeßlichen Reichthümer mehr geschadet als genützt, sie mußte aufs neue die Staatskasse in Anspruch nehmen. Da das Privilegium (charter) der ostindischen Gesellschaft immer nur auf bestimmte Jahre ertheilt ward, so wollte man schon im Jahre 1780 den Ablauf des Termins im Anfange des folgenden Jahrs (1781) zu einer Veränderung benutzen, doch verlängerte man hernach das Privilegium noch auf eine kurze Zeit und setzte blos einstweilen zwei Ausschüsse nieder, um die indischen Angelegenheiten genau zu untersuchen. In diesen Ausschüssen war schon unter Lord North der damalige Generaladvocat von Schottland, Dun-

das, eine Hauptperson, und auf Antrag der Ausschüsse wurden im Laufe der Jahre 1781 und 1782 allerlei Reformen der Gesellschaft und Abänderungen der Maßregeln der Directoren beschlossen. Diesen Beschlüssen ward auf eine ganz auffallende Weise von Seiten der ostindischen Gesellschaft und ihren Directoren entgegengehandelt. Rumbold sollte einem Parlamentsbeschluß gemäß vor Gericht gestellt werden; das geschah nicht, er starb, ohne daß seine Vergehungen wären gerügt worden. Warren Hastings sollte ebenfalls zurückberufen und angeklagt werden; die Directoren kehrten sich aber an dem Parlamentsbeschluß nicht, sie bestätigten ihn im Amte und er setzte seine, eines asiatischen Despoten würdige, Regierung noch Jahre lang fort. Die Ursache dieser Verachtung der Verordnungen des Parlaments war, daß niemand mehr über die Ausführung der Beschlüsse wachen konnte, seitdem der eine Ausschuß, der zur bessern Einrichtung von Recht und Gericht in Indien und zur Untersuchung der Ursachen des Kriegs im Carnatic bestellt war, sich aufgelöset hatte. Der andere zur neuen Organisation bestellte Ausschuß dauerte fort, brachte aber den von ihm gebilligten, von Dundas entworfenen Reformationsvorschlag erst ans Parlament, als sich schon alle Umstände geändert hatten.

Der von Dundas ausgearbeitete Bericht kam nämlich erst 1783 ans Parlament, als der Verfasser desselben schon neben Pitt in der Opposition seinen Platz genommen hatte. Der Vorschlag, der in diesem Bericht enthalten war, wurde daher verworfen, und Fox versprach eine Totalreform vorzuschlagen. Pitt und seine Freunde stimmten übrigens mit ihren Gegnern darin überein, daß man den Uebeln der Verwaltung und der Regierung der indischen Besitzungen nur dadurch dauerhaft abhelfen könne, daß man die ostindische Gesellschaft unter die Vormundschaft der brittischen Regierung bringe. Fox schlug zu diesem Zwecke im November 1783 zwei Gesetze vor, welche seine Absicht, das Ministerium und sogar das Parlament ganz vom Könige und auch vom Volke unabhängig zu machen und fort-

dauernd unter dem Einfluß der Coalition zu erhalten, so schlau unter der Form der Verbesserung der Einrichtung einer Handelsgesellschaft versteckte, daß sehr wenige Staatsmänner den eigentlichen Sinn der Vorschläge erriethen, den der König nicht einmal ahndete. Das eine der vorgeschlagenen Gesetze enthielt nämlich die weisesten, gerechtesten, mildesten und vortrefflichsten Bestimmungen über Verwaltung von Gericht, Regierung und Recht in Indien, wodurch allen bisherigen Beschwerden über englische Brutalität und Bedrückung der Indier abgeholfen werden sollte. Das Andere enthielt die Einrichtung der Gesellschaft selbst. Das Eine hat mit der Geschichte, die wir hier behandeln, nichts zu thun, so wichtig die Kenntniß desselben auch in andern Beziehungen ist, das andere mit dem Ersten unzertrennlich Verbundene führte dagegen den Sturz des Coalitionsministeriums herbei. Es unterwarf nämlich nicht blos die Compagnie der Aufsicht des Ministeriums, was jedermann wünschte, sondern es richtete die neue Ordnung der Gesellschaft so ein, daß dadurch die Auflösung des Ministeriums dem Könige unmöglich werden mußte.

Das Monopol der Gesellschaft, welches erst in unsern Tagen aufgehoben worden ist, sollte nach Fox Vorschlag fortdauern, auch war nichts darüber bestimmt, ob die Territorialrechte der Gesellschaft bleiben oder der Krone überlassen werden sollten. Ausdrücklich festgesetzt ward dagegen, daß den Directoren und den sogenannten Eigenthümern oder Besitzern von tausend Pfund an Actien, von denen die Directoren gewählt wurden, die ganze Verwaltung, sowohl des Handels als der Regierungsangelegenheiten der von der Gesellschaft besetzten und eroberten Provinzen entzogen werden solle. Die Verwaltung, die Ernennung der Beamten und Angestellten, das Recht des Kriegs und des Friedens ward durch die Art, wie die Commissarien, denen Alles dieses überlassen werden sollte, bestellt und mit der Landesregierung und dem Parlament in Verbindung gebracht wurden, dem Ministerium überlassen. Fox wollte die oberste Leitung der indischen Geschäfte an sieben Mitglieder

der in England durch Landbesitz oder Geldreichthum angesehensten englischen Familien, die Ausführung der von diesen gegebenen Verordnungen oder gemachten Einrichtungen an neun Directoren der Handelsgesellschaft übertragen lassen. Wie er den ministeriellen Theil der englischen Aristokratie ans Ministerium und dadurch dieses ans Parlament, oder vielmehr an den Einfluß jener sieben auf die Wahlen knüpfen wollte, wird man schon aus den Namen der sieben vornehmen Herren sehen, welche er vorschlug. Es waren: Der Graf Fitzwilliam, der Viscount Lewisham, der Erbgraf Montague, der älteste Sohn des Lord North (August), die Baronets Elliot und Fletcher und der Junker Robert Gregory. Diese Männer waren aus denselben Familien, welche auch das Ministerium erobert hatten, und sie waren gerade in eben dem Verhältniß gewählt, in welchem die Coalition das erstürmte Ministerium unter sich getheilt hatte.

Fox versteckte übrigens, wenn er auch, als er die Namen der Commissarien nannte, ganz offen zeigen mußte, daß man die Herrschaft des Ministeriums viel weiter ausbreiten wolle, als bisher geschehen war, die Absicht, dessen Herrschaft auf sehr lange Zeit zu befestigen, durch allerlei künstliche Kreuz- und Querbestimmungen. Es ward nämlich, was bloße Täuschung war, in dem Vorschlage nur fürs Erste die Ernennung der Commissarien dem Parlament, d. h. dem Ministerium, unter dessen Einfluß dieses gewählt war, überlassen, in der Folge sollten sie von den Actionärs gewählt werden. Den Actionärs war aber dadurch das Schwert über den Nacken gehängt, daß die ganze Verfügung nur auf kurze Zeit gelten sollte. Um nämlich dem Geschrei, daß die Minister einen Eingriff ins Eigenthum thäten, entgegen zu gehen, ward vorgeschlagen, daß die Parlamentsacte, wodurch der ostindischen Gesellschaft ihr Privilegium entzogen ward, nur auf vier Jahre gültig seyn solle; auf diese Weise behielt man die Actionärs fortdauernd in der Hand. Durch diese Bestimmung fesselte man zugleich das folgende Parlament an die Coalition. Da nämlich erst nach

vier Jahren über die Fortdauer der ganzen Maßregel ein Beschluß gefaßt werden sollte, so fiel die Wahl eines neuen Parlaments in diese Zeit, und alle, die ein Interesse bei dem einmal Eingerichteten hatten, waren genöthigt, alles aufzubieten, das Parlament aufs neue nach dem Willen der Minister zusammenzusetzen [63]).

Die Absicht der India-Bill entging niemanden; aber König Georg, der nur eine einzige Zeitung las und auch dabei zuweilen einschlief, zu dem niemand gelassen wurde (so steif hielt er auf Etikette), der nicht durch Herkommen dazu berechtigt war, ahndete nichts. Hätte er nur Pitts Reden in einer Zeitung aufmerksam gelesen, so hätte er wissen müssen, daß dieser und seine Freunde öffentlich im Parlament sagten, daß er durch diesen Vorschlag ein Untergebener seiner eignen Minister werden solle. Diesen Vorschlag hatte der König nur gebilligt, weil er nicht im Stande war, die verborgene Absicht desselben zu entdecken. Die Bill ward mit einer bei so wichtigen Dingen unerhörten Eile im Unterhause drei Mal hinter einander verlesen und jedes Mal mit einer Mehrheit von hundert und vierzehn Stimmen angenommen, so daß sie schon am 9. December ans Oberhaus gebracht werden konnte. Auch hier nahmen sich bei der ersten Lesung am 9. Lord Temple und der Herzog von Richmond als Gegner der Coalition und Lord Thurlow als Freund des Königs der in ihren Grundlagen bedrohten Constitution vergebens an, das Gesetz erhielt die Zustimmung der Pairs, obgleich Lord Temple, vom Herzog von Richmond unterstützt, den Ministern schändlichen Volks- und Königsverrath vorwarf [64]).

---

63) Man wird in Pitts Reden näher und bestimmter das entwickelt finden, was wir nur im Allgemeinen angegeben haben: For wolle König, Parlament und Volk einer Parthei aufopfern. Er wolle die bestehende schmähliche Coalition von Liberalen und Oligarchen zu einer solchen Größe erheben, daß kein Wechsel, keine veränderte Verbindung der Umstände sie stürzen, oder auch nur ihr Ansehn schwächen könne.

64) Er sagte wörtlich: **That he was happy to embrace the first opportunity of entering his protest against so *infamous* a bill — —**

Auch Lord Thurlow, der als Mitglied des geheimen Raths vorher dem Könige den ersten an ihn gelangten Wink über die eigentliche Absicht der beiden Vorschläge, der von seinen Ministern bestellten Commission gegeben hatte, suchte in seiner heftigen Rede alle, die irgend mit dem ostindischen Handel etwas zu thun hatten, gegen die vom Unterhause beschlossene Maßregel aufzuregen [65]. Alles war vergeblich, die Bill ging nicht blos am 9. Dezember, sondern auch bei der zweiten Lesung am 15. mit sieben und achtzig gegen neun und siebenzig Stimmen durch, und das Ministerium hielt seine Sache für gewonnen, weil die dritte Lesung nach dem Ausgang der beiden andern eine leere Form schien.

Zwischen der ersten und zweiten Lesung der Bill hatte indessen am 11. Graf Temple dem Könige endlich über die wahre Absicht der mit soviel Eile durch beide Häuser getriebenen Bill die Augen geöffnet und ihn in einer bis dahin nie vorgekommenen Sache auch zu einem ganz unerhörten Schritt gebracht. Der König nämlich, im Schrecken über die ihm bevorstehende Beschränkung der freien Wahl seiner Minister, bat den Grafen, den gefährlichen und nach den Grundsätzen der englischen Constitution unerlaubten Schritt zu thun, seine (des Königs) persönlichen Freunde zu beschwören, dem verhaßten Vorschlage bei der dritten Abstimmung ihre Stimmen zu versagen. Um Glauben zu finden hatte Lord Temple dazu einer Vollmacht nöthig. Der König schrieb deshalb ein Billet, welches er dem Grafen in geheimer Audienz zustellte, worin er durch seinen Namenszug

---

against a stretch of power so truly alarming, and that went near to seize upon the most inestimable part of our constitution — *our chartered rights.*

65) Er sagte: Die Bill wäre eine entsetzliche Verletzung alles Privateigenthums, ein Unternehmen, das jedem Engländer durch die Seele ginge und das sich durch nichts als durch die dringendste Nothwendigkeit entschuldigen ließe. Diese Nothwendigkeit müßte durch Beweise vor den Schranken des Hauses dargethan werden, nicht durch Berichte eines Ausschusses des Unterhauses, denen er so viel Glauben schenkte, als dem Leben des Robinson Crusoe.

bescheinigte: „daß er dem Grafen Temple erlaube, den Freunden des Königs unter den Pairs zu sagen, daß jeder von ihnen, der für die India-Bill seiner Minister stimme, nicht nur sein Freund nicht seyn könne, sondern auch als sein Feind von ihm werde betrachtet werden. Wenn diese Worte nicht stark genug seyn sollten, so möge Lord Temple solche Worte gebrauchen, welche stärker oder dem Zwecke angemessener wären."

Die Bischöfe und alle die, welche mit dem Hofe in näherer Verbindung standen oder den König persönlich und als Privatmann achteten, wollten ihn nicht offenbar und persönlich beleidigen, wenn sie auch politisch nicht mit ihm auf einem Wege waren, sie mußten schicklicher Weise also bei der dritten Lesung am 17. auf den ausdrücklichen Willen des Königs Rücksicht nehmen. Auch des Königs ältester Sohn, der Prinz von Wales, der am 15. eine der acht Stimmen der Mehrheit für die Minister abgegeben hatte, konnte doch, ohne allen Anstand zu vergessen, dem ausdrücklichen Befehl seines Vaters nicht widerstreben, er blieb bei der dritten Abstimmung weg. Dadurch ward die Verwerfung der Bill bei der dritten Lesung entschieden [66]) und der König gerieth mit seinen eignen Ministern in offnen Krieg, ohne daß sich ihm eine Möglichkeit zeigte, ohne sie zu regieren. Oberhaus und Unterhaus geriethen darauf in förmlichen Krieg, die Minister und ihre Freunde wütheten ärger und gröber in ihren Reden im Parlament gegen den König und die Pairs, als je vorher Wilkes, oder der Verfasser von Junius Briefen oder der demokratische Lordmayor, oder auch der über Schicklichkeit und Wahl der Ausdrücke niemals ängstlich besorgte

---

66) Wer das Einzelne und die Namen derer, die am 17. ihre Stimmen gegen die Bill gaben oder geben ließen (by proxy), nachdem sie am 9. und 15. dafür gestimmt hatten, wissen will, der lese Wraxall Vol. II. pag. 458–60.

Gemeinderath von London gethan hatten. Ein Mitglied des Parlaments überbot immer das Andere durch Heftigkeit der Anträge und beleidigende Reden.

Ein ministerielles Parlamentsglied, Baker, den man zu den leichten Truppen dieses Kriegs zählen muß, trug zuerst darauf an, daß das Parlament erklären solle, daß Lord Temple durch Vorzeigung des königlichen Billets im Oberhause ein schweres Staatsverbrechen begangen habe. Dieser Vorschlag ward angenommen [67]). Nach ihm trat Fox auf und hielt eine Rede, wie sie um 1792 schwerlich einer der Girondisten in der französischen legislativen Versammlung gehalten hat, und doch war Fox damals Minister desselben Königs, den er öffentlich in dieser Rede heftig schmähte. Er griff zugleich das Oberhaus furchtbar an. Fox klagt sowohl die Pairs als den König einer Conspiration gegen die Mehrheit der Mitglieder des Unterhauses an und geht so weit, daß er von denjenigen Gliedern des Oberhauses, welche gegen den vom Unterhause gebilligten Vorschlag gestimmt hatten, sagt: Es wären des Tiberius Prätorianer, oder vielmehr Janitscharen, die auf ihres Sultans Befehl seine Bill strangulirt hätten. Dabei richtet er sich besonders gegen Pitt und klagt ihn an, daß er auf eine unredliche Weise sich des Ministeriums zu bemächtigen suche. Lord Temple wirft er vor, daß er eine Art Rescript, wie es Tiberius von Capräa aus gegen Sejanus an den Senat geschickt, gegen seine Bill ans Oberhaus gebracht habe.

Lord Temple und William Pitt waren allerdings schon damals im Stillen Rathgeber des Königs, auch ließen sie sich weder durch die heftigen Beschlüsse, die das Unterhaus in dieser ersten stürmischen Sitzung faßte, noch durch die drohenden Anstalten für eine folgende erschrecken, obgleich alle Beschlüsse

---

67) That to report the opinion or pretended opinion of the king upon any bill or other proceeding, depending in either house of parliament, with a view to influence the vote of the member, *was a high crime and misdemeanor.*

ganz im Sinne und nach den Anträgen der Coalition mit einer Stimmenmehrheit von drei und siebenzig Stimmen gefaßt wurden. Pitt hatte schon in der Sitzung vom 17. Dezember die Minister aufgefordert, ihre Entlassung einzureichen; er war schon damals Willens, im Vertrauen auf die durch Flugschriften und Zeitungen zu erregende Besorgniß für die Constitution, auf den Widerwillen gegen die Coalition, und auf das Geschrei gegen den Eingriff ins Privateigenthum, den das Ministerium gewagt habe, sich in den Kampf mit dem Parlamente muthig einzulassen. Auch der König erwartete nach den heftigen Ausfällen auf ihn, welche sich die Minister am 17. im Parlamente erlaubt hatten, daß sie am folgenden Tage ihre Entlassung fordern würden, er wartete aber den ganzen achtzehnten hindurch vergebens darauf. Als sie nicht erschienen, sendete er endlich um Mitternacht einen Botschater an sie, der sie ersuchte, dem Könige die Siegel durch die Unterstaatssecretärs zustellen zu lassen, ihn selbst aber mit ihrer Gegenwart zu verschonen. Um ein Uhr Nachts erhielt dann der König die Siegel, welche Lord Temple einstweilen in Verwahrung nahm; erst am folgenden Morgen wurden die sämmtlichen Glieder des Cabinets verabschiedet.

Die Briefe, durch welche die Glieder des Ministeriums entlassen wurden, hatte zwar Lord Temple unterzeichnet; Pitt aber war es, der am 19. in seinem vier und zwanzigsten Jahr die Leitung der Geschäfte übernahm, indem er die Stelle eines ersten Lords der Schatzkammer mit der eines Kanzlers des Schatzgerichts vereinigte. Dabei duldete er auch nicht einmal Lord Tempels Einfluß neben dem seinigen. Lord Temple nämlich ward zwar anfangs Staatssecretär, mußte aber schon nach drei Tagen ausscheiden. Es ward bei der Gelegenheit eine so große Veränderung in Rücksicht der Personen, welche Stellen bekleideten, vorgenommen, wie selbst im Jahre 1782 nicht geschehen war.

Nach den durchgreifenden Veränderungen bei den Stellen am Hofe und im Staate erwartete jedermann eine Auflösung des Parlaments, weil das Coalitionsparlament sich jedem Vor-

schlage des neuen Ministeriums widersetzte und zu fürchten war, daß es auch die Bewilligung des stehenden Heers und des Budget verweigere. Pitt hielt daher für nöthig, den Streit so lange fortzusetzen, bis er so viele große Herrn und so viele Stimmen im Publikum gewonnen hätte, daß man nicht wagen dürfe, das lange verschobene Budget ganz zu verweigern. Ueber den Punkt der Auflösung des Parlaments waren übrigens Pitt und Lord Temple völlig einig, nicht aber über die Zeit, wann diese vorgenommen werden sollte, und der Erfolg der Maßregel, worauf Pitt hartnäckig bestand, hat bewiesen, daß er schon damals den politischen Takt besaß, den er in der folgenden Zeit bei jeder Gelegenheit bewährt hat. Pitt wollte das Parlament durch drohende Auflösung fortdauernd in Schrecken halten, bis es nicht mehr wage, die Acte wegen des stehenden Heers (Mutiny act) und das Budget zu versagen; Lord Temple wollte es sogleich entlassen, dafür schied er schon nach drei Tagen aus dem kaum erst gebildeten Ministerium. Von diesem Augenblick an boten besonders Pitt und Dundas im Unterhause dem Sturme Trotz. Lord Thurlow als Kanzler hatte im Oberhause einen weniger heftigen Kampf, weil die Pairs, welche die Mehrheit gegen die Indiabill gebilbet hatten, ihre eigne Sache verfechten mußten. Das Parlament hatte die Auflösung gefürchtet und noch ehe das Cabinet gebildet war, suchte es am 22. Dezember Vertagung und Auflösung durch eine sehr heftige Adresse zu hindern. Pitt selbst war an dem Tage nicht anwesend, er ließ aber in seinem Namen feierlich erklären, daß er weder daran denke, das Parlament aufzulösen, noch es zu vertagen. Nichtsdestoweniger ward mit einer solchen Mehrheit der Stimmen, daß man eine Zählung unnöthig fand, die heftigste Adresse an den König gemacht, welche seit der Zeit der Revolution an einen brittischen Regenten je war gemacht worden [68].

---

68) Das Parlament wolle, heißt es, Sr. Majestät unterthänig vorstellen, daß ein gefährliches Gerücht von einer bevorstehenden Auflösung des Parlaments verbreitet werde. Davon seyen aber die größten Schwierigkeiten und

Diese Adresse ward dem Könige von einer sehr zahlreichen Deputation überreicht, der ganze Anhang der Coalition soll unartig genug gewesen seyn, bei der Gelegenheit in Masse vor dem Könige zu erscheinen, der dadurch geärgert werden sollte. Da gleich hernach die Festtage eine Pause der Parlamentssitzungen von selbst herbeiführten, so begnügte sich der leitende Minister, eine ausweichende, übrigens aber ganz freundliche Antwort geben zu lassen, welche indessen so gefaßt war, daß die Furcht einer Auflösung fortdauern mußte. Als sich das Parlament am 12. Januar 1784 wieder versammelte, erließ es hinter einander fünf oder sechs Erklärungen, eine heftiger als die andere, gegen das Ministerium. Unter diesen Erklärungen des Parlaments war eine, worin es hieß: „Bei der gegenwärtigen Lage der Staaten seiner Majestät sey durchaus eine Regierung nöthig, welche das Vertrauen des Parlaments und des Publikums habe" Pitt, obgleich er fortdauernd die Mehrheit im Unterhause gegen sich hatte, blieb im Ministerium, behielt seinen Gang bei, ließ das Volk auf jede Weise bearbeiten, und bemächtigte sich vorerst der Mehrheit im Oberhause, bis sich, wie er fest erwartete daß geschehen werde, das ganze Publicum von seinen Gegnern abgewendet habe. Der Herzog von Rutland und Graf Gower, hernach Marquis Strafford, schlossen sich mit ihrem Anhange an Pitt an, den andern Pairs zeigte er sich auf dieselbe Weise conservativ, wie er sich hernach immer bewiesen hat, und alle

---

die gefährlichsten Folgen zu befürchten, denn die Erhaltung des öffentlichen Credits, die Erhebung der Abgaben, die Abstellung der in der Regierung von Ostindien eingerissenen Mißbräuche, der Zustand der Finanzen der Compagnie, erforderten die unmittelbare Hülfe des Parlaments. Es wäre das Verderblichste zu befürchten, wenn besonders die indischen Angelegenheiten einem neuen Parlamente überlassen werden sollten, welches durch die langen und verwickelten Untersuchungen, welche das gegenwärtige beschäftigt hätten, nicht vorbereitet wäre. Der Schluß enthielt den heftigen Theil: Das Haus ersuche Se. Majestät in Unterthänigkeit, den Vorschlägen desselben, nicht aber den geheimen Rathschlägen besonderer Personen Gehör zu geben, welche eigne Privatvortheile, unterschieden von dem wahren Besten des Königs und seines Volks, haben könnten.

die Herrn erkannten in ihm den Erhalter ihrer Vorrechte und den der alten für sie guten Zeit. Das Unterhaus versuchte indessen um so mehr das Aeußerste, als sich seit der Zeit, daß Rutland und Gower übergetreten waren, das Ministerium auf das Oberhaus stützte und auch die Stimmung des Publicums sich zu Gunsten des Königs wendete.

Am 16. Januar ward Lord Carl Spencers Vorschlag angenommen, daß das Haus erklären solle; „die Fortdauer des gegenwärtigen Ministeriums, zu dem das Parlament kein Vertrauen habe, sey verfassungswidrig;" allein schon bei dieser Gelegenheit offenbarte sich, daß die Ratten angefangen hatten, zu wandern. Die frühere Mehrheit der Opposition, welche vier und fünfzig betrug, war auf ein und zwanzig herabgesunken. Gleich hernach versuchte Pitt, seiner Seits eine Indiabill durchs Parlament zu bringen, wie man dringend gefordert hatte, da es der Zustand der ostindischen Gesellschaft nöthig machte. Diese Bill ward nicht, wie man erwartet hatte, gleich bei der ersten Lesung verworfen, sondern erst bei der zweiten, und auch dann nur mit einer Mehrheit von acht Stimmen. Dies war am 23. Januar; seitdem wurden von allen Ecken und Enden die in solchen Fällen gewöhnlichen Adressen gegen Fox Indiabill eingereicht, das Parlament und der König mit Vorstellungen zu Gunsten des Ministeriums und gegen die Mehrheit im Unterhause bestürmt, und die im Parlament streitenden Parteien sahen sich genöthigt, einige Zeit hindurch den Schein anzunehmen, als wenn sie eine Versöhnung durch ein gemischtes Ministerium bewirken wollten. Die Versuche, welche von Ende Januar bis Mitte Februar in dieser Beziehung gemacht wurden (mit denen es schwerlich Ernst war), scheinen uns der englischen Specialgeschichte anzugehören, für unsern Zweck, europäische allgemeine Geschichte, ist es genug, wenn wir den Weg bezeichnen, auf welchem unter Pitt die Aristokratie über den König siegte, ihn von dem Einfluß, den er seit 1763 gesucht und zum Theil erhalten hatte, ganz ausschloß und zugleich auch das demokrati-

sche Streben, welches Fox einigermaßen begünstigt hatte, unterdrückte.

Das Oberhaus fühlte sich schon im Anfange Februar mächtig genug durch die öffentliche Meinung, um sich in einen Streit mit dem Unterhause einzulassen. Es ließ die Erklärung ausgehen: daß es der Verfassung zuwider sey, wenn eins von beiden Häusern sich eine im Gesetz nicht enthaltene (discretionary) Macht anmaße, es sey ein ganz unbestreitbares Vorrecht des Königs, ohne jemand zu befragen, die höchsten Beamten der Regierung zu bestellen und und das Oberhaus habe allen Grund, das festeste Vertrauen in den König zu setzen, wenn von Ausübung dieses Vorrechts die Rede sey. Dadurch sah sich das Unterhaus genöthigt, den Schein der Verletzung der Constitution, worauf die Nation sehr eifersüchtig ist, von sich abzuwenden und zu erklären, daß es erstlich sich nie angemaßt habe, ein Recht zu haben, die Gesetze zu suspendiren. Zweitens, daß es jedoch ganz mit den Gesetzen und dem Gebrauche übereinstimmend sey, wenn sich das Unterhaus über die Anwendung eines Vorzugsrechts ausspräche. Hernach ward der durch die Unterhandlungen der Coalition mit der ministeriellen Partei bis in die Mitte Februar verzögerte offne Krieg am 20. Februar wieder begonnen.

An diesem Tage ward eine neue Adresse an den König gerichtet, worin er dringend gebeten ward, sein Ministerium zu ändern [69]). Als auch auf diese Adresse eine freundliche aber ablehnende Antwort erfolgte, würde zwar Fox vielleicht im folgenden Monat geneigt gewesen seyn, die Militärbill und das bis dahin von einer Woche zur andern verschobende Budget zu verweigern, er erkannte aber schon im Anfange März, daß sein Anhang nicht geneigt sey, ihm bis zum Aeußersten zu folgen.

69) Die Worte der Resolution sind: That the continuance of the present ministers in trust of the highest importance and respectability was contrary to the principles of the constitution and injurious to the interests of the king and the people.

Am ersten März nämlich erließ das Parlament einen förmlichen und bestimmten Beschluß (resolution), worin es dieses Mal ganz ausdrücklich die Entlassung der Minister vom König forderte [70]). Diese letzte Resolution des Parlaments konnte Pitt um so ruhiger vom Könige freundlich, wenn gleich ablehnend, beantworten lassen, als er schon damals ganz sicher wußte, daß auch das bisherige, ihm durchaus feindliche Parlament nicht mehr wagen werde, durch eine Versagung seiner Stimmen den ganzen Gang der Verwaltung zu hemmen. Dies ward in der That öffentlich kund, als Fox auch nach der letzten Antwort des Königs eine neue Vorstellung und Beschwerde im Parlament durchsetzte. Diese Vorstellung war heftiger, ausführlicher, mehr mit anscheinenden Gründen unterstützt, als eine der Vorigen [71]), da sie aber nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme angenommen ward, so mußte Fox wohl erkennen, daß es klug sey, den Kampf vorerst wenigstens nicht lebhafter zu treiben, um nicht selbst die Auflösung des Parlaments herbei zu führen.

Dies war ein Signal für alle, die nur irgend möglich fanden, Aufnahme zu erhalten, sich an das neue Ministerium anzuschließen, da an eine Verweigerung des Budget nicht mehr zu denken war. Die Zeitungen hatten damals gegen Fox Indiabill und gegen den Eingriff ins Eigenthumsrecht, den man der Coalition vorwarf, den Unwillen der Nation rege gemacht und niemand zweifelte mehr, daß die Gunst des Volks sich von Fox abgewendet hätte. Pitt übereilte sich indessen nicht, er legte,

---

70) **The house humbly prays his Majesty, that he will be graciously pleased, to lay the foundation of a strong and stable government by the previous removal of his present ministers.**

71) Die lange Vorstellung an den König, welche mehrere Seiten füllt, beginnt mit den Worten: Wir bezeigen unsere Betrübniß, daß, da Sr. Majestät väterliche Güte Se. Majestät bewogen hatte, sich von den Vortheilen zu überzeugen, welche aus einer Administration, wie wir sie in unserer Resolution angegeben hatten, entstehen könne, dennoch Se. Majestät sich verleiten lassen, die Meinungen einzelner Personen dem wiederholten Rathe der im Parlamente versammelten Repräsentanten seines Volks in Ansehung der Mittel einen so erwünschten Zweck zu erlangen, vorzuziehen u. s. w. u. s. w.

auch nachdem die bisher immer verschobene Hauptsache wegen Einnahmen und Ausgaben am 9. März entschieden war, dem Parlament noch andere Dinge vor und vertagte es erst am 24. Am folgenden, 25., ward dann endlich das Parlament der Coalition entlassen und neue Wahlen angeordnet. Bei der Gelegenheit erlaubte sich freilich Pitts Partei bei der Wahl in Westminster einige Schritte, welche dem Gesetze entgegen waren, weil sie Fox aus dem Wahlbezirk der größten Stadt drängen, und ihn auf eine schottische Insel beschränken wollten. Die Wahlen waren indessen doch im Allgemeinen der Coalition entgegen, und Pitt würde im neuen Parlament noch viel bedeutenderen Einfluß erhalten haben, als er erhielt, wenn nicht der König und sein Sohn, der Thronerbe, in offnem Zwist gelebt hätten. Da sich Fox und Sheridan des Prinzen von Wales annahmen, so mußte Pitt die persönliche Angelegenheit des Königs auch zur Seinigen machen, das erschwerte ihm hernach sein Geschäft.

Die Geschichte des neuen Ministeriums und des Parlaments, von dem es unterstützt ward, gehört in diese Periode nicht, sondern in die Zeit der Revolution, einige wenige Bemerkungen mögen daher diesen Abschnitt beschließen. Zuerst ward Pitts zweite Indiabill, vermöge deren die Oberaufsicht (Control) über die ostindischen Angelegenheiten und über die ostindische Gesellschaft an das Ministerium kam, gleich anfangs im neuen Parlamente angenommen. Dadurch ward die Protection, wurden alle Vortheile und Stellen, über welche die ostindische Compagnie verfügen konnte, nicht wie Fox gewollt hatte, an ein e i n z e l n e s Ministerium, sondern an jedes nach der gewöhnlichen Ordnung bestellte, gebracht. Hernach begann unter Pitt, dessen jetzt der König gar nicht entbehren konnte, wenn er nicht seinen Feinden, die sich seines Sohns, des Prinzen von Wales, bemächtigt hatten und für dessen Schulden und Aufwand im Parlament schöne Reden hielten, in die Hände fallen wollte, langsam und vorsichtig eine aristokratische, oder, wenn man will, conservative Bewegung, welche der demokra-

tischen, der wir bisher seit 1763 gefolgt sind, gerade entgegengesetzt war. Diese Bewegung rückwärts, oder mit andern Worten, die Sorge, alle alten Mißbräuche, alle überflüssigen Pensionen, alle Vorzugsrechte gewisser Familien bei einträglichen und ehrenvollen Stellen in Flotte und Heer, alle faulen Wahlflecken, alle Sinecuren und unnützen Pfründen, alle wesentlichen Stücke der, wie es immer heißt, beglückenden Verfassung, als ehrwürdige Reste des Mittelalters aufrecht zu erhalten, wuchs seit 1784 in England in eben dem Maße, als auf dem festen Lande am Ende des Jahrhunderts alles Alte zu verschwinden drohte. Daher kam es, daß sich hernach Bonaparte und Pitt seit 1800, wie die neue und die alte Zeit, wie ein strenger militärischer Monarch und das Haupt einer aus Kaufleuten, Hierarchen und Dynasten der Zeit des Feudalismus bestehenden Aristokratie, so entgegenstanden, wie die Republikaner Frankreichs sich dem, was sie Pitt und Coburg nannten, entgegenstellten.

Zweites Capitel.

Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des festen Landes bis auf die ersten Anzeichen der französischen Revolution.

---

§. 1.

Kaiser Joseph II. vom Tode seiner Mutter bis auf den Türkenkrieg.

Joseph II. wollte mit monarchischer Gewalt bewirken, was man in andern monarchischen Staaten mit Gewalt zu

hindern sucht; er gerieth daher aus einem ganz entgegengesetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Volke und mit dem Zeitgeiste in Zwist. Er wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältnisses, wie die Gesetzgebung und die Rechtspflege seiner Staaten verändern; das war freilich ohne Revolution und ohne das Volk zu Rathe zu ziehen unmöglich, und das Volk wollte Joseph nicht befragen. Josephs Geschichte ist daher die lange Leidensgeschichte eines Fürsten, der vom besten Willen beseelt mit dem Bestehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundsgenossen zu finden, oder auch nur zu suchen. Er setzte seinen eignen gesunden Verstand dem Herkommen und Schlendrian, der Politik, dem Pedantismus, der Rechtswissenschaft, dem herrschenden Aberglauben, der Verfassung sogar und allen Urkunden entgegen; er mußte daher oft wider seinen Willen zum Tyrannen werden, um auch nur sogar die Einrichtungen durchzusetzen, deren sich bis auf den heutigen Tag die Verständigen in Oesterreich freuen. Er allein ist seit Maximilian II. im Stande gewesen, einmal wieder ein dämmerndes Licht zu verbreiten; dieses Licht ist es, dessen sich die Freunde des Fortschreitens in Oesterreich jetzt doppelt freuen und wegen dessen sie den Kaiser noch jetzt im Stillen segnen. Sie erlangten diese Vortheile nicht immer ohne einige Ungerechtigkeit und Härte von seiner Seite; Radicalreformen sind aber unvermeidlich mit temporärer Ungerechtigkeit und Härte verbunden.

Gleich beim Antritt seiner Regierung am 28. Nov. 1780 kündigte er an, daß er auf das Bewußtseyn seiner guten Absicht als Herrscher vertrauend, ohne Rücksicht auf Vorurtheile und Vorrechte der verschiedenen Völker und Stämme seines Reichs, nur das Wohl der Gesammtheit im Auge haben werde. Das hieß mit andern Worten, er werde die Bevollmächtigten der Böhmen, Ungarn u. s. w. nicht befragen, sondern sie wie die germanischen Stämme seiner Unterthanen nach seiner deutschen Ansicht behandeln. Er wollte nicht einmal vom Palladium der Ungarn, von ihrer heiligen Krone und ihrer Verfassung, etwas wissen, ließ sich auch nicht als ihr Nationalkönig krönen; daraus

zogen sie für ihre Verfassung eine höchst ungünstige Vorbedeutung. In Belgien schien er anfangs das Vorurtheil scheuen zu wollen, weil ihn Tractate mit den Bürgen des utrechter Friedens fesselten. Er ließ sich nämlich als Herzog oder als Graf der verschiedenen Provinzen Belgiens persönlich huldigen und auf die bestehende Verfassung verpflichten. Schon damals (Juli 1781) schrieb er jedoch, nachdem er im vorigen Monat (Juni) Holland und besonders Amsterdam unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein besucht hatte, den großen Unterschied der Gewerbsamkeit und des Wohlstandes, den er zwischen den sieben Provinzen und den belgischen beobachtete, ganz allein der in Belgien fortbestehenden Verfassung des Mittelalters, der Hierarchie und der Feudalität zu. In Wien machte hernach Joseph der seit undenklicher Zeit hergebrachten und unter Franz II. völlig wieder hergestellten Regierung der großen Familien und der Anstellung einer großen Anzahl vornehmer Herrn, welche die Geschäfte durch die untergeordneten Beamten, oder durch ihre Secretärs, oder auch gar nicht besorgten, plötzlich ein Ende. Er richtete keine neue Hierarchie der Verwaltung ein, weil er mit Recht niemandem ganz traute, er wollte außerdem Alles selbst sehen, anhören und leiten, was unmöglich war. Er umgab sich in seinem Cabinet bloß mit Secretären [71 a]), hörte selbst jedermann an und war Tag und Nacht thätig; aber er vergaß, daß Harun Alraschids im Orient berühmtes Regierungssystem im Occident durchaus unanwendbar sey. Die Ankündigung des einen und untheilbaren österreichischen Reichs, die er ausgehen ließ, erschreckte daher auch die Ungarn, Böhmen, Belgier, Lom-

---

71 a) Der Kaiser, heißt es in dem Beitrage zur Charakteristik und Regierungsgeschichte der Kaiser Joseph II., Leopold II. und Franz II., ließ fast zu allen Stunden des Tags jedermann vor sich. Wollte man dem Monarchen etwas vortragen, so durfte man nur in den sogenannten Controleurgang gehen, der zu seinem Cabinette führte. Joseph sah fast alle Stunden heraus, und wenn Leute da waren, so sprach er mit ihnen, oder führte sie in sein Cabinet. Er hatte keinen Thürsteher und Kammerherrn, sondern öffnete selbst jedermann die Thür und machte sie auch wieder zu.

barden nicht weniger, als die Ankündigung der einen und untheilbaren helvetischen Republik um 1798 die mehrsten Cantons der Schweiz. Den Ungarn, oder doch einem ungarischen Magnaten, erklärt Joseph in dieser Beziehung um 1785 rund heraus, seine Regierung sey eine deutsche, und er wolle daher nicht einmal die Sprache der Millionen seiner Unterthanen, welche eine andere als die deutsche redeten, offiziell anerkennen [72].

Joseph theilte daher ohne Rücksicht auf Nationalität seine ganze Monarchie in dreizehn Statthalterschaften, deren jede wieder in Kreise zerfiel. Dadurch ward den Ungarn gewissermaßen die Auflösung ihrer Jahrhunderte lang hartnäckig vertheidigten Constitution verkündigt, denn diese knüpfte sich an ihre heilige Krone, an die Krönung, welche der Kaiser vernachlässigt hatte und an die Abtheilung ihres Landes, welches Joseph in zehn Kreise theilte, statt daß es vorher in fünfzig Gespannschaften getheilt war. Die Veränderungen, welche der Kaiser vornahm und die unzähligen sich vielfach durchkreuzenden und nicht selten sich widersprechenden, aber immer wohlgemeinten Verordnungen Josephs aufzuzählen, gehört nicht zum Zwecke dieses Werks, man muß zu diesem Zweck die zahlreichen Biographien des Kaisers, besonders die neuste von Groß Hoffinger zu Rath ziehen, auch findet man bei Dohm Vieles, was dahin gehört. Eine genaue chronologische Geschichte aller Veränderungen Josephs würden wir nur in dem Falle diesem Werke einverleiben, wenn wir im Einzelnen entwickeln wollten, auf welche Weise der Kaiser persönlich und allein mit seinen zum Theil durchaus verblendeten Zeitgenossen, mit Beamten und Ständen seiner Länder,

---

72) Das sagt Joseph in einem Briefe in der oft angeführten Sammlung. Er ist vom Januar 1785 und war an einen ungarischen Magnaten gerichtet. Dort heißt es: Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben tractiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs, demnach sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin.

mit Adel und Geistlichkeit, ja sogar mit den Juden und ihren Vorurtheilen in beständigem Streit war. Wir wollen aber nur im Allgemeinen andeuten, theils was er zu Gunsten seines im Geiste der französischen und italienischen Oekonomisten entworfenen Plans einer Totalreform versuchte, theils wo und wie er dabei auf unübersteigliche Hindernisse stieß.

Am glücklichsten war er in der Reformation des Zustands der geistlichen Angelegenheiten seines Reichs; denn er begann gleich bei seinem Regierungsantritt und schritt so schnell vorwärts, daß man trotz aller Bemühungen bis auf unsere Tage nicht im Stande gewesen ist, den alten Zustand gänzlich wieder zurückzuführen. Von Swieten hatte freilich schon unter Maria Theresia, deren volles Vertrauen er besaß, bei der Aufsicht über Hierarchie und Klöster, und der Abt Felbinger in Rücksicht des Unterrichts in den niedern Schulen und der Lehrbücher stille und geringe Verbesserung versucht, auch ward der Kaiser gerade in diesem Fache von allen den Männern Oesterreichs unterstützt, welche an dem damaligen neuen Leben unserer Literatur Antheil nahmen. Oesterreich befand sich aber gleichwohl damals gleich Baiern in geistlicher Beziehung in dem Zustande, worin es im siebenzehnten Jahrhundert gewesen war. Kaunitz dachte über Geistlichkeit und Hierarchie nicht blos wie Joseph, sondern sogar wie die pariser Philosophen, von denen der Kaiser nichts wissen wollte; er unterstützte daher den Kaiser in seinem Eifer gegen Papismus, Mönchthum und Hierarchie, obgleich er in andern Puncten mit dem eilfertigen Reformiren nicht zufrieden war. Die Männer, welche Joseph in geistlichen Dingen gebrauchte, verdienen schon darum genannt zu werden, weil sie als gelehrte und rechtgläubige Katholiken nur dem Papismus, dem Mönchthum, dem Jesuitismus und Fanatismus muthig entgegentraten, die eigentliche und reine katholische Lehre aber auf jede Weise zu erhalten und zu befestigen suchten. Die vorzüglichsten unter ihnen waren, von Born, von Sonnenfels, von Greiner, der Prälat Rautenstrauch, der Baron Kresel, der Staatssecretär Molinari, die Pröbste de Terme und Wittola, der Unterkämmerer Valery, ein

Riegger, ein Eybel, ein Schneller, deren bekanntere Namen wir anführen, um zu beweisen, daß es dem Kaiser an gelehrten Rathgebern nicht fehlte, und daß die vorzüglichsten Männer unter den Katholiken seine Schritte billigten.

Die Hauptsache bei diesen Veränderungen beruhte auf den Maßregeln gegen die Klöster, und man nahm es dem Kaiser sehr übel, daß er die Güter der aufgehobenen Klöster entweder ganz einzog, oder sie wenigstens unter der Aufsicht des Staats verwalten ließ. Dies war aber das beste Mittel, dem Mönchthum ein Ende zu machen. Sobald nämlich die arbeitscheue Jugend nicht mehr durch müßiges Wohlleben in die Klöster gelockt wurde, verminderte sich die Zahl derer, die sich als Novizen anboten, täglich, so daß manche Klöster, welche sonst jährlich zwanzig Novizen zählten, deren kaum zwei hatten. Man tadelte freilich Joseph nicht ganz mit Unrecht darüber, daß er die Einkünfte der Klostergüter, welche zum Religionsfonds gezogen worden seyen; dieser Tadel war aber ungerecht. Es fielen allerdings beim Verkauf der geistlichen Güter und der Kirchengeräthe Unterschleife vor und es wurden Summen veruntreut; aber mit des Kaisers Wissen ward nie von der Religionskasse ein anderer Gebrauch gemacht, als der, für welchen die Kasse bestimmt war.

Es waren bei der eingeführten Verwaltung die Ausgaben für das Heer für jedes Jahr gedeckt, die Militärkasse bedurfte also des Zuschusses nicht. Die Gelder des Religionsfonds wurden auf Erbauung von Kirchen und Ausstattung von Pfarreien und Anstellung neuer Pfarrer auf dem Lande, besonders in gebirgigen Gegenden u. s. w., verwendet, und ganz allein dazu angewiesen. Der Kaiser fehlte aber darin, daß er viele geistlichen Güter unter ihrem Werthe verkaufen ließ und daß ihre Verwaltung mehr Geld kostete, als Recht war.

Der Kaiser behauptete zwar immer, daß er sich in Religionsangelegenheiten nur in so weit mischen wolle, als es die äußere Disciplin oder das mit dem Kirchlichen verbundene ganz allein vom Staat abhängige Weltliche betreffe; dies scheint auch

sogar Papst Pius VI., als er ihn in Wien besuchte, geglaubt zu haben. Wir glauben jedoch auf eine unter dem Text angeführte Stelle eines, im October 1781 von ihm an den Cardinal Herzan, der sich seiner Sachen in Rom annahm, geschriebenen Briefs gestützt, behaupten zu dürfen, daß er recht gut wußte, daß die Geistlichkeit des Mittelalters und ihre Concilien das Innere und Aeußere so genau verbunden hätten, daß man das Eine nicht verbessern könne, ohne auch das Andere anzurühren [78]). Zuerst ließ er daher eine allgemeine Toleranz verkündigen, hob den unmittelbaren Zusammenhang der Mönchs- und Nonnenklöster mit Rom auf, und beschränkte die Gewalt, welche der Papst über den Clerus der österreichischen Lande ausgeübt hatte. Die Maßregeln wurden ihm von denjenigen Lehrern des katholischen Kirchenrechts angegeben, welche in ihrem Schulsystem das, was man Episcopalregierung der Kirche nennt, der absolut monarchischen päpstlichen vorzogen. Was das Letztere angeht, so baute Joseph dabei auf eine unter seiner Mutter Regierung 1767 erlassene Verordnung und auf den festen Widerstand, den auch Maria Theresia den Jesuiten und den Päpsten entgegensetzte, wenn sie von Anwendung der Bullen unigenitus und in coena domini redeten. Joseph ging weiter; er gebot nämlich, daß keine Bulle oder Breve des Papstes bekannt gemacht werden dürfe, ohne daß sie vorher die Billigung der höhern Landesstellen erlangt habe. Es ward ferner verboten, Enthebung von den kirchlichen Verordnungen und besondere geistliche Befreiungen künftig unmittelbar vom Papste

78) Es heißt am Schlusse dieses Briefes (Briefe, 1822, bei Brockhaus, Seite 52): Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester, die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke mit. So werden sie nach einem Zeitraum von Jahren Christen seyn; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind — so werden auch noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit u. s. w.

statt von den Bischöfen und Erzbischöfen des Landes zu suchen. Weil die Mönche und ihre Klöster bisher als eine Armee Roms und als Pflanzschulen der Priester und der im römischen Sinn unterrichtenden Lehrer dienten, so ward untersagt, die Priester von den Klöstern zu nehmen, sie sollten alle in den auf kaiserlichen Befehl eingerichteten Generalseminarien gebildet werden. Im Jahre 1787 ward endlich sogar verboten, irgend einen Titel, eine Würde, eine Gunstbezeugung vom Papste anzunehmen, ohne vorher bei der Regierung darüber anzufragen. Allen Geistlichen wurde bei Verlust ihrer Beneficien verboten, Gelder für Messen zu bezahlen, welche außerhalb Landes gelesen werden sollten, das hieß mit andern Worten für solche, die in römischen Kirchen oder was man an den Schwellen der Apostel nennt, gelesen würden.

Gleich die ersten Verordnungen, besonders die wegen der Toleranz, wegen der Aufhebung des Zusammenhangs der geistlichen Orden in den Erbstaaten mit einem Ordensgeneral in Rom und ihre Unterwerfung unter die Bischöfe und Erzbischöfe ihrer Provinzen weckten die Besorgniß der Exjesuiten und ihres gutmüthigen, wohlmeinenden, aber höchst beschränkten Werkzeugs, des sächsischen, oder, was einerlei ist, polnischen Prinzen, des Erzbischofs von Trier und Bischofs von Augsburg. Clemens Wenzel von Trier hätte immerhin den Kaiser gutmüthig warnen mögen, Joseph hätte ihm gewiß nicht spöttisch, oder vielmehr höhnend geantwortet, wenn er nicht gewußt hätte, daß Clemens von den Jesuiten getrieben werde und daß ein fanatischer Jesuit, der Abbé Beck, für ihn die Feder geführt habe. Dieser schrieb den warnenden Brief des Kurfürsten, der nur seinen Namen darunter setzte.

In dem Ermahnungsbrief an den Kaiser, den der Erzbischof von dem Jesuiten aufsetzen und abgehen ließ (Anfang Juni 1781), beschwert er sich über fünf Punkte, ganz besonders aber darüber, daß eine allgemeine Toleranz verkündigt sey und daß inskünftige die Bischöfe nur solche Bücher sollten verbieten dürfen, welche auch vom Wiener Censurcollegium verboten worden.

Der jesuitische Brief spornte einen so lebhaften und auf sich und seine Einsicht unbedingt vertrauenden Fürsten wie Joseph, statt ihn zurückzuhalten, doch scheint uns aus seiner Antwort hervorzugehen, daß er auch diese religiöse Angelegenheit zu sehr als eine persönliche betrachtete, seiner kaiserlichen Würde durch die Art seiner Ironie etwas vergab und nicht genug Rücksicht darauf nahm, daß er es mit Dienern einer positiven Lehre und Kirche, nicht mit Philosophen zu thun habe. Er antwortet nämlich zuerst dem guten, aber im Geiste des Mittelalters warnenden Erzbischofe auf die fünf Punkte das, was ihm in dem Augenblick gerade einfällt, dann schließt er seinen Brief mit folgenden Worten: „Kurz und gut, ich hoffe, wir gehen beide den kürzesten Weg selig zu werden, wenn wir die Pflichten des Berufs erfüllen, worin uns die Vorsehung gesetzt hat und wenn wir dem Brode, das wir essen, Ehre machen. Sie essen das Brod der Kirche und protestiren gegen alle Neuerungen, ich das Brod des Staats und vertheidige und erneuere seine ursprünglichen Rechte."

Die unverständige Opposition ermunterte den Kaiser, statt ihn abzuschrecken, denn seit der Zeit, daß der Erzbischof ihm geschrieben hatte, begannen erst die Hauptveränderungen. Der Erzbischof von Trier oder vielmehr der Jesuit, der in seinem Namen Briefe schrieb, goß aber aufs neue Oel ins Feuer. Der gute Kurfürst fand sich nämlich durch des Kaisers verletzende Antwort und besonders durch den leichten Ton, in dem sie abgefaßt war, sehr gekränkt und sandte am Ende Novembers einen zweiten Brief. Dieser Brief ist ganz im geistlichen Ton abgefaßt, aber verdrießlich und durch einen Wink von der Hölle sehr beleidigend. Der Erzbischof schreibt: „Er habe, als er des deutschen Kaisers Antwort erhalten, sich aufrichtig gefreut, daß er nach dem Beispiele des Apostels würdig befunden sey, um des Namens Jesu Christi willen Verfolgung zu leiden, und schließt: J a i c h s a g e e s m i t a l l e r F r e i m ü t h i g k e i t d e s A m t e s, w e l c h e s m i r a n v e r t r a u t i s t: S o g r o ß a u c h j e t z t d i e F e s t i g k e i t s e y n m a g, w o m i t S i e g e g e n w ä r-

tig entschlossen scheinen, diese Schritte zu unterstützen, so wird ein Tag kommen, wo Sie darüber untröstlich seyn werden." Daß diese Drohung mit der Hölle den Kaiser heftiger gegen alle Pfaffen und gegen das Pfaffenthum erbittern würde, hatte der Kurfürst voraussehen müssen; man wird aber aus dem in den Noten mitgetheilten Stück der Antwort des Kaisers [74]) sehen, daß dieser sich auch in dieser Angelegenheit von seinem lebhaften Gefühl über die Schranken des Schicklichen hinausreißen ließ.

Um diese Zeit hatte Joseph schon seine Hofstiftungscommission errichtet, deren Präsident der Baron von Kresel war, und hatte über die gleich beim Antritt seiner Regierung nur im Allgemeinen verkündigte Toleranz im October 1781 ein besonderes Edict erlassen, worin er noch weit mehr gewährte, als er vorher versprochen hatte; auch hatte er in Beziehung auf das Klosterwesen in seinen Staaten die ersten Schritte gethan. In dem Verfahren gegen die Klöster bewies Joseph, daß es ihm um moralische und politische Verbesserung des Zustands seines Reichs, nicht aber darum zu thun sey, die Militär- oder auch die Staatskasse, oder gar des Kaisers Schatulle mit dem Gelde der Stiftungen frommer Seelen für fromme Zwecke zu bereichern. Man kann bekanntlich dieses weder von Heinrich VIII. in England, noch von vielen deutschen Fürsten der Reformationszeit, am wenigsten aber von den Rittern in Preußen, Liefland und Curland und ihren Großmeistern sagen, welche die Güter und die Commenden zu Eigenthum und sich zu erblichen Herzögen machten.

---

74) Ich habe den Brief so eben empfangen, welchen Ew. Hoheit beliebt hat, an mich zu schreiben. Ich sehe, daß wir auf einerlei Wege sind. Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Mißbräuchen wehre, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben. Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch, und obschon Thalia und Melpomene als Schwestern auf dem Parnasse nicht immer zusammengehen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unsere Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden. In dieser Erwartung u. s. w.

Joseph hob nämlich nicht die reichen Stiftungen und die sehr begüterten Klöster zunächst auf, sondern gerade die ganz unbegüterten, deren Bewohner eine Pest des Landes sind, weil sie, gleich den Schacherjuden, sich überall eindrängen, das Volk im Aberglauben erhalten, das Scherflein der Wittwen und Armen an sich ziehen, und die Armeen der Bettelorden aus dem Volke recrutiren, um auf diese Weise das stehende Heer bettelnder Faullenzer im Lande zu unterhalten. Die Bettelorden, welche Joseph zunächst ansehnlich vermindern wollte, hatten in Oesterreich, wie in Baiern und in der Pfalz in Verbindung mit den Jesuiten, dem schlecht unterrichteten Volke durch Betgänge, Brüderschaften, Wallfahrten, Feste, Fahnen und Almosen das Faullenzen und den mechanischen, gedankenlosen Ceremoniendienst so werth und theuer gemacht, daß jeder bessere Unterricht fruchtlos war. Wer wissen will, wie es z. B. bei den Kapuzinern in Wien zu Josephs Zeiten aussah, dem rathen wir, die ersten zweihundert Seiten der Selbstbiographie eines später als Schriftsteller sehr bekannt gewordenen Gelehrten zu lesen, der damals in einem wiener Kloster als Kapuziner lebte [75]).

---

75) Feßler, bekanntlich hernach ein deutscher Vielschreiber, Protestant und Generalsuperintendent in Rußland, war damals Capuziner in Wien, er giebt uns in seinem Leben (Dr. Feßlers Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlaß an seine Freunde und seine Feinde. Breslau 1824. 8.) gleich vorn ein trauriges Bild vom Treiben der liberalen und der illiberalen Mönche. Zu den Ersten gehörte damals Feßler, er wollte sich also an den Kaiser drängen und schrieb daher ein Büchlein unter dem Titel: Was ist der Kaiser, dafür ward er im Kloster gepeinigt und wandte sich durch viele Canäle endlich an den Baron Kresel und durch diesen an den Kaiser. Darauf erfolgte das Handbillet (Rückblicke, S. 153): Mein lieber Baron Kresel. Hier ist das Buch zurück; ich habe es durchgelaufen; der Inhalt ist der rechte Schlüssel zum Verfahren des Cardinals Migazzi und der Capuziner gegen die Patres Innocentius und Seraphinus. Ich nehme beide Geistliche in meinen Schutz; sie sollen in Wien bleiben und vom Kloster aus die Universität besuchen, welches eiligst dem Cardinal und den Capuzinern bekannt zu machen und ihnen nachdrücklicher einzuschärfen ist, daß sie sich aller weitern Chicanen gegen diese zwei Geistlichen enthalten. Mit diesem muß man vergleichen, zuerst, was der Abbé de Bellegarde aus dem Munde des Probst

Joseph hatte, wie wir schon angeführt haben, zunächst alle Verbindung und jeden Zusammenhang der Klöster seines Landes mit den Ordensgeneralen in Rom und hernach mit fremden Klöstern und Ordensmitgliedern aufgehoben und seine Klöster der Aufsicht der Landesbischöfe unterworfen, hernach schritt er zur Aufhebung solcher, die er für überflüssig oder schädlich hielt. Schon im Jahre 1781 verordnete er, daß alle ausländischen Mönche aus den Klöstern der österreichischen Erblande entfernt werden sollten; dann ward dem Recrutirungssystem der Klöster eine Schranke gesetzt. Innerhalb der nächsten zwölf Jahre sollten von den Klöstern keine Novizen angenommen werden dürfen. Schon im Januar 1782 ward mit der Aufhebung der Klöster der Anfang gemacht und zunächst die Kamaldulenser und Karthäuser, Karmeliterinnen, Kapuzinerinnen und Franziskanerinnen aufgehoben. Unmittelbar hernach wurde ein genaues Verzeichniß der beweglichen und unbeweglichen Güter der Klöster, der Weltgeistlichkeit, der Stiftungen und Brüderschaften aufgenommen. Wie wohlthätig diese Maßregel für die österreichischen Staaten war, von welcher Plage und von einer wie großen Anzahl von Blutsaugern die niedern Classen des Volks befreit wurden, wird man auf den ersten Blick erkennen, wenn man das Verzeichniß der nur allein in den Jahren 1782 und 1783 aufgehobenen Orden ansieht, die wenig oder gar kein Eigenthum hatten, also ganz dem Volke zur Last lagen [76]).

Im Allgemeinen rechnet man, daß der Kaiser von 1782 bis an seinen Tod, also in acht Jahren, die Zahl der Mönche und Nonnen in seinen Staaten um dreißig bis sechs und dreißig tausend Personen, die dem Lande eben so viel kosteten, als ein

---

Batiste de Terme in den Nouvelles ecclésiastiques d'Utrecht 1788 berichtet, dann die Beiträge zur Geschichte der Capuziner in Oesterreich, Cöln. 8, und Oesterreichische Biedermanns-Chronik. Wien 1784. 8.

76) Im vierten Bande von Groß-Hoffingers Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs des Zweiten, welcher das Archiv enthält, findet man S. 239 das Verzeichniß aller in den Jahren 1782 und 1783 inclusive in den sämmtlichen k. k. Staaten erloschenen Manns- und Frauenorden.

stehendes Heer von derselben Zahl, vermindert habe, und dennoch ließ er noch 1324 Klöster übrig. Die Bevölkerung dieser übrigen Klöster, die gerade in unserm Jahrhunderte wieder mit einigen neuen vermehrt sind, rechnete man auf sieben und zwanzigtausend Seelen. In Belgien allein fand der Kaiser bei seinen Maßregeln gegen die Anstalten des Mittelalters, die sich überlebt hatten, einen unüberwindlichen Widerstand; in den andern Provinzen war der Einfluß des Geistes seiner nach Licht und Freiheit strebenden Zeitgenossen, obgleich deren Zahl nur klein war, doch so mächtig, daß der Adel, die Pfaffen, der abergläubige, träge, an kirchlichen Festen und Wallfahrten hängende Pöbel vergeblich gegen ihn tobten.

Uebrigens waren damals die Verständigen noch durch keine Romantik, keine krause Mystik, keinen Kunstschwindel oder Teutonismus berauscht. Der wiener Erzbischof, Cardinal Migazzi, fand daher nur unter Schriftstellern, die niemand als seine Pfaffen und ihre Beichtkinder lesen mochte, Verbündete, und auch sogar die mit allem theatralischen Pomp eines vortrefflichen und dabei sehr schönen kirchlichen Figuranten unternommene Reise des Papsts nach Wien war vergeblich. Ueber diese von den schlauen Römern sehr mißbilligte Reise Pius VI. ließ sich der Schweizer Müller in moderner Weise sophistisch vernehmen, und es schien, als wolle er seinem Buche dadurch größere Bedeutung geben, daß er als Protestant mehr Respect für Päpste zu haben schien, als der katholische Kaiser. Nichtsdestoweniger verschwand der augenblickliche große Enthusiasmus, den die Reise des Papstes im südlichen Deutschland erregte, gar bald gleich Nebel und Dunst.

Fast um dieselbe Zeit, als Clemens Wenzel dem Kaiser so ernstlich von seinem Streben, Duldung zu üben, und das Mönchthum zu verbessern, abmahnte, überreichte ihm Migazzi eine dringende Vorstellung ähnlichen Inhalts, als des Erzbischofs Brief. Diese machte Joseph ohne Bedenken öffentlich bekannt; aber einer der gelehrten, dem Wesen der katholischen Religion sehr günstigen, dabei aber aufgeklärten Männer, die ihn um-

gaben, begleitete sie mit sehr beißenden Noten. Der Erzbischof zog gleichwohl noch einmal gegen die Duldung und für die Bettelmönche polemisirend, ins Feld. Er richtete eine längere, mit Stellen aus den Kirchenvätern reichlich gespickte Schrift an den Kaiser, worin viel von heiligen und frommen Orden die Rede ist; er fand aber so wenig Gehör, als der Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, ein Graf Bathiany, der sich ebenfalls dem Kaiser aufs heftigste widersetzte. Uebereilung und das zu große Selbstvertrauen des Kaisers waren übrigens Ursache, daß die neuen Schulen und Bildungsanstalten, die er einrichtete, dem Zwecke des wohlmeinenden Fürsten selten entsprachen und den Exjesuiten gewünschte Gelegenheit boten, Alles Neue zu tadeln. Es sollte alles nach seinem eigenen Sinn seyn, er durfte also keine feste und erfahrne Männer zur Ausführung gebrauchen, denn diese kannten das Mißtrauen des Volks gegen alle gewaltsamen Verbesserungen und würden sich nicht haben gebrauchen lassen, solchen Vorurtheilen die Stirn zu bieten, die man mit einiger Klugheit leicht umgehen konnte.

Ein Theil des Widerstands gegen die wohlgemeinten Neuerungen des Kaisers ging besonders von Rom aus, wo man bekanntlich auf dem Grundsatz besteht, daß durchaus Alles in Europa bleiben müsse, wie es zur Zeit Gregors des Siebenten und des dritten und vierten Innocenz war, wo man daher die Sonne sich um die Erde bewegen läßt, nicht aber umgekehrt. Da man dort von den Fortschritten der Zeit und der Bildung, welche Joseph fördern wollte, keine Notiz nimmt, so mußte er den Einfluß der römischen Curie auf jede Weise zu vermindern suchen. Er ließ vermöge seiner Behörden, deren Aufsicht er die päpstlichen Schreiben, Befehle, und Mittheilungen unterworfen hatte, den Gottesdienst einfacher einrichten; unnütze Ceremonien, Wallfahrten, Prozessionen, Andachten abschaffen, deutsche Kirchenlieder einführen, also die katholische Religion dadurch wieder zur Angelegenheit des Herzens und Wandels machen, daß er die Mißbräuche der Werkheiligkeit abschaffte. Zu demselben Zweck

verordnete er die Uebersetzung der Bibel in die Landessprachen und befahl im September 1781, daß Dispensation vom Fastengebot und selbst in Ehesachen künftig nicht mehr in Rom oder beim päpstlichen Nuntius, sondern ganz allein von den Bischöfen und Erzbischöfen der Erblande sollten gesucht werden dürfen. Der Cardinal Migazzi, welcher erbittert über die Entziehung des Bisthums Waizen, ein Vorkämpfer der römischen Usurpationen ward, wurde durch Einziehung seiner Einkünfte an seine Unterthanenpflichten erinnert, und allen Geistlichen, die in Rom gebildet wären und dort das päpstliche Kirchenrecht erlernt hätten, die Anstellung in den kaiserlichen Staaten versagt. Die in den kaiserlichen Generalseminarien gebildeten Geistlichen wurden nach Rieggers Grundsätzen des Kirchenrechts, nicht nach jesuitischen gebildet.

Papst Pius VI. erkannte sehr gut, daß das System päpstlicher Regierung von der Zeit und ihrem Geiste gewaltig erschüttert sey, daß es nicht blos vom Kaiser, sondern auch von den deutschen Erzbischöfen und besonders in Frankreich bedroht werde, er suchte daher als kluger Steuermann zu laviren. Zunächst erließ er an den Kaiser ein Breve wegen des Verfahrens mit den Mönchsorden, dann übergab der Nuntius Garampi dem Staatskanzler eine Note, welche dieser nach seinen, den Geistlichen überhaupt nicht günstigen, Grundsätzen und in der ihm eigenen stolzen Manier beantwortete. In dieser Antwort bestimmte er die Schranken ganz genau, welche Joseph künftig als weltlicher Monarch der päpstlichen und der kirchlichen Regierung überhaupt setzen wolle, ohne daß er sich dabei auf irgend einen dogmatischen oder ganz eigentlich geistlichen Punct einließ. Fürst Kaunitz unterläßt dabei nicht, dem Nuntius ziemlich ernst zu verweisen, daß er sich überhaupt in eine Sache der kaiserlichen Staatsverwaltung gemischt und sich dabei eines ganz unpassenden Tons bedient habe. Der Nuntius erwiederte darauf, änderte aber den Ton und drückte sich sehr bescheiden aus, nichtsdestoweniger schreibt ihm Kaunitz am 19. December 1781,

er wolle nichts mehr über diese Sache schreiben oder geschrieben lesen [77]).

Pius VI. glaubte darauf, daß vielleicht das Ungewöhnliche einer Reise des Papsts zum Kaiser und besonders seine Persönlichkeit bewirken könne, was sich durch Breven und durch offizielle Noten nicht erlangen ließ; er kam daher auf den Einfall, selbst nach Wien zu reisen. Der Papst war ein schöner und auf diese Schönheit stolzer Mann, er verstand mit einer in Wahrheit künstlerischen Meisterschaft die päpstlichen Gewänder zu tragen, mit großer Würde und Haltnng seinen Theil der kirchlichen Ceremonien zu verrichten und durch seine äußere Erscheinung Ehrfurcht einzuflößen; er machte daher, wie man sagt, großen Effect, wenn er auftrat. Darauf rechnend, kündigte Pius VI. schon im December 1781 gegen den Rath und Willen der Cardinäle dem Kaiser seinen Besuch an, reiste im Februar 1782 von Rom ab, und kam im April dahin zurück. Die Cardinäle hatten sehr gut vorausgesehen, daß Josephs Grundsätze nicht durch die Erscheinung des Papstes würden erschüttert werden, daß das päpstliche Ansehen also durch die Reise verlieren müsse. Die ganze päbstliche Reise und die persönlichen Bemühungen des Papsts hatten einerlei Schicksal mit Müllers Sophismen in seinen Reisen der Päpste, d. h. der Eindruck, den die Reise und das Buch machten, war vorübergehend. Die Reise des Papstes erregte indessen doch allgemeines Aufsehen. Tausende strömten überall herbei, wo sich der Papst sehen ließ, die Straßen und Plätze, wo er in seiner imposanten Manier den Segen austheilte, waren gedrängt voll knieender Gläubigen, selbst die augsburger Protestanten wurden entzückt, was hernach dem Bibliothekar in Augsburg von seinen deutschen Glaubens-

---

77) In der kurzen Gegenantwort des Staatskanzlers heißt es: Da auch der Wille Sr. Majestät ist, daß man sich künftighin in keine Untersuchung der Materien, worüber Sie Ihre Meinung in dem angeführten Billet vom 19. d. M. erklärt haben, weiter einlasse; so müsse der Hof- und Staatskanzler sich darauf einschränken, den Herrn Nuntius davon zu benachrichtigen.

genossen sehr übel gedeutet ward. Die Eitelkeit des Papstes ward befriedigt, auch gab der Kaiser dem Papste viel glatte Worte; die Römer nahmen es aber sehr übel, daß sich ein Italiener von einem Deutschen damit täuschen ließ.

Clemens Wenzel von Trier, die Stadt Augsburg, Carl Theodor von Pfalzbaiern und seine Münchner, wie die Baiern überhaupt, gleich den Venetianern, die der Papst ebenfalls besuchte, ehrten ihn wie einen Gott; aber gerade die beiden Hauptpersonen, mit denen er zu thun hatte und um derentwillen er gekommen war, der Kaiser und sein prosaisch diplomatischer, und wenn es die Umstände fügten, auch recht ungezogener Staatskanzler, blieben ganz ungerührt. So wenig wir allen Anecdoten trauen, auch wenn ein Plutarch sich ihrer bedient, so könnten doch diejenigen, welche man von dem Zusammentreffen des Staatskanzlers mit dem ihn besuchenden Papst erzählt, nach der insolenten Weise, wie er sich gegen Maria Theresia sogar und gegen ihren Hof und Familie, sowie gegen seine eignen Gäste ohne Unterschied des Standes betragen durfte, wohl wahr seyn. Hätte er wirklich den Papst so unartig empfangen und begrüßt, wie man erzählt, daß er that, als ihn Pius besuchte, so müßte man sich allerdings wundern, daß ein so unterrichteter und feiner Staatsmann so gröblich vergessen konnte, daß er selbst, der Form nach wenigstens, Katholik sey, daß er den vornehmsten Geistlichen der Welt, und einen angesehenen weltlichen Fürsten in Pius Person vor sich habe. Der Kaiser war höflich, wie es sich gebührte, hörte aber des Papsts Vorstellung gegen die von ihm eingeführte allgemeine Duldung eben so wenig an, als er Clemens Wenzels Vorstellungen angehört hatte.

Der Papst ließ dem Consistorium in Rom Bericht über den Erfolg seiner Reise geben; allein die in aller weltlichen Arglist und Schlauheit ergrauten geistlichen Herrn, die dies Consistorium bilden, waren über den Bericht ihres Hauptes wenig erbaut. Papst und Kaiser suchten sich auch hernach fortdauernd durch freundliche Worte bei guter Laune zu erhalten, sie blieben fortdauernd in Correspondenz; aber die Abschaffung

der Bettelorden in den österreichischen Staaten hatte ihren ununterbrochenen Fortgang und Joseph gab das Recht der Obervormundschaft über die Kirche seiner Staaten und die Verwaltung der Güter derselben nicht auf. Maria Theresia hatte die Ertheilung der lombardischen Pfründen und die Besetzung der Bisthümer dem römischen Stuhle gänzlich überlassen, Joseph hatte dem Papste Pius dies Recht wenigstens auf dessen Lebenszeit zugesichert, gleichwohl besetzte er die Bisthümer des Mailändischen und Mantuanischen, ohne ihn zu fragen. Er versagte sogar als das Erzbisthum Mailand erledigt ward, allen denen, welche der Papst vorschlug, seine Bestätigung, dieß veranlaßte endlich einen förmlichen Zwist.

Als nämlich Joseph endlich einen Visconti zum Erzbischof ernannt hatte (im September 1783), verweigerte erst der Papst ihm die Anerkennung, dann gab Kaunitz zu verstehen, daß der Kaiser, im Fall der Papst seinen Erzbischof nicht einsetzen wollte, die alte lombardische Sitte erneuen werde, die sämmtlichen lombardischen Bischöfe zu versammeln und ihn durch diese einzusetzen. Um diese Zeit befand sich der Exjesuit Beck, der vorher für den Erzbischof von Trier die Briefe geschrieben und auf den der Kaiser in seiner Antwort so bitter anspielt, beim Papste. Joseph schrieb daher ihm und seinen jesuitischen Brüdern zu, daß Papst Pius in der mailänder Sache einen Schritt that, der seinem sonstigen Charakter nicht angemessen war [78]). Das Breve, welches der Papst an den Kaiser erließ, war so heftig abgefaßt, daß Joseph es gänzlich ablehnte; es ward dem Papst zurückgegeben und keiner Antwort gewürdigt. Der Papst oder der deutsche Jesuit, der für ihn das Breve abfaßte, spielte darin auf den Inhalt des Briefs an, den Clemens Wenzel an den

78) Wir lassen unentschieden, welchen Antheil der Exjesuit Beck an dem Brief hatte, den Pius VI. schrieb, an dem des Kurfürsten von Trier giebt ihm Joseph selbst einen Antheil, wenn er in der Nachschrift seines Briefes vom 24. Nov. 1781 an den Kurfürsten schreibt: „Der Abbé Beck soll auch Theil an meiner Danksagung haben, sofern er dazu beigetragen hat, mir dieses schmeichelhafte Zeichen der Theilnahme Ew. königl. Hoheit zu verschaffen.“

Kaiser geschrieben hatte, dies veranlaßte den Kaiser, dem Papste, als er ihm sein Breve unbeantwortet zurückschickte, dazu schreiben zu lassen:

Dieser angebliche Brief seiner Heiligkeit müsse offenbar von einem Menschen herrühren, der ihre zu ihrem wechselseitigen Vortheile dienende Eintracht zu stören suche, es versehe sich daher der Kaiser von der Gerechtigkeit des Papstes, daß Se. Heiligkeit alsogleich nach dem Urheber dieser beleidigenden Schrift forschen und ihm die gebührende Strafe zukommen lassen würden.

Jedermann war schon darauf gefaßt, daß Joseph seinen Vorsatz, die Geistlichen seiner Staaten ganz von Rom abzureißen, ausführen werde, als er plötzlich andern Sinnes ward, und wenn er auch nicht geradezu rückwärts ging, doch dem weitern Fortschreiten Einhalt that, weil er selbst des Papstes zur Ausführung seiner Plane zu bedürfen glaubte.

Um einen letzten entscheidenden Schritt zu thun, war Joseph über die Grundsätze, die er in Sachen des Cultus und der äußern Religionsverfassung befolgen wolle, zu wenig mit sich selbst einig. Wir legen wenig Bedeutung darauf, daß Joseph zu behaupten pflegte, die ihm von Kindheit auf fest eingeprägten Glaubenslehren und die eingeübten kirchlichen Gebräuche hätten in seinem Gemüth fortdauernd noch dieselbe Bedeutung, welche sie von Jugend auf für ihn gehabt hätten. Gewiß ist aber, daß der Kaiser auf der einen Seite einen Haß gegen Friedrich hegte und gegen den frivolen Spott, mit dem dieser die Geistlichen verfolgte, und auf der andern waren ihm die französischen Philosophen wegen ihrer radicalen und demokratischen Meinungen zu verhaßt, als daß er ihre religiösen Ansichten hätte theilen können. Sobald man ihn also überzeugte, daß das päpstliche System der Kirchenregierung viel besser zu einer autokratisch-monarchischen Staaatsregierung passe, als das Episcopalsystem, so wandte er sich zum Papste zurück. Diese Ueberzeugung brachte man ihm bei, als er im Dezember 1783 nach Rom kam.

Männer von Geist, Erfahrung und politischer Klugheit, welche in der Religion nur einen Zügel des Volks sahen, wie der Cardinal Bernis und der Ritter Azara, von denen der Eine die geistlichen Angelegenheiten Frankreichs, der Andere die spanischen besorgte, konnten ihm leicht handgreiflich machen, daß wenn er sich vom Papst entferne, er dem Feinde preisgegeben seyn werde, der ihm gerade damals am allerfurchtbarsten war. Sobald er nämlich den Bischöfen die unbedingte geistliche Herrschaft überließ, fiel er in die Hand der Aristokratie, die er auf jede Weise in seinen Staaten zu Gunsten des Volks befehdete; denn aus dem hohen Adel bestanden ja die Capitel, aus denen und von denen die Bischöfe gewählt wurden. Daß der erwähnte französische und spanische Gesandte den Kaiser in Rom auf andere Gedanken brachten, ist ausgemacht, wir lassen es aber unentschieden, ob sie ihn aufmerksam machten, daß der Abbé Ciofani, der damals geheimer Ordensgeneral der Jesuiten, oder doch Mittelpunct aller geheimen Betreibungen der Exjesuiten war, im Auftrage des Königs von Preußen, mit dem er allerdings in directer Verbindung stand, das Feuer schüre, um Josephs politischen Planen ein Hinderniß in den Weg zu werfen. Wie dem auch seyn mag, Joseph hörte seitdem auf, den Papst zu kränken, und dieser, bessere Zeiten erwartend, wie sie seit 1814 eingetreten sind, legte der autokratischen Reformation des geistlichen Wesens und des Unterrichts, welche der Kaiser vornahm, kein bedeutendes oder öffentliches Hinderniß mehr in den Weg.

Der Kaiser erregte gerade damals in Ungarn, wo man ohnehin fast zu einem förmlichen Aufstande bereit war, weil der Adel dort noch streitbar ist und viele Streitbare in seinem Dienste hat, durch offene Verletzung der Verfassung eine um so größere Unzufriedenheit, als er den Bischöfen des Reichs ihre großen Einkünfte schmälerte, und diese großen Herrn mit ungeheuern Hofhaltungen auf Beamtenbesoldungen herabsetzte. Er verminderte die Summe des Betrags der Einnahme der Bischöfe und Erzbischöfe von 900,000 auf 265,000 Gulden, so daß ein

Bischof nur 12,000 und ein Erzbischof 20,000 jährliche Einkünfte behielt. Die ungarische Geistlichkeit unterhielt daher den Unwillen der Nation über Verletzung der Verfassung, Verachtung der Krone, Krönung und Sprache durch jedes Mittel, das in ihren Händen war, und der Kaiser gewöhnte sich, um ihr zu widerstehen, Willkür zu üben, statt, wie er gewollt hatte, eine gesetzliche Ordnung einzuführen. Er bedurfte daher des Papstes und mußte den größern höhern Beruf, als deutscher Kaiser mit Hülfe der deutschen Erzbischöfe ein Ziel zu erreichen, nach welchem einst Friedrich II. sein ganzes Leben hindurch vergeblich gerungen hatte, aufgeben, um in seinen Erblanden Dinge durchzusetzen, die, weil sie nicht wie das, was die deutschen Erzbischöfe wollten, altes vergessenes Kirchenrecht waren, nicht länger dauern konnten, als er lebte.

Der Papst selbst nämlich war und ist nicht im Stande, mit der kirchlichen Aristokratie, die ihm als Consistorium zur Seite steht, fertig zu werden, wenn es Aufrechthaltung der Herrschaft Roms oder des Ueberrests des Glanzes der alten weltbeherrschenden Stadt angeht. Die Cardinäle waren daher sehr unzufrieden, als der Papst ihnen um 1784 anzeigte, der lange Streit wegen des Erzbisthums Mailand sey endlich durch eine freundliche Uebereinkunft zwischen Sr. Heiligkeit und dem Kaiser beendigt worden; sie geriethen um so mehr in Bewegung, als gleich im folgenden Jahre 1785 der Kaiser und die vier vornehmsten Erzbischöfe Deutschlands förmlich ein neues deutsches Kirchenrecht gründen zu wollen schienen. Carl Theodor in München nämlich, der seine Freude am geistlichem Pomp hatte, und ganz in der Jesuiten Gewalt war, fand sich sehr erfreut, als ihm der Papst die Ehre erzeigen wollte, eine Nuntiatur in Baiern zu errichten. Er glaubte dadurch den größern souveränen Fürsten gleich zu werden, und wollte daher seine Geistlichkeit zum Nachtheile der deutschen Kirchenfürsten unmittelbar an Rom knüpfen. Der Nuntius, den Pius VI. absendete, um auf Unkosten der nach der Römer Meinung sehr einfältigen und eben deßhalb für sie sehr brauchbaren Deutschen die päpstlichen Rechte

in den pfalzbaierischen Landen, so wie im Jülichschen und Bergischen auszuüben, ward in München als Himmelsbote empfangen und ganz Baiern fühlte sich glücklich, unmittelbar von Rom abzuhängen. Der Primas von Deutschland, dessen Rechte, und der Erzbischof von Salzburg, dessen Sprengel verletzt werden sollte, waren desto unzufriedener. Diese beiden Erzbischöfe protestirten wegen Verletzung ihrer Rechte als Oberhirten der deutschen Kirchensprengel, folglich wegen Verletzung des deutschen Kirchenrechts, welche schon seit dem vierzehnten Jahrhundert schreiend gewesen war, die größten Beschwerden veranlaßt und den stets nur schreibenden, niemals handelnden Deutschen viel Papier und Schreibgebühr gekostet hatte. An diese beiden schloß sich auch Josephs Bruder, der Kurfürst von Cöln; sogar der von Trier glaubte sich dem Bunde der drei andern deutschen Erzbischöfe zur Erhaltung der von Baiern höchst schmählich preisgegebenen Unabhängigkeit der deutschen Kirche nicht entziehen zu dürfen. Salzburg und Mainz wandten sich zunächst an den deutschen Kaiser, als an ihren rechtmäßigen Schutzherrn gegen römische Anmaßungen, und dieser nahm sich anfangs auch ihrer Sache kräftig an. Joseph erwiederte:

Ein Nuntius des Papsts sey durchaus nichts anders, als was der Gesandte einer jeden weltlichen Macht auch sey. Er werde daher nie zugeben, daß ein päpstlicher Gesandter im Reiche, oder auch an seinem Hofe irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit ausübe. Diese Antwort ward dem Papste offiziell mitgetheilt, und später im October 1785 eine kaiserliche Verordnung bekannt gemacht, in welcher den Nuntien verboten ward, irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit in Deutschland auszuüben. Wie nöthig es gewesen wäre, daß die Baiern sich diesem kaiserlichen Befehl gefügt hätten, kann man aus Bronners Leben lernen, wo man sieht, daß man die Nuntiatur und auch sogar die Agentur in Rom zu schändlichen Geldprellereien benutzte. Man lernt dort aus den Thatsachen schändliche Prellereien der mit den päpstlichen Behörden correspondirenden Agenten, welche nur mit dem verglichen werden können, was neulich in Frank-

reich öffentlich vor Gericht ans Licht kam. Dort hatte man einem eiteln Mann den Orden vom goldenen Sporn und Gregors XVI. um viele Tausende verkauft, obgleich er sie hernach nicht einmal tragen durfte, weil die königliche Erlaubniß fehlte. Die Nachforderung ward deshalb gerichtlich zurückgewiesen. In Baiern ward aber unter Carl Theodor das arme Land zugleich vom Lotto, von den Mönchen, von Trägheit, von Dummheit, von Mätressen und von der römischen Schlauköpfe Industrie schwer gedrückt.

Die Kurfürsten von Mainz und Cöln ließen die kaiserliche Verordnung sogleich zur Ausführung bringen; aber an Patriotismus war leider bei dem hohen Adel, in dessen Gewalt die Capitel und die Bisthümer waren, ebensowenig zu denken als bei Carl Theodor, oder bei seinen Mätressen, Jesuiten, natürlichen Kindern und Pfaffen. Die päpstlichen Nuntien, Römer in jenem Rom, wo, wie Dante sagt, sie ohne Christus Römer seyn können, Pacca und Zoglio, wußten sich mit den Bischöfen zu verständigen, die lieber mit Italienern als mit deutschen Erzbischöfen zu thun haben wollten, sie vertrauten auf die Mönche, fürstlichen Reichsäbte, unmittelbaren Klöster, Domherren und auf unzählige Pfaffen, von denen es damals noch in Deutschland wimmelte, und trotzten dem ohnmächtigen deutschen Recht. Pacca war unverschämt genug, auf die Blindheit der Westphälinger und Bewohner des niederrheinischen Kreises, die bis auf den heutigen Tag ihre Religion durchaus aus der römischen Curie holen wollen, so viel zu vertrauen, daß er an Prälaten und Pfarrer des Erzbisthums Cöln gerade in dem Augenblicke ein Rundschreiben erließ, worin er ihnen verbietet, in vielen Graden der Verwandtschaft, in welchen schon seit längerer Zeit die Heirathen erlaubt gewesen waren, irgend eine Erlaubniß der Ehe, die von der erzbischöflichen Behörde ertheilt worden, ohne besondern päpstlichen Indult anzuerkennen. Damals waren aber selbst im Cölnischen die Gemüther anders gestimmt, als in unsern Tagen, die neue Universität in Bonn hatte Licht verbreitet, nicht, wie das oft mit theologischen Anstalten der Fall ist,

die Finsterniß durch philosophische Phantasmagorie verdichtet, Pacca ward nicht gehört und sein Nuntiaturbefehl nicht befolgt. Der Reichshofrath ließ ein Decret gegen des insolenten Nuntius Ausschreiben ergehen, und gab dem Kurfürsten von Baiern einen Verweis, daß er dem Papst zu Gefallen, das Reich und seine eignen Unterthanen fremden Pfaffen verrathe. Die deutschen Erzbischöfe erinnerten sich, wie schändlich sie zur Zeit, als die Franzosen bei Gelegenheit des baseler Conciliums durch die pragmatische Sanction die Freiheiten der gallicanischen Kirche erlangten, die stets ein Dorn in den Augen der Römer blieben, von Aeneas Sylvius, dem nachherigen Papst Pius II., durch Bestechung der mainzer Kanzlei waren betrogen worden. Sie waren damals über ein Concordat übereingekommen und erhielten ein ganz anderes, oder mit andern Worten, sie erhielten durch ein schändliches Taschenspielerkunststück statt einer goldnen Uhr, die sie Aeneas Sylvius und seinem einfältig gelehrten Kaiser anvertraut hatten, eine hölzerne zurück. Was im funfzehnten Jahrhunderte versäumt war, wollten jetzt am Ende des achtzehnten die deutschen Erzbischöfe um so mehr wieder gut zu machen suchen, als Rom nicht einmal das je gehalten hatte, was es im Gedränge zwischen dem baseler Concilium und den deutschen Prälaten versprochen hatte. Leider war auch dies Mal nur durch Autokratie des Kaisers zu helfen, wenn nicht unendlich Gezänk und fruchtloses Concilienwesen die Verwirrung ärger machen sollte; diese Autokratie scheuten die Erzbischöfe und von ihrer Oligarchie wollte weder der Kaiser, noch die Bischöfe etwas wissen; dadurch ward Alles vereitelt.

Um endlich zu einem deutschen Kirchenrecht zu gelangen oder wenigstens den Anmaßungen Roms auf immer ein Ende zu machen, wäre ein Nationalconcilium nöthig gewesen, dieses hätte der Kaiser versammeln müssen, er hatte aber damals Händel genug, hatte Unruhen in allen Provinzen seiner Staaten zu bekämpfen, und konnte viel besser mit dem Papst fertig werden als mit der ganzen Klerisey. Er war außerdem überhaupt

kein Freund der Ständeversammlungen, weder in Beziehung auf die Kirche, noch auf den Staat. Es kam aber damals noch ein besonderer Grund hinzu, der den Kaiser abhielt, sich einer Sache anzunehmen, welche vor allen den Kurfürsten von Mainz anging, und von diesem als Erzkanzler und Primas vorzüglich betrieben wurde. Der Kurfürst von Mainz nämlich hatte gerade in demselben Jahre gegen den Kaiser eine weltliche Oligarchie deutscher Fürsten unter dem Namen des Fürstenbundes gebildet, der Kaiser mußte daher besorgen, daß man auf dem Congreß zu Ems am Ende auch noch einen kirchlichen oligarchischen Bund der deutschen Erzbischöfe herauspunctire.

Die Erzbischöfe ließen nämlich auf einem Congreß, den sie in Ems hielten, wo ihre Gebiete und Sprengel zusammenstießen und sich durchkreuzten, von ihren gelehrten Geistlichen und Rechtskundigen die Puncte des in den falschen Decretalen eines vorgeblichen Isidor von Sevilla im neunten Jahrhundert erdichteten und im eilften durch Gregor den Siebenten der occidentalischen Christenheit aufgedrungenen päpstlichen Kirchenrechts, welches sie nicht ferner anerkennen wollten, aufsetzen. Dies in drei und zwanzig Puncten oder Artikeln zusammengefaßte bischöfliche, dem päpstlichen entgegengesetzte Kirchenrecht des erzbischöflichen Congresses ist unter dem Namen der Emser Punctation bekannt. Der Kaiser hatte gerathen, gleich bei den ersten Berathschlagungen auch die andern deutschen Bischöfe zuzuziehen; allein, wenn man den Bischof von Würzburg und Bamberg ausnimmt, war mit den andern auf dem Wege der Vernunft nichts anzufangen; es war daher sehr weise gehandelt, daß man, ehe man die, welche, wenn sie auch sehend waren, sich doch blind stellten, herbeiriefe, erst durch gelehrte, religiöse, aber verständige und patriotische Männer die Puncte ausmachen ließe, worüber man freundlich und gütlich mit dem Papste unterhandeln wollte, ehe man selbst Gesetze gäbe. Die Erzbischöfe waren übrigens zu gut mit der römischen Zähheit und dem schlauen Harren der Curie auf bessere Zeiten bekannt, um zu erwarten, daß sie durch Unterhandlungen etwas gewin-

nen würden, sie wandten sich daher an den Kaiser. Joseph II. war aber mit Recht längst über die Langweiligkeit und Pedanterie der deutschen Kanzleien erbittert, er begnügte sich daher, diese deutsche Sache für die von ihm ausgehenden Reformen seiner Erblande politisch zu benutzen, den Papst durch die Erzbischöfe, und diese durch jenen zu schrecken, um von beiden Vortheile für sich zu erlangen.

Die Erzbischöfe wandten sich nämlich an den Kaiser, theilten ihm das mit, worüber sie übereingekommen waren, zeigten ihm an, daß sie es dem Papste zur Billigung vorgelegt hätten und baten ihn, wenn der Papst ihre Punctation innerhalb zwei Jahren nicht annehmen sollte, ein Nationalconcilium zu berufen, wozu man nicht, wie zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, den Papst nöthig habe. Darauf erwiederte der Kaiser, ohne sich auf Einzelnes einzulassen, im Ganzen günstig, obgleich er auch in dieser Antwort sich nicht bestimmt zu Gunsten der Punctation erklärte, sondern den Erzbischöfen gewissermaßen dadurch auswich, daß er sie nochmals aufforderte, auch die andern Bischöfe, ja sogar die weltlichen katholischen Fürsten zu Rathe zu ziehen. Schon dies bewies, daß der Kaiser lieber den Papst als die Aristokratie geistlicher Fürsten in kirchlichen Angelegenheiten begünstigen wolle, um nicht eine oligarchische Theokratie gegen sich zu haben; denn diese Befragung der verschiedensten Personen hieß die Entscheidung auf unbestimmte Zeit (in Calendas Graecas) vertagen; er machte aber diese Vertagung noch auf andere Weise kund. Es ward auf des Kaisers Veranlassung nämlich eine Reichshofraths-Commission zur Untersuchung der Punctation niedergesetzt, welcher aber von Seiten Pfalzbaierns und, was merkwürdig genug ist, von Seiten Kurbrandenburgs, solche Schwierigkeiten gemacht wurden, daß es mit der Commission und Punctation ging, wie es sonst mit Concilien zu gehen pflegte, das heißt, es war großer Lärm und man kam zu keinem Resultat. Der Reichshofrath gab kein Gutachten und es war ein großes Glück, daß von 1792 bis 1814 der Krieg eine völlige Revolution herbeiführte, sonst würde das Alte, das

wir in unsern Tagen als Schatten wieder auferstehen und als Gespenst am hellen Tage herumwandeln sehen, seinen Körper behalten haben und uns mit furchtbarer Faust wieder packen.

Josephs Bruder, Leopold, der unter Italienern zum Italiener geworden war, und bis an sein Ende eine doppelte Rolle gespielt hat, regierte damals in Toscana, als Reformator, Gesetzgeber, Weiser und Oeconomist, obgleich er späterhin in Deutschland und in den Erbstaaten alle alten Mißbräuche wieder hergestellt, jedes freie Wort verfolgt, Spioniren nach Jacobinismus gehegt und niederträchtige Ankläger beschützt hat. Dieser ging damals weiter als sein Bruder Joseph, denn statt daß dieser den Begünstigern des alten bischöflichen Systems der Kirchenregierung in Deutschland seinen Schutz versagte, um den Papst zu gewinnen, gewährte Leopold den Prälaten von Toscana, die sich den römischen Bedrückungen entziehen wollten, jede Unterstützung. Die Bischöfe von Toscana wollten aber auf der Synode zu Pistoja, den Italienern, wie sie jetzt sind, zumuthen, eine moralische Religion statt Musik und Ceremonien, jansenistische Strenge statt der leichten Absolution, einfache Geistliche statt der Pracht des Papsts bei sich einzuführen. Sie wollten das aufheben und wegräumen, wodurch Italien und besonders Rom immer noch wenigstens den Schatten der Weltherrschaft behauptet; das konnte unmöglich friedlich durchgeführt werden. Wir wollen indessen doch des Versuchs erwähnen, wäre es auch nur, um zu beweisen, daß überall das Vorurtheil stärker ist, als der Grundsatz, und daß auch sogar die Freiheit, wenn sie in dem Volke, wie es in unsern civilisirten Staaten zu seyn pflegt, dauerhaft seyn soll, auf dem Erstern, nicht auf dem Letztern begründet seyn muß.

Der Clerus von Toscana, der sich seit langer Zeit, gleich dem besseren Theil des französischen Clerus, zum Jansenismus bekannt hatte, und deßhalb von Rom und vom römischen Theil des Clerus ärger gehaßt und verfolgt war, als Ungläubige und Heiden, benutzte nämlich den Reformationseifer Leopolds, um die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und die alte Kirchendisciplin wieder herzustellen. Leopold hatte die Verwaltung des

Landes ganz nach den Grundsätzen geordnet, denen hernach die constituirende Nationalversammlung Frankreichs huldigte; er hatte für Landbau und Staatshaltung, für Civil- und Criminalgerichtspflege durch Verfügungen gesorgt, deren Sammlung ein Musterbuch für monarchische Staaten bildete, es war daher natürlich, daß die Reihe auch an die Kirchenverfassung kam, sobald Ricci Hauptperson des toscanischen Clerus wurde. Ricci war ein sehr eifriger Jansenist; sobald er Bischof von Pistoja wurde, versammelte er in dieser Stadt ein Provinzialconcilium. Auf diesem Concilium brachte er die Prälaten von Toscana zu einem so kräftigen Widerstand gegen die Anmaßungen Roms, daß so lange Kaiser Joseph lebte und so lange sein Bruder Leopold sich selbst gleich blieb, die Katholiken von Toscana sich im Besitz von Rechten und Vortheilen befanden, welche die Vertheidiger der alten christlichen, (noch nicht wie seit Gregor VII. papistischen) Kirchenordnung in Deutschland vergeblich zu erstreben suchten, und deren sie noch immer entbehren.

Die Bestimmungen des Provinzialconciliums von Pistoja sind unter dem Namen der Propositionen von Pistoja bekannt, weil den dort im Jahre 1787 versammelten Prälaten sieben und funfzig Kirche und Kirchenrecht reformirende Sätze vorgelegt waren, von denen die mehrsten gebilligt und angenommen wurden. Vermöge der Synodalbeschlüsse der in Pistoja versammelten Prälaten von Toscana ward nicht blos das bisherige päpstliche Kirchenrecht verworfen, sondern auch das Wesentliche der Religion vom Unwesentlichen genau unterschieden. Es ward dort die strenge Sittenlehre der Jansenisten und des Urchristenthums, welche über lauter Ceremonien und Kirchen-Symbolik ganz in Vergessenheit gekommen war, wieder für Hauptsache des Christenthums erklärt, und der blos äußerliche, für Herz und Wandel unfruchtbare Theil des Gottesdienstes förmlich mißbilligt und verworfen. Das war freilich in einem Lande, wo Moral für Prosa, wir möchten fast sagen für Dummheit gilt, wo Poesie und Kunst das Leben regieren und auf dem künstlerisch geordneten Cultus beruhen, wo der gemeine Mann von Spar-

samkeit, Ordnung, Reinlichkeit, häuslicher Zucht und Wohlstand auch nicht einmal einen Begriff hat, nicht durchzusetzen. Das Volk glaubte den Jesuiten, Mönchen, Papisten des Landes und besonders dem Papste herzlich gern, daß der moralische Katholicismus der Synode von Pistoja nichts anders sey als die teuflische Lehre des ketzerischen Luther, dessen bloßer Namen die Italiener wie die Baiern um so mehr erschreckt, je falscher und schmählicher er ihnen alle Tage auf den Kanzeln, im Leben, in Schriften von Jesuiten und Kapuzinern, mit und ohne Kutten, abgemalt wird.

Der Papst mußte übrigens eine Zeit lang dem ihm sehr verdrießlichen geistlichen Wesen in Toscana zusehen und Zeiten der Reaction erwarten, weil seine ersten Schritte durch Leopolds Festigkeit und Riccis Entschlossenheit fruchtlos gemacht wurden. Als nämlich die Synode von Pistoja die vier berühmten Sätze billigte und als die Ihrigen anerkannte, welche auf Ludwigs XIV. Veranlassung die gallicanische Kirche um 1682 den päpstlichen Anmaßungen entgegengesetzt hatte, so erließ Papst Pius gegen diese als Grundsatz der Kirche von Toscana aufgestellte Sätze eine besondere Bulle, worin eigentlich auch die Synode verdammt war. Er erklärte in dieser Bulle die Billigung für ärgerlich und beleidigend für den heiligen Stuhl, tobte aber hernach ganz anders, sobald die Zeit der Reaction und des Conservirens aller alten Mißbräuche eingetreten war. Dies fiel nicht mehr in die Periode, deren Geschichte dieser Band behandeln soll, wir bemerken daher nur, daß der Papst die Vernichtung der von Leopold begünstigten Religions- und Kirchenverfassung und die Verfolgung der edlen Männer, von denen sie gemacht war, unter einer ganz papistischen Regierung zu erhalten wußte, und daß er die Propositionen der Synode von Pistoja als Irrthümer und schismatische, also als ketzerische Lehren verdammte. Zum Troste aller derer, die in unsern Tagen sich mit dem Verlust der mühsam erstrebten Fortschritte der Zeit bedroht glauben, wollen wir jedoch bemerken, daß jeder, der Italien noch jetzt bereiset, auf den ersten Blick erkennt, daß

die weise und in jeder Rücksicht vortreffliche Regierung Leopolds (von 1765—1790) auch jetzt noch überall in Toscana sichtbar und fühlbar ist. Die Wirkungen dieser Regierung unterscheiden dieses Land vor allen italienischen Staaten, wie man auch in Oesterreich die wohlthätigen Verbesserungen des Kaisers Joseph bis auf den heutigen Tag noch wahrnimmt. Der Kaiser war übrigens zur Zeit der Synode von Pistoja durch seine unruhige Beweglichkeit, seine Hast und sein zu großes Selbstvertrauen in allen Dingen, in so viele Händel und Schwierigkeiten verwickelt worden, daß er sehr gute Ursachen hatte, nicht auch noch mit dem Papste zu brechen. Wir haben schon im vorigen Bande und auch in diesem an mehreren Stellen bemerkt, wie ängstlich König Friedrich die Schritte des raschen und unternehmenden Kaisers beobachtete, und wo er konnte, den Fortgang hemmte, um nicht noch einmal, wie 1778, zu den Waffen greifen zu müssen. Er hatte zur Zeit des emser Congresses den Fürstenbund gestiftet, sein Nachfolger ward hernach durch den von Joseph zur Zeit der Synode von Pistoja mit Rußland verabredeten Krieg zu neuen ernstlichen Kriegsrüstungen genöthigt. Auch Frankreich sogar, welches damals mit Oesterreich innig verbunden war, welches bei der Schwäche seiner Regierung jeden entscheidenden Schritt zu vermeiden suchte und weil der Einfluß der Königin überwiegend war, zur großen Unzufriedenheit der französischen Patrioten, den Kaiser auf jede Weise begünstigte, mußte sich endlich den Neuerungen des Kaisers widersetzen. Dies geschah als er, den Verträgen zuwider, gegen Holland sein Vernunftrecht, welches dem positiven Rechte Hohn sprach, mit Gewalt geltend machen wollte, weil die Holländer, wie es ihm schien, nicht stark genug waren, ihr Recht mit den Waffen zu verfechten. Frankreich mußte sich dabei nothwendig der Holländer annehmen, weil es glücklich genug gewesen war, durch den amerikanischen Krieg oder doch während desselben, die innige Verbindung Hollands mit England zu trennen.

Es verhielt sich mit den Unternehmungen des Kaisers gegen Hollands Anmaßungen und gegen die Mißbräuche in Belgien,

wie mit seinen Schritten gegen den hohen Adel seiner Erbstaaten zu Gunsten des gedrückten Volks und mit seiner aus den vortrefflichsten Absichten herrührenden Einmischung in die Gerechtigkeitspflege. Wir wollen Beides zuerst durch ein Beispiel erläutern, ehe wir zu den holländischen und belgischen Angelegenheiten übergehen.

Um den Landmann aus einem drückenden Verhältnisse zu erlösen, verordnete der Kaiser eine neue Steuerregulirung in allen Erbstaaten, wodurch der Bauer nothwendig gewinnen, der Adel aber, der ein furchtbares Geschrei erhob und erheben ließ, verlieren mußte. Die ganze Maßregel ward durch Heftigkeit und Uebereilung des Kaisers vereitelt. Joseph stand hier allein; er sah bösen Willen und passiven Widerstand, dies bewog ihn, die Ausmessung der Grundstücke zu übereilen, so daß, weil für eine so umfassende Messung nicht Landmesser genug im Lande waren, oft ganz unkundige Leute zu dem Geschäft gebraucht werden mußten, was dann Mängel und Schaden veranlaßte. Dadurch erhielt der Adel, der durch die neue Einrichtung verlieren mußte, Gelegenheit, allerlei Hindernisse in den Weg zu werfen und die Absicht des Kaisers zugleich mit der Ausführung lächerlich oder gehässig zu machen. Daß dies in der That der Fall war, zeigen die Worte des Grafen von Chotek, mit denen er gewissermaßen als Märtyrer für die Sache des Adels wegen dieser Steuerangelegenheit seine Stelle niederlegte.

Der Graf Chotek war sehr von Joseph begünstigt, er war Kanzler der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, welche die neue Steuerregulirung bekannt zu machen hatte, gegen deren Einführung Chotek mehrere Male Vorstellungen an den Kaiser abgehen ließ. Die Gründe, die er anführte, waren alle davon hergenommen und die Vorstellungen beruhten blos darauf, daß der Adel dabei verliere. Darauf gab der Kaiser wiederholt die Antwort, daß aber der Bauer sehr dabei gewinne, und beharrte, als keine bessern Gründe vorgebracht wurden, auf der Einführung. Als Graf Chotek sah, daß seine Vorstellungen fruchtlos waren, legte er, um das Patent nicht unterschreiben zu müssen,

seine Stelle nieder und machte dadurch die populärste Maßregel dem Lande verhaßt. Die Worte, deren er sich in der Acte, die er dem Kaiser überschickte, bedient, beweisen, daß er mit einem Van der Noot und Consorten auf einem Wege war. Mein Gewissen, so schreibt er, erlaubet mir nicht, meinen Namen unter eine Verordnung zu setzen, welche dem Adel soviel Unrecht zufüget. Der Kaiser hatte ihm vorher freundlich gesagt: Lieber Chotek, ist es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas nach, als daß sie uns gar nichts geben. Chotek erwiederte: Das sey nicht zu fürchten, da man die Widerspenstigen mit Gewalt zur Entrichtung der Abgaben zwingen könne. Mit Gewalt, erwiederte der Kaiser, die physische Gewalt ist beim dritten Stande. Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, sind wir alle pritsch (ein böhmisch Wort).

Auf gleiche Weise ward die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers und sein Wunsch einer unpartheiischen Justizpflege Ursache der Unzufriedenheit und des Widerstands. Er konnte niemandem trauen und er stritt gegen den Schlendrian der Gerichte und gegen verjährte Mißbräuche ganz isolirt. Er mußte heftig mit autokratischer Gewalt kämpfen; dies ward oft nachtheilig und gab Gelegenheit, ihn der Willkühr und Härte anzuklagen. Er fand überall Unterschleif und Käuflichkeit, Veruntreuung öffentlicher Gelder und unverschämte Bestechlichkeit, wodurch auch im Revolutionskriege die österreichischen Angelegenheiten zu Grunde gerichtet wurden, als Herkommen und als Privilegium geltend; es war nicht möglich, dem Uebel abzuhelfen, weil die Gerichte gegen vornehme Leute unthätig oder doch ohnmächtig waren. Der Kaiser, welcher sah, daß die Behörden, die Gerichte und die privilegirten Classen gegen gleiches Recht in einem förmlichen Bunde waren, übernahm selbst die Sorge, über die Justiz zu wachen, und drang darauf, daß jedes Vergehen an dem Vornehmsten, wie am Geringsten, ja auch sogar an dem, der in seiner größten Gunst gewesen war, unerbittlich hart bestraft werde. Ein Fehler war, daß er aus Mißtrauen gegen juristi-

sche Deutung und Mißdeutung des Gesetzes, sein Gefühl von Recht und Unrecht oft dem Gesetze und dem Urtheil der Richter vorzog. Wenn diese daher aus allerlei Rücksichten die Strafe, welche das Gesetz aussprach, zu mildern suchten, so erlaubte er sich oft, sie, wie in Rußland Sitte ist, im Cabinet zu schärfen. Dies schrieb man der Grausamkeit zu, obgleich der Kaiser gewiß nicht grausam war, sondern nur die Aristokratie in Schranken halten wollte. Die Aristokratie zog dann in den Erblanden, wie hernach in Belgien, das Volk dadurch in ihr Interesse, daß sie den Kaiser der Gesetzverletzung beschuldigte. Daß Joseph sich besonders der Beamten und der Aristokratie wegen hart bewies, sieht man schon allein daraus, daß die zwei Fälle, welche man vor andern benutzt hat und zu benutzen pflegt, um Joseph überall als einen Tyrannen auszuschreien, Personen der höheren Classen angingen. Diese Personen waren der Graf Podaczky-Lichtenstein und der Oberstlieutenant Sezekely, obgleich die Verschärfung der Strafe bei dem Letztern, genau betrachtet, nur eine Veränderung der Strafe war, welche Sezekely selbst als eine Milderung betrachtete.

Was Holland und Belgien angeht, so konnte der Kaiser den Gedanken nicht ertragen, daß ihn ein Friedensschluß von 1711—1714 bei ganz veränderten Umständen in alle Ewigkeit hindern solle, Herr in seinem eignen Lande zu seyn. Weil er das positive Recht gegen seine eigne Ueberzeugung von dem, was recht sey, nicht wollte gelten lassen, so fand er es unvernünftig, daß er niederländische Truppen in seinen Festungen dulden und seinen Belgiern verbieten mußte, die Schelde und die See zu befahren. Der Streit mit Holland ist übrigens aus einem doppelten Grunde für die europäische Geschichte bedeutend. Es zeigte sich nämlich erstlich bei dieser Gelegenheit, daß Joseph sich bei seinen Entwürfen übereile und um so leichter durch unerwartete Hindernisse und ernstlichen Widerstand zurückgeschreckt werde, je heftiger, hitziger, übereilter er, jeden fremden Rath verachtend, anfangs zu verfahren pflegte. Zweitens sind diese Streitigkeiten wichtig, weil der Ausbruch der sogenannten

holländischen Revolution dadurch beschleunigt ward. Der Entschluß Josephs, gegen die Holländer, wie überall, das Recht der Vernunft gegen Verträge, Privilegien, Diplome und Siegel autokratisch geltend zu machen und seinen Belgiern in ihrem eignen Lande die Rechte zu verschaffen, deren die Holländer in dem Ihrigen genossen, war schon bei seiner Huldigungsreise nach Belgien und während des Besuchs, den er damals in Holland machte, in ihm gereift. Es verdroß ihn, als er sah, wie ungünstig Amsterdam für den großen Seehandel gelegen sey und wie günstig Antwerpen, daß doch in der ersten Stadt überall Leben, Bewegung, großer Reichthum, in der andern alles öde und verlassen sey. Es schien ihm, als ob seine Nachbarn ihren Wohlstand auf dem Ruin seiner Belgier gegründet hätten. Noch mehr fand er sich dadurch gekränkt, daß seine niederländischen Festungen holländische Garnisonen hätten. Der Kaiser hatte das Kriegswesen in Holland ganz vernachlässigt, Marine und Heer im elendesten Zustande getroffen. Die Holländer hätten die Festungen Belgiens, in denen sie Garnison halten durften, im guten Stande halten sollen, er fand sie vernachlässigt, die Garnisonen schlecht ausgerüstet und versehen, und gleichwohl mußte der Kaiser dulden, daß, dem sogenannten Barrièretractate gemäß, die Holländer in gewissen Districten seines Landes Contributionen, vorgeblich zur Erhaltung der Festungen und zur Bezahlung der nie vollzähligen Garnisonen, ausschrieben.

Der Barrièretractat, dessen Joseph zunächst entledigt seyn wollte, war Karl dem VI. durch die Königin Anna, oder eigentlich durch die Tories, die zur Zeit des utrechter Friedenscongresses ihr Ministerium bildeten, mit Gewalt aufgezwungen worden, damit nur die Holländer (1713) desto schneller den Frieden unterschreiben möchten. In diesem Tractate war festgesetzt, Holland solle in den belgisch-österreichischen Plätzen Namur, Dornick, Menin, Fürnes, Warneton, Ypern und Knocke Besatzungen halten dürfen, und eine holländisch-österreichische Armee von dreißig bis sechsunddreißigtausend Mann, bestehend aus drei Fünftel holländischer und zwei Fünftel österreichischer

Truppen, sollte den östlichen Theil der Niederlande, von wo aus ein Einfall in die sieben Provinzen und in ihre Generalitätslande leicht ausführbar sey, gegen Frankreich beschützen. Das Verhältniß Oesterreichs ward in den ersten zwanzig Jahren nach dem utrechter Frieden noch viel drückender in Beziehung auf Belgien und Holland. Die Engländer bedurften der Holländer erst gegen Alberoni, dann gegen Carls VI. Handlungsprojecte und gegen die ostindische Compagnie in Ostende, sie opferten ihnen daher das österreichische und belgische Interesse. England und Holland vereinigten sich, um den Kaiser zu nöthigen, einzuwilligen, daß weder von Ostende, noch von Triest aus indischer Handel getrieben werden dürfe. Zuerst mußte (1722) die Handelsgesellschaft in Ostende aufgehoben werden, dann (1731) ward festgesetzt, daß nicht nur die österreichischen Seestädte von ihrer günstigen Lage am Meer keinen Nutzen ziehen dürften, sondern daß auch die Mündung der Schelde, folglich der unvergleichliche Hafen von Antwerpen auf immer verschlossen bleiben sollte. Man ging sogar so weit, daß man festsetzte, im Falle einer Verletzung dieses Artikels sollten die holländischen Forts am Ausfluß der Schelde auf die von Antwerpen ausgesendeten Schiffe feuern dürfen.

Hollands Macht und Wohlstand nahm indessen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in eben dem Grade ab, als England reicher, mächtiger, betriebsamer wurde und seine Schiffahrt sich bis zum Unglaublichen vermehrte; es kam endlich dahin, daß die holländische Regierung, welche eine halbe Million Gulden für Truppen und Unterhaltung der Festungen jährlich aus Belgien zog, die dafür übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllte [79]).

---

79) Ursprünglich war im Barrièretractat festgesetzt, die Holländer sollten eine Subsidie von einer Million und zweimalhunderttausend Gulden erhalten, die Einnehmer gewisser Districte waren angewiesen, bestimmte Summen unmittelbar an Holland abzuliefern, und im Fall hierin ein Rückstand erfolgte, war sogar den holländischen Truppen ein Recht der Execution gestattet.

Die holländischen Besatzungen der niederländischen Festungen hatten nicht einmal den Zweck erreichen helfen, um dessentwillen ihnen die Barrièreplätze eingeräumt waren. Als nämlich im Jahre 1745 die Franzosen gegen diese Plätze anrückten, verließen die holländischen Truppen den ihnen vertrauten Posten ohne Widerstand gethan zu haben, weil die Generalstaaten hofften, dadurch den Sturm des französischen Kriegs von sich abzuwenden, was gleichwohl nicht der Fall war. Die Franzosen schleiften hernach die Festungswerke der Barrièreplätze und die Holländer blieben während des siebenjährigen Kriegs ihres Besatzungsrechts beraubt. Erst um 1763 durften sie wieder Truppen schicken; sie stellten aber die Festungswerke nicht wieder her, und erhielten deshalb auch die ihnen im Barrièretractat zugestandenen Subsidien nicht. Maria Theresia erklärte um 1776, daß sie den Barrièretractat in Rücksicht gewisser Landstriche und Orte, welche die Holländer in Anspruch nahmen, nicht mehr wollte gelten lassen, weil er ihrem Vater mit Gewalt und Verletzung der Rechte der Belgier sey aufgedrungen worden; Kaunitz und Joseph hatten schon damals weiter gehen wollen. Sie suchten die Kaiserin zu bewegen, den ganzen Tractat für ungültig zu erklären, sie war indessen nicht dahin zu bringen gewesen. Joseph war kaum von seiner ersten Reise in die Niederlande zurückgekehrt, als er erklärte, daß er die fremden Truppen nicht ferner dulden wolle. Er zwang im März 1783 die Holländer wirklich, ihre Truppen zurückzuziehen, regte aber schon damals ganz Europa weniger durch den Gewaltstreich als durch die höchst bedenklichen Erklärungen seines Staatskanzlers über die Haltung bestehender Verträge gegen sich auf.

Die Unterhandlung über die Räumung Belgiens von Seiten der Holländer wurde in Wien zwischen dem Grafen von Wassenaer und dem Fürsten Kaunitz geführt und der Letztere redete dabei von bestehenden Verträgen und von dem Rechte der Schwachen gegen die Starken in einem so vornehmen und verächtlichen Ton, daß der Andere durch die bloße Bekanntmachung der Unterhaltung mit Kaunitz den Planen des Kaisers mehr

schadete, als durch die feinsten diplomatischen Cabalen hätte geschehen können [80]. Die Holländer waren damals wegen ihrer engherzigen Krämerpolitik und ihrer innern ganz öffentlich geführten Streitigkeiten und oft ganz armseligen Zänkereien, wobei mehrentheils beide Theile schuldig oder verächtlich waren, in Europa nicht gerade beliebt; man mußte sich aber ihrer annehmen, wenn der Kaiser so dachte, wie Kaunitz redete. Daß er aber wirklich so denke, zeigte er, als er Anstalt machte, der Instruction gemäß zu handeln, welche der Herr von Nenny, Präsident des belgischen geheimen Raths, ehemals aufgesetzt hatte, um ihn vollständig von den niederländischen Sachen zu unterrichten. In diesen bekannten Instructionen, welche Dohm in seinen Denkwürdigkeiten vortrefflich benutzt hat, war der Rath gegeben, alle längst vergessenen Ansprüche an holländische Orte und Landschaften, welche aus den Verhältnissen des sechzehnten Jahrhunderts abgeleitet werden könnten, jetzt geltend zu machen, wo die Umstände sehr günstig seyen. Dies fällt nämlich in die Zeit, als Spanien und Frankreich ohne besondere Rücksicht auf Holland für sich allein den versailler Frieden geschlossen hatten, so daß Holland in dem Augenblick weder auf England, noch auf Frankreich rechnen konnte.

Das Benehmen des Kaisers gegen die Holländer war eines edeln Mannes, der, wie Joseph, Gerechtigkeit liebte und sie sogar oft mit Willkür ausübte, durchaus unwürdig. Er ward, als er am Ende seine Sache nicht durchsetzen konnte, verächtlich, und was schlimmer für einen mächtigen Herrscher ist, sogar lächerlich. Den Anfang machte er neben andern kleinlichen Schikanen, denen ähnlich, welche Preußen damals gegen Danzig und später als es Anspach und Bayreuth an sich gebracht hatte, gegen Nürnberg übte, mit der Forderung des Dorfs Doel in der Nähe des holländischen Forts Lieffershoek und des Forts St. Donaas zwischen Sluys und Brügge. Die österreichischen Trup-

80) **Reflexions sur une conversation ministérielle entre le prince de Kaunitz et le comte de Wassenaer 1782.**

pen nahmen von dem Dorfe mit Gewalt Besitz und verdrängten die Holländer, denen sie an Zahl überlegen waren, mitten im Frieden durch die Waffen aus ihren Quartieren. Da diese Sache zu unbedeutend war, als daß sich fremde Mächte hätten einmischen sollen, so trat er bald mit stärkeren Forderungen hervor. Er verlangte nicht blos die bedeutende Stadt und Festung Mastricht, sondern kam endlich mit einem ganzen Register von Abtretungen zum Vorschein. Wir fügen die sämmtlichen Forderungen unten bei, weil der Kaiser gleich im ersten Artikel dieses Registers erklärt, daß er von allem dem nichts wissen wolle, was die Spanier einst den Holländern aus Dankbarkeit für die Vertheidigung Belgiens gegen die Franzosen zugestanden hätten [81]). Gleich anfangs erboten sich übrigens die Oesterreicher, auf alle Artikel des langen Registers nicht weiter zu bestehen, wenn man dagegen die Schiffahrt auf der Schelde freigeben wolle und wenn Antwerpen seinen Seehafen wieder öffnen dürfe. Die Ungeduld des Kaisers erwartete aber den Ausgang der Unterhandlungen nicht, sondern er forderte durch eine Erklärung vom 23. August 1784 daß die Eröffnung der Schelde sogleich zugestanden werden solle, wofür er von allen andern Forderungen abzustehen versprach.

---

81) Die Forderungen waren: 1) Oesterreich erkenne nur den 1664 geschlossenen Gränztractat für gültig und fordere alles, was durch spätere Verträge abgetreten sey, zurück. 2) Die holländischen Forts Kruitschanz und Friedrich Heinrich sollten geräumt und geschleift, von den Werken des Forts Liefkenshoek und Lille sollte der Theil, der die ehemals bestimmte Gränze überschreite, geschleift werden. 3) Das Wachtschiff, welches Holland bei dem Fort Lille halte, sollte für immer entfernt werden und die ganze Schelde unter kaiserlicher Hoheit stehen. 4) Stadt und Festung Mastricht sollten abgetreten werden, weil Holland dies in dem am 30. August 1573 mit Spanien geschlossenen Tractat versprochen habe. 5) Alles Land über der Maas solle als zu Mastricht gehörig abgetreten werden. 6) Mehrere andere Districte und Orte sollen aus demselben Grunde abgetreten werden. 7) Die Holländer sollen alle Einkünfte, die sie aus den abzutretenden Orten seit ihrer Besetzung gezogen, erstatten. Die Artikel 8, 9, 10, 11 enthalten lauter Bestimmungen über Vergütungen, welche die Holländer für die Vortheile leisten sollen, die sie seit dem siebenzehnten Jahrhundert aus den Verträgen gezogen, die der Kaiser jetzt für ungültig erklärt.

Der Kaiser benahm sich bei dieser Gelegenheit, wo er auch nicht einmal von Kaunitz Vorsicht und Behutsamkeit lernen wollte, auf eine ganz unbegreifliche Weise unklug und gegen alle Regeln einer gesunden Politik. Er wollte, im festen Vertrauen, daß die Holländer nicht wagen würden, sich ihm zu widersetzen, Antwerpen für einen Freihafen erklären, und der Präsident seiner Regierung in Brüssel mußte bekannt machen, daß der Kaiser schon jetzt die Schiffahrt aus der Schelde ins Meer als völlig frei ansehe. Er fügte drohend hinzu, daß der Kaiser jedes Hinderniß, welches man der freien Schiffahrt seiner Unterthanen entgegensetzen würde, als wirkliche Feindseligkeit und als Kriegserklärung betrachten werde. Durch diesen Schritt, den Kaunitz sehr mißbilligte, kam Joseph in größere Verlegenheit, als er geahnet hatte. Der alte König von Preußen gab bei der Gelegenheit seinen Unwillen laut zu erkennen und fragte bei Rußland an, ob er vielleicht allenfalls weiter gehen könne, ohne Rußland zu reizen. Ludwig XVI. ward durch diesen Schritt seines Schwagers in die größte Verlegenheit gebracht. Die Minister, besonders Vergennes und die ganze französische Nation verlangten dringend, daß sich Frankreich der Holländer annehmen solle, die Königin suchte ihren Gemahl zu bewegen, dem Willen der Nation entgegen zu handeln, zu deren Organ in dieser Sache sich derselbe Graf Mirabeau aufwarf, der einige Jahre später den Gang der Revolution leitete. Er schrieb damals in seiner heftigen, aber der Aufregung des französischen Volks ganz angepaßten Manier über die holländischen Angelegenheiten. Der liberale Mirabeau schrieb also damals für die ihm sonst tödtlich verhaßte, kleinliche und selbstsüchtige holländische Patrioten-Parthei, vertheidigte also Feudal- und Geldaristokratie, d. h. Leute voll Vorurtheil, welche blos von Selbstsucht und Geldgier geleitet wurden, gegen den Kaiser, der sich für Vernunft und Menschenrechte selbst aufopferte, den uns aber der liberale Franzose als einen gar argen Tyrannen und Despoten schildert.

Mirabeaus Schrift gegen Kaiser Joseph ward zwar in Frankreich verboten, es wurden aber doch Rüstungen gemacht,

weil sich die französische Regierung, wenn ihre Vermittelung nicht gelingen sollte, der Holländer annehmen wollte. Es ward den Franzosen erlaubt, d. h. den Militärs zu verstehen gegeben, in Holland Dienste zu nehmen, man lieferte Kriegsvorräthe und französische Ingenieurs, französische Stabsoffiziere leiteten die holländischen Vertheidigungsanstalten. Die Holländer übten im Vertrauen auf Frankreich gleich darauf Thätlichkeiten gegen die Belgier, welche von der von der Brüsseler Regierung erlassenen Erklärung Gebrauch machen wollten. Dadurch wurden die Franzosen wider ihren Willen zu feindseligen Anstalten gegen den Kaiser genöthigt, weil dieser bei der Nachricht von den Feindseligkeiten der Holländer in Begriff stand, ein Heer von vierzigtausend Mann nach Belgien zu schicken und einen Theil desselben wirklich marschiren ließ. Als nämlich die Brigantine Ludwig unter Kapitän Iseghem am 8. October 1784 die Schelde hinabfahren wollte, feuerten die Holländer von Saftingen aus auf das Schiff und nöthigten es, nach Antwerpen zurückzukehren. Ein anderes kaiserliches Schiff, das von Ostende kam und die Schelde hinauf fahren wollte, ward bei Vliessingen angehalten, obgleich es hernach wieder frei gegeben wurde.

In diesem Augenblicke nahm Alles ein kriegerisches Ansehn; die kaiserlichen Truppen marschirten, der österreichische Gesandte ward vom Haag abgerufen, in den vereinigten Provinzen zeigte sich eine Nationalbewegung, wovon man seit langer Zeit keinen Begriff mehr gehabt hatte, und es sammelte sich ein holländisches Heer an den Gränzen, welches von französischen Offizieren organisirt ward. Um dieselbe Zeit als Kaiser Joseph mit Krieg drohte, erreichten die Streitigkeiten der Städte von Holland mit der statthalterischen Regierung den höchsten Punct, und der Herzog von Braunschweig sah sich genöthigt, endlich das Land zu verlassen. Er war schon im Juli auf Antrag der Städte der Provinz Holland von den Ständen dieser Provinz gewissermaßen abgesetzt worden, als sie ihm durch eine beleidigende

Resolution ankündigten, daß sie nur bis Ende des Jahrs die Summen zahlen würden, die sie zu den ihm angewiesenen Geldern beitrügen; Seeland trat hernach dem Beschlusse bei. Der Herzog wendete sich am Ende August zwar an die fünf andern Provinzen, erkannte aber seine Stellung schon im September für unhaltbar, und gab am 8. October seine Entlassung ein. Dies war, nachdem die Holländer am 8. October auf das österreichisch-belgische Schiff geschossen hatten und Krieg mit Oesterreich drohte, sehr klug gehandelt. Seine Stellung an der Spitze des holländischen Heers wäre doppelt peinlich geworden, da er die lange Zeit hindurch immer noch die österreichische Feldmarschallstelle beibehalten hatte.

So schlecht beim zerrissenen Zustande ihrer Civilregierung und der Verwaltung ihres Kriegswesens auch die Anstalten der Holländer waren, so zeigte sich doch bei dieser Gelegenheit Joseph noch schwächer als die Niederländer. Er wagte nicht einmal, ihre thätliche Beleidigung rasch und nachdrücklich zu rächen, wie der Fürst von Ligne als Commandant von Antwerpen hatte thun wollen. Dieser war nämlich in Begriff, den Schaden, den die Holländer den Belgiern durch das Anhalten und Beschießen der Schiffe und durch die Vertheidigungsanstalten, die sie in der Nähe der Schelde machten, gethan hatten, durch Besetzung der Forts Lillo, Liefkerhoek, Kruitschanz und Fort Friedrich Heinrich zu rächen, dazu bedurfte er aber der Erlaubniß der Regierung in Brüssel, diese wagte aber nicht, sie ihm zu ertheilen. Vergennes, der die auswärtigen Angelegenheiten der Franzosen bis an seinen Tod (im Februar 1787) leitete, benutzte des Kaisers Zagen und Zaudern und die Ohnmacht der Niederländer, um zu erlangen, daß Holland eine innige Verbindung mit Frankreich einginge, was bisher die Parthei des Prinzen stets gehindert hatte. Frankreich machte nämlich seine Vermittelung für Holland durch Drohungen gegen Joseph geltend, und knüpfte dadurch ein Band der Freundschaft, welches hernach Preußen und England bei Gelegenheit der holländischen Revolution wieder zerrissen.

Vergennes krönte seine lange diplomatische Laufbahn durch die meisterhafte Weise, wie er, ohne seinen König durch offenbare Feindseligkeiten gegen seinen Schwager zu betrüben, durch Unterhandlungen die ganze Ehre in diesen Händeln für Frankreich zu gewinnen und die ganze Schmach auf den Kaiser zu werfen verstand. Er gewann bei der Gelegenheit die Freundschaft der Holländer für Frankreich, entzweite sie tödtlich mit Oesterreich und trennte sie von England. Die Franzosen, welche schon in jener Zeit ihre Königin mit unbegreiflichem Hasse verfolgten, schrieen freilich damals und auch später, daß es gegen die Ehre der Nation sey, daß man durch Geldzahlung und nicht durch die Waffen eines als militärisch und ritterlich vor andern anerkannten Volks den Frieden beschleunige; aber Joseph ward mehr dadurch beschimpft, daß er das Geld annahm, als Frankreich durch die Zahlung verlor. Wäre die Behauptung des Geschichtsschreibers der französischen diplomatischen Unterhandlungen zuverlässiger und begründeter, als sie uns zu seyn scheint, so verdiente Vergennes noch weit mehr Lob, als wir ihm ertheilt haben. Wenn Flassan Recht hätte, verdiente Joseph auch nicht den Vorwurf eines übereilten Vorwärtsschreitens und eines zaghaften Zurückweichens, welcher ihm damals allgemein gemacht wurde. Flassan berichtet nämlich, Joseph habe nur darum nachgegeben, den Feindseligkeiten Einhalt gethan und die Vermittelung der Franzosen angenommen, weil Vergennes seinen König bewogen habe, über diese Angelegenheit, ehe sie noch an Gesandte übertragen werde, in unmittelbare Correspondenz mit Joseph zu treten [82]). Aus dem Tone der eigenhändigen Briefe des Kö-

82) Flassan, histoire de la diplomatie française, Vol. VII, berichtet zuerst pag. 400 im Text: Mr. de Vergennes remit au roi un premier mémoire le 14. Octobre 1784. Il y établissoit l'intérêt de plus d'un genre, que la France avoit à la contestation présente; exposant en même tems les dangers auxquels pourroit entraîner une résolution trop précipitée à l'égard de l'empereur, avec lequel il engageoit le roi d'ouvrir une correspondance directe pour le disposer à la paix. Dazu fügt er pag. 401 die Note: Cette correspondance eut

nigs habe sich der Kaiser überzeugt, daß sich Ludwig persönlich der Sache annehme, und daß seine Gemahlin ihn nicht umstimmen könne und werde. Flassan entschuldigt zugleich den Minister mit Gründen, die uns gut und treffend scheinen, gegen den Vorwurf, den man ihm darüber machte, daß er aus der französischen Staatscasse die kleine Summe für den Kaiser zahlen ließ, welche die Holländer nicht zahlen wollten. Die Holländer verließen sich auf Frankreich, als sie sich weigerten, mehr zu zahlen als sie geboten hatten, und Vergennes zog vor, Geld für sie auszugeben, als für sie ins Feld zu ziehen. Freilich warf man in den unzähligen Schmähschriften, welche man hernach von Seiten der Anhänger der beleidigten Familie Rohans, der geistreichen, aber durchaus unmoralischen Freunde des Herzogs von Orleans und aller derer, welche der Königin antifranzösische Gesinnung vorwarfen, ausgehen ließ, als die Zahlungen wirklich geleistet wurden, dieser vor, sie lasse ihrem Bruder ganze Wagenladungen französischen Geldes senden.

Nachdem Ludwig XVI. zuerst dem Kaiser energisch zu verstehen gegeben hatte, daß er nie zugeben werde, daß das Recht des Starken gegen die schwachen Holländer in Rücksicht auf Tractate ausgeübt werde, die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch Frankreichs Hülfe von Oesterreich erpreßt worden, kam hernach die Sache ans Cabinet und an die Bevollmächtigten. Am 17. Nov. 1784 ward dem Kaiser durch eine sehr kräftig und bestimmt abgefaßte dringende, oder vielmehr höflich drohende Note die Vermittelung Frankreichs im Scheldestreit angeboten; erst am 24. Januar 1785 nahm der Kaiser diese Vermittelung, oder mit andern Worten, die Entscheidung Frankreichs an. Auch nachdem Joseph sich gefügt

lieu en effet; et c'est aux explications qu'elle amena insensiblement, que l'on doit l'accommodement auquel l'empereur se prêta, mais après avoir manifesté l'humeur la plus aigre, piqué de ce que le roi, qu'il croyait dominer par le crédit de la reine, n'avait écouté en définitif que l'avis de son conseil.

hatte und nach und nach den wichtigsten Puncten, der Freiheit der Schifffahrt auf der Schelde und der Erwerbung eines bedeutenden Landstrichs oder befestigter Oerter, entsagt hatte, erschwerte er durch seinen Eigensinn und durch kleinliche Geldforderung, die Holländer durch den Geiz, womit sie über den Betrag der von ihnen zu zahlenden Summe feilschten und bald mehr bieten, bald weniger geben wollten, den Franzosen das Geschäft der Friedensstiftung. Die Holländer und der Kaiser nämlich handelten von Februar bis September über die Summe welche die Ersten dem Letztern als Entschädigung zahlen sollten, damit es wenigstens den Anschein habe, als wenn er einige Genugthuung für eine thätliche Beleidigung erhalten habe. Sowohl die Holländer als der Kaiser hatten sich bei diesen Unterhandlungen ihrer Kleinlichkeit und Geldrücksichten zu schämen, Frankreich allein benahm sich so, wie es einer großen, beiden befreundeten Macht gebührte.

Der Kaiser forderte nämlich anfangs fünfzehn Millionen Gulden und die Holländer hatten die Unverschämtheit, ihm darauf drei Millionen zu bieten, darüber ward dann Monate lang wie über eine Waare, in Wien und Versailles gehandelt, bis endlich der Kaiser auf neun und eine halbe Million herabgehandelt ward. Diese Summe forderte Joseph für sich, außerdem noch eine halbe Million für seine Unterthanen, welche durch die Holländer gelitten hatten. Auch dabei zeigte sich die österreichische Politik kleinlich; denn, so wenig es dem Kaiser Ernst war, erklärte doch Graf Mercy, wenn die Holländer nicht bis zum 22. Sept. sich zur Zahlung dieser Summe erböten, so werde der Krieg (also nicht um Ehre, sondern um ein Paar Millionen) beginnen. Da die Handelsleute sahen, daß die Sache eine Angelegenheit Frankreichs geworden sey, so boten sie auch von dieser Summe nur die Hälfte, und Frankreich fand am Ende vortheilhafter, die andere Hälfte zuzulegen, als ungeheure Kriegskosten zu tragen und alle europäischen Mächte in Bewegung zu bringen.

Erst am 8. November ward übrigens zu Fontainebleau der

Aussöhnungstractat abgeschlossen. Vermöge des ersten Artikels dieses Tractats blieb die Schelde verschlossen und Mastricht blieb den Holländern; dagegen versprachen diese, die Forts Lillo und Lieffenshoek, befestigt, wie sie waren, und Fort Friedrich Heinrich und Kruitschanz geschleift dem Kaiser übergeben zu lassen. Sie versprachen außerdem zehn Millionen Gulden zu zahlen, wovon Frankreich, um die Aussöhnung zu beschleunigen, die Hälfte übernahm. Dohm rechnet, daß allein die Unkosten, die der Kaiser gleich anfangs gehabt habe, als er über die damals eigentlich ganz wehrlose Republik eine Bedrängung verhängte, welche alle Mächte und seine eignen Provinzen gegen jede Verbesserung, die er vornehmen wollte, argwöhnisch machte und mit seiner Beschämung endigte, über fünf Millionen Gulden betragen hätten; doch scheint es uns, als wenn er das Einzelne etwas zu hoch anrechne. Frankreich erlangte dabei einen Vortheil, den es im folgenden Jahr dadurch wieder einbüßte, daß es in den holländischen Unruhen nicht entschieden und militärisch den Preußen und Engländern entgegentrat.

Die oranische Partei nämlich konnte und durfte, als England in dieser Sache nichts für die sieben Provinzen that, Frankreich aber handelte und zahlte, nicht weiter hindern, daß die patriotische und aristokratische Partei ihre Absicht, eine nähere Verbindung mit Frankreich einzugehen, durchsetze. Die Republik riß sich von England ab, schloß einen Defensivtractat mit Frankreich, und schien dadurch das ganze seit 1672 bestandene Verhältniß der Seemächte zu einander und zu Frankreich zu ändern. Das erste politische Meisterstück Pitts, der seit seiner India Bill Regent des Königs und des Reichs war, bestand darin, daß er die Franzosen um den Vortheil ihrer Freundschaft mit Holland zu bringen und den Bund zu zerreißen wußte. Die unter dem Text angeführte Stelle aus Flassans Geschichte der französischen diplomatischen Verhandlungen mag zeigen, wie meisterhaft Pitt die holländische Revolution benutzte, um Englands Vortheil durch preußische Bajonnette zu erreichen [83].

---

83) Es heißt Vol. VII. pag. 409: L'alliance entre la France et

§. 2.

Innere Bewegungen und politische Streitigkeiten in Belgien, Holland, Frankreich bis zum Jahre 1788.

a. Belgien.

Während sich der Kaiser auf der einen Seite in einen für ihn sehr nachtheiligen Streit mit Holland und Frankreich zu Gunsten der Belgier einließ, gerieth er auf der andern mit der Aristokratie und Hierarchie der Belgier in einen Streit, der mit einem förmlichen Aufstande seiner Niederländer endigte. Dieser Aufstand in den österreichischen Niederlanden hatte gleich den Unruhen in Holland seinen Grund darin, daß die verwickelte Staatsverfassung und Regierung der sämmtlichen Niederlande seit dem sechzehnten Jahrhundert nie im Geringsten verändert war, daß sie daher auch den Bedürfnissen der Zeit durchaus nicht mehr entsprach. In den protestantischen und in den katholischen Niederlanden sollte und mußte reformirt werden; die Reform sollte in beiden gewaltsam, in dem Ersten aber nach republikanischer, in den Andern nach monarchischer Weise durchgesetzt werden.

---

les Provinces-Unies étoit un coup de force politique, et l'on n'avoit pu y arriver que par une grande suite de combinaisons adroites, à la faveur desquelles on rompait l'intimité de la Hollande et de l'Angleterre et l'on privait le stathouder d'une prépondérance dont il usait trop fréquemment en faveur de la cour de Londres. Ce brillant succés fut dû principalement au duc de la Vauguyon, qui dans le cours de son ambassade de Hollande s'étoit occupé à détacher les Provinces-Unies de l'Angleterre et à les rapprocher de la France dans la vue essentielle de combiner les marines française, espagnole et hollandaise pour détruire ou du moins balancer la suprémacie maritime de l'Angleterre. Les conséquences de ce traité furent profondément senties à Londres. En effet elles étaient telles, qu' aux approches d'une guerre maritime la cour de Versailles, en vue de garantir son allié, et par une suite de ses engagemens pouvoit envoyer au cap de Bonne Espérance et á Trinquemale des forces respectables qui eussent décidé sa supériorité dans cette partie du monde etc. etc.

Die an sich unbedeutenden belgischen und holländischen Unruhen sind uns hier als Vorspiel der Bewegungen in Frankreich merkwürdig, auch waren dabei in Holland ganz besonders Franzosen und unter ihnen auch Mirabeau thätig. Außerdem müssen wir des Aufstands in Belgien auch aus dem Grunde gedenken, weil bei der Gelegenheit aller Welt offenbar ward, daß Joseph übereilt und unvorsichtig verfahre, wenn er glaube alle die verschiedenen Völkerstämme, welche er zu Unterthanen habe, ohne sie zu Rath zu ziehen, autokratisch durch unzählbare aus dem Cabinet erlassene, nur auf dem Papiere ausführbare Gesetze und Verordnungen reformiren zu können. Um zu beweisen, daß Josephs neue Einrichtungen und Verordnungen der Natur und dem Wesen der Belgier und den Gewohnheiten und Neigungen aller Classen, wie sie bis auf den heutigen Tag sind, entgegen waren, darf man nur den Charakter seiner Reformen kurz angeben.

Joseph wollte offenbar das Regierungssystem Türgots einführen, er wollte die Verwaltung der Staatspolizei und der Finanzen in seinen Staaten überhaupt und in Belgien insbesondere, in der Art einrichten, wie hernach Düpont de Nemours als Herausgeber von Türgots Schriften, dessen einzelne Winke zu einem Ganzen verbunden hat, dabei wollte der Kaiser das monarchische Prinzip streng aufrecht halten. Auf welche Weise der unermüdlich thätige und unglaublich arbeitsame Kaiser dies auszuführen versuchte, kann man aus dem zweite Theile der neuesten Biographie desselben lernen, wo alles Einzelne aufgezählt wird. Wir wollen in der Note nur kurz und summarisch die Gegenstände, auf welche sich Josephs Thätigkeit erstreckte, anführen und den Lesern überlassen, das Nähere in dem angeführten Buche nachzulesen [84].

---

84) Was in der ersten Ausgabe dieses 18. Jahrhunderts I. S. 333 aus Pezzl angeführt ist, bezieht sich eigentlich nur auf das Religionswesen, es scheint daher passender, den Inhalt des zweiten Theils von Groß Hoffingers Lebens- und Regierungsgeschichte anzugeben und es dem Leser zu überlassen, das Einzelne in diesem Buche selbst aufzusuchen. Die ganze erste Abtheilung dieses Bandes handelt ausschließend von Reformen in Religionssachen. Im dritten Capitel findet man die Schritte gegen Rom; im vierten wird die Re-

Geht man die einzelnen Provinzen des Reichs in Beziehung auf Ausführbarkeit der unten bezeichneten Pläne Josephs durch, so hatten die Böhmen den wesentlichsten Theil ihrer Nationalrechte längst verloren, die Postulaten-Landtage anderer Provinzen konnten auf die Dauer keinen Widerstand gegen einen Regenten leisten, welcher Verwaltung und Regierung durch seine Beamte leitete und durch Polizei und Militär unterstützte; nur in Ungarn und Belgien war dies anders, in diesen Ländern war daher ein Widerstand ohne Rebellion möglich. Die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Gerichtsverwaltung in allen Instanzen, war in beiden Provinzen nicht österreichisch, sondern ganz national und ward im Lande von Eingebornen in ihrer

form des Priesterstandes, die Umgestaltung des Mönchwesens und die Errichtung von Anstalten zur bessern Bildung des Priesterstandes berichtet. In den folgenden Capiteln findet man die neue Regulirung des Gottesdienstes, die Aufzählung der abgeschafften schädlichen Gebräuche, die Beschränkung des Ablaßhandels, Abschaffung der Brüderschaften und Einrichtung eines eigentlichen Religionsunterrichts. Im sechsten Capitel sind die neuen Verfügungen über Ehen und Begräbnisse und im siebenten die Toleranzgesetze zu finden. Im zweiten Abschnitt wird berichtet von der Einrichtung der Volks- und Normalschulen, von den allgemeinen Anstalten zur Verbesserung des Volksunterrichts von den Gymnasien und ausführlich von der Censur. Im dritten Abschnitt findet man alle Einrichtungen, welche die Unterthanenverhältnisse betreffen. Dahin gehören die Vorschriften für Beschwerden, die Gesetze gegen den Wucher, die Abschaffung schädlicher Gebräuche, die Robotabolition, die Verordnungen, die sich auf Aufhebung der Leibeigenschaft beziehen; die Steuergesetze. Dann folgt ein Abschnitt über das Justizwesen. Zuerst gilt es Josephs Civilgesetzgebung, dann seinen Criminalgesetzen, hernach wird die neue Einrichtung des Unterrichts über Rechtspflege, der Gerichtsordnung und Justizverfassung überhaupt gedacht, dann besonders Reform der Stadträthe, der Beamten, der sogenannten Landtafel, der Ordnung der Gerichtskosten, Erbfolgeverordnungen, Pupillensachen u. s. w. erwähnt. Dann folgt ein Abschnitt von neuen Polizei- und Humanitätsanstalten. Im sechsten findet man einzeln angeführt, was für Handel und Industrie, Landescultur, Viehzucht geschah. Mauthwesen, Straßenbau u. s. w. Der siebente Abschnitt begreift die Cameralgegenstände, Münz-, Berg-, Jagd-, Forst-, Postwesen. Judengesetze, Pensionen, Stempelpapier, Abzugsgeld, Fiscusangelegenheiten. Darauf folgt ein Abschnitt über Militärwesen u. s. w. Man sieht blos aus der Aufzählung, daß Joseph mehr leisten wollte, als die ganze französische constituirende Versammlung leisten konnte.

Sprache verwaltet. Joseph hatte in Belgien nicht blos gleich bei seinem Regierungsantritt alle überlieferten und bestehenden Privilegien, Herkommen, Gebräuche, Gesetze, Verbriefungen der einzelnen Städte, Grafschaften, Herzogthümer und Corporationen bestätigt, sondern er hatte auch die höchst merkwürdige Urkunde des Freiheitsbriefs der Herzogthümer Brabant und Limburg über die Rechte der Unterthanen und die Pflichten der Regenten [85]) öffentlich beschworen. In diesen Provinzen bildeten Deputirte, welche von den drei sogenannten Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel, den Städten erwählt wurden, nicht blos die Gesetzgebung, welche über die Erhebung, Verwendung, Vertheilung der Steuern und Auflagen entschied, sondern diese Stände setzten auch einen Ausschuß nieder, der zwischen der Zeit der Sitzungen der Stände an der Regierung förmlich Antheil nahm. Jede Provinz, jede Stadt, ja man möchte fast sagen, jeder Flecken und jedes Dorf hatte eine eigne Einrichtung und Verwaltung, die oft von denen des benachbarten Orts ganz verschieden waren. Jede Provinzialregierung bestand, wie die Landesregierung in Brüssel, nur aus Landeseingebornen, außer daß die allgemeine Landesregierung in Brüssel einen kaiserlichen Minister zum Präsidenten hatte. Sogar die Repräsentation der monarchischen unabhängigen Regierung und eines Hofes fehlte in Brüssel nicht. Ein Statthalter oder eine Statthalterin, gewöhnlich fürstlichen Geblüts, unter Joseph seit Januar 1781 seine mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen vermählte Schwester Marie Christine, hielten in Brüssel einen glänzenden Hof, bei dem fremde Gesandte, wie bei andern regierenden Herren, beglaubigt waren. Auch die Hierarchie der Gerichte, wie die Landesregierung, waren von der Justiz der andern Erblande unabhängig. Jedes Tribunal entschied nach Localgesetzen und nach ganz verschiedenen Herkommen. Es war ein anerkannter Grundsatz, daß niemand vor ein anderes Gericht gestellt werden könne, als

85) Dies ist die sogenannte Joyeuse entrée, die man in Meiners und Spittlers histor. Magazin im 1. Bande, S. 724 lesen kann.

vor dem ihm oder seinen Voreltern durch Gesetz und Herkommen bestimmten.

Nach der bestehenden Verfassung des Landes fiel die größte Macht und der stärkste Einfluß aus vielen Ursachen der Geistlichkeit zu, und gerade diese wollte Joseph zunächst reformiren. Der Einfluß der Hierarchie war nicht blos geistlicher Art, er beruhte nicht blos auf Aberglauben und Fetischismus der Menge, unterhalten durch tausende von Mönchen und Pfarrern, sondern das Grundeigenthum war auch größtentheils in geistlichen Händen. Es waren in Belgien wie damals in Deutschland und noch jetzt in England die älteren Söhne der großen Familien mächtig durch das Erbe des Vaters, die jüngeren aber reich durch Pfründen, Abteien, Bisthümer, sie bildeten das erste Collegium der Stände. Belgien war damals, wie Spanien und Neapel, das Paradies der Geistlichkeit; denn man zählte in diesem Lande neben einem Erzbischofe und sieben Bischöfen hundert und sieben Aebte, deren jeder Einzelne von sechzig bis dreimal hundert tausend Gulden Einkünfte hatte. Die Universität Löwen, wo alle Belgier, welche geistliche oder weltliche Aemter bekleideten, gebildet wurden, war dem Erzbischofe von Mecheln untergeordnet, und dieser war ganz von Exjesuiten geleitet, so daß also jesuitischer Unterricht einzige Quelle aller belgischen Einsichten in Staats- und Kirchenangelegenheiten wurde. In Löwen wurden ganz im Geiste des Mittelalters alle die Rechtsgelehrten gebildet, die in den drei höchsten Tribunalen Belgiens, dem Gerichte von Geldern, dem großen Rathe von Brabant, dem Rathe von Mecheln in höchster Instanz entschieden. Diese sogenannten souveränen Gerichtshöfe entschieden nicht allein, wie unser Reichskammergericht, unser Reichshofrath und die französischen Parlamente ganz unabhängig vom Regenten, oder von einer höheru Instanz in Rechtssachen, sonderu sie genossen auch verfassungsmäßig der politischen Rechte, welche die französischen Parlamente zwar in Anspruch nahmen, die ihnen aber von der Regierung nicht eingeräumt wurden. Die Verordnuugen der Regierung hatten nämlich nur dann Gültigkeit, wenn sie von diesen Gerichten, den

Stützen und Aufrechthaltern jedes Schlendrians, vorher geprüft waren.

Da man auch noch heutiges Tags, nach zwei Revolutionen, nach der Vereinigung mit Frankreich zur Schreckenszeit, nach Bonapartes Regierung und nach der Vereinigung mit Holland, in gewissen Gegenden Belgiens den Aberglauben, das Ceremonienwesen, die Prozessionen und Wallfahrten völlig wie in Spanien und Italien aufrecht hält, so denkt man sich leicht, wie es dort zu Josephs Zeiten aussehen mochte. Es war ja seit dem sechzehnten Jahrhundert auch nie ein einziger Lichtstrahl in das von Mönchen und Jesuiten unterhaltene Cimmerische Dunkel des Unterrichts der gelehrten Schulen gefallen. Joseph hatte das Versehen begangen, daß er in demselben Augenblick, als er auf durchgreifende Reformen in Belgien dachte, den ganz unfähigen Fürsten von Stahremberg seiner Schwester und ihrem Gemahl, die blos repräsentiren sollten, als Minister zur Führung der Geschäfte zur Seite gegeben hatte. Dieser war nichts als ein großer Herr, d. h. er that nichts und wußte nichts, als Vornehmthun, sondern überließ Alles dem Intriganten Crumpipen, der hernach neben dem Advocaten van der Noot und dem Abt von Tongerloo Haupt der hierarchisch-aristokratischen Conspiration ward. Dieser Crumpipen war der Sohn eines Kammerdieners des Visconti, welcher durch Joseph Erzbischof von Mailand ward, und hatte seine Laufbahn als dessen Secretär in Neapel begonnen. Da dieser Mann die Seele der Landesregierung in Brüssel war, so begreift man leicht, warum diese statt, wie sie sollte, die kaiserliche Reformation zu fördern, ihr Hindernisse in den Weg legte, ohne daß der gute Stahremberg wußte, wohin die Verordnungen zielten, die er selbst machte.

Der Kaiser schritt indessen in Belgien ebenso rasch vorwärts, als in andern Provinzen. Er nahm durchaus keine Rücksicht auf den Einfluß der Geistlichkeit, der Universität Löwen, des Cardinals und Erzbischofs von Mecheln (Frankenberg), des in Belgien residirenden päpstlichen Nuntius und der Exjesuiten, sondern forderte schon in den Jahren 1781 und 1782,

daß seine Verordnungen in Religionssachen, ohne Rücksicht auf die hergebrachten Formen, auch in Belgien ausgeführt werden sollten. Wie wenig die belgischen Theologen und Juristen geneigt waren, im Geringsten der Regierung nachzugeben, zeigte sich gleich im November 1781, als Josephs Toleranzedict in Belgien auch nicht einmal bekannt gemacht werden durfte. Die Universität Löwen bewies gleich bei dieser Gelegenheit, in welchem Geiste sie die Jugend unterrichte. Sie ließ verkündigen, daß jede Toleranz den Grundsätzen der heiligen römischen Kirche entgegen sey, weil nach dem Glauben derselben alle Ketzer ewig verdammt seyen. Joseph bestand aber auf seinem Souveränitätsrechte, wie er es nannte, und verfuhr im Namen der unveräußerlichen Menschenrechte gewaltsam wie dies hernach auch die Männer der Schreckenszeit thaten, welche sich ebenfalls darauf beriefen. Diese Republicaner sowohl als Joseph hielten das Volk für unmündig, weil es von Vorurtheilen despotisch beherrscht werde und handelten daher als eigenmächtig bestellte Vormünder desselben in dessen Namen. Der Kaiser verordnete (1783) Einziehung vieler Klöster; er erklärte jede Berufung auf den Papst für völlig unstatthaft; er änderte die Formel der Immatriculation auf den Universitäten, weil sie, im Geiste der Hierarchie abgefaßt, den Rechten des Regenten entgegen sey, und nahm den Bischöfen das Recht, in geistlichen Angelegenheiten unabhängig zu schalten. Er forderte Rechenschaft über die Eide, welche die Bischöfe von den Seminaristen, von den Geistlichen, denen sie die Weihen ertheilten, von den Seelsorgern zu fordern pflegten, und verordnete, daß bischöfliche Hirtenbriefe, ehe sie bekannt gemacht werden könnten, den weltlichen Behörden vorgelegt werden sollten; auch nahm er ihnen die Entscheidung in Ehesachen.

In Religionsangelegenheiten und in allem demjenigen, was sich auf Bildung und Unterricht der Jugend bezog, war Joseph aus einem Grunde, der seinem Verstande und seinem Herzen auf gleiche Weise Ehre macht, durchaus unerbittlich, Verbesserungen, die sich darauf bezogen, wollte er gewaltsam durchsetzen;

andere Reformen sollte die Landesregierung nach und nach einführen. Weniger hartnäckig bestand er auf seinem Willen bei der neuen Anordnung des Gerichtswesens. Er verkündigte nämlich in dieser Beziehung im Jahre 1785 den Niederländern durch ein Ausschreiben, daß er auf die Vorstellung seines Statthalters der Niederlande alles, was die Errichtung der von ihm neu bestellten Gerichtshöfe in Flandern, Dornick, Namur und Geldern angehe, so lange aufgeschoben habe, bis die Gemüther über diesen wichtigen Gegenstand besser beruhigt seyen. Er verordnete zugleich, daß die Obrigkeiten der Städte, wie die der verschiedenen Gerichtssprengel und des platten Landes, überhaupt alle Justiz- und Polizeibeamte in den genannten Provinzen, ihre Amtsverrichtungen, welche auf seinen Befehl eingestellt waren, wieder antreten sollten. Dadurch ward der damals wegen der Gerichtsverfassung drohende offene Ausbruch der Unruhen gehindert; es kam aber bald über die geistlichen Dinge zu ärgerm Zwist. In diesen geistlichen Dingen schritt nämlich der Kaiser unaufhaltsam fort und nahm gerade im Jahre 1786 eine ganz entschiedene Maßregel gegen Mönchsgeist, Aberglauben und Hierarchie.

Der Kaiser kannte den Lärm, den Mönche und Pfaffen im Beichtstuhle und auf den Kanzeln gegen ihn erhoben, er kannte die Verläumdungen, welche die ins Innere aller Familien zugelassenen frommen Heuchler verbreiteten, und die Wirkung jesuitischer Künste, er war daher überzeugt, daß er ohne Reform der Universität Löwen niemals einen besseren Volksunterricht in Schulen und auf den Kanzeln hoffen dürfe. Aus diesem Grunde verlangte er, daß in Löwen ein Generalseminarium, wie in seinen andern Staaten, eingerichtet werden solle. Diese Generalseminarien Josephs standen unter Aufsicht des Staats, der Sinn der Verordnung war daher, die sämmtliche Geistlichkeit der Niederlande solle nicht mehr, wie bis dahin, unter der Aufsicht des Erzbischofs, seiner Exjesuiten und des Nuntius, sondern durch die von der Regierung angestellten Lehrer und unter Aufsicht der Regierung gebildet werden. Wie es mit die-

rechtigkeit, sie verkündeten daher überall, der Kaiser habe diesem Generalseminarium sollte gehalten werden, wird man aus dem in der Note [86]) mitgetheilten Schlusse des kaiserlichen Edicts sehen. In der Einleitung dieses Edicts wird die Nothwendigkeit der Maßregel ganz vortrefflich aus dem Wesen der Religion und aus der Nothwendigkeit, ihren schon drohenden gänzlichen Verfall durch eine bessere Lehrmethode zu verhindern, hergeleitet. Das ganze Edict, besonders aber die Darlegung der Gründe und die Darstellung der durch die Zeit erforderlich gewordenen Beschaffenheit einer neuen Lehrmethode, welche statt der ganz veralteten der Universität Löwen eingeführt werden solle, ist mehr eine Belehrung als eine Verordnung zu nennen. Gerade deshalb fand es aber heftigen Widerstand; denn, wer mit Gründen gegen ein hartnäckiges Vorurtheil kämpft, der wälzt den Stein des Sisyphus.

Gestehen muß man übrigens, daß das nach dem Muster der übrigen neuen Seminarien eingerichtete Generalseminarium zu Löwen Vieles zu wünschen übrig ließ; das war es aber nicht, was die an Mechanismus und abergläubischen Ceremonien klebenden, oder nur an Gedächtnißwerk gewohnten belgischen Geistlichen erschreckte. Die Aufgabe, sich fünf Jahre lang mit wissenschaftlichen theologischen Studien zu beschäftigen, ehe sie Amt und Pfründen und Wohlleben erlangen könnten, schien den sämmtlichen Geistlichen und ihren Obern eine schreiende Unge-

86) Sowohl die theologischen Schüler vom weltlichen Clerus unserer belgischen Provinzen, so lautet dieser Schluß, als auch diejenigen, die nachher in einen Mönchsorden treten wollen, werden mit dem ersten Wintermonat 1786 entweder in das Generalseminarium, welches wir in Löwen errichtet haben, oder in das Filialseminarium nach Luxemburg sich begeben. Was die Theologen der Ordensgeistlichkeit betrifft, so müssen alle, Luxemburger ausgenommen, nach Löwen geschickt werden, um dort in den öffentlichen Vorlesungen auf der Universität ihren Cursus zu vollenden. Die Luxemburger aber verfügen sich nach Luxemburg, um dort die Vorlesungen der daselbst angestellten Professoren anzuhören. Die Ordensobern haben demnach freie Willkür, ihre Religiosen, welche nach Löwen oder Luxemburg geschickt werden müssen, in einem Kloster oder Convent ihres Ordens, oder auch in jedem andern Hause während ihres wissenschaftlichen Aufenthalts zu versorgen.

Absicht, die Religion zu zerstören. Die neuen Lehrer wurden gleich dem Kaiser Feinde der Religion gescholten, weil die Erstern vom blind papistischen Kirchenrecht und von jesuitischer Religion und Moral abwichen, und der Andere die vielen Wallfahrten und Prozessionen verboten und auf zwei in jedem Jahre beschränkt hatte. Dies war nach jesuitischem Grundsatz hinreichender Grund, dem Nuntius, das hieß bei ihnen Gott, mehr zu gehorchen als der weltlichen Obrigkeit.

Die in dem Generalseminariumsgebäude von Löwen wie in einer geistlichen Caserne vereinigten Studenten wurden daher heimlich aufgewiegelt. Diese rohen Musensöhne der guten alten Zeit, die man durch Landsmannschaften conservirt, beklagten sich über heterodoxe Lehre, also über eine Sache, die ihren Schatten, wie Homer sagt, d. h. ihre Seelen anging, zugleich aber über eine Angelegenheit ihres wahren Selbst, wie es derselbe Dichter im Anfange der Iliade nennt, nämlich über schlechtes Brod und Bier, und erregten darüber am 6. December 1786 einen förmlichen Aufstand. Unter den Studenten waren die Söhne der ersten Familien des Landes, der Mitglieder der Stände, der souveränen Gerichte und der Regierungen der Provinzen, sie wurden insgeheim von der mit der Studienveränderung unzufriednen Landesregierung, vom Nuntius und dem Erzbischofe unterstützt; das wußte der Kaiser. Aus der Ursache, weil der Kaiser wußte, welche Bewandniß es mit dem Aufstande habe, erbitterte er ihn ganz anders als ein gewöhnlicher Studenten- oder Handwerksburschentumult würde gethan haben. Die Studenten steinigten bei der Gelegenheit den Professor Stögler, sie widersetzten sich dem kaiserlichen Commissar le Clerc mit gewaffneter Hand. Statt jugendliche Unbesonnenheit disciplinarisch zu strafen, erschrack die Regierung so sehr, daß sie Soldaten marschiren ließ, welche auf die thörichten jungen Leute, die man leicht hätte einschließen können, ernstlich feuerten. Dadurch ward das ganze Land, besonders die Eltern und Verwandten der nach ihrer Meinung um des Glaubens willen verwundeten jungen Leute vollends erbittert, und zwar um so mehr, als die Landesregierung, nachdem zuerst ganz un-

litärisch verfahren war, nachher auf eine sehr schwache Weise mit sich unterhandeln ließ.

Man hatte fünf und zwanzig Studirende als Empörer verhaftet, man hatte das ganze Generalseminarium unter eine Art militärischer Disciplin gestellt, unmittelbar nachher trat man aber mit den Urhebern des ganzen Lärms in friedliche Unterhandlung, als wenn man es mit einer fremden Macht zu thun hätte. Der Kaiser glaubte sich also von seiner eignen Landesregierung in Brüssel verrathen, und er war es wirklich, wenn man an Stahremberg und seinen treulosen Crumpipen denkt. Die Regierung von Brüssel nahm sogar eine Vorstellung der Studenten an, worin die unverschämtesten Forderungen gethan wurden, und gab denselben zum Theil Gehör. Sie stellte nämlich das strenge Verfahren gänzlich ein und versuchte, nachdem sie mit Bajonnetten und Flintenkugeln angefangen hatte, durch Gründe und Ermahnungen auf Leute zu wirken, die weder Verstand noch guten Willen hatten und daher nothwendig in der auf Gewalt folgenden Nachsicht und Milde nur Schwäche und Furcht sehen mußten. Aus den Forderungen, welche die Seminaristen in dieser Vorstellung an die Regierung richten, geht klar hervor, daß sie durch ihre Entfernung und Zerstreuung die Aufhebung der ganzen neuen geistlichen Einrichtung zu erzwingen gedachten. Es stand in der That, wie die Studenten gedroht hatten, am Ende des Jahrs 1786 das Seminarium fast ganz verlassen da.

Die Nachricht von den Unruhen und von dem schwachen Benehmen seiner niederländischen Behörden führte den Kaiser aufs neue auf den Satz, den er unglücklicherweise nur zu sehr stets vor Augen hatte, daß er sich auf Niemand verlassen könne, als auf sich selbst. Er nahm daher auch dies Mal seine Maßregeln nach seinen persönlichen Ansichten, suchte dem Uebel abzuhelfen, kannte aber die eigentliche Quelle nicht, sondern gebrauchte denselben durchtriebenen Crumpipen, der Stahremberg irre leitete, zu seinen Zwecken. Joseph ließ zunächst den Erzbischof von Mecheln zu sich nach Wien kommen, und gab sich

die lächerliche Mühe, zu versuchen, diesen Mann, der nicht belehrt seyn wollte, zu belehren; den Nuntius dagegen jagte er fort. Dieser Nuntius, Zondadari, war bis dahin Haupt und Quelle alles Widerstandes gegen jede Verbesserung des Unterrichts gewesen, und scheute sich nicht, trotz des Verbotes, das der Kaiser erlassen hatte, die Bulle, durch welche Pius VI. Eybels von Joseph gebilligte Schrift: Was ist der Papst? verdammt hatte, in Belgien bekannt zu machen. Der Kaiser war aber verrathen und verkauft, er mochte machen was er wollte; der heuchelnde Verbündete der im Finstern schleichenden Pfaffen, Crumpipen, war überall und verrieth ihn unter allen Formen.

Der Kaiser nämlich, der selbst von sechs Uhr Morgens bis spät in die Nacht mit seinen Cabinetssecretärs arbeitete, rief zwar den trägen Stahremberg, der zu Geschäften zu vornehm war, aus Brüssel ab; aber Stahrembergs Seele und Rathgeber, Crumpipen, wußte sich zu behaupten. Ein wackerer Mann, der Graf Belgioso, ward Minister, der Baron von Reuß Präsident, aber Crumpipen blieb in Thätigkeit und ward sogar, als später auch Belgioso und der Baron von Reuß wieder entfernt wurden, Hauptperson in der ganzen Verwaltung. Es ward nämlich nach der beiden Männer Entfernung ein königlicher Rath zur Ausführung der kaiserlichen Absichten errichtet und Crumpipen an dessen Spitze gestellt. Dieser brachte seinen pfäffischen Anhang und seine Verwandten in die vorzüglichsten Stellen und diente zu einer und derselben Zeit dem Kaiser und den Gegnern und Feinden der kaiserlichen Maßregeln. Der Kaiser überschritt bei der Gelegenheit auf der andern Seite durch Strenge die Schranken politischer Klugheit, wie sie die belgische Regierung auf der einen durch übertriebene Nachgiebigkeit und Milde überschritten hatte. Er war überzeugt, daß die aus dem Mittelalter stammenden aristokratischen und hierarchischen Einrichtungen mit seinen wohlthätigen Absichten, mit dem Bedürfnisse, dem Zeitgeiste in manchen Dingen nachzugeben, durchaus unvereinbar wären, er glaubte sich daher

und seinen Eifer, vornehme Verbrecher zur Strafe zu bringen, beweisen wollte und sich dabei derselben Verletzung aller schützenden Rechtsformen schuldig machte, die man ihm in der Sache von Potzdaczky-Lichtenstein und Sczekely vorwarf.

Der Oberste Legisfeld hatte sich nämlich bei den Lieferungen für die Truppen bedeutender Betrügereien schuldig gemacht, ein reicher Seifensieder, Namens de Hont, hatte des Obersten Bestechlichkeit benutzt, um sich ebenfalls auf Unkosten des Schatzes zu bereichern, was bekanntlich so wenig auffallend im österreichischen Dienste ist, daß wir die wichtigsten Unternehmungen des Revolutionskriegs vor unsern Augen durch die von den commandirenden Generalen mit reichen Lieferanten geschlossenen betrügerischen Verbindungen haben scheitern sehen. Die Niederländer nahmen daher auch diese Sache, die der Kaiser durchaus strenge untersucht wissen wollte, sehr leicht, und es schien, als wenn es unmöglich seyn würde, von niederländischen Gerichten und Behörden strenge Untersuchung und Bestrafung des Vergehens zu erhalten; de Hont sollte daher seinem natürlichen Richter entzogen und nach Wien abgeführt werden.

Diese Abführung des Kaufmanns de Hont ward mit der Staatspolizei, oder mit dem, was man jetzt unter uns hohe Polizei nennt, in Verbindung gebracht, die sie eigentlich nichts anging, da von einem Criminialverbrechen die Rede war, man machte sie zum Vorwand des Ausbruchs des lange vorbereiteten Volksaufstands. Die Städte stellten eine bewaffnete Bürgermacht auf und die bürgerlichen Zünfte von Brüssel, Antwerpen und Löwen überreichten den Ständen Vorstellungen, welche in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt waren. Die Stände wollten etwas behutsamer verfahren, sie beriefen sich daher in ihren Beschwerden nur auf diese Vorstellungen. Die Landesregierung, welche eigentlich ganz andere Ansichten hatte, als die, welche Joseph geltend machen wollte, benutzte den Vorwand der Unruhen und Beschwerden, um die Ausführung der kaiserlichen Verordnungen und besonders die Einführung der Kreiseintheilung und der damit in Verbindung stehenden neuen Verwal-

Zahl der österreichischen Truppen in den Niederlanden war damals nicht bedeutend, keiner der Stellvertreter des Kaisers war den Umständen gewachsen, denn Belgioso, der es vielleicht gewesen wäre, ward von Crumpipen, dem er Alles überließ, schändlich hintergangen. Alle Privilegirte Belgiens verbanden sich daher schnell zum Widerstande und gebrauchten das Volk, wie es auch in unsern Tagen in Belgien gebraucht ward, nur mit dem Unterschiede, daß es damals noch keine demokratische Faction in Belgien gab, die man hätte benutzen und täuschen können.

Günstig für die mächtige Reaction in Belgien war es, daß Joseph gerade in dem Augenblicke, als seine persönliche Gegenwart in seinen Staaten am nöthigsten gewesen wäre, eine Reise zum Besuch der russischen Kaiserin nach Cherson unternahm, wo er bei der Zusammenkunft mit Catharina II. in die Pläne derselben gegen die Türken hineingezogen ward. Im Februar und März war in den Niederlanden Alles zu einem förmlichen Aufstande im Stillen reif geworden, im April gaben die Stände von Brabant das Signal zum Ausbruche. Diese Stände erklärten nämlich am 27. April 1787, daß sie die weitere Erhebung der zur Unterhaltung der Verwaltung und Regierung erforderlichen Gelder nicht gestatten würden, wenn man ihnen nicht alles zugestände, was sie in einer von ihnen überreichten Vorstellung verlangten. Sie hatten zu diesem Zwecke alle diejenigen Punkte zusammengestellt, welche nach ihrer Meinung dem vom Kaiser beschworenen Freiheitsbriefe der Belgier (der **Joyeuse entrée**) entgegen waren. In dieser Zeit war Crumpipen Belgiosos Rathgeber, sein Bruder war Kanzler, er ward daher damals noch vom Volke mit Steinwürfen verfolgt, während sein nachheriger Genosse, der Advocat van der Noot, schon an der Spitze der Unzufriedenen stand. Dieser elende und ausschweifende Rabulist benutzte den Prozeß zweier Menschen, die den Staat schändlich betrogen hatten, um ein lautes Geschrei über Verletzung der Rechte jedes Niederländers und des Staatsbürgers überhaupt zu erheben. Wahr ist es, daß der Kaiser in dem Prozeß zweier Gauner von Stande, seine Gerechtigkeitsliebe

und seinen Eifer, vornehme Verbrecher zur Strafe zu bringen, beweisen wollte und sich dabei derselben Verletzung aller schützenden Rechtsformen schuldig machte, die man ihm in der Sache von Potzdaczky-Lichtenstein und Sczekely vorwarf.

Der Oberste Legisfeld hatte sich nämlich bei den Lieferungen für die Truppen bedeutender Betrügereien schuldig gemacht, ein reicher Seifensieder, Namens de Hont, hatte des Obersten Bestechlichkeit benutzt, um sich ebenfalls auf Unkosten des Schatzes zu bereichern, was bekanntlich so wenig auffallend im österreichischen Dienste ist, daß wir die wichtigsten Unternehmungen des Revolutionskriegs vor unsern Augen durch die von den commandirenden Generalen mit reichen Lieferanten geschlossenen betrügerischen Verbindungen haben scheitern sehen. Die Niederländer nahmen daher auch diese Sache, die der Kaiser durchaus strenge untersucht wissen wollte, sehr leicht, und es schien, als wenn es unmöglich seyn würde, von niederländischen Gerichten und Behörden strenge Untersuchung und Bestrafung des Vergehens zu erhalten; de Hont sollte daher seinem natürlichen Richter entzogen und nach Wien abgeführt werden.

Diese Abführung des Kaufmanns de Hont ward mit der Staatspolizei, oder mit dem, was man jetzt unter uns hohe Polizei nennt, in Verbindung gebracht, die sie eigentlich nichts anging, da von einem Criminialverbrechen die Rede war, man machte sie zum Vorwand des Ausbruchs des lange vorbereiteten Volksaufstands. Die Städte stellten eine bewaffnete Bürgermacht auf und die bürgerlichen Zünfte von Brüssel, Antwerpen und Löwen überreichten den Ständen Vorstellungen, welche in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt waren. Die Stände wollten etwas behutsamer verfahren, sie beriefen sich daher in ihren Beschwerden nur auf diese Vorstellungen. Die Landesregierung, welche eigentlich ganz andere Ansichten hatte, als die, welche Joseph geltend machen wollte, benutzte den Vorwand der Unruhen und Beschwerden, um die Ausführung der kaiserlichen Verordnungen und besonders die Einführung der Kreiseintheilung und der damit in Verbindung stehenden neuen Verwal-

tungs- und Gerichtsformen wenigstens aufzuschieben, weil die Aufhebung nur vom Kaiser kommen konnte. Die Anstifter der Unruhen beruhigten sich mit den vorläufigen Verordnungen nicht, sie suchten die Schwäche und die Furcht, welche die Regierung gerade zur unrechten Zeit gezeigt hatte, noch weiter zu benutzen. Sie forderten jetzt ausdrücklich eine unbedingte Beibehaltung aller der Mißbräuche, deren Abschaffung der Kaiser verordnet hatte. Der Rath von Brabant hatte daher, ohne Rücksicht auf den Kaiser oder die Landesregierung, die Dreistigkeit, Alles für nichtig zu erklären, was etwa die neuen Gerichte nach Urtheil und Recht, in Prozeßsachen oder auch sonst erkennen würden. Auch Flandern protestirte gegen jede Verbesserung des Bestehenden, blos weil es eine Neuerung sey und dem Herkommen Abbruch thue. In allen Städten, besonders in Brüssel und Namur übte der Pöbel, von den Geistlichen und Reichen, von deren Arbeit und Almosen er abhing, ermuntert, grobe Excesse gegen Aufgeklärte und gegen solche Personen, welche den Absichten des Kaisers Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn sie auch die Art seines Verfahrens mißbilligten. Städte und Stände bedrohten die schwache Landesregierung, und bestanden darauf, daß alle neuen Verordnungen sogleich abgeschafft, alle dem Volke verhaßten Personen sogleich aus dem Rathe der Statthalterschaft entfernt werden sollten. Man sieht, wie ungerecht die Vertheidiger der Aristokraten und Hierarchen, welche dies Alles thaten und anstifteten, blos um das Alte zu erhalten, gegen die Urheber der französischen Revolution sind, welche von ihnen geschmäht, verflucht und verläumdet werden, weil sie sich ähnlicher Mittel bedienten, um Neues einzuführen, das sie für eben so vortheilhaft für sich hielten, als die Hierarchen und der Adel das Alte.

Dieses Alles geschah, während der Kaiser in so weiter Entfernung war, daß eine bedeutende Zeit verging, ehe die Botschaften ihn erreichten und seine Antworten in Wien, geschweige in Brüssel, eintrafen, weil Fürst Kaunitz, der in Wien den Geschäften vorstand, dem Kaiser nicht vorgreifen wollte. Die brüsseler Regierung war dem Alten geneigter, als dem kaiserlichen

Neuen, sie benutzte daher auch ihrer Seits des Kaisers weite Entfernung als Vorwand. Sie setzte dem Trotz und dem Ungestüm der Belgier nur Freundlichkeit und Milde entgegen, sie gewährte, so weit sie konnte, Alles, was von ihr gefordert ward. Fürst Kaunitz erkannte einstweilen, bis er den Willen des Kaisers näher kenne, die Verfügungen der niederländischen Landesregierung an. Der Bescheid, welcher am 25. Mai 1787 den Ständen von der Schwester des Kaisers als Stellvertreterin desselben auf ihre Beschwerden und Forderungen gegeben wurde, lautete: „daß sie die Beschwerden und Vorstellungen der Stände an den Kaiser selbst geschickt habe, daß bis zu dessen Rückkehr von seiner weiten Reise nichts gegen die Joyeuse entrée solle unternommen werden; und daß sich die Erzherzogin von der Billigkeit ihres Bruders seine vollkommene Einwilligung zur Gewährung der Bitten der Stände verspräche." Auch damit war man noch nicht zufrieden; man wollte sich keinen Aufschub gefallen lassen; alle Neuerungen sollten sogleich abgestellt werden. Die Landesregierung des größten Monarchen in Europa war schwach genug, sich von den Adligen und Pfaffen, welche einen förmlichen Volksaufstand organisirt hatten, eine Bewilligung abtrotzen zu lassen, wozu sie nicht einmal berechtigt war.

Der Kaiser konnte nach seiner Zurückkunft aus Cherson unmöglich zugeben, daß dasjenige, was seine Landesregierung, ohne ihn zu befragen, blos aus Schwäche zugegeben hatte, erfüllt und ihm dadurch auch die Möglichkeit abgeschnitten werde, auf einem andern Wege den Zustand Belgiens, mit dem er unzufrieden war, zu verbessern. Er gab indessen eine ganz freundliche Antwort; entbot aber die Statthalterschaft und zugleich Deputirte aller Provinzen nach Wien; weil er zwar nicht unbedingt auf seinem Sinne bestehen, aber ebensowenig, wie vorher seine Statthalterschaft gethan hatte, alles Alte aufrecht erhalten wollte. Er wollte in Wien durch die Glieder der Statthalterschaft mit den Deputirten über dasjenige unterhandeln, was er durchaus eingeführt haben wollte, er wollte durch Gründe

siegen. Der Kaiser gibt in dem Bescheid, den er auf die ihm vorgelegten Beschwerden ertheilt, eine vollständige und gründliche Auskunft über seine Beweggründe. Wir fügen die Antwort des Kaisers in der Note bei, weil man aus derselben das Einzelne, was wir in der allgemeinen Darstellung der Sache übergehen müssen, vollständig kennen lernen kann [88].

---

88) Joseph schreibt den Ständen: Mein Hof- und Staatskanzler hat mir eure Vorstellungen vorgelegt, und ich will mir noch gefallen lassen, euch über den Inhalt derselben durch Gegenwärtiges zu sagen, daß es nie meine Absicht war, die Landesverfassung meiner niederländischen Provinzen umzuwerfen und daß alle Anordnungen, die ich meinem Generalgouvernement aufgetragen habe, einzig und ohne den mindesten Anschein des persönlichen Interesse zum größern Vortheil meiner getreuen Unterthanen in den Niederlanden abzielten, ohne daß ich dadurch die verschiedenen Corporationen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wollte. Alle meine Schritte müssen euch von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen, wenn ihr noch fähig seyd, ihnen die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Blos das in einer Menge Bittschriften enthaltene vielfache Ansuchen um Herstellung einer kürzern und weniger kostspieligen Rechtsbehandlung hat mich bewogen, mich mit einigen Verbesserungen bei der Gerichtsverwaltung zu beschäftigen. Die Kreishauptmannschaften hatten keinen andern Zweck, als über Ausübung der Gesetze zu wachen, und die durch ihren Stand zur Beobachtung derselben verpflichteten Personen zu ihrer Schuldigkeit zu halten. Was verschiedene alte Freiheiten betrifft, so habe ich nur die schädlichen Mißbräuche, welche sich im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, selbst mit Einwilligung derjenigen, die dabei Antheil nehmen, abändern wollen. Weit entfernt — — Indeß will ich als Vater und Mensch, der viel vergeben kann, dasjenige, was bisher vorgefallen ist, und ihr euch zu thun unterfangen habt, nur allein Mißverständnissen und falschen Auslegungen meiner Absichten zuschreiben, die durch solche Personen erzeugt und ausgestreut worden sind, welche mehr ihrem Eigennutz als dem allgemeinen Wohl anhängen und nichts zu verlieren haben. Wie dem auch immer seyn mag, so will ich es doch geschehen lassen, daß alle meine Anordnungen, von welchen die Rede ist, gegenwärtig suspendirt werden und sobald ihre königl. Hoheiten meine Statthalter und Generalgouverneurs nach meinen ihnen letzthin eröffneten Gesinnungen mit den Deputirten der Provinzen sich zu Wien einfinden, und letztere mir mündlich ihre Beschwerden vorgelegt und meine Ansichten vernommen haben werden, die sie allezeit nach den Grundsätzen der vollkommenen Billigkeit und blos auf das Wohl meiner Unterthanen abzielend finden sollen; dann wollen wir uns über die zum allgemeinen Besten zu treffenden Anordnungen nach Maßgabe der Grundgesetze des Landes einverstehen. Wenn aber gegen alle Erwartung dieser letzte Schritt meiner Güte gegen euch so

Auch diese Maßregeln des Kaisers schienen den Belgiern verdächtig, sie setzten wenigstens ihren Widerstand fort. Die Stände wollten anfangs keine Deputirten senden, man schien sogar die Statthalterin mit Gewalt an der Reise nach Wien hindern zu wollen, denn die Studenten und das Volk wurden bewaffnet und bildeten eine lächerliche Miliz, es wurden Freicorps geworben. Man merkte, daß es den Pfaffen und dem hohen Adel, welche bei der Sache thätig waren, am Gelde nicht fehlte; die Stände von Brabant wollten sogar sich an Frankreich wenden, welches vordem ihre Verfassung verbürgt hatte. Das konnte freilich Joseph nicht ruhig ertragen, wenn er sein ganzes monarchisches Ansehen nicht an Oligarchen wollte fallen sehen.

Er ließ die Unterhandlungen fortsetzen, er fuhr fort auf freundlichem Wege der Verblendung durch Belehrung zu begegnen; allein er beorderte zugleich vierzehn Regimenter und einige Bataillons Infanterie, vier Regimenter Cavallerie und einige Artillerie in die Niederlande. Die Belgier hatten sich zwar endlich zur Absendung einer Deputation der Stände nach Wien verstanden, hatten aber dabei ausdrücklich und trotzig erklärt: „daß die Deputirten keinen andern Auftrag oder Vollmacht hätten, als aus Wien die Bestätigung aller von der Statthalterin *ertheilten* Bewilligungen vom Kaiser zu holen.“ Der Aufstand dauerte indessen fort; die Deputirten erschienen nicht an dem vom Kaiser als äußersten Termin bestimmten vierzehnten Julius, die Statthalterin ward fortdauernd an ihrer Abreise mit Gewalt gehindert, sie konnte ihre Reise erst am 20. Juli antreten. Als die Statthalterin und ihr Gemahl abgereiset waren, folgte ihnen Belgioso und endlich reiseten dann auch die Deputirten ab.

---

sehr verkannt würde, daß ihr euch weigern solltet, eure Klagen, Besorgnisse und Zweifel hierher vor mich zu bringen und mich mit Vertrauen anzuhören, sondern eure entehrenden Ausschweifungen und unverzeihlichen Schritte fortsetzen wolltet, dann werdet ihr euch selbst alle die unglücklichen Folgen, die daraus entstehen werden, zuzuschreiben haben.

In diesem Augenblicke gab offenbar der Kaiser eine Blöße und ermunterte durch den Weg, den er einschlug, die spätere belgische Revolution, deren wir hier nicht mehr erwähnen, weil sie der Zeit der französischen constituirenden Ständeversammlung angehört. Vielleicht ward gerade in diesem entscheidenden Augenblicke dem Kaiser wegen der Unruhen in Holland bange, vielleicht hinderte ihn der Türkenkrieg, den er beginnen wollte, so zu handeln, wie man erwartete, daß er handeln würde; er ging nämlich plötzlich zurück. Man hatte erwartet, der Kaiser würde durch seine abgesendete Armee das Land besetzen, die Aufrührer niederwerfen, die Urheber bestrafen lassen und hernach seine Verordnungen freundlich zurücknehmen, ohne darauf zu bestehen, den Blinden mit Gewalt die Augen zu öffnen. Die Truppen machten aber Halt, nur ein Regiment ward gesendet, das Volk in Belgien blieb unter den Waffen, die Unterhandlungen in Wien vermehrten den Widerwillen des Kaisers gegen das Pfaffenwesen und den Argwohn der Belgier. Die halben Maßregeln, über welche man des Friedens wegen übereinkam, mußten nothwendig bald einen neuen Bruch herbeiführen.

Die Verhandlungen mit den nach Wien gesendeten Bevollmächtigten der niederländischen Vorurtheile machten dem Kaiser vielen Verdruß. Joseph bewies sich dabei sehr freundlich und mild und gleichwohl erfuhr er den unverständigsten Widerspruch und mußte sich, statt wie er gewollt hatte, verbessernde Gesetze zu geben, die alten Mißbräuche als Gesetz vorschreiben lassen. Daß das Volk, dem der Kaiser helfen wollte, ein bloßes Werkzeug der Menschenklassen sey, deren Usurpationen Joseph ein Ende machen wollte, wußte er recht gut, und doch fand er für den Augenblick rathsam, um das Volk zu beruhigen, den auf Kosten des Volks privilegirten Obscuranten nachzugeben. Das wußten die in Cabalen und Intriguen erwachsenen Pfaffen und Oligarchen sehr gut, die Versöhnung in Wien war daher nur ein Waffenstillstand, die Belgier blieben in der Stille gegen den Kaiser verbunden, und dieser wartete auf eine gün-

ßige Wendung der Umstände, um endlich seine Absichten durchzusetzen.

Zufolge der Uebereinkunft in Wien sollte der Zustand vom April 1787 normal seyn, das heißt, alles sollte in Belgien so bleiben, wie es im Anfange dieses Monats gewesen war, und die bis dahin aufgehobenen Klöster sollten nicht wieder hergestellt werden. Die Erzherzogin Christine und ihr Gemahl kehrten hernach nach Brüssel zurück, Belgioso begleitete sie aber nicht, er blieb in Wien; Graf Trautmannsdorf sollte künftig in ihrem Namen als kaiserlicher Minister die Geschäfte leiten. Die Belgier hatten einmal gesehen, daß sich der Kaiser vor dem Aeußersten scheue, alle seine Verordnungen fanden daher Widerstand, und in den Städten brachen um so mehr jeden Augenblick neue Unruhen aus, als auch der Militärcommandant Murray, während er in Abwesenheit der Statthalterin und ihres Gemahls die obere Leitung in des Kaisers Namen führte, zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wege einschlug und dadurch Schwäche und Wankelmuth zu beweisen schien.

Murray verbot Cocarden und Uniformen der Insurgenten, er ließ den Aufstand in Brüssel und Mecheln, wo man sich der Ausführung dieser Verordnung mit Gewalt widersetzte, militärisch dämpfen, so daß am 20. October in beiden Städten Blut vergossen ward. Nichtsdestoweniger erklärte er gleich am folgenden Tage in einer öffentlichen Bekanntmachung, deren wesentlichen Inhalt wir in der Note angeben wollen [89]), es sollte

---

89) Murray erklärt in der Proclamation im Namen des Kaisers wiederholt: Daß die Landesverfassungen, Grundgesetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die Joyeuse entrée, den Inaugurationsacten Sr. Majestät gemäß, sowohl in Ansehung der Geistlichkeit, als des Civilstandes, unverletzt erhalten werden und bleiben sollen. Daß die neuen Justiztribunale, die Intendanten und Commissäre gänzlich aufgehoben seyn und bleiben sollen. Daß die Ordnung der Justiz, die Stände und ihre Deputation in Zukunft auf dem alten Fuße bestehen sollten. Daß folglich die Stellen der Oberämter und des Civilgouvernements fortdauern, die Erhaltung der Stände in ihrem unverletzten Zustande, ebenfalls die Erhaltung der Abteien, deren Aebte Mitglieder dieser besagten Stände sind, in sich begreifen und die Abteien mit Aebten der Joyeuse

das Alte wieder gelten, ohne daß man wußte, wie dieses Alte mit dem bis zum April eingeführten Neuen könne in Uebereinstimmung gebracht werden. D'Alton ward hernach, als die Statthalterin zurückkehrte, Militärcommandant neben Trautmannsdorf, der die Civilregierung leitete, und Joseph schien dem Gedanken einer Religionsverbesserung entsagen zu wollen. Er gab im September 1787 die Idee eines Generalseminariums entweder ganz auf, oder beschränkte und bestimmte sie wenigstens nach niederländischen Begriffen so, daß niemand erwartete, daß er darauf zurückkommen würde. Dies geschah gleichwohl hernach und veranlaßte die Errichtung einer belgischen, kurz dauernden Republik. Da die neuen Unruhen aber erst 1789 begannen, so gehört ihre Geschichte in den folgenden Band.

§. 2.

Belgische, holländische, französische innere Streitigkeiten.

b. Holländische Unruhen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Die Anfänge und die Beschaffenheit der Streitigkeiten in den sieben vereinigten Provinzen der Niederlande sind im Vorhergehenden oft erwähnt worden, es ist daher unnöthig, hier darauf zurückzukommen, wir wollen nur kurz und summarisch dasjenige berühren, was sich unmittelbar auf den offnen Zwist der Stände, oder, wie man das nennt, der Staaten, mit der erbstatthalterischen Regierung bezieht. Die Geschichte dieses Zwists, wobei der indolente, aber eigensinnige und unverständige, selbst zum bloßen Repräsentiren zu ungelenkige und unbeholfene, mehr englische als holländische Wilhelm V. eine bloße Nebenrolle spielt, theilt sich in zwei Zeitabschnitte. Während

---

entrée und den Constitutionen gemäß, versehen werden sollten. Daß man sich wegen Gegenständen, die der Joyeuse entrée zuwider wären, mit den Ständen, deren Verlangen gemäß, verstehen werde.

des ersten, von 1766—1784, war Schlözers Ludwig Ernst von Braunschweig, der sich um 1766 durch die Consultationsacte dem Prinzen und dem Staat aufgedrungen hatte, Ursache und Gegenstand der Unzufriedenheit und der Beschwerden. Seit 1784 war des Prinzen männliche und militärisch gesinnte Gemahlin, die Schwester des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, dem sie in Gestalt und Gebährde sehr ähnlich war, Stein des Anstoßes.

Die Anführung der Beschwerden über den Herzog und über die Art, wie er den Prinzen Erbstatthalter erziehen ließ und leitete, würde uns in die sehr verwickelte Verfassung der sieben Provinzen tiefer einzugehen nöthigen, als der Zweck dieses Werks verträgt, wir erinnern daher nur daran, daß die Gegner des Herzogs und der Prinzessin beide schon während des nordamericanischen Kriegs beschuldigt hatten, daß sie und der ganze Anhang des Hauses Oranien die Engländer auf jede Weise begünstigt und gewissermaßen heimlich mit ihnen gegen die Republicaner oder Patrioten conspirirt hätten. Diese letztere, seit Wilhelms II. Zeiten auch die Löwensteinsche genannte Parthei war in der Provinz Holland, deren Gewicht in den Generalstaaten überwiegend war, am stärksten. Amsterdam, welches für die Niederlande war, was London für England ist, bildete eine unabhängige Republik für sich, und überwog in den Generalstaaten alle Provinzen zusammengenommen. Fast alle Städte Hollands stimmten wie Amsterdam, wenn man Rotterdam etwa ausnimmt, die Städte und ihre Abstimmungen überwogen aber die Ritterschaft, unter welcher der Prinz allerdings, wie auch in andern Provinzen, einen nicht unbedeutenden Anhang hatte.

Der Herzog von Braunschweig und die erbstatthalterische Regierung wurden während des Kriegs auf mancherlei Weise gekränkt; man leitete unter andern förmliche Untersuchungen wegen der Beschaffenheit der holländischen Kriegsschiffe ein, und nach der Schlacht bei der Doggersbank wegen der vom Generaladmiral den Admirälen Bylandt und Kinsbergen ertheilten Instructionen. Ein bedeutender Streit veranlaßte

neue Untersuchungen von Seiten der Staaten als die Vereinigung der niederländischen Flotte mit der spanischen und französischen in Brest durch die Schuld des Generalcapitäns und Generaladmirals nicht mit dem Eifer betrieben ward, den die französische Parthei in Holland gewünscht hatte. Als Joseph II. anfing, die Republik zu bedrücken und zu bedrängen, ward der österreichische Feldmarschall, der die niederländischen Angelegenheiten leiten sollte, endlich so verdächtig, daß selbst der ihm sonst ganz ergebene, unter ihm dienende Generalintendant Dümoulin gegen ihn Parthei nahm. Der Generalintendant zeigte nämlich den Staaten offiziell an, daß die Regierung des Prinzen, von welcher Land- und Seemacht allein abhing, alle Festungen so vernachlässigt habe, daß sie jetzt in einem durchaus unhaltbaren Stande seyen. Die holländische Presse, welche sich niemals der feinsten und behutsamsten Ausdrücke zu bedienen pflegt, mißhandelte damals den Herzog auf's furchtbarste und gröbste.

Der Herzog beschwerte und rechtfertigte sich zwar, er verlangte eine strenge Untersuchung seines Betragens; auch mag Vieles von dem, was er vorbrachte und was Schlözer hernach in dem dicken Buche über diesen seinen quasi Phocion in Deutschland drucken ließ, wahr seyn, es wollte aber niemand daran glauben, sondern man klagte ihn, als die Geschichte der Acte der Berathung kund ward, förmlich des Verraths an. Die gerichtliche Untersuchung wegen der ohne Berathung mit den Staaten der Provinzen, ohne daß jemand außer dem Rathspensionarius darum wußte, unter Einfluß des englischen Ministers zwischen dem Prinzen und dem Herzoge geschlossenen unauflöslichen Verbindung hätte für den Herzog sehr empfindlich seyn müssen, er wich daher dem ihm wegen der Consultationsacte von 1766 angedrohten Pro-eß lieber aus. Ludwig Ernst wollte das Aeußerste nicht abwarten, er begab sich, als die Provinz Holland seine Entlassung vom Prinzen und von den Generalstaaten gefordert hatte, erst in sein Gouvernement Herzogenbusch, und reichte hernach, als sich auch Seeland, Friesland und Utrecht

an Holland anschlossen, seine Abdankung ein (October 1784). Er begab sich dann vorerst nach Aachen.

Diese Streitigkeiten gingen eigentlich das Volk gar nicht an, es war ein Streit, wie der der Whigs und Tories in England. In Holland suchte die republicanische Parthei sich nicht einmal gleich den Whigs in England das Ansehen zu geben, als wenn sie mit der Zeit fortschreiten wolle, sondern sie wollte durchaus das Alte nicht blos erhalten, sondern auch sogar wieder herstellen; der Anhang des Hauses Oranien war dagegen zeitgemäßen Verbesserungen nicht durchaus und unbedingt abgeneigt. Wie sehr eine Zusammendrängung und Einheit der Regierung in diesen Zeiten des Verfalls der ehemals so blühenden Handlung und Seemacht der Republik Wohlthat für den Staat gewesen wäre, geht aus den Vorwürfen hervor, welche die statthalterische Parthei der republicanischen und diese jener mit gleichem Rechte machten. Daß aber die seit 1785 zu einem offnen Streite gediehenen Zwistigkeiten des republicanischen Theils der executiven Macht mit dem monarchischen Theil derselben in der alten, nicht mehr passenden Verfassung ihren Grund hatten, wird einleuchten, wenn wir einige Winke über diese Verfassung geben. Jede Provinz bildete eine eigne souveräne Macht, deren Haupt und Regierung die Versammlung der sogenannten Staaten waren, welche aus Deputirten des Adels und der Städte, nach einem in den verschiedenen Provinzen ganz verschieden bestimmten Verhältnisse, bestand. Da die Provinz Holland allein zu jedem hundert Gulden Abgaben, welches die sieben Provinzen zahlten, acht und fünfzig, alle übrigen zusammen nur zwei und vierzig beitrugen, da sieben nordholländische und drei südholländische Städte drei oder vier Deputirte zu den Generalstaaten schickten und die sämmtliche Ritterschaft nur e i n e n, so hatten die holländischen Städte in den Generalstaaten überwiegenden Einfluß, wie die Stadt Amsterdam in den Staaten der Provinz Holland.

Die Magistrate der Städte waren auf diese Weise gewissermaßen die eigentlichen Souveräns ihrer Provinzen, sie hat-

ten sogar einen Theil der Verwaltung des Kriegswesens, weil die Commandanten der Festungen dieser Provinzen unter den Bürgermeistern der Städte standen, welche zugleich Gouverneurs waren. Nur in den Generalitätslanden allein wurden eigne Gouverneurs von dem Erbstatthalter bestellt; es hing daher die ganze Regierung der Provinzen von der Wahl der Glieder der Magistrate ab. Diese Wahl war in den mehrsten Städten, wie in unsern ehemaligen Reichsstädten, ein bloßer Schein, weil sich der Rath selbst ergänzte, doch hatte der Statthalter der Provinz, wenn diese einen besondern Statthalter hatte, oder der Erbstatthalter, wenn er die Statthalterschaften alle in seiner Person vereinigte, gewisse Rechte bei dieser Wahl, die in verschiedenen Städten verschieden waren. In einigen Städten durfte er selbst den Magistrat ernennen, in andern drei oder vier oder mehr Personen bei der Wahl der einzelnen Magistratsglieder vorschlagen. Dies Recht suchten ihm die Staaten von Holland, als sie mit ihm zerfielen, zu schmälern, weil sie Regierung und Gesetzgebung der Provinz in sich vereinigten. Sie entzogen in der That endlich dem Prinzen seinen Einfluß auf die Wahlen gänzlich, und einzelne andere Provinzen folgten dem Beispiele. In vielen andern Provinzen zerfielen die Staaten über die Frage, ob man dem Prinzen seine Rechte nehmen oder erhalten sollte, in ihrem Innern. In manchen Provinzen zerfiel die Mehrheit der Stimmenden mit der Minderheit so sehr, daß sie sich einander wie Feinde gegenüber standen; sie trennten sich sogar hie und da förmlich, begaben sich an verschiedene Orte, von wo aus sich dann die Republikaner an die Provinz Holland, die Anhänger des Hauses Oranien an den Prinzen wandten, um bewaffnete Unterstützung zu erhalten.

Der Mittelpunkt des Streits war aus vielen Ursachen die Provinz Holland, nach welcher mit vollem Rechte die Republik der sieben vereinigten Provinzen benannt ward; die übrigen warfen ein sehr geringes Gewicht in die Waagschale. Friesland und Gröningen lagen an den äußersten Enden des Landes

und die dort herrschende Stimmung wechselte nach den Umständen. In Seeland war der Prinz als Markgraf von Vlissingen und ter Veere Besitzer vieler Städte und Dörfer, man hatte zwar Wilhelm IV. die hohe Würde des ersten Edeln der Provinz während seiner Jugend entzogen gehabt, er hatte sie aber wieder erhalten, als er Erbstatthalter geworden war. Während der Minderjährigkeit Wilhelms V. blieb freilich diese Würde, welche Jan Vossel van den Hoge für seinen Vater verwaltet hatte, einstweilen erledigt, doch ward sie ihm später wieder zu Theil, nur mit der Beschränkung, daß sie künftig nicht mehr an eine besondere Landbesitzung, Qualität, Familie geknüpft werden sollte. In Utrecht war zwar ein großer Theil der Ritterschaft für den Erbstatthalter, die Mehrzahl der Deputirten der allgemeinen Versammlung der Staaten war aber republikanisch, oder wie man das nannte, patriotisch. In Oberyssel war derselbe Fall. In Geldern, wo der Prinz bedeutende Besitzungen hatte, war ihm der Adel auf Tod und Leben ergeben und blos die Städtchen Elburg und Hattem widerstrebten hartnäckig, sich den Beschlüssen der Mehrheit der Staaten ihrer Provinz zu fügen.

Jede Provinz und sogar jede Stadt konnte, wenn sie Gelder dazu hergeben wollte, eigne Truppen halten; dies thaten in dieser Zeit die holländischen Städte, weil die Soldaten, welche die Provinz Holland beim gemeinschaftlichen Heer unterhielt, so lange man noch nicht mit dem Generalcapitän öffentlich gebrochen hatte, diesem allein unterworfen waren. Selbst die sogenannten h o c h m ö g e n d e n H e r r n, oder die Generalstaaten, hatten mit dem Militärcommando nichts zu schaffen, wollten daher die Staaten von Holland Truppen haben, so mußten sie diese selbst bilden. Das war freilich schwer, weil Offiziere und Soldaten sich nicht gern von Juristen und Krämern commandiren ließen. Gleichwohl ward um 1783, als die mit dem Prinzen unzufriedenen Staaten, Städte und Obrigkeiten anfingen, vorauszusehen, daß es zu Thätlichkeiten kommen

könne, von den Städten eine, freilich herzlich schlechte, eigne Miliz errichtet. Diese bestand theils aus der auf eine komische Weise in Soldaten und Offiziere verwandelten bürgerlichen Clientel der Reichen, aus Handwerkern, Krämern und ihrem Dienstvolk; theils aus geworbenen und bezahlten, eben so schlecht wie die Bürgergarde geübten Freicorps oder Volontärs. Diese Werbung und die Waffenübungen der Geworbenen um 1783 war nicht eigentlich gegen den Erbstatthalter gerichtet, sondern man benutzte dazu den Vorwand der Drohungen des Kaisers und seine feindlichen Maßregeln an der Schelde. Man konnte deshalb auch diese gerüstete Stadt- und Provinzialmiliz der militärischen Oberbehörde entziehen, weil sie eine Art Bürgergarde und Landwehr vorstellte.

Da die Streitigkeiten mit dem Kaiser das ganze Jahr 1784 hindurch und auch noch im folgenden Jahre fortdauerten, so konnte man auch die Militärmacht der Städte erhalten und vermehren, bis 1785 der förmliche Zwist mit dem Erbstatthalter ausbrach. Weil die Patrioten in Holland und in Utrecht mehr als andere besorgten, der Statthalter möchte, wenn ihn die oranische Minderzahl der Deputirten in der Staatenversammlung anriefe, auf diese gestützt, in den unaufhörlichen Zänkereien militärisch einschreiten, so suchten sie endlich, weil es ihnen an Geld nicht fehlte, eine Art Reservarmee aufzustellen. Dazu erbot sich zunächst der abentheuernde Rheingraf von Salm-Grumbach, damals Oberst in holländischen Diensten, weil er die günstige Gelegenheit ergreifen wollte, die reichen Holländer und Utrechter um Geld zu prellen. Er ließ sich von den Patrioten zu Sendungen und Werbungen gebrauchen, hatte vorgeblich ein Armeecorps aufgestellt; aber er und sein Armeecorps und ganz besonders die Kriegskasse, verschwanden hernach beim Einrücken der Preußen plötzlich bei Nacht und Nebel, ohne daß von ihnen irgend etwas weiter gehört oder gesehen ward. Ein Franzose sorgte etwas besser für die Holländer, als der saubere Rheingraf für die Utrechter.

Der König von Frankreich hatte den Holländern, als ihnen der Kaiser mit Krieg drohte, den General, Grafen von Maillebois, geschickt, um das Kriegswesen zu ordnen. Dieser ward hernach von den Staaten von Holland gebraucht, um die Rüstungen zu leiten, wodurch sie ihren Beschwerden über den Erbstatthalter Nachdruck geben wollten. Der Rheingraf von Salm, Graf Maillebois und ein Glied der Generalstaaten, der Pensionarius von Dortrecht, Gyzelaer, wurden für die Seele aller Cabalen gegen den Prinzen und gegen Ludwig Ernst von Braunschweig gehalten. Diese drei wurden von den Oranienmännern beschuldigt, daß sie acht militärische Abentheurer, die sich nach Aachen begaben, wo Ludwig Ernst noch immer verweilte, gedungen und abgeschickt hätten, um den Herzog seiner Papiere mit Gewalt zu berauben. Die Untersuchungen über diese Sache findet man in Schlözers Buch und auch in seinen Staatsanzeigen; der Antheil Gyzelaers an der Sache scheint sehr problematisch. Gewiß ist dagegen die Thatsache, daß die drei genannten Männer eine Militärmacht zu organisiren suchten, als die Staaten von Holland um 1786 dem Prinzen das Commando ihrer Truppen entzogen und die Stabsoffiziere der regulären Armee dem Prinzen treu blieben.

Zu offnen Feindseligkeiten kam es zuerst in Utrecht, d. h. in dieser Stadt und in den andern Städten der Provinz, als die Mehrzahl der Bürger die Streitigkeit seiner eifrig patriotischen oder vielmehr aristokratischen Stadtobrigkeit mit dem Statthalter benutzen wollte, um auch für sich einen Antheil an der Staatsverwaltung zu erlangen. Die Bürger wollten ihre oligarchische Obrigkeit, die sich selbst aus ihren Verwandten ergänzte, zwingen, sie an der Wahl der Bürgermeister und Rathsherrn Theil nehmen zu lassen. Auf diese Weise wollten aber die Oligarchen den vorgeblichen Kampf für die Freiheit nicht verstanden haben, sobald sich also diese demokratische Bewegung zeigte, schlossen sich die oligarchischen Magistrate an die Ritterschaft an und ersuchten in Verbindung mit dieser den Prinzen um militärische Hülfe.

Unter den kleineren Städten der Provinz Utrecht hatten sich besonders Amersfort und Rheenen ihren Stadtobrigkeiten thätlich widersetzt, diese hatten sich an die Staaten der Provinz und durch diese an den Prinzen gewendet; der Prinz konnte als ihr Generalcapitän ihnen ihre eignen Truppen nicht versagen, die beiden genannten Städte wurden also militärisch besetzt. Bei dieser Gelegenheit bedienten sich daher die sonst eifrig patriotischen Magistrate in Verbindung mit der Ritterschaft des Prinzen gegen die Bürgerschaften. Die Bürger der Städte wandten sich darauf um Schutz gegen ihre Magistrate und gegen das Militär des Statthalters an die Staaten von Holland, denen diese Gelegenheit, ihren Freunden in Utrecht das Uebergewicht zu verschaffen, gerade zur günstigsten Zeit dargeboten ward.

Die Staaten von Holland nämlich, erbittert, daß das geringe Volk der Aristokratie abgeneigt, dem Prinzen gewogen blieb, während die mittlern bürgerlichen Klassen immer wüthender patriotisch wurden, hatten das Tragen der Oranienfarbe für ein Aufruhrzeichen erklärt und als solches verboten. Die Staaten hatten sogar Bürger und Landleute, welche die Oranien-Cocarde oder die Schleife trugen, nach ihrem damaligen barbarischen Criminalrechte richten und grausam bestrafen lassen; die haager Bürger dagegen bekämpften Gewalt mit Gewalt und widersetzten sich den Staaten und ihren Dienern. Im Haag war nicht blos der Pöbel, sondern auch die eigentliche Bürgerschaft oranisch gesinnt, derselbe Fall war in Rotterdam, sobald sich also die Volontärs oder Söldner der Staaten in diesen Städten sehen ließen, wurden sie mißhandelt. Dies erfuhren zwölf Volontärs der patriotischen Stadt Leyden, am vierten September 1785, als sie sich im Haag auf der Parade blicken ließen. Sie wurden übel behandelt, flüchteten sich endlich in ein Haus, von wo aus sie um den Schutz der statthalterischen Besatzung baten, es ward auch eine Wache geschickt, um den Pöbel zu zerstreuen. Diese Wache wandte sich aber nicht gegen das Volk,

sondern sie verhaftete die zwölf Volontärs und brachte sie aus der Stadt.

Diesen Vorfall benutzten die Deputirten der Stadt Harlem, um bei den Staaten der Provinz Holland darauf anzutragen, die militärische Polizei im Haag und die Sorge für Patrouillen dem Prinzen und seinen Offizieren zu entziehen, und sie unmittelbar selbst zu übernehmen. Die Staaten nahmen diesen Antrag an und übertrugen Anordnung und Anführung der auszusendenden Patrouillen gerade dem Deputirten von Harlem, der den Antrag gemacht hatte. Dies bewog dann den Prinzen, seine Residenz, deren Polizei seine Gegner an sich genommen hatten, am 14. September ganz zu verlassen. Seit dieser Zeit verweilte er, theils in seinem eignen Markisat, zu Breda, theils in Seeland, oder in Friesland, oder in Nimwegen, oder endlich auf seinem Schlosse Loo in Geldern. Durch diesen Schritt ward den Staaten gewissermaßen offne Fehde angekündigt und diese vergalten eilf Tage nach des Prinzen Entfernung Feindseligkeit mit Feindseligkeit. Sie hatten vorher nur die militärische Polizei im Haag dem Prinzen entzogen gehabt, am 25. September entzogen sie ihm den ganzen Oberbefehl über die am Versammlungsorte der Staaten von Holland und der Generalstaaten liegenden Truppen und übertrugen das Commando derselben dem General Sandoz.

Die unverständig heftige Aristokratenparthei kam zugleich auf den Einfall, einen leeren Vorzug, dessen der Prinz bisher, ohne daß jemand Bedeutung darauf legte, oder die Sache nur bemerkte, genossen hatte, mit ihm zu theilen und dem ihm blind anhängenden Volke handgreiflich zu machen, daß die Aristokraten eigentlich Herrn im Lande seyen, nicht das oranische Volk und sein Prinz. Der Prinz wohnte nämlich im Haag, wenn er dort war, in dem sogenannten Binnenhofe, wo auch die Versammlung der Staaten gehalten ward, fuhr aber dort zu einem bis dahin ihm vorbehaltenen Thore ein, welches das Statthalterthor genannt ward. Zwei wüthende Aristokraten unter den Staaten, unter denen der Freund des saubern Rheingrafen

war, derselbe Gyzelaer, den man nebst dem Rheingrafen von Salm-Grumbach und dem General Maillebois der Absendung der Offiziers nach Aachen angeklagt hatte, wollten dieses unbedeutende Ehrenrecht für die Deputirten der Staaten in Anspruch nehmen, um zu beweisen, daß diese der eigentliche Souverän im Lande seien.

Schon die Nachricht, daß die Staaten und der den oranisch Gesinnten tödtlich verhaßte Gyzelaer so etwas im Sinne hätten, brachte die Bevölkerung vom Haag in heftige Bewegung, wo man schon darüber erbittert war, daß die Oligarchen den Prinzen eines Vorzugs nach dem andern beraubten, um sich damit zu bekleiden. Sie ließen z. B. sein Wappen aus den Fahnen nehmen und setzten das der Staaten hinein; sie nahmen für den Präsidenten der Staaten von Holland diejenigen militärischen Ehrenbezeugungen in Anspruch, welche bisher nur dem Präsidenten der Generalstaaten waren erwiesen worden; sie kauften einen neuen Palast; sie ließen, wie der Prinz sonst zu thun pflegte, wenn er im Haag war, Speisen in der Stadt austheilen, die in herrschaftlicher Küche bereitet waren. Der Versuch, durch das Statthalterthor in die Versammlung der Staaten zu fahren, veranlaßte endlich am 17. März 1786 einen förmlichen Tumult, und zwar beschuldigte die patriotische Parthei die oranische und diese jene, daß sie den Pöbel am 17. aufgeregt und ermuntert hätte. Es hieß, daß der junge, unverständige und heftige Freund des Prinzen, der Graf von Bentink Rhoone, gleich Mirabeau im November 1789 und Fox um 1780 unter dem Pöbel, ihn ermunternd, sey gesehen worden. Als der Verf. dieser Geschichte den Grafen um 1796 in Varel, wo er ohne Bedenken eine solche loyale Demagogie hätte gestehen können, weil diese Art Demagogie damals rühmlich war, darüber befragte*), bewies ihm der Graf, daß dies nicht wahr sey. Gewiß ist indessen, daß der Aufstand am 17. zu spät kam,

---

*) Der Verf. war damals Hofmeister der Kinder des Grafen Jan, des Bruders des regierenden Grafen von Varel und Kniphausen.

weil am 16. bei der feierlichen Eröffnung der Staaten schon die sämmtlichen Deputirten dieses souveränen Raths durch das Statthalterthor in den Binnenhof gefahren waren. Die Anhänger des Prinzen sagen daher auch, das Volk sey erbittert gewesen, daß am folgenden Tage die Unruhestifter Gevaerts und Gyzelaer für sich allein hätten durch das Thor fahren wollen, obgleich der tobende Haufen sich an demselben gesammelt hatte. Sie behaupten, die Patrioten selbst hätten den Perrückenmacher Morand betrunken gemacht, damit er ihnen Vorwand gebe, ihre Gegner mit der Staatspolizei zu verfolgen.

Den innern Zusammenhang der Sache zu wissen, scheint uns hier eben so unwichtig als bei den mehrsten Gelegenheiten ähnlicher Art, die Thatsache ist, daß Gyzelaer und Gevaerts durch die tobende, schreiende, hemmende Volksmasse einfahren wollten, und daß der Perrückenmacher Morand endlich ihren Pferden in die Zügel fiel. Er ward sogleich verhaftet und nach holländischem Criminalrecht, welches neben der Tortur noch sehr viele andere spanische Reste bewahrt hatte, als Hochverräther gerichtet, weil er sich gegen die beiden Deputirten, die ein Theil des Souveräns waren, vergangen hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt, und die Oligarchen, Krämer und ihr Anhang, Patrioten und Freiheitsfreunde genannt, unterstanden sich, Gyzelaers Milde zu preisen, weil er bewirkt hatte, daß die Todesstrafe in ewiges Gefängniß umgewandelt werde.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich Friedrich II. groß. Er bewies, daß er Achtung für freiere Verfassungen habe, als die, welche für sein durchaus künstlich geschaffenes, aus heterogenen Stücken gebildetes Reich paßte, denn dieses wird und ward troß alles Anscheins von Civilregierung durch Ordres rein militärisch regiert und wahrscheinlich wird es noch lange so regiert werden. Er wurde von allen Seiten her bestürmt, sich in die Sache des Gemahls seiner Nichte zu mischen, er ermahnte aber stets diese seine stolze Nichte, innerhalb der Verfassung zu bleiben, obgleich er wegen der Beschwerden des Prinzen mit den Generalstaaten unterhandeln und insbesondere wegen des Commandos der Haager Gar-

mison zwei nachdrückliche Vorstellungen überreichen ließ. So dringend diese Vorstellungen abgefaßt waren, so ließ Friedrich, der Herzbergs Neigung kannte, das Preußenthum und seinen großen König mit Gewalt geltend zu machen, sich doch alle die Instructionen zeigen, welche dieser dem preußischen Gesandten im Haag gab, und strich eigenhändig jede Stelle weg, worin dem constitutionellen Gewichte der Staaten zu wenig Bedeutung gegeben ward.

In dieser Zeit hatte sich mit Hülfe der Staaten von Holland in Utrecht ein Magistrat organisirt, an dessen Wahl die Bürgerschaft den Antheil gehabt hatte, den sie forderte und durch Hülfe der Holländer durchsetzte. Es bestand daher in der Provinz Utrecht neben dem aristokratischen Aufstande, der sich zuletzt an die prinzliche Aristokratie angeschlossen hatte, eine Art demokratischen Aufstands der unter Antheil der Bürgerschaften gewählten Stadtobrigkeiten gegen die nach Art des Mittelalters nur aus einem gewissen Kreise und von einem gewissen Kreise von Bürgern wählbaren Magistrate. In Amersfort und Rheenen behaupteten sich die alten Staaten mit Hülfe der vom Erbstatthalter verlangten Truppen, in den andern Städten siegte aber die Parthei der neuen Organisation der Stadträthe, die in der Hauptstadt gesiegt hatte; denn die Staaten von Holland untersagten ihren zum Heer des Generalcapitäns gehörenden Truppen, sich in der Sache der utrechter Staaten in Amersfort gebrauchen zu lassen. Die in Utrecht durchgesetzte demokratische Bewegung gegen die alten aristokratischen Stadtobrigkeiten schien sich auch in den andern Provinzen auszubreiten.

In Friesland verlangte die Bürgerschaft von Leuwarden die Veränderung der bestehenden Einrichtung; in Gröningen ward wirklich ein anderer Magistrat bestellt; in Overyssel schlossen sich die Städte an den neuen Magistrat von Utrecht gegen die Staaten an, und selbst in Geldern, wo der Prinz vermöge des zahlreichen Adels und wegen seiner eignen großen Güter fast monarchisch herrschte, traten die Städtchen Hattem und Elburg mit den neuorganisirten Städten von Utrecht und Overyssel in

Verbindung. Diese Städte verlangten ebenfalls die Abschaffung der oligarchischen Regierungsform des siebenzehnten Jahrhunderts, sie forderten, daß den Bürgern Antheil an der Wahl ihrer Magistrate gegeben würde und wollten sich den Beschluß der Staaten, das hieß, der Ritterschaft von Geldern, nicht gefallen lassen. Diese Staaten hatten beschlossen, daß die Constitution von 1674 ganz unverändert erhalten werden sollte. Sie wiesen alle dagegen gerichteten Bittschriften zurück und wollten die Städte mit Gewalt zwingen, sich dem Beschlusse zu fügen. Dies veranlaßte zuerst in Geldern, dann auch in Utrecht einen Bürgerkrieg. Die Regierungsveränderung in Preußen gab um dieselbe Zeit den englischen Cabalen und der Leidenschaft der Erbstatthalterin, deren Bruder den Thron bestieg, mehr Einfluß in Berlin, als sie vorher gehabt hatten, und Herzberg durfte endlich schreiben, wie er wollte.

Der alte König von Preußen war am 17. August 1786 gestorben, sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. war durch seine physische Beschaffenheit, durch Verführung und Erziehung schon ganz früh so tief gesunken, als Ludwig der XV. erst in seinen reiferen Jahren sank, er war in der Gewalt seiner Mätressen und ihrer Verwandten, und ward durch Männer, wie Bischofswerder und Wöllner, von Fanatikern, Mystikern und Frömmlern für ihre Zwecke mystificirt. Der Minister von Herzberg an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber des Heers glaubten indessen, die Ehre des Königs durch energische Schritte zu Gunsten seines Schwagers heben und dem preußischen Staat um so eher neues politisches Gewicht geben zu können, als der erste Anfang der Regierung des Königs auch durch Freigebigkeit und Verschwendung einen Contrast mit der übertriebenen Kargheit der letzten Jahre Friedrichs bildete. Beide waren lange um einen Vorwand verlegen gewesen, Preußens Einmischung vor den Augen anderer Mächte zu rechtfertigen, es scheint uns daher die Behauptung der holländischen Republikaner (Patrioten) nicht ganz unwahrscheinlich, obgleich sie nicht erwiesen ist, daß die oranische Faction

halten, als der neue englische dirigirende Minister (Pitt) in demselben Jahre (1784), als er sich im sichern Besitz der Macht fühlte, einen Meister in diplomatischen Künsten aller Art an den Erbstatthalter, d. h. an die Prinzessin, geschickt hatte. Harris, Sohn eines Lords der Admiralität, nachher Lord Malmsbury, war einer der Gesellschafter der Kaiserin Catharina II. gewesen, und hatte im amerikanischen Kriege meisterhaft cabalirt, er ward daher um 1784, als die Schritte des Kaisers gegen Holland und zugleich die innern Streitigkeiten dieses Landes bedenklich wurden, als Meister in diplomatischen Künsten nach dem Haag geschickt. Hier leitete er die Angelegenheiten in Verbindung mit der Prinzessin und der Ritterschaft ganz vortrefflich im Dunkeln, während Preußen im Lichte handelte. Dies erkannte später sowohl Pitt als Preußen, als sie ihn der Cabalen wegen belohnten und öffentlich erklärten, dies geschehe, weil er die preußischen Bajonnette mit seiner diplomatischen Kunst so mächtig unterstützt habe. Schon im October 1786 sagte der Herzog von Braunschweig dem berühmten Grafen von Mirabeau, der sich damals als französischer Spion oder Emissar in Berlin und auch bei ihm in Braunschweig befand:

„Herr Harris habe zu einer mächtigen und wirksamen Beihülfe Hoffnung gegeben, im Falle der König von Preußen die holländischen Angelegenheiten mit gewaffneter Hand vermitteln wolle; dadurch habe er dem Könige das Verlangen eingeflößt, mit seinen Staatsbedienten Rath zu pflegen.“ Diese Stelle des sieben und dreißigsten Briefs der geheimen Geschichte des Berliner Hofs, oder der vertrauten Briefe des Grafen von Mirabeau über diese Geschichte, darf man ohne Bedenken gebrauchen, weil sie durch hundert anderer Zeugnisse und durch den Ausgang bestätigt wird, so wenig Vertrauen sonst diese Briefe und ihre Klatschereien verdienen mögen. Obgleich England und Preußen seit dieser Zeit schon entschlossen waren, einzuschreiten, so mußte man doch den Franzosen zuvorzukommen suchen, weil man hernach durch Drohungen von Seiten Englands leicht ihr Schwert in der Scheide zu halten hoffte. Man

gab sich also von Seiten Preußens das Ansehen, als wenn man gemeinschaftlich mit Frankreich zwischen dem Erbstatthalter und den Staaten vermitteln wolle.

Schon im August, also zwei Monate vorher, ehe der Graf Mirabeau die erwähnte Unterhaltung mit dem Herzoge von Braunschweig hatte, und dieser aus seiner Residenz nach Berlin ging, wo über die englischen Anschläge Rath gepflogen werden sollte, hatte die Prinzessin ihren Bruder mit Sendungen und Briefen bestürmt; Friedrich Wilhelm war aber kein militärischer Charakter. Schon als Jüngling durch Wollust, Schwärmerei und tolle Nachtwachen geschwächt, konnte er keine vierzig Zeilen hinter einander anhaltend lesen, und war jeder ernsten Anstrengung unfähig. Schwankend, wie er war, schickte er auf der einen Seite den Grafen von Görz nach Holland, um gemeinschaftlich mit den Franzosen zwischen dem Prinzen und den Staaten zu vermitteln, und ließ doch auch zugleich, wie Herzberg und die Prinzessin wollten, Truppen an den Gränzen von Geldern zusammenziehen.

Graf Görz sollte über Loo nach dem Haag reisen[90]), er sollte sich mit dem dort befindlichen preußischen Minister Thulemeyer und mit der Prinzessin verständigen, und sich nicht in zu genaue Verbindungen mit Harris einlassen. Was den Prinzen, also doch eigentlich die Hauptperson, derentwegen der ganze Lärm angefangen ward, anbetrifft, so heißt es ausdrücklich in der Instruction: Der Graf wisse ja recht gut, daß des Prinzen Benehmen nicht immer seinem wahren Interesse angemessen sey und daß er oft Blößen gebe.

---

90) Der ganze zweite Theil der historischen Denkwürdigkeiten des königl. preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen 1828, enthält nichts als die holländischen Angelegenheiten. Actenstücke stehen in Herzbergs Recueil, und das ganze Detail, wie die Schriften der Holländer über diesen Streit mit dem Erbstatthalter muß man suchen in Jacobis vollständiger Geschichte der siebenjährigen Verwirrung und daraus erfolgten Revolution in Holland. Caillards mémoire sur la révolution de Hollande bildet den 1ten Theil von Segürs F. Guillaume II.

In Rücksicht der Hauptsache sollte der Graf allein darauf dringen, daß dem Prinzen das Commando der im Haag liegenden Truppen zurückgegeben werde, damit er wieder dahin gehen könne. Man hatte den Grafen von Görz auch darum zu dieser Sendung erwählt, weil er noch von Petersburg her dem französischen Marquis von Vérac, den er im Haag wieder antraf, persönlich befreundet war. Die Unterhandlung ward indessen dadurch erschwert, daß der französische Minister die entschiedene Abneigung des Prinzen gegen Frankreich kannte, welcher Franzosen und Holländer schon seit Jahren dadurch erbitterte, daß er, wenn er einmal nüchtern war und verständig redete, seine Anglomanie gar nicht verbarg; die Prinzessin war ganz offen in Harris Gewalt.

Görz kam in dem Augenblicke an, als bei Gelegenheit der Besetzung von Hattem und Elburg die Staaten von Holland in offnen Krieg mit dem Prinzen gerathen waren, er hielt sich in Loo einige Zeit auf, er reisete über Amersfort, wo die Staaten der Provinz Utrecht unter dem Schutz der Waffen des Prinzen ihren Sitz hielten. Ein solcher Vermittler mußte nothwendig im Haag als Gesandter des Herzogs von Braunschweig, der in Westphalen eine Heerabtheilung sammelte, und als Agent der Prinzessin, nicht als Friedensbote des Königs von Preußen angesehen werden. Die sieben vereinigten Provinzen waren übrigens damals in einer höchst traurigen Lage; da der Staatssecretär (Fagel) nicht nur, sondern die sämmtlichen Generalstaaten mit den Staaten von Holland nicht einig waren, und auch die Stadt Amsterdam war mit ihnen entzweit. Die Stadt Amsterdam leitete besondere Unterhandlungen ein, und die Generalstaaten machten, als die Staaten von Holland ihren Truppen verboten hatten, ihren durch den Prinzen ertheilten Befehlen zu gehorchen, ein Anleihen, um diese Truppen bezahlen und zurückhalten zu können; für das Anleihen leistete England Bürgschaft.

Aus Paris hatte man indessen zu den Unterhandlungen wegen der Aussöhnung den Herrn von Rayneval geschickt und Friedrich Wilhelm II. scheute sich, wie man aus seinen Briefen

an Görz steht, so lange Vergennes lebte und die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, feindlich einzuschreiten, das Jahr verfloß also ohne Entscheidung. Görz ward indessen schon im Januar 1787 abberufen, und als Vergennes im Februar gestorben war, hatte das Ministerium und Calonne, der die Seele dieses Ministeriums war, so viel mit der damals berufenen ersten Versammlung der Notablen zu thun, daß es die holländischen Angelegenheiten einige Zeit hindurch aus den Augen verlor.

Diese Zeit benutzten die Engländer, um durch Geld und Cabalen die herrschende Patriotenparthei zu trennen und zu untergraben. Es hatte sich in Seeland, in Utrecht, in Friesland, sogar in Amsterdam und in andern holländischen Städten die Stimmung merklich geändert. Es schien sich endlich eine demokratische Parthei zu bilden, denn die Gegner des Erbstatthalters nahmen die Bürgerschaften gegen die Magistrate in Schutz und erlaubten ihnen unter ihrem Beistande neue Obrigkeiten zu wählen. Das Volk bewaffnete sich endlich überall, der Prinz dagegen, auf vier Provinzen vertrauend, stand an der Spitze seiner Truppen bei Arnheim; dies veranlaßte die Holländer, einen Cordon an der Gränze von Südholland zu ziehen. Diesen Cordon commandirte der General Ryssel, während der Rheingraf mit seiner sogenannten Legion den utrechter Demokraten zu Hülfe zog. Endlich, nachdem es bei Utrecht zu blutigen Gefechten gekommen war, erließ der Prinz am 26. Mai 1787 eine Art Kriegsmanifest gegen die Staaten von Holland. In diesem Manifest ist freilich nur von einer Parthei von Unruhestiftern die Rede, daß diese aber aus der Mehrzahl der holländischen Städte bestehe, war jedermann bekannt, es galt also auch diesen, wenn es im Manifest heißt: diese Parthei in den Staaten der Provinz Holland habe die Verfassung und Rechte der Magistrate, des Erbstatthalters und der Generalstaaten freventlich vernichtet, der Prinz könne daher in Verbindung mit den Staaten der andern Provinzen nicht länger an-

stehen, sich der Zwangsmittel zu bedienen, die ihm nach der Constitution zukämen u. s. w.

Nach einem solchen Manifest und in einem Augenblick, in welchem sich die Truppen der Holländer und die des Prinzen feindlich gegenüber standen, als jedermann wußte, daß der gemeine Haufen besonders im Haag und in der Nähe dieser Stadt ganz oranisch gesinnt sey, mußte es sehr auffallen, daß die Prinzessin gerade vier Wochen nach Erlassung dieses Manifests eine Reise von Nimwegen nach dem Haag machen wollte, wo sie keine Geschäfte hatte, und wo die Residenz der feindlichen Staaten von Holland war. Sie mußte, um dahin zu gelangen, durch die von Ryssel besetzten und bewachten Orte und Pässe und durch die bewaffneten Bürger, welche ihr Gemahl durch sein Manifest erbittert hatte, durchziehen, man behauptete daher nicht mit Unrecht, es sey entweder darauf abgesehen, den Enthusiasmus des Pöbels zu erwecken, oder irgend einen Vorwand zu erlangen, wenn die Prinzessin persönlich beleidigt werde, ihren Bruder, den König von Preußen, als Rächer anzurufen. Dies ist keine Vermuthung, sondern Görz sagt es ganz ausdrücklich [91]).

Die Lage der Dinge zeigte übrigens zugleich die Unvollkommenheit der Verfassung und Einrichtung der Republik und die Unmöglichkeit, bei der damaligen Beschaffenheit der Dinge irgend eine Maßregel consequent durchzuführen. Die Staaten von Holland gaben nämlich dem General Ryssel Gegenbefehl,

---

91) Es heißt nämlich in seinen Denkwürdigkeiten, 2. Th. S. 199: Als der bürgerliche Krieg gerüstet war und die Truppen beider Partheien gegen einander im Felde standen, veränderte plötzlich der kühne und wohl berechnete Schritt der Prinzessin von Oranien, nämlich ihre Reise von Nimwegen nach dem Haag, die ganze Gestalt der Sache. Denn das, was weder die Bitte des Prinzen und der Prinzessin, noch die Vorschläge und Rathschläge von Herzberg und Görz bei dem Könige hatten bewirken können — eine kräftige nöthigen Falls durch die Waffen unterstützte Intervention — bewirkte bei dem Bruder die unlöbliche Beleidigung der Schwester unweit Schoonhoven. Friedrich Wilhelm forderte dafür schnelle Genugthuung und ließ, als diese verweigert ward u. s. w. u. s. w.

als ihm die Generalstaaten hatten befehlen lassen, den Cordon gegen Utrecht aufzuheben, die Generalstaaten suspendirten ihn, weil er dem Befehl der Staaten von Holland gehorcht hatte, die holländischen Staaten dagegen hatten ihm für seinen Ungehorsam gegen die Generalstaaten Schutz, Sicherheit und völlige Schadloshaltung zugesichert. Ganze Regimenter und fast alle Offiziere waren durch die Erklärung der Generalstaaten kurz vor der Reise der Prinzessin bewogen worden, sich den Befehlen der Staaten von Holland zu entziehen, und nur vom Prinzen Befehle zu erwarten. Der Dienst ward in den Gegenden, wo die Prinzessin durchfahren mußte, von Bürgern, Bauern und von den sogenannten Freiwilligen versehen. Die Prinzessin gab vor, sie wolle nach ihrem Landsitz, dem Hause im Busche, wie man es nannte, reisen, und von dort aus mit den Staaten unterhandeln, das hätte sie nothwendig lange vorher melden müssen. Sie hatte außerdem denselben Bentink bei sich, den die öffentliche Meinung als Urheber des Tumults wegen der Einfahrt durch das Statthalterthor anklagte. Außer diesem war, als reisete sie im tiefsten Frieden, nur die Baronesse von Wassenaer und einige wenige Bediente bei ihr.

Bis Schoonhoven ließ man die Prinzessin ruhig reisen, erst zwei Stunden hinter dieser kleinen Stadt bei Welsche Sluys ward sie von einem kürzlich in einen Offizier umgewandelten tölpelhaften holländischen Bauer oder Krämer, dem man wahrscheinlich diese Rolle absichtlich überließ, auf offner Landstraße angehalten. Man bewog sie, um sie nicht auf offner Straße halten zu lassen, in einem kleinen Hause eines benachbarten Oertchens zu warten, bis der neu geschaffene Vorposten-Commandant Verhaltungsbefehle aus Woerden erhalten hätte, wo eine Commission der Staaten von Holland ihren Sitz hatte. Dies währte einige Stunden, und der Holländer, der sich in seiner militärischen Würde zeigen wollte, benahm sich ungemein komisch, was aber Alles hernach von sophistisirenden berliner Diplomaten als Beleidigung der Schwester ihres Königs gedeutet

ward. Er bewachte sie in dem Hause, als wäre sie kriegsgefangen, er behielt, wahrscheinlich aus Höflichkeit, den bloßen Degen in ihrer Gegenwart in der Hand, und steckte ihn erst ein, als man ihn daran erinnerte. Selbst seine Art von gutmüthiger bäurischer Gastfreundlichkeit ward als Beleidigung gedeutet. Er ließ nämlich, während man in dem Häuschen warten mußte, nach holländischer Weise, Pfeifen und Tabak, Wein und Bier für die Begleitung der Prinzessin aufstellen.

Nach wenigen Stunden langten die Commissarien aus Woerden an, entschuldigten, was vorgefallen war, mit der Unerfahrenheit des zum Offizier gewordenen Bauers oder Krämers, bewiesen, als Leute von Lebensart, alle schuldige Höflichkeit, baten aber die Prinzessin um Verzeihung, wenn sie durch den Stand der Dinge und durch die Unruhen im ganzen Lande gezwungen wären, sie zu bitten, in Schoonhoven zu warten, bis sie Befehle aus dem Haag erhalten hätten. Als diese Befehle auch am dreißigsten noch nicht angekommen waren, reisete die Prinzessin zurück und erhielt erst jenseit der Gränze die ihr Verlangen ablehnende Antwort der Staaten von Holland. Dieses Ereigniß ward dann nach der Art, wie ein Bentink darüber berichtet hatte, in preußischen und englischen Zeitungen erzählt, die Geschichte der Tage vom 28. bis 30. ward in einen Beleidigungsroman verwandelt, und so stellte sie auch die Prinzessin ihrem Bruder, dem Könige, vor, den die Engländer von der andern Seite her bearbeiteten [92]).

---

92) So hat auch Ségur die Sache gefaßt, der als historische Quelle in seiner losen, vornehmen Manier freilich nicht zu gebrauchen ist, diplomatisch und politisch aber hier um so eher dienen kann, als er redet, wie die andern auch redeten, und als er eigentlich Caillard nur ausschreibt. Er sagt Hist. du règne de F. Guillaume II. etc. Paris (1800) Vol. I. p. 126: Harris avoit prévu que si les états laissoient venir la princesse à la Haye, leur foiblesse et sa présence enflammant la populace, il seroit facile de faire éclater une révolte qui écraseroit le parti patriotique, et que si on l'arrêtoit dans sa marche, le roi de Prusse qui avait plus de vanité que de prudence, seroit irrité de cette insulte et verroit son

Von diesem Augenblick an konnten Herzberg und der Herzog von Braunschweig darauf rechnen, daß ihre Wünsche erfüllt würden. Herzberg durfte jetzt durch Thulemeyer drohende Noten im Haag überreichen lassen, und der Herzog die längst beorderten Truppen in einem sogenannten Lustlager in der Grafschaft Cleve vereinigen. Als Ludwig XIV. um 1672 wegen einer persönlichen Beleidigung mit den Niederländern einen Krieg begann, erhoben sich alle Stimmen gegen ihn, und man schalt ihn stolz und übermüthig, weil er seine gekränkte Ehre als Ursache des Kriegs im Manifest anzugeben wagte. Preußen drohte jetzt gar mit Blutvergießen und Raub, nicht weil die Ehre des Königs selbst gekränkt war, sondern wegen einer sehr problematischen Beleidigung der Schwester des Königs, welche noch dazu blos Gemahlin des ersten Beamten der Republik der Niederlande war. Herzbergs Note, welche Thulemeyer am 11. Juli 1787 im Haag übergab, war übrigens bei weitem insolenter, als das Betragen des guten Holländers bei Welsche Sluys. Frankreich stellte sich zwar, als wenn es gegen das Lustlager des Herzogs von Braunschweig ein anderes Lager und ein Heer einrichten lasse, es wurden auch einige Soldaten und Offiziere nach Holland geschickt; aber die preußischen Kundschafter berichteten, daß in Givet weder Rüstungen noch Heer zu sehen sey. Thulemeyers erste Eingabe ward sogar durch eine französische Note unterstützt, worin die galanten Franzosen die Kränkung der Prinzessin laut mißbilligten und für eine grobe Beleidigung erklärten. In dieser Note ließ man den König von Frankreich sagen, Preußen habe ein Recht, Genugthuung für den erlittenen Schimpf zu fordern, und man dürfe sie ihm nicht versagen.

---

neur intéressé à se venger de cet affront. Fréderic Guillaume donna à son ambassadeur Thulemeyer d'exiger des états une satisfaction éclatante pour sa soeur et de les menacer de la guerre en cas de refus. L'effet de cette *intrigue angloise* devoit être un grand embrasement de l'Europe.

Die Staaten von Holland gaben auf beide Noten eine ausweichende Antwort. Thulemeyer überreichte schon am 6. August einen neuen Aufsatz aus Herzbergs Feder, der in demselben Tone abgefaßt ist, in dem man damals den preußischen Behörden zu schreiben pflegte, welche schon unter den beiden letzten Königen, Friedrich II. und seinem Vater, gewohnt waren, militärisch angefahren zu werden. Zum Belege fügen wir den Schluß in der Note bei [98]), weil sich daraus auf das ganze Stück schließen läßt. Eine unmittelbar nachher eingereichte Note spricht aus, daß man von einem schwachen, aber unabhängigen Staate eine Art Genugthuung fordere, wie sie einst Ludwig XIV. von Genua erpreßt hatte, wodurch er aber nicht, wie er meinte, Genua und den Doge, sondern sich selbst beschimpfte. Er ließ bekanntlich den Doge nach Paris kommen, obgleich dieser nach einem Grundgesetze der Republik die Stadt Genua nicht verlassen durfte.

Frankreich war theils damals schon wegen der demokratischen Grundsätze der Franzosen sehr besorgt, und zögerte den Verfechtern derselben in Holland zu helfen, theils war seit April der Erzbischof von Sens, Loménie de Brienne, an der Spitze des französischen Ministeriums, und dieser fand nicht rathsam, auf den Vorschlag des Grafen von Montmorin, des Ministers der

98) Auf ausdrücklichen Befehl seines Königs fordert der Unterzeichnete nochmals von Ew. Edelgroßmögenden eine schleunige und der Beleidigung angemessene Genugthuung. Se. Majestät haben mir ferner befohlen, Ihnen nicht unbekannt bleiben zu lassen, daß der König unveränderlich auf dieser Genugthuung bestehen und sich nicht mit Erörterung einzelner Thatsachen, unbestimmten Entschuldigungen und weiteren Ausflüchten begnügen will. Der König verkennt die Achtung nicht, die der Republik der vereinigten Provinzen und der erlauchten Versammlung der Generalstaaten gebührt, welche die Souveränität des Staats in Absicht fremder Mächte vorstellt. Seine Majestät findet ein Vergnügen darin, dem Betragen Ihrer Hochmögenden seinen Beifall zu ertheilen, da dieselben zu erkennen gegeben, daß sie die Maßregeln nicht billigen, die man in Holland in der Sache, welche den Gegenstand dieses Memorials ausmacht, befolgt hat. Von Ew. Edelgroßmögenden Klugheit und nochmaligen ferneren Berathschlagungen über die Sache erwartet der König eine schleunige und genugthuende Antwort.

auswärtigen Angelegenheiten, einzugehen. Der letztere trug nämlich mit Zustimmung des Kriegsministers und eines andern Collegen darauf an, den Staaten von Holland Hülfe zu senden. Die Staaten hatten sich zudem erboten, die Kosten zu tragen, und auch sogar Calonne hatte die Truppen schicken wollen; aber der Erzbischof war ein Intrigant, der für kühne Unternehmungen keinen Sinn hatte. Er entschuldigte sich mit dem Zustande der Finanzen, mit drohenden Winken der Engländer, sich für Preußen zu erklären, wenn Frankreich sich regen sollte, endlich mit der Unmöglichkeit, einen Seekrieg zu führen. Da die unterlassene Beschützung der Holländer und der leichte Triumph des Herzogs von Braunschweig sowohl der alten französischen Regierung, als dem Herzoge später verderblich ward, so wollen wir Ségürs, oder besser Caillards (denn aus diesem nimmt Ségür das Seinige) ausführlichen Bericht über den ganzen Zusammenhang in der Note mittheilen [94]). Uebrigens war das

94) Ségur l. c. Vol. I. p. 130: Mais la faiblesse qui causa peu de tems après la ruine du pouvoir monarchique en France, rendoit déjà toutes les résolutions du cabinet de Versailles lentes et incertaines. Le comte de Vergennes entraîné par l'activité du duc de la Vauguyon, avoit contre son voeu et celui du roi, pris part aux premiers troubles des Provinces-Unies. Engagé dans cette querelle, le roi n'avoit soutenu les patriotes qu' à regret; il craignoit, que cette contestation en suscitant une nouvelle guerre, n'achevât d'épuiser ses finances; cependant il sentoit, qu'il ne pouvoit sans honte abandonner la Hollande à l'influence de l'Angleterre: il avoit toujours espéré terminer cette querelle par un accomodement. M. de Montmorin qui avoit succédé à M. de Vergennes dans le ministère des affaires étrangères, représentoit en vain, que pour parvenir à ce but il falloit développer autant de force que de sagesse, et que pour empêcher la guerre il falloit se montrer prêt à la soutenir avec succès; en vain le maréchal de Ségur, ministre de la guerre, renouveloit à chaque conseil la demande des fonds nécessaires au rassemblement d'un camp à Givet. L'archevêque de Toulouse, depuis archevêque de Sens, nouveau ministre des finances, homme de peu de moyens et d'une grande ambition, dont les femmes avoient fait la réputation et qui la perdit dès qu'il fut à la tête des affaires, retardoit de jour en jour la décision du conseil sur cette importante détermination, et croyoit que les menaces d'un armement sans en faire les frais suffiraient pour

Verhältniß der Dinge in den Niederlanden so sonderbar, daß es schwer zu sagen war, ob ein fremder Staat berechtigt sey, der Provinz Holland beizustehen. Als nämlich Frankreich anfangs den Staaten von Holland Offiziere, Soldaten, Waffen zukommen ließ, beschwerten sich die Generalstaaten darüber, und nannten es eine Verletzung der, mit den sämmtlichen Provinzen bestehenden Verträge.

In dem Augenblick als die Preußen Truppen marschiren ließen, um die Unabhängigkeit des freien Staats unter dem Vorwande zu unterdrücken, daß sie die preußische Prinzessin und ihren Gemahl in den ihnen entzogenen Rechten gewaltsam wieder einsetzen wollten, zeigten sich die verderblichsten Folgen der Zwietracht. Nicht blos die Generalstaaten vereinigten sich mit dem Prinzen, sondern nachdem Gelderland und Friesland sich schon längere Zeit hindurch oranisch gezeigt hatten, trennte sich auch Seeland von den jetzt demokratisirenden Holländern und Utrechtern, mit denen nur noch Gröningen und das kleine Overyssel verbunden blieben. Sobald man sich versichert hatte, daß die Franzosen keine Macht beisammen hätten, marschirten die Truppen des Prinzen, im Namen der alten Staaten von Utrecht von Amersfort aus gegen diese Stadt und belagerten sie, während die Preußen sich in drei Heerabtheilungen vertheilt ebenfalls in Marsch setzten. Die Staaten von Holland hatten nämlich mit einer Antwort auf die insolenten Forderungen, welche der preußische Minister an sie gethan hatte, bis zum 8. Sept.

---

effrayer la Prusse. Il étoit évident que ce système puéril ne pouvoit pas avoir un long succès. Le duc de Brunswick, qui s'étoit avancé peu à peu jusqu' aux frontières de la république envoya des officiers reconnaître les dispositions des François. Il a dit lui-même souvent depuis son expédition, que s'il y avoit eu quelques tentes il n'auroit pas continué sa marche, parceque le roi de Prusse ne vouloit pas pour l'intérêt de sa soeur s'engager dans une guerre avec la France, dont la maison d'Autriche n'auroit que trop profité. Mais en apprenant que les François n'avoient pas un seul corps de troupes sous les armes, il jugea que la célérité de son expédition en assureroit le succès.

gewartet, an diesem Tage antworteten sie auf die Drohungen zwar demüthig und höflich, wichen aber doch der Forderung aus und billigten das Betragen der Commissarien in Woerden, indem sie bedauerten und um Verzeihung baten, daß der des Kriegsdienstes ungewohnte Officier mit blankem Degen vor der Prinzessin herumspaziert sey.

Ehe diese Erwiederung der Staaten noch vom Gesandten nach Berlin geschickt war, erhielt er von dorther in derselben Nacht eine neue ganz brutale Erklärung, die er am 9. übergab. Die Antwort, welche die Staaten am 12. gaben, würde, auch wenn sie nicht ablehnend gewesen wäre, wie sie war, doch zu spät gekommen seyn, denn die Preußen waren schon im Anzuge. Fünftausend Mann unter dem General von Lottum gingen bei Arnheim über den Rhein und zogen gegen Utrecht; zwölftausend unter dem Herzoge von Braunschweig gingen bei Nimwegen über die Waal; fünftausend unter von Knobelsdorf zogen nach Zutphen. Den Fortschritten der Preußen stand bis nach Amsterdam hin nichts entgegen, wodurch sie auch nur hätten einige Zeit aufgehalten werden können, als der morastige Boden und die sumpfigen Wege; wir werden daher in einer allgemeinen Geschichte der einzelnen Umstände dieses preußischen Triumphs gar nicht erwähnen. Das Resultat war, daß der Erbstatthalter den Holländern, wie die Bourbons um 1814 den Franzosen, durch fremde Bajonnette wieder aufgedrungen ward. Ganz paßt jedoch diese Vergleichung nicht, denn die oranische Partei in den sieben Provinzen war der patriotischen an Zahl unstreitig gleich, und der demokratische Theil, oder der in den letzten Jahren erst zum Bewußtseyn gekommene Theil der Bürgerschaften vermochte noch wenig.

Obgleich Amsterdam einigen Widerstand that, so war doch die Unterwerfung der Provinzen unter die vorige Regierung innerhalb eines Monats beendigt. Die Sache war leichter, als 1814 in Frankreich, denn man durfte nur unter preußischem Schutz überall die Patrioten verdrängen und die Anhänger und Freunde des Hauses Oranien einsetzen, so war die Reaction

vollendet und die Gegenrevolution fest begründet. Diese Gegenrevolution bereitete indessen dennoch eine neue Revolution ganz anderer Art vor, weil ein großer Theil von denen, welche in Holland den Demokraten emporgeholfen hatten, nach Frankreich flüchteten. Dort errichteten sie, als die französische Revolution ausbrach, Ausschüsse, reisten hin und her, knüpften Correspondenz mit Gleichgesinnten in ihrem Vaterlande an, und bereiteten alles für eine Revolution anderer Art, als die vorige gewesen war, vor.

Da der Prinz den Oberbefehl der ganzen Armee der vereinigten Niederlande in der ganzen alten Ausdehnung desselben wieder erhielt, so bedurfte es keiner fremden Truppen, um die Ruhe zu erhalten, doch wurden dem Prinzen sechstausend Mann Preußen auf sechs Monate geliehen. Auch bedurfte es keiner Gewaltstreiche, denn die Häupter der Patrioten entfernten sich auf einige Zeit freiwillig, und da alle Obrigkeiten und Stadtmagistrate mit Männern der oranischen Parthei besetzt wurden, und der Erbstatthalter sein Recht des Einflusses auf die Wahl der souveränen Stadtmagistrate noch in weiterem Umfange als vorher geltend machen konnte, so herrschte die oranische Faction im ganzen Lande. Die preußischen Truppen betrugen sich musterhaft und mußten oft dem oranischen Pöbel Einhalt thun. Dieser plünderte und mordete und verfolgte sowohl die Urheber der demokratischen Bewegung, als die Patrioten. Die oranischen Gerichte und Obrigkeiten begünstigten heimlich den Pöbel; diese stille Reaction, nicht öffentliche Verfolgnng der Regierung, trieb jene bedeutenden Männer aus dem Lande, welche hernach die Ausschüsse zu St. Omer und Dünkirchen bildeten, deren Wirksamkeit erst seit dem Jahre 1792 der herrschenden Partei gefährlich ward.

Der ganze Vortheil dieser Katastrophe ward, wie gewöhnlich, den gut berechnenden Engländern zu Theil; den Schimpf hatte Frankreich; den Schaden die Republik der sieben Provinzen; den eiteln und augenblicklichen Ruhm eines Siegs, ohne einen Feind bekämpft zu haben, kaufte Preußen mit einem sehr

schweren Geldaufwand, zu einer Zeit, als der neue König die von seinem Vorgänger gesammelten Schätze auch auf jede andere Weise leichtsinnig verschwendete. Was zunächst England betrifft, so erreichte es blos durch politische Künste und durch die Rolle, welche Harris bei dieser ganzen Revolutionsgeschichte vermöge der Prinzessin spielte, ein Ziel, nach dem es das ganze Jahrhundert hindurch vergeblich gestrebt hatte. Es unterdrückte nämlich die französische Partei in den Niederlanden gänzlich und schloß eine innige und nothwendige Verbindung mit der Gegenpartei der Republikaner, die sich an Frankreich zu halten pflegten. Es ward im April 1788 ein Defensivtractat zwischen Holland, Preußen, England geschlossen, der für Preußen nicht den geringsten Vortheil hatte, wodurch aber Holland, dem in diesem Tractat seine Verfassung, das heißt die Regierung des Erbstatthalters, verbürgt ward, später in den Revolutionskrieg hineingezogen wurde.

In Frankreich benutzte die Partei, die schon damals dahin arbeitete, durch den Sturz des regierenden Zweigs der Bourbons, von dem durchaus keine Aenderung des veralteten Systems der Regierung zu erwarten war, eine neue Einrichtung des Reichs möglich zu machen, den Unwillen der Nation über die preußische Expedition auf dieselbe Weise, wie sie vorher die Unzufriedenheit über die Geldzahlung an den Kaiser bei der Vermittelung der Streitigkeiten über dessen Forderungen an Holland benutzt hatte. Die auf ihre militärischen Eigenschaften mit allem Recht stolzen, und bis zum Kindischen auf ihre Nationalehre eifersüchtigen Franzosen haben es weder dem damaligen Ministerium, noch ihrem schwachen Könige je verzeihen können, daß auf die bloßen Drohungen der Engländer nicht blos die Rüstungen gleich eingestellt, sondern auch die geflüchteten Holländer entwaffnet und von den Gränzen entfernt wurden.

Preußen ward durch die unzeitige Großmuth des Königs in sehr bedeutende, ganz unnöthige Kosten gestürzt, weil, wenn es wirklich nöthig war, das Aufhalten der Reise einer preußischen Prinzessin mit den Waffen zu rächen, und sie und ihren

Gemahl mit einer Armee zurückzuführen, es doch höchst ungerecht war, den armen Preußen zuzumuthen, aus ihrem Beutel zu bezahlen, was die reichen Holländer gesündigt hatten. Durch das Glück dieses schnellen Zugs gegen Spießbürger und schlecht geübte Soldaten erreichte außerdem in Preußen die militärische Bürgerverachtung der adligen Officiere, besonders der Garde, und das Selbstvertrauen und die Einbildung des Herzogs von Braunschweig von seinen eignen sehr großen Feldherrntalenten, in welcher sowohl Mauvillon als Mirabeau diesen Oberanführer der preußischen Armee bestärkt hatten, einen unglaublichen Grad, so daß selbst die Erfahrung in der Champagne weder die Officiere noch ihren Chef von ihrer Verblendung heilen konnte.

Um diese Zeit glich Friedrich Wilhelms Regierung dem Ende der Regierung Ludwigs XV., denn auch der König von Preußen hoffte, wie Ludwig, Gott wegen aller Sünden des Fleisches durch blinden Glauben und wilde Schwärmerei, besonders aber durch Eifern für die alte rechte Lehre und für den alten Kirchenglauben versöhnen zu können. Wöllner, der anfangs wenigstens äußerlich hatte an sich halten müssen, weil der König nicht sogleich als Reactionär hatte erscheinen wollen, durfte sich mit einer Schaar Steifgläubiger umgeben, ein sogenanntes Religionsedict erlassen, und gegen den Rationalismus wüthen. Er hatte dabei einen schwerern Kampf als die, welche in unsern Tagen in seine Spuren treten, weil er dabei nicht, wie diese, von zwei Partheien, von den Unverbesserlichen oder Köhlergläubigen, und von denen, die nach der Mode und dem Ton der Zeit bald gläubig, bald ungläubig sind, unterstützt ward. Wollte man übrigens Scandale oder Satyre statt Geschichte schreiben, so böte die preußische Geschichte der Zeit Friedrich Wilhelms II. dazu denselben reichen Stoff, als die Geschichte Ludwigs XV. Der durch den Zug nach Holland vermehrte Uebermuth und die Verachtung alles Bürgerlichen und der Moral war nämlich unter dem preußischen Adel damals eben so herrschend geworden, als unter dem französischen Hofadel. Der Hochmuth und das

thörichte Selbstvertrauen dieser sittenlosen Zeit, wo man jeden steif rechtlichen Mann einen unbrauchbaren Pedanten schalt, überlebte sogar den unglückseligen Zug in der Champagne, und ward bis auf die Zeit der Schlacht bei Jena fortgepflanzt. Wir alle freuten uns daher sehr, als das auf diese Schlacht folgende Elend eine völlige Wiedergeburt unter den Preußen bewirkt zu haben schien, und als endlich einmal das Prahlen und Pochen verschwand. Wir alle hofften damals, daß der despotische und servile Geist übermüthiger Beamten und Officiere gänzlich und auf immer verschwunden sey.

Wir wollen weder hier, noch im Folgenden uns auf Hofgeschichten einlassen, weil wir auch in den französischen Geschichten einen gleichen Grundsatz befolgt haben und befolgen werden; obgleich leider! darüber die Quellen am reichhaltigsten sind, und den, der nur Zeitvertreib im Lesen sucht, besser unterhalten, als ernste Geschichte thun würde. Mirabeaus Briefe enthalten schon einen guten Vorrath von Klatschereien, wahren und falschen; nach 1806 erschien aber bekanntlich eine ganze Bibliothek von Schriften über die preußische Hofgeschichte. Schon die allgemein bekannten Geschichten und das tägliche Leben eines schwachen von Sinnlichkeit und Fantasie, also auch durch Aberglauben und Mysticismus beherrschten Königs sind anstößig genug; die geheime Geschichte der Scandale jener Zeit würde viele Bände füllen. Dahin gehört z. B., daß anfangs die Königin, die längst die Rolle spielte, welche Ludwigs XV. Gemahlin an seinem Hofe hatte, geneigt gewesen war, für Geld ihre Einwilligung zu geben, daß das Fräulein von Voß dem Könige an der linken Hand angetraut werde, so daß der fromme König zu gleicher Zeit zwei Frauen, unzählige Beischläferinnen und eine erklärte Mätresse in der Frau Rietz würde gehabt haben. Die Rietz machte übrigens bei Friedrich Wilhelm, wie die Pompadour bei Ludwig XV., die Gelegenheitsmacherin.

Als das Fräulein von Voß 1789 gestorben war, begann nämlich die Tochter des Waldhornisten Enke, die der König mit seinem Kämmerer Rietz vermählt und deren Sohn er unmittel-

bar nach seinem Regierungsantritt zum Grafen von der Mark gemacht hatte, erst eigentlich ihre Rolle zu spielen. Sie trieb das Geschäft der Pompadour, welche bekanntlich für Ludwig XV. auf eine Weise sorgen mußte, die ihr allein bekannt war und bekannt seyn konnte. Sie ward die Hauptperson im Reiche, und wie es in diesem Reiche aussah, welche Rolle sie darin als Gräfin von Lichtenau spielte, hat sie uns selbst durch ihren Defensor sagen lassen. Das von ihr eingegebene, durchaus gemeine und unverschämte, mit gemeinen und niederträchtigen Actenstücken gespickte Buch, welches der Prorector Schummel in Breslau in unserm Jahrhundert herausgab [95]), ist nicht, wie Mirabeaus Briefe, geschrieben, um Alles ins Schwarze zu malen; sondern um so viel wie möglich Alles zu rechtfertigen. Wer einigen Tact hat, wird sich aus diesem Büchlein allein schon ein Gemälde der berliner Zustände entwerfen können, welche übrigens nicht mehr in die hier behandelte Periode gehören.

§. 3.

Belgische, holländische, französische innere Streitigkeiten.

c. Frankreich.

Wir haben uns bemüht, in der ersten Abtheilung dieses Bandes durch die Geschichtserzählung und durch ihre Anordnung und Einkleidung handgreiflich zu machen, daß es nicht die jährliche Lücke in der Staatseinnahme und die steigende Unmöglichkeit, die jährlichen Ausgaben zu bestreiten, an und für sich selbst waren, welche das Bedürfniß einer gänzlichen Veränderung der Staatsverfassung schon unter Ludwig XV. allgemein fühlbar machten. Wir haben gezeigt, daß es unmöglich war, die Mittel zu benutzen, welche die Zeit und die neue Wissenschaft der Staatshaushaltung angaben,

---

95) Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig und Gera, bei Wilhelm Heinsius. 1808. 298 u. 303 S. gr. 12.

um dem Uebel abzuhelfen, an welchem der Staat litt, wenn man nicht alles Bestehende ganz und durchaus änderte. Verändert hatte man in allen Ländern Europas nach und nach sehr Vieles, in Frankreich hatte man nicht einmal Hierarchie und Aristokratie in unwesentlichen Dingen beschränkt, wie doch Maria Theresia, im streng conservativen Oesterreich, zu thun gewagt hatte. Die Maschine blieb, wie sie unter Ludwig XIV. gewesen war, aber alle Räder waren rostig und die Feder verlor alle Elasticität. Weder der Wechsel der Finanzminister hatte geholfen, noch hätte die Sparsamkeit des Hofes, die Verminderung der Ausgaben und Vermeidung neuer Schulden, welche Necker als Universalmittel empfahl, auf die Dauer helfen können, wenn gleich für den Augenblick darum die Sparsamkeit nicht ganz überflüssig gewesen wäre, und die leichtsinnige Verschwendung der Prinzen nicht gerade nützlich wurde, wie Calonne zu behaupten sich unterstand. Die ganze Einrichtung der Verfassung, Verwaltung, Justiz hing so enge zusammen, daß man entweder Alles beim Alten lassen, oder Alles ändern mußte.

Schon seit Ludwigs XIV. Zeiten war die französische Staatskasse entweder wirklich im Bankerott, oder in der Lage eines großen Hauses, das bald einmal seine Zahlungen einstellt, bald sich auf jede Art, redlich oder unredlich, aus der augenblicklichen Verlegenheit hilft und sie wieder aufnimmt. Der Despotismus konnte nur für Augenblicke helfen, das geschah seit Ludwig XIV. und vermehrte die Verlegenheit. Nur dadurch konnte geholfen werden, daß der König den Theil der Nation, der bis dahin allein besteuert war, gegen den Theil, der, durch Vorrechte geschützt, keinen mit seiner Einnahme in irgend einem Verhältnisse stehenden Beitrag zu den Staatsausgaben zahlte, zu Hülfe rief. Es kam darauf an, im Namen und mit Hülfe des Volks auch die bisher Privilegirten zu gleichen Beiträgen mit den andern Staatsbürgern zu zwingen, und zugleich alle Hemmnisse und Beschränkungen der Betriebsamkeit und des Verkehrs wegzuräumen; um dies zu thun, hätte man aber Adel und Geistlichkeit gebrauchen müssen, die sich wohl hüteten, Lasten auf sich zu

laden. Wie nothwendig die durchgreifende Reform eines Zustandes sey, der auf keine Weise mehr mit den Anforderungen an einen Socialzustand, wie der der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war, vereinigt werden konnte, fühlte sogar Ludwig XV., als er dem System der Oekonomisten Aufmerksamkeit schenkte und nach dem Rathe seines Leibarztes mit dem Landbau spielte. Dies war es, was Türgot öffentlich aussprach, aber dieser wählte den unmöglichen Weg, als er sich einbildete, er könne friedlich und freundlich eine Veränderung hervorrufen, bei welcher Tausende verlieren, und die sich nur dadurch erreichen läßt, daß sich ein ganzes Volk erhebt. Türgot übersah, daß nur ein Volk im Aufstande das Recht verletzen kann und darf, um künftigen Generationen eine neue Existenz zu geben; er wollte durch Parlamente und Ministerialbeschlüsse bewirken, was durch eine Revolution erlangt werden mußte. Türgots Nachfolger konnten auch nicht einmal mehr für den Augenblick dem Bedürfniß der Staatskasse abhelfen, und Necker, als er Mittel schaffte, um noch einige Jahre länger die alte Maschine in Gang zu halten, fügte gewissermaßen ein neues Uebel zu dem alten; die Verlegenheit ward seitdem größer.

Es scheint uns, als wenn man auf Neckers Grundsätze, wie auf sehr viele andere ganz zufällige, zu jeder andern Zeit unbedeutende Dinge, ja sogar auf das sogenannte Deficit und auf den Aufwand der Prinzen, der, verglichen mit den gegenwärtigen geheimen Ausgaben der französischen Regierung, ganz unbedeutend erscheint, bei einer Weltbegebenheit, wie die Revolution, welche eine reife Geburt der seit der Regentschaft mit einer gänzlichen Umgestaltung schwangeren Zeit war, viel zu große Bedeutung gelegt hätte. Man kann ohne Bedenken zugeben, daß Neckers liberale Ansichten und sein Anleihesystem, wie Calonnes Leichtfertigkeit und Verschwendung an Hof, Prinzen, Günstlinge und Schranzen die Katastrophe etwas schneller herbeiführte, als sie sonst erfolgt wäre. Die Vergleichung des jetzigen Frankreichs, das schwerlich moralischer ist oder besser regiert wird, als Frankreich unter Neckers Ministerium regiert

ward, und die Summen, die es jährlich aufbringen muß und kann, mit dem, was unter Necker einen Staatsbankerott herbeizuführen drohte, beweist, daß die Katastrophe auf die eine oder die andere Weise erfolgen mußte.

Sogar der Blutsauger Frankreichs, dessen Herz hart war, wie ein Stein, der Finanzminister dü Terray, erklärte am Ende rund heraus, ohne daß es ihm einfiel, daß die Revolution irgend wo anders herkommen könne, als aus dem autokratischen Cabinet, daß ohne eine gänzliche Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge die Staatsausgaben nicht mehr bestritten werden könnten. Diese Veränderung wollte der edle Turgot durch freundliche Mittel und durch Rescripte bewirken, aber wenn er auch nicht am Widerstande der Parlamente gescheitert wäre, so würde er doch bald empfunden haben, daß da, wo Salzsäure erfordert wird, Rosenwasser nicht fruchtet. Necker und Calonne werden beide von ganz verschiedenen Classen von Menschen als Urheber der Revolution angeklagt, was völlig abgeschmackt ist. Mit mehrerem Rechte könnte man vielleicht sagen, beide seyen doctrinäre Charlatans gewesen, der Eine sey aus der bürgerlichen Schule reicher Bankiers, der Andere aus der höfischen und adligen Schule der alten Routine und des Phrasenmachens hervorgegangen. Wir müssen übrigens den in der ersten Abtheilung abgebrochenen Faden der innern Geschichte von Frankreich und des Vorspiels der Revolution hier bei Neckers erstem Ministerium wieder aufnehmen.

Man hatte Necker gesucht und trotz seiner der Königin, dem Könige sogar und dem Hofadel wenig zusagenden doctrinären, auf genfer und bürgerliche Weise etwas pedantischen Formen am Hofe und in den Geschäften geduldet, weil er die nöthigen Summen für den nordamerikanischen Krieg anzuschaffen wußte, ohne neue Steuern vorzuschlagen. Man ertrug es darum auch, daß er sich einbildete, daß die von ihm der Königin, den Prinzen und dem Hofe empfohlene Sparsamkeit, welche unstreitig unter den Umständen moralische Pflicht gewesen wäre, auch eine Maßregel politischer Weisheit und finanzieller

Aushülfe für einen so großen Staat seyn könne. In Genf oder Schweden oder Dänemark wäre das anders gewesen. Necker selbst sagt uns, man habe ihn, den Kaufmann, genommen, weil man Credit gebraucht habe und schlechterdings Anleihen habe machen müssen, deren vortheilhafteste Einrichtung und Erlangung der Geschäftsführer eines sehr großen Bankierhauses am besten verstehe. Er gesteht bei der Gelegenheit zugleich, daß er sich als Minister einer großen und glänzenden Militärmonarchie, die mit einer Hierarchie und einem mächtigen Adel des Mittelalters und mit allem Flitter und Plunder, der zur Repräsentation großer Höfe gehört, belastet gewesen sey, eingebildet habe, mit den Mitteln, die in einer großen Privathaushaltung oder in einem kleinen Freistaat ganz vortrefflich seyn mögen, eingewurzelten ungeheuern Uebeln abhelfen zu können. Das bezeichnet den ganzen Mann, besonders, wenn man die doctrinäre Sicherheit des Tons und Ausdrucks dazu nimmt, mit dem er das alles vorträgt [96]).

In der Vertheidigung seines zweiten Ministeriums berichtet uns Necker selbst, daß es unmöglich gewesen sey, dem Mentor des Königs, der an der Spitze der Geschäfte stand, zu einer ernsten

---

96) Er sagt (Sur l'administration de Mr. Necker par lui même. Paris 1791) pag. 8: Les moyens auxquels je mis ma principale confiance étoient l'ordre, l'économie et l'application de la morale à toutes les transactions. Dann rechtfertigt er sein Anleihesystem pag. 9 auf eine solche Weise, daß man sieht, daß er auch 1791 noch nicht begriff, daß er eine Sache unternommen hatte, deren Unmöglichkeit jedermann auf den ersten Blick erkennt. Er sagt pag. 9: Il étoit réservé à l'ésprit de nouveauté qui nous gouverne sur tous les points, de censurer l'usage du crédit pendant la dernière guerre, comme s'il y avait eu une possibilité de subvenir par des impôts à des besoins immenses. Je ne sais ce que la nation pourra payer en extraordinaire sous un gouvernement où elle réglera elle-même toutes les contributions et toutes les dépenses (das weiß und fühlt jetzt das von seinen Deputirten verkaufte französische Volk); mais autrefois on auroit éprouvé des résistences très-nuisibles à la confiance publique si dès les commencemens de la guerre on eût demandé un troisième vingtième et ce supplément n'eût valu que vingt à vingt cinq millions.

Ansicht der Dinge zu bringen. Maurepas war ein alter Höfling und Witzmacher, er konnte, wie die Weiber von großem Ton, von Allem reden und hatte von Allem reden hören, er glaubte, wie Weltleute pflegen, Alles besser zu wissen, Sinn für einen großen und reiflich geprüften Plan konnte man ihm nicht beibringen. Necker erzählt, daß alles, was der schwache, aber wohlmeinende König gebilligt hatte, auch noch erst der Kritik der Königin, die sich besser auf Flitterstaat, als auf Politik und Finanzen verstand, und der der Prinzen, der Polignacs und sogar der der Frau von Campan unterworfen wurde, welche letztere uns ihre Weisheit in ihren Denkwürdigkeiten mitgetheilt hat. Er schildert die Angst, die er jedesmal empfand, wenn er die lange dunkle Treppe zu dem kleinen Cabinet, welches Maurepas in Versailles über dem königlichen zum Arbeitszimmer hatte, hinaufstieg und mit einem neuen Einfall schwanger ging, den er dem alten Grafen begreiflich machen sollte, auf eine wahrhaft tragikomische Weise. Man lernt aus seinen eignen Worten, wie sehr der nach Genfs Manier gebildete Mann sich durch seine, übrigens ganz vortrefflich gemeinte moralisch-doctrinäre Predigt die Sache bei Leuten erschweren mußte, die, weil sie in Talleyrands Manier geistreich waren, auch dachten, wie dieser. Necker führte gleichwohl manche Verbesserungen ein, worunter wir besonders der Provinzialversammlungen, als eines ersten Schritts zu wesentlichen Aenderungen erwähnen [97]). Dies war um 1779; er stürzte aber, sobald er es wagte, den Schleier des Geheimnisses, der die Mysterien des Cabinets und der Finanzen deckte, auch nur ein wenig zu lüften. Necker wollte, um die Anleihen, die im Laufe des nord-

97) Was Neckers Verwaltung angeht, so wird man wohl thun, darüber den vierten Abschnitt des ersten Theils der Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. (Leipzig, Brockhaus 1827) nachzulesen, da wir sowohl das Administrationswesen und die Finanzen, als die eigentliche Kriegsgeschichte nur im Vorbeigehen behandeln dürfen, wenn wir unsern Zweck nicht verfehlen wollen.

amerikanischen Kriegs gemacht werden mußten, zu erleichtern, vielleicht auch gelegentlich und sich selbst unbewußt, um auf seine Verwaltung ein glänzendes Licht zu werfen, eine Bilanz oder eine Rechenschaft der Verwaltung der Finanzen öffentlich vorlegen. Dies geschah durch ein gedrucktes Buch (compte rendu) im Januar 1781 und verschaffte Necker einen sehr kurz dauernden Ruhm und eine gefährliche Popularität unter denjenigen Franzosen, welche wesentliche Veränderung aller Verhältnisse und Einrichtungen, nicht blos ein Ausflicken der alten morschen Staatsmaschine und temporäre Finanzmaßregeln wünschten. Zu einem solchen Geschäft war aber Necker nicht gemacht, man pries ihn daher in jener Zeit nur darum, weil er dreisteren Männern den Weg bahnte. Vom Hofe ward seine Schrift als gefährliche Neuerung angesehen, die Parlamente, alle zahlreichen Freunde des Alten und Veralteten, erbebten, obgleich Necker seinem neuen Anleihen dadurch allerdings einen günstigen Fortgang verschaffte. Welche Blößen übrigens Necker vermöge der Eitelkeit und der sich und die Familie und Freunde vergötternden Manier, die seiner Tochter, der Frau von Staël, besser gelungen ist, und sie weltberühmt gemacht hat, den Spöttern am Hofe, einem Calonne and andern Meistern des Witzes der Salons gab, lernt man gelegentlich aus seinem Buche über die Finanzen. Er kann sich nämlich nicht enthalten, in diesem Berichte über die Finanzen eines großen Reichs, der zwar an den König gerichtet ist, aber doch zum Druck bestimmt war, den König gelegentlich von seiner (Neckers) Frau und von ihren Verdiensten zu unterhalten.

Durch den Schritt, den Necker gethan hatte, ward seine Stellung sehr bedenklich, Maurepas war nicht weniger als die Minister dadurch gekränkt, daß Necker in seiner Ueberschätzung dessen, was er zu leisten im Stande sey, sich allein als Retter des Reichs darstellte und von den Staatsbürgern, welche Aenderungen wünschten, auch wirklich als solcher angesehen ward. Es war daher seinen Feinden sehr gelegen, daß er gerade in diesem Augenblick darauf bestand, wirkliches Mitglied des Mi=

nisteriums zu werden, damit er in den Sitzungen desselben persönlich dem Könige vortragen könne. Necker nämlich war anfangs als Finanzrath angestellt, er ward hernach Director des Schatzes und war endlich unter dem Titel eines Generaldirectors der Finanzen eigentlich Finanzminister, mußte aber, weil er nicht Generalcontroleur der Finanzen hieß, seine Berichte durch Maurepas im Ministerrathe vortragen und vertheidigen lassen, was freilich seine Unbequemlichkeit hatte; seine Forderung betraf daher nicht blos eine leere Ehre. Man nahm seinen Protestantismus, der, wenn man gewollt hätte, damals kein Hinderniß mehr gewesen seyn würde, blos zum Vorwand, ihm den Titel des Amts, das er wirklich bekleidete, zu verweigern, und ihn von der Theilnahme an den Berathschlagungen des geheimen Raths auszuschließen. Den Wink, den man ihm dadurch geben wollte, konnte er nicht verkennen; er verließ daher eine Stelle, von der er weder Besoldung noch irgend einen andern Vortheil genossen hatte. Kaum hatte er am 20. Mai 1781 erklärt, daß er sich zurückziehen wolle, als er auch noch an demselben Tage seine Entlassung erhielt.

So schwierig der Posten war, den Necker verließ, so fehlte es doch an Bewerbern nicht, und die zahlreichen Denkwürdigkeiten jener Periode, wie die aus ihnen geschriebenen Geschichten der letzten Jahre der alten Regierung von Frankreich sind voll Anekdoten und Klatschereien über die Cabalen der müßigen und leichtfertigen Leute, die am Hofe, wo über das Ministerium unterhandelt ward, wie über ein Ballet oder über eine Oper, Einfluß hatten oder haben wollten. Wir erfahren dort alles, was Maurepas, was die Königin, was der ganze Troß von Hofleuten und Prinzen wollten oder nicht wollten, uns scheint alles dieses in einem Augenblicke, wo endlich das Alte wirklich unhaltbar geworden war, wie sich schon unter Calonne zeigte, von keiner solchen Bedeutung, daß es der Mühe lohnte, sich dabei aufzuhalten; wir wollen nur auf zwei Dinge allein aufmerksam machen, die weit mehr am Tage liegen, als alle solche Anekdoten und Hofgeschichten.

Der eine Punct, auf den wir aufmerksam machen wollen und der zugleich die Vergötterung Neckers vom Volke, das hernach schon 1790 gar nichts mehr von ihm wissen wollte, angeht, ist, daß jetzt zum zweiten Mal dem Volke, das heißt allen Verständigen, die Sinn und Urtheil für die Angelegenheiten des Vaterlandes haben, weß Standes sie auch immer seyn mögen, kund gegeben und bewiesen ward, daß von dem schwachen Könige und seinem guten Willen keine entschiedene Maßregel zu hoffen sey. Der König hatte in Türgot einen Mann des Volks und einen Arzt, der auf eine Radicalcur drang, zum Rathgeber gewählt gehabt, er hatte diesen, so lange sich kein bedeutender Widerstand zeigte, unterstützt und gefördert, er war aber zurückgebebt, als die Parlamente sich widersetzt hatten. Dasselbe erfolgte, als jetzt der Hof und die Prinzen gegen Necker schrien, der schon darum allein dem Volke gefallen mußte, weil er gegen Verschwendung und gegen den Aufwand eiferte, den der Hof und die Prinzen, um des leeren und eiteln Glanzes willen, machten. Da in jener Zeit gerade der achtbarste, kräftigste und erleuchtetste Theil der Franzosen, den man nicht wie den Pöbel mit Bajonnetten und Flintenkugeln zum Schweigen bringen konnte, einsah, daß nur Widerstand, und zwar heftiger und kräftiger Widerstand, den König und den Hof zum Guten zwingen werde, weil beide mit Polizei, Staatsgefängnissen und Militär alles Gute hinderten, so gaben sie sich denen ganz hin, welche die entschiedensten Schritte thaten. Der zweite Punct, den wir hervorheben möchten, hängt mit dem ersten innig zusammen; er ist, daß Necker durch diese Entlassung in der Volksmeinung eine Stellung erhielt, die ihm nicht gebührte. Er galt fortan für einen großen Staatsmann, dazu gehören aber in unsern Zeiten und bei verdorbenen Sitten und künstlichen Verhältnissen ganz andere Eigenschaften, als die eines ehrlichen und verständigen Mannes und eines geschickten und erfahrnen Kaufmanns und Bankiers. Die Pariser Salons, das Gerede seiner Frau und seiner Tochter und ihrer sehr zahlreichen Freunde, der ganze damals herrschende Liberalismus der Zeit, seine Uneigennützigkeit und Sparsamkeit schufen ihm einen colos-

salen Ruhm. Dieser Ruhm ward durch den Contrast der schrankenlosen Vergeudung und der unredlichen Verwaltung eines Calonne sehr vermehrt, er konnte ihm aber, als es hernach auf Gewandtheit und politische Fähigkeit mehr ankam, als auf Rechtlichkeit, nicht entsprechen. Er mußte also das Schiff des Staats, welches er beim Drohen eines Orcans zu steuern übernommen hatte, mitten im Sturme seinem Schicksale überlassen. Necker war in dem Augenblick, als er abtreten mußte, besonders darum als Volksfreund beliebt, weil er sowohl Türgots, besonders den Güterbesitzern und kleinen väterlichen Dynasten günstiges, System, als die Hoftheorie des monarchischen Glanzes und der monarchischen Verschwendung, welche hernach Calonne in Schutz nahm, öffentlich bekämpft hatte. Er forderte außerdem Oeffentlichkeit in Staatsangelegenheiten, stiftete deshalb Provinzialversammlungen und wollte die Rechenschaft der Finanzverwaltung öffentlich bekannt machen. Necker hatte sich dem Volke vorzüglich durch viele unter seiner Verwaltung erlassene, dem alten fiskalischen Charakter der vom Finanzministerium gefaßten Beschlüsse ganz unähnliche Verordnungen beliebt gemacht. Seine Ermahnungen zur Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte und die Ersparnisse, deren er sich rühmte, über welche vielleicht Männer, welche Einsicht in große Verhältnisse hatten und das Wesen der Monarchien kannten, mit Recht lächelten, schienen dem Bürgersmann, der nach seinen häuslichen Verhältnissen urtheilt, das rechte und einzige Mittel, den Bankerott zu verhindern. Unter allen Hoffnungen, welche Necker während seines Ministeriums erweckt hatte, war aber besonders eine, wegen deren er mit Recht als Erlöser des leidenden Volks betrachtet werden konnte. Er wollte es nämlich wagen, dem Grundübel des alten Frankreichs abzuhelfen, er wollte von den Privilegirten einen Beitrag zu den Ausgaben des Staats fordern, dessen erste und reichste Bürger sie waren. Necker hatte deßhalb angekündigt, daß die neuen Einrichtungen, die er in Rücksicht der sogenannten Taille, welche vorher ganz allein die auch in andern Beziehungen mit Steuern übermäßig gedrückten Staatsbürger traf, ge-

macht habe, nur die Einleitung zu einer gleichen Vertheilung der Abgaben überhaupt seyn sollten.

Joly de Fleury, welcher nach Neckers Entlassung Finanzminister wurde, befand sich in der größten Verlegenheit, da er unmittelbar Geld anschaffen sollte und schon darum keinen Credit fand, weil dieser an Neckers Persönlichkeit geknüpft gewesen war. Necker stand mit allen Großhändlern und Bankiers in Verbindung, sein Nachfolger nicht; er versprach öffentlich Rechnung abzulegen, sein Nachfolger hüllte sich in das alte Dunkel. In dem Augenblick, als Joly de Fleury Controleur ward, forderte gerade der amerikanische Krieg den größten Aufwand. Von neuen Einrichtungen und neuer Vertheilung der Abgaben konnte, weil sogar Necker wegen seiner Neuerungen und Freiheitsideen verschrien ward, nicht die Rede seyn, Joly de Fleury mußte also Anleihen unter höchst ungünstigen Bedingungen suchen. Die Staatskasse ward auf diese Weise auf eben die Art aus einer Verlegenheit in eine größere gestürzt, wie oft das unermeßliche Vermögen reicher Herrschaften unbegreiflich schnell in die Hände der Wucherer fällt.

Der Controleur hatte keine Stände oder Deputirtenkammer neben sich, die er als Druckmaschine gebrauchen konnte, denn leider wissen die Franzosen jetzt nur zu gut, daß Volksdeputirte gar zu oft unter dem Schein, das Volk zu repräsentiren, nur ihr eignes Interesse vorstellen, und daß der, welcher ihre Wahl zu leiten versteht, durch mancherlei Mittel nach Belieben ohne Bedenken immer neue Steuern auflegen kann. Joly de Fleury mußte daher die alten drückender machen und den schon zu sehr Belasteten neue Lasten auflegen. Man darf nur, um die Verlegenheit des Controleurs richtig zu beurtheilen, die Acten genau studiren und man wird finden, daß er ganz allein fand, wenn er gegen den Hof und gegen das Volk kämpfen mußte. Er konnte in keinem öffentlichen Blatte Winke über die nöthigen Maßregeln geben und darauf vorbereiten, keinem Deputirten des Volks Berechnungen vorlegen und doch auch nicht, wie in Rußland, autokratisch gebieten; sondern mußte jedes Unrecht, wenn es verbrieft war, aufrecht halten.

Das gilt sogar von Vergennes, den man darüber anklagte daß er den Engländern in den Präliminarien des versailler Friedens (1783) zu viel eingeräumt habe, und daß er 1785 bei der Aussöhnung des Kaisers mit den Holländern durch den Vertrag von Fontainebleau ein Paar Millionen zahlte, statt einen Kriegsaufwand zu machen, dessen Größe nicht zu berechnen gewesen wäre. Der Friede in Versailles war aber der einzige rühmliche Friede, den Frankreich seit hundert Jahren mit England geschlossen hatte, und durch die Verwendung für Holland ward alles das erreicht, was man seit Wilhelms III. Zeiten vergeblich gesucht hatte. Was den versailler Frieden angeht, so beschuldigte man den Minister, daß er den Engländern unnöthigerweise Gondeloor und das Fort St. David zurückgegeben, daß er die Hälfte des französischen Gebiets auf der Küste Coromandel dadurch aufgeopfert, daß er Vilnour und Valdaour, das eine mit einem großen, das andere mit einem kleinen Gebiet verwechselt, und das erstere in den Händen der Engländer gelassen habe. Man warf ferner dem damaligen Ministerium vor, es habe sich gefallen lassen, daß auch unter ganz veränderten Umständen eine Bestimmung des Friedens von 1763 in den neuen Tractat aufgenommen worden sey, wodurch den Franzosen die schimpfliche Verpflichtung auferlegt ward, Chandernagore nicht weiter zu befestigen, sondern blos mit einem Abzugsgraben umgeben zu dürfen. Auch nannte man die unterlassene Erwähnung von Hyder Alis Nachfolger, Tippu Sultan (Tippoo Saib) schimpflich. Die Franzosen hatten nämlich bis dahin diesen indischen Fürsten, der Tapferkeit, große Talente in Kriegs- und Friedensgeschäften, und Feindschaft gegen die Engländer von seinem Vater geerbt hatte, in ihren Schutz genommen, durch die Nichterwähnung ward er seinen Feinden preisgegeben, die ihn um 1788 zum Theil und zehn Jahr hernach gänzlich vernichteten. Beiläufig wollen wir bemerken, daß die beiden Kriege, welche die Engländer vorher mit Hyder Ali geführt hatten, und die beiden, die sie 1788 und 1798 mit

Tippu Sultan führten, diejenigen waren, in welchen sie in Indien den hartnäckigsten Widerstand fanden.

In welcher Verlegenheit sich aber die französische Regierung gerade im Augenblicke der Unterhandlung über die Präliminarien befand, sieht man schon allein daraus, daß der Finanzminister abtreten mußte, weil er sich in Rücksicht des Aufwandes des letzten Kriegsjahrs nicht zu helfen wußte. Joly de Fleury mußte nämlich am Anfange des Jahrs 1783 seine Stelle verlassen, weil er nicht im Stande war, die Summen aufzubringen, welche nöthig waren, die im letzten Kriege auf den Schatz gezogenen, von bedeutenden Häusern als Zahlung angenommenen Wechsel zu zahlen. Als damals die Staatskasse ihrer Verbindlichkeit nicht entsprach, kamen die ersten französischen Bankiers und Großhändler in Gefahr. Die Wiederbesetzung der Stelle des Controleurs, die der König zu leicht nahm, war eine schwierige Sache. Wenn man nämlich bei andern Gelegenheiten dem Könige vorwarf, daß er sich von seiner Gemahlin und seinen Brüdern zu viel einreden ließ, oder Maurepas (der Ende 1781 gestorben war) zu unbedingt folgte, so machte er dieses Mal dadurch, daß er ganz allein seinem Kopfe folgte, aus Mangel an Geschäftserfahrung einen sehr groben Fehlgriff. Nach Maurepas Tode hatten mit allem Rechte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes, und der Justizminister (Garde-des-sceaux), Miroménil, einen Theil seines Mentorgeschäfts übernommen, sie schlugen auch jetzt dem Könige drei Männer zu der erledigten Stelle vor, er ernannte aber keinen von diesen, sondern einen jungen Mann von zwei und dreißig Jahren. Diesen Mann hatte er in einer Verwaltungsstelle kennen lernen, wo er ganz vortrefflich seyn konnte, ohne darum den Finanzgeschäften eines verschuldeten Reichs, dessen Ausgaben jedes Jahr die Einnahme um funfzig Millionen überstiegen, gewachsen zu seyn.

Dieser neue, vom Könige unmittelbar ernannte Controleur war Lefèvre d'Ormesson d'Amboile, der erst Parlamentsrath, dann gleich seinem Vater und Großvater Intendant der Finan-

zen gewesen war. Der König hatte seine persönliche Bekanntschaft gemacht, weil d'Ormesson die Verwaltung der königlichen Anstalt zu St. Cyr unter seinen Augen geleitet hatte. Er war ein rechtlicher Mann und, was wahrscheinlich den König am mehrsten für ihn gewann, wie er im Gegentheil Necker als einen Protestanten immer nur mit ängstlicher Scheu neben sich sah, in der strengen kirchlichen Form aufrichtiger Katholik. Er empfand übrigens selbst, trotz des Zutrauens, welches der König in ihn setzte, daß er dem schwierigsten Posten in den schwierigsten Zeiten nicht gewachsen sey. Er lehnte gleich Necker alle Vortheile seiner Stelle und auch sogar die Besoldung ab, und als man ihm hernach gleichwohl eine Summe aufdrang, überließ er sie der wohlthätigen Anstalt von St. Cyr, die er leitete und die auch dem guten Könige sehr am Herzen lag. Der Irrthum des Königs in der Wahl dieses Mannes ward sogleich klar; denn er entzweite sich mit Vergennes und vermehrte durch sein Schwanken, Zögern, Zagen, durch die Furchtsamkeit, die ihn unfähig machte, im entscheidenden Augenblick einen schnellen Entschluß zu fassen, die natürliche Unentschlossenheit des Königs.

Mit seinen Collegen gespannt, am luftigen Hofe als pedantisch rechtlicher und religiöser Mann ohne Halt, war d'Ormesson anfangs wenigstens im Publikum geachtet, zwei Fehlgriffe beraubten ihn aber auch dieser Stütze, und er mußte noch im November desselben Jahrs seine Stelle wieder aufgeben. Die Schritte, welche d'Ormesson thun mußte, beweisen am besten, wohin es damals gekommen war, weil sich ein Mann, wie d'Ormesson, zu den Maßregeln eines du Terray verstehen mußte. Der Controleur war ein rechtlicher, beliebter und sogar den Maßregeln der nachherigen Nationalversammlung durchaus nicht abgeneigter Mann, man wollte ihn um 1792 durchaus zum Maire von Paris machen, obgleich er klug genug war, diese Würde standhaft abzulehnen, und dennoch mußte er in der kurzen Zeit seiner Amtsführung zwei Mal Treue und Glauben verletzen. D'Ormesson mußte nämlich, um nur baar Geld zu erhalten, aus der Caisse d'Escompte, welche damals ungefähr

dasselbe war, was jetzt die Bank ist, sechs Millionen heimlich wegnehmen und in den königlichen Schatz bringen lassen. Der Raub konnte unmöglich verborgen bleiben, es ward daher das Zutrauen zu dieser Casse plötzlich so sehr erschüttert, daß sie ihre Zahlungen auf eine Zeitlang einstellen mußte. Die zweite Maßregel, welche er ergriff, war eben so schneidend, als die erwähnte erste. Er ließ nämlich ohne allen Grund den Pacht der Generalpächter cassiren und übernahm im Namen der Regierung die unmittelbare Verwaltung der öffentlichen Gefälle. Das mochte allerdings nöthig und nützlich seyn; aber in der Art, wie es geschah, war es gegen das gemeine Recht und schreckte in dem Augenblicke, als die Regierung der Leute, welche Millionen anschaffen konnten, am mehrsten bedurfte, jedermann ab, sich mit ihr in Geldsachen einzulassen.

Diese Lage der Finanzen erklärt recht gut, warum Vergennes um 1784 keinen Krieg für Holland anfangen wollte, und 1785 lieber Geld zahlte, als Krieg anfing. Man wirft dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Vergennes) außerdem den Handelstractat, den er im Jahre 1786 mit England schloß, als eine übertriebene Gefälligkeit gegen diesen Staat vor, wodurch er der französischen Industrie sehr geschadet habe. Dieser Sache erwähnen wir blos als Notiz, da sie nicht innerhalb des Kreises liegt, auf den wir uns beschränken müssen; fälschlich beschuldigt man aber oft ihn und sogar seinen Nachfolger im Amte, den Grafen von Montmorin, daß sie sich durch Drohungen der Engländer hätten abhalten lassen, den Holländern gegen Preußen beizustehen. Zu der Zeit, als dies hätte geschehen müssen, war Vergennes schon gestorben, und der damalige Premierminister war anderer Meinung, als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als der Kriegsminister und sogar als Calonne, der an der Spitze der Finanzen stand.

Das Schicksal Frankreichs brachte nach d'Ormesson an die Stelle, die er bekleidet hatte, einen genialen Verschwender, der bei der Verwaltung seines eignen bedeutenden, aber gänzlich verschuldeten Vermögens gelernt hatte, sich für den Augenblick

zu helfen, ohne daran zu denken, wie man im nächsten einer weit größeren Verlegenheit, worin man sich stürze, entgehen wolle. Carl Alexander von Calonne ward nach d'Ormesson Generalcontroleur der Finanzen und es fehlt uns auch über seine Ernennung nicht an Notizen und Anecdoten, die wir aber so wie manches andere der Kürze wegen übergehen können, weil alles dieses in andern Büchern nachgelesen werden kann und für den Hauptzweck dieses Werks unwesentlich ist. Wir verweisen deshalb in der Note auf zwei Bücher, worin man alles, was in Beziehung auf Calonne hier nur kurz oder gar nicht erwähnt ist, genau und mit Angabe der Quellen gesammelt findet [98]).

Calonne war der Sohn des ersten Präsidenten des Parlaments von Douai und war selbst zur parlamentarischen Laufbahn bestimmt. Als Parlamentsrath war er seit der Zeit, daß er sich in des Generalprocurators la Chalotais Sache hatte gebrauchen lassen, eben so beliebt bei Hofe, als er den Parlamenten verhaßt war, dies machte ihm hernach als Finanzminister

---

98) Im ersten Theile von Wachsmuths Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter im dritten Capitel, und im zweiten Theil der in der vorhergehenden Note angeführten Geschichte der Staatsveränderung u. s. w. Dort findet man im fünften Abschnitte alle einzelnen Angaben und Notizen, die man hier vermißt. Wir berühren daher auch nur Weniges von der leichtfertigen Verschwendung, deren man Calonne anklagt, weil das, was der Verf. gesammelt hatte, auch bei Wachsmuth Seite 61 und 62, besonders aber Note 21 bis 23 gefunden werden kann. Im fünften Abschnitt des zweiten Theils der Geschichte der Staatsveränderung u. s. w. findet man nicht blos vollständige Auskunft über das sogenannte rothe Buch, das heißt über alle von Ludwig XV. und XVI. direct aus der Staatskasse angeordneten Zahlungen, sondern auch überhaupt über Calonnes Schritte und Maßregeln. Die Halsbandgeschichte haben wir, so viel nur immer möglich war, abgekürzt, weil ihr Wachsmuth die ganze erste Beilage seines Buchs gewidmet und die Quellen angeführt hat. Wir würden ihrer nur mit einem Worte gedacht haben, wenn ihr nicht in der ersten Ausgabe dieser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution (der der 2te und stärkere Theil des Büchleins war gewidmet worden) ein größerer Raum angewiesen worden wäre und wir den dort gegebenen Abriß in dieser zweiten und dritten Ausgabe nur ausführen, berichtigen, fortsetzen wollten.

jede Unternehmung schwierig, wozu er der Parlamente bedurfte. Durch Gunst am Hofe, das heißt bei der Königin, den Prinzen, den Freunden und Freundinnen der Königin, gelangte er zur Stelle eines Finanzministers, und niemand war reicher an augenblicklichen Auskunftsmitteln, als er, dem es an Talenten nicht fehlte, dessen Rede mit leichtem und unaufhaltsamen Strome floß, und der der Sprache, wie der Feder mächtig war. Er war nicht blos zierlich, modisch, galant und machte den Aufwand eines großen Herrn, sondern er wäre auch vielleicht in unsern Tagen ein vortrefflicher Minister für Frankreich, jene Zeit aber war ernster, und es war nicht genug, von einem Jahre zum andern Auskunft zu finden. Calonne selbst fühlte und sprach in seinen Briefen aus, daß alle Einrichtungen der alten Zeit morsch wären.

Wenn man den Briefen, die man um 1789 unter seinem Namen drucken ließ, mehr trauen könnte, als wir zu thun wagen, obgleich er nie dagegen protestirt, oder ihre Aechtheit geleugnet hat, würden wir blos aus diesen Briefen eine vollständige Charakteristik des Mannes, der Art seiner Talente und seiner unverantwortlichen Leichtfertigkeit in Behandlung der Geschäfte geben können. Wir wollen indessen nur aus zwei Briefen, einem kürzern Billet, das er zur Zeit, als er die Notablen versammelte, aus Paris an den Hof nach Versailles schrieb, und aus einem längern Briefe, den er zur Zeit der Berufung der états généraux aus London an seinen Bruder richtete, eine einzige Stelle ausheben. Es kommt für unsern Zweck auf Authenticität nicht an, die Stellen sollen blos dienen, anschaulich zu machen, wie die Dinge standen und wie Calonne und seines Gleichen am Hofe sie betrachteten und behandelten. Dies ist vortrefflich in den Stellen, die wir anführen, ausgesprochen, ob von Calonne oder von einem andern, darauf kommt es hier nicht an [99]). Calonne war übrigens unstreitig ein Mann, der

---

99) Man zeigte dem Verfasser, als er 1821 in Paris war, eine Sammlung von Briefen angesehener Personen, welche 1789 in Paris und, wie man

zum Minister und Diplomaten geboren war, und in unsern Tagen im französischen Cabinet und in der Deputirtenkammer die Bewunderung von ganz Europa erlangen würde; damals war

ihm sagte, auch in London gedruckt waren, ohne daß Calonne, der damals in England war, und von dem sich auch ein Paar Briefe in dieser Sammlung fanden, dagegen reclamirt hätte. Man sagte uns sogar, er habe sich 1794 selbst dazu bekannt. Der Verf. excerpirte einiges, wagte aber doch hernach nicht recht, diese gedruckten Briefe als urkundliche Stücke zu gebrauchen. Zu dem im Texte bestimmten Zwecke glaubt er jedoch hier zwei kurze Stellen aus zwei dort gedruckten Briefen ausheben zu können, da sie, ächt oder unächt, doch den Mann und die Zeit charakterisiren. Er schreibt dort über die von ihm berufene Versammlung der Notablen an die Frau Jules de Polignac: **Je sens parfaitement tout le ridicule de cette assemblée à laquelle j'ai donné lieu; mais les esprits fermentaient et il falloit une égide respectable pour parer à tous les traits. Ils ne feront rien sans nous et nous ferons tout sans eux. Ce sont de grands ressorts dont nous nous servirons pour faire jouer la grande machine. Que sa Majesté ne tremble point à l'aspect de cet épouvantail formidable; il faudra moins de tems pour le détruire, qu'il n'en a fallu pour l'établir. Il faut fasciner les yeux du Français, et quand on sait bien lui offrir l'illusion il croit tenir la vérité et il est content.** Aus einem langen, von uns abgeschriebenen Briefe an seinen Bruder, den Abbé de Calonne, wollen wir ebenfalls nur eine kurze Stelle abschreiben. Er gehört in die Zeit von Neckers Versammlung der Notablen. — — — **Il n'y a,** schreibt er, nachdem er bewiesen hat, daß Necker scheitern müsse, wie er gescheitert sey, **absolument qu'une banqueroute qui puisse mettre l'état au niveau de ses affaires, et il ne s'agit pas de discuter, si ce parti est noble ou légitime, il suffit d'être persuadé qu'il est de nécessité. Je regarde la France comme un corps gangrené dans presque toutes ses parties; on craint d'opérer parcequ'il y a trop d'amputations à faire, le mal augmente et le corps périt lorsqu' on agite la guérison. Sois sûr, mon ami, que ce sera le résultat des états généraux. La puissance royale d'abord y perdra, les ministres y seront soupçonnés et point écoutés, et Messieurs les députés des différentes provinces commenceront par frémir à l'aspect du gouffre qui va s'ouvrir à leurs yeux. Ils disputeront, analyseront, projeteront et ils finiront par désespérer du salut de la France. Ainsi l'état, sans éprouver un heureux changement, n'aura été que bouleversé etc. etc.** Als Probe der Weisheit Calonnes, oder doch der Leute, wie er, mag dies aus dem langen Briefe genug seyn. Auf dieselbe Weise behauptete immer er und Mallet du Pan und der von Pitt zum Ritter gemachte d'Ivernois, zwei genfer Doctrinärs, Bonaparte werde aus Mangel an Geld

aber die Zeit, die Umstände und der herrschende Geist den Künsten, die er trieb, und den Naturgaben, die er hatte, ungünstig. Dies ausführlich zu beweisen, würde uns zu weit führen, wir wollen nur einen Fingerzeig über die Art geben, wie es sich beweisen ließe.

Calonne nämlich vereinigte in den Projecten, mit denen er scheiterte, auf eine sehr geschickte Weise das, was andere ausgedacht hatten, er hatte die Unverschämtheit, die Ideen eines Machault, Türgot, Necker mit der ihm eignen Gewandtheit vortrefflich einzukleiden und ohne alle Rücksicht darauf, daß das Reformiren weder seiner Stellung, noch seinen Sitten, noch seinen Manieren und Bekanntschaften angepaßt sey, als Reformator aufzutreten, wenn es die Umstände forderten. Er unterhandelte ferner zur Zeit der ersten und zweiten Nationalversammlung auf eine merkwürdige und durch Intriguen und Cabalen, die schon allein einen Diplomaten verewigen könnten, ausgezeichnete Weise mit den Cabinetten von Wien, Berlin, Petersburg und London, und ward in jener Zeit von allen Publicisten und Staatsmännern wegen der Producte bewundert, die aus seiner Feder hervorgingen. Wenn man liest, was er damals schrieb, wird man, so sehr man ihn verachten mag, Talent und Styl, klares Erörtern der schwierigsten Materien und lebendige Darstellung trockner Finanzsachen bewundern müssen. Uns allen, die wir damals das Wesen und das eigentliche Bedürfniß der bürgerlichen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts nicht kannten, schien unübertrefflich, was er um 1789 in den zwei öffentlich bekannt gemachten Briefen an den König diesem als das Mittel angab, die Monarchie zu erhalten. Wir alle hielten seine sehr gut geschriebenen und scharfsinnig entworfenen Abhandlungen, die er, als sich der Convent trennte und dem Direc-

---

scheitern, und das behauptete Calonne sogar gegen Pitt, und die andern beiden wiederholten es jedes Jahr regelmäßig, wenn Bonaparte sein Budget mittheilte.

torium Platz machte, in der ersten Zeit des Directoriums bekannt machte, für unwiderleglich.

Gerade diese leichten Gaben, sophistischen Talente, lose Fertigkeiten, gemüthlose Gesinnungen, die jetzt vor allen andern geschätzt werden, und die hohe Gunst, deren Calonne unter den Prinzen, am leichtsinnigen und verschwenderischen, wenn auch übrigens ziemlich moralischen Hofe genoß, machten ihn damals dem Volke verhaßt. Die alten Juristen und Jansenisten des Parlaments und der parlamentarischen Familien (noblesse de robe) vergaßen es ihm immer noch nicht, daß er sich für den Herzog von Aiguillon gegen den Generalprocurator la Chalotais hatte gebrauchen lassen, und daß er die Stelle eines Generalprocurators bei der in dessen Sache bestellten constitutionswidrigen Gerichtscommission angenommen hatte. Auch bei Gelegenheit des Prozesses der la Chalotais zeigte sich schon Calonne zugleich als einen Mann, den die Regierung zu Allem gebrauchen könne, und als einen Mann, der sich aus jeder Verlegenheit eben so gut, als aus jeder Gewissensbedenklichkeit zu helfen wisse. Er war zwar anfangs mit großem Eifer vorwärts geschritten, hatte sogar dem Siegelbewahrer einen Privatbrief des Herrn de la Chalotais mitgetheilt, der auf keine Weise zu den Acten gehörte, sobald er aber erkannte, daß sich die Luft geändert habe, wußte er sehr geschickt umzulenken, denn er sah, daß man nicht ferner rathsam fände, die Sache so eifrig als anfänglich zu betreiben.

Die Ernennung eines Mannes aus der Zeit Ludwigs XV., welcher zur Schule des Herzogs von Aiguillon und seiner Roués gehörte, zu dem Posten, den Türgot und Necker bekleidet hatten, schadete dem Könige bei allen seinen folgenden guten und wohlwollenden Maßregeln, besonders dadurch, daß offenbar ward, daß man unter einem stets von einem Extrem zum andern übergehenden Regenten, durchaus auf nichts sicher rechnen könne, weil er ein Spielball seiner Brüder, Gemahlin, Umgebungen sey. Er war seit seiner Thronbesteigung und seit Türgots Ministerium immer vom Alten zum Neuen und umgekehrt

hin und her geschwankt, er huldigte bald einmal der Zeit, bald widerstrebte er ihr geradezu. Neckers Ministerium, und Calonnes Ernennung zeigte einen Widerspruch, der nur durch Mangel an Urtheil und Character zu erklären war. Dies Schwanken dauerte fort bis 1792 und gab denen, die damals allein consequent waren, den Sieg.

Der Frau Jules Polignac oder der Königin, oder auch den Prinzen, die Calonne sollen empfohlen haben, wäre nur etwa vorzuwerfen, daß sie durch ihn die alte Zeit, ihre Maßregeln und Manieren wieder auf den Thron gesetzt hätten; aber das war eben ihre Zeit und ihre Regierungsform, der König dagegen, der eine Reform wirklich wollte, hätte widerstehen müssen. Er war aber ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Die, welche Calonne empfahlen, konnten sich mit Recht darauf berufen, daß er nicht blos Jurist, Redner, geschickter und geübter publicistischer Schriftsteller, sondern auch ein in Verwaltungssachen geübter Geschäftsmann sey. Er war Intendant der Generalität von Lille gewesen, wie Türgot von der von Limoges, war in den höhern Aemtern gebraucht worden, welche juristische Kenntnisse forderten, und war im königlichen Staatsrathe thätig gewesen. Er war außerdem der beste unter den beiden Candidaten des alten Systems, welche dem schwachen König von den Unverbesserlichen des Hofs empfohlen wurden. Dies waren die Leute, welche man hernach in der Revolution ausschließend Hof (la cour) nannte, und als Feinde der Nation und des Königs bezeichnete, weil sie den letztern, wenn er einen Schritt vorwärts gethan hatte, immer drei zurück thun, und jeden Eid als gezwungen (cum reservatione mentali) geleistet betrachten ließen. Es war nämlich neben Calonne nur noch der Volksfeind Foulon in der Wahl, dessen steinhartes Herz sprüchwörtlich war, und den der Pöbel um 1789 wegen eines hochmüthig aristokratischen Worts, das er entweder gesagt hatte, oder welches doch seinen Charakter und Gesinnung ausdrückte, am Laternenpfahl aufknüpfte.

Wir müssen den Lesern überlassen, die Geschichte der einzelnen Schritte des neuen Controleurs in den oben (Note 98) angeführten deutschen Werken aufzusuchen; für unsern Zweck reicht es hin, der Resultate der neuen Verwaltung kurz zu gedenken. Calonne hob zunächst für den Augenblick den Credit der königlichen Staatskasse dadurch, daß er alle Forderungen an dieselbe pünktlich am Verfalltage auszahlte; aber er machte dies nur dadurch möglich, daß er unter den lästigsten Bedingungen Anleihen machte, um die Zinsen der frühern zu zahlen, also nothwendig am Ende dahin gelangen mußte, wohin er schon 1787 gelangte. Er hatte in den vier Jahren sechshundert Millionen entweder durch Anleihen oder durch früheres Einfordern des erst später Fälligen aufgebracht, hatte außerdem durch allerlei geheime und unerlaubte Kunstgriffe die Einnahme um hundert Millionen vermehrt, und dennoch war mit jedem Jahre die Verlegenheit gestiegen, und die Einnahme war immer weiter hinter der Ausgabe zurückgeblieben. Dies brachte endlich den Finanzminister zu den Schritten, welche dienen sollten, neuen Erpressungen den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben.

Die Verwendung der geliehenen Summen und die Immoralität und Gewissenlosigkeit des Finanzministers, die es hernach rathsam für ihn machten, einem ihm drohenden Staatsprozeß durch die Flucht zu entgehen, empörte selbst die, denen er das Geld mit freigebiger Hand zuwarf, als sie sich gierig um ihn drängten. Wir glauben nicht, daß es wahr ist, daß der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) gesagt hat, was man ihm Schuld gibt, gesagt zu haben, obgleich es seinem Charakter ganz angemessen ist, daß er, als alle die Hand gegen Calonne ausgestreckt, damit sie von ihm gefüllt werde, den Hut hingehalten habe. Der Graf von Artois (Carl X.) war von Jugend auf Schuldenmacher, man hatte im Jahre 1781 anderthalb Millionen Livres Schulden für ihn bezahlt; im Jahre 1782 gar vier Millionen, Calonne gab 1783 noch zwei Millionen her, und doch rechnete man, daß die beiden Prinzen zusammen

noch 14 Millionen Schulden hätten. Calonne predigte die Theorie, die man jetzt in Frankreich wieder neu aufputzt, daß eine Monarchie Glanz, Luxus und Verschwendung fordert, und daß glänzende Thorheit beim gegenwärtigen Zustande der Civilisation den Künsten und der Betriebsamkeit vortheilhaft, ja nothwendig ist. Er machte sich daher auch durch Begünstigung königlicher Bauten und durch Feste der Königin gefällig, wie den Prinzen.

Er schaffte Geld, damit der König zu den vielen königlichen Lustschlössern noch Rambouillet kaufen könne, und zahlte aus der Staatskasse die nöthigen Summen, für die Befriedigung einer Grille der Königin, welche St. Cloud besitzen und verschönern wollte. Er verschaffte ihr zugleich die Gelegenheit, ohne daß es auffiel, ihre Günstlinge zu bereichern. Er verwendete nämlich unter dem scheinbaren Vorwande, daß dies finanziell vortheilhaft sey, eine Summe von zwanzig Millionen zum Ankauf von Domainen, man bewies aber hernach, daß diese Güter unter dem Schein von Kauf und Tausch an die begünstigten Familien übergegangen und die im Tausch oder Kauf festgesetzten Summen nie bezahlt seyen. Dies Alles ward in jener Zeit der Königin zugeschrieben, und ihre Unvorsichtigkeit bei der Wahl ihrer Gesellschaft und der ihrer Freunde und Freundinnen ward vom Neid und von der Eifersucht zum Verbrechen gemacht. Man hatte einmal am Hofe die Einbildung vom ausschließenden Recht gewisser Familien auf gewisse Ehrenplätze am Hofe und auf Theilnahme an der königlichen Gesellschaft, die Königin ward daher erst ein Opfer des hohen Hofadels, hernach des demokratischen Pöbels, so rein auch ihr Wandel war.

Derselbe Theil des höchsten Adels, der gegen die Königin der Etikette wegen erbittert war, glaubte sich hernach im Jahre 1785 durch die Kränkung eines Mitglieds der dem königlichen Hause nahe stehenden Familie Rohan tödtlich beleidigt. Bei dieser Gelegenheit benutzte auch das damals dem Hofe sehr feindselig gesinnte Parlament den gegen den Cardinal Rohan eingeleiteten Prozeß, um die Königin in den Augen von ganz Europa verdächtig erscheinen zu lassen. Die Familie, welche sich belei-

digt glaubte, war um so gefährlicher, je unverschämter ihre ersten Glieder der öffentlichen Meinung, den Gesetzen der Ehre und allen rechtlichen Grundsätzen Hohn zu sprechen wagten. Ein Prinz dieser Familie (von Guémenée) machte einen schändlichen Bankerott, der zahlreiche Familien ins Elend stürzte; der Prinz von Rohan, Cardinal und Bischof von Strasburg und als solcher deutscher Reichsfürst, trat mit Gaunern und Buhldirnen und Abenteurerinnen in Verbindung, um den Zorn der Königin zu besänftigen und ihre Gunst zu gewinnen. Um diese Gunst hatte sich Rohan lange vergeblich beworben und weil er kein Mittel zu seinem Zwecke verschmähte, gerieth er auf eine so ganz unbegreifliche Weise in die Netze einer Gaunerin, daß man sich im Publikum nie überzeugen konnte, daß die Königin nicht irgend eine Veranlassung zu den Verwicklungen der sogenannten Halsbandsgeschichte sollte gegeben haben. Wir glauben, daß sie ganz unschuldig war; obgleich es heißt, daß selbst ihr Neffe, der Kaiser Franz, der übrigens durch Scharfsinn nicht gerade ausgezeichnet war, sie einiger Unvorsichtigkeit schuldig gehalten habe. Der Zusammenhang dieser für das Schicksal der unglücklichen Königin wichtigen Halsbandsgeschichte ist folgender:

Man hatte den leichtfertigen, verschwenderischen, verschuldeten Rohan im Januar 1772 nach Wien geschickt, wo er sich durch einen ganz unerhörten Aufwand und durch die gleich bei seinem ersten Aufzug in der Stadt gezeigte unverständige Pracht völlig zu Grunde richtete. Ein Prinz, welcher wenigstens dem Scheine nach Geistlicher hätte seyn sollen, und dabei ein Leben führte, wie Rohan, konnte der Kaiserin Maria Theresia, einer in jeder Rücksicht würdigen deutschen Hausfrau, unmöglich angenehm seyn, und sie ließ ihn das empfinden; dafür rächte er sich. Er konnte nämlich, wie das bekanntlich immer der Fall ist, in eben dem Grade, als er mit den Verdorbensten vertraut und gränzenloser Verschwender war, die diplomatischen Geheimnisse leichter erfahren, als ein anderer, und erfuhr sie auch bei der Gelegenheit der damaligen ersten Theilung von Polen. Maria täuschte die Franzosen durch die Versicherung ihrer Ab-

neigung vor der Theilung, sie vergoß sogar Thränen darüber, daß sie wider Willen daran Theil nehmen müsse; diese Versicherungen machte Rohan in einem Gesandtschaftsbriefe mit der Schärfe des beißenden Spotts lächerlich, der Leuten, wie er war, eigen und die Würze ihrer Geselligkeit ist. Er schrieb einen geistreich sarkastischen Brief über die zur Natur gewordene Verstellungskunst der Kaiserin und über die Fähigkeit derselben, zu lachen und zu weinen, wie sie wolle, ohne daß es ihr mit dem Einen oder dem Andern Ernst sey. Der Herzog von Aiguillon, an den, als an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Brief gerichtet war, brachte ihn, wie er pflegte, der dü Barry, die nach ihrer Art Scandal daraus machte. Das erfuhr die nachherige Königin, sie glaubte, Rohan habe den spottenden Brief über ihre Mutter unmittelbar an die dü Barry gerichtet gehabt, und verzieh ihm nie, daß er ihre Mutter zum Gegenstand des Hohns und Spotts einer Dirne gemacht habe.

Man sollte denken, Rohan hätte der Gunst der Königin entbehren können, denn er hatte unermeßliche Einkünfte und war der erste Würdenträger des Reichs. Er war Cardinal, war Bischof von Straßburg und als solcher deutscher Reichsfürst mit einer Residenz in Ettenheim, war Großalmosenier von Frankreich, Provisor der Sorbonne und Oberverweser der Blindenanstalt (Proviseur de Sorbonne et administrateur des quinze vingts). Alles dieses war ihm ohne Gunst bei Hofe von wenig Werth. So waren damals die Zeiten und so scheinen sie wieder werden zu wollen! Die Putzsucht der Königin und ihr kindischer Leichtsinn, wenn es auf Flitter, Zerstreuungen und Glanz ankam, schien endlich dem Cardinal Gelegenheit zu bieten, sich ihrer Gunst zu versichern. Er fand es glaublich und ihrem Character gemäß, daß es ihr leid sey, den Kauf eines ihr von den Hofjuwelieren Böhmer und Bassange angebotenen Schmucks von Brillanten, der einzig in seiner Art war aber 1,600,000 Livres kosten sollte, wegen des damaligen Zustands der Staatskasse ablehnen zu müssen. Verschmitzte Gauner

und Abenteurer machten hernach den Cardinal zum Werkzeug, um den Juwelier zu betrügen.

Eine Hauptrolle bei dieser durch Phantasmagorie unterstützten Gaunerei zur Mystification des Cardinals spielte ein in ganz Europa berühmter Sicilianer, der sich der Freimaurer und der damals auch vom Könige von Preussen begünstigten Schwärmerei und Geheimnißkrämerei vorgeblicher Orden meisterhaft zu bedienen verstand. Dieser Mann war Joseph Balsamo, der um 1743 in Palermo geboren im vorletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Namen des Grafen Alexander Cagliostro in Deutschland und Frankreich ganz unglaubliches Aufsehen erregte, bis er endlich in Rom entlarvt ward.

Wir haben über sein Leben bis auf den Augenblick, als er in die Klauen der Inquisition gerieth, den Bericht der Leute, die ihn in Rom peinigten, deren Urtheil also wenigen Werth haben kann und darf; die Thatsachen, welche sie anführen, sind indessen doch bewiesen und unläugbar. [99 a]) Die

99 a) Der Bericht, den die Inquisition über das Resultat der Verhöre und Geständnisse Cagliostros in italienischer Sprache bekannt gemacht hat, ist zu Zürich bei Orell, Geßner, Füßli und Comp. deutsch übersetzt im Jahre 1791 erschienen unter dem Titel: Leben und Thaten des Joseph Balsamo, sogenannten Grafen Cagliostro. Nebst einigen Nachrichten über die Beschaffenheit und den Zustand der Freimaurersecten. Aus den Acten des 1790 in Rom wider ihn geführten Prozesses gehoben und aus dem in der päpstlichen Kammerdruckerei erschienenen italienischen Originale übersetzt. Der Uebersetzer hat in der Vorrede die römische Manier zu untersuchen, zu richten und zu beurtheilen in wenigen Worten so vortrefflich charakterisirt, daß wir sie als charakteristisch für die officiellen protestantischen Frömmler und für die katholischen Eiferer für Rom, deren Zahl jetzt Legion ist, abschreiben wollen. Der Verfasser, sagt er, oder vielmehr die heilige Inquisition in Rom schadete sich in den Augen verständiger Menschen offenbar dadurch, daß sie einen Betrüger, wie Cagliostro war, so kritisch und so strenge in Rücksicht seines Irrglaubens behandelte und nebenbei auf sogenannte Ketzer so hämische Seitenblicke warf. Denn Cagliostro wäre, wenn er auch stets die Gebote der römischen Kirche äußerlich beobachtet hätte, nichtsdestoweniger ein grober Betrüger gewesen, da er nun jetzt nach der Art, wie ihn die heilige Inquisition behandelt, zum Theil ein Märtyrer der Bigotterie scheinen und folglich bei weitem nicht so sehr verabscheut werden möchte, als er es von Rechtswegen und aus Rücksichten verdiente, die von einer Philosophie, welche den Römern so verhaßt ist, hergenommen sind.

Natur hatte ihn offenbar zum Gauner und Wunderdoctor bestimmt, denn er kam im dreizehnten Jahr zu einem Apotheker und lernte etwas Chemie und Pharmazie und trieb sich schon ein Paar Jahre hernach in Palermo und Messina als Betrüger herum. Aus Messina mußte er flüchtig werden, kam dann nach Rhodus und Alexandria und endlich nach Malta, stets als Gauner. Von Malta ging er nach Neapel und nach Rom, fand aber auch dort, wo er sich als preussischer Officier herumtrieb, eben so wenig eine bleibende Stätte, als in Madrid und Lissabon, wohin er sich von Rom aus begeben hatte. Später trieb er sich in Paris herum und hielt sich im Jahr 1771—1772 einige Zeit hindurch in London auf. Weder im Haag noch in Venedig, wohin er auf kurze Zeit kam, konnte er die nöthige Celebrität erlangen; dies glückte ihm erst in Curland. Dort verrichtete er Wunderkuren, galt als Hohepriester altägyptischer Geheimnisse, als Goldmacher und ward der göttliche Cagliostro genannt.

Seit dem Aufenthalt in Mietau, von wo er auf kurze Zeit nach Petersburg ging, spielte Cagliostro die Rolle eines großen Herrn und eines Wunderthäters, und wußte, während Jedermann glaubte, daß er Gold machen könne, durch Gaukelei und Gaunerei einen unbeschränkten Aufwand zu decken. Sein Zug von Curland durch Sachsen nach Frankfurt am Main glich dem Triumphzuge eines siegenden Kaisers oder der Reise eines lange erwarteten Messias. Er that überall Wunder, er heilte die Kranken, rief die Gestorbenen ans Licht, um den sie Befragenden Rede zu stehen, und Alle, welche durch seine Wunder nicht gerührt wurden, setzte sein Aufzug und sein Aufwand in Erstaunen.

Er reisete mit dem zahlreichsten Gefolge stets mit Post. Er hatte Couriers, Laufer, Kammerdiener und eine zahlreiche Dienerschaft, alle prächtig gekleidet. Eine einzige Bedientenlivrée, die er in Paris machen ließ, kostete ein Paar hundert Gulden. Seine mit der größten Pracht meublirten Wohnzimmer, seine köstliche stets für Viele gedeckte Tafel, sein und seiner Frau Auf-

zug, besonders aber seine Großmuth und Freigebigkeit setzten alle Welt in Erstaunen.

Er heilte die Armen, die zu Hunderten herbeiströmten ganz umsonst und beschenkte sie noch dazu reichlich, auch schlug er oft die Geschenke seiner Verehrer, Clienten und Eingeweihten für sich selbst, aus. Seine Frau dagegen mußte, wenn er Melancholie affectirte oder düster schien, der vornehmen Clientel einen Wink geben, von ausgebliebenen Wechseln, von einem Diebstahle oder einem andern widrigen Umstande, so daß sie an ihn brachte, was seine scheinbare Delicatesse verschmähte.

In Frankfurt spielte Cagliostro eine eben so glänzende Rolle, als in allen Städten, durch welche ihn sein Weg führte, und Personen, welche den Lärm, den der Zug des Gauners machte, in Frankfurt mit angesehen hatten, haben dem Verfasser dieser Geschichte unglaubliche Dinge von dem Taumel und der Täuschung erzählt, welche über ihre sonst so besonnenen Mitbürger gekommen war. Aerger war es noch in Straßburg, wo Cagliostro zuerst die Bekanntschaft des Cardinals Rohan machte, die er hernach in Paris erneute. Der Jubel und Enthusiasmus, mit dem man ihn in Straßburg aufnahm, wo damals Magnetismus und Somnambulismus an der Tagesordnung waren und wo der Hauptsitz des geheimen Ordenswesens und der Maurer war, glich einem augenblicklichen Wahnsinn. Das Gedränge in der Straße, wo er wohnte, war eben so groß, als in Frankfurt und die angesehensten Personen strömten aus der Nähe und aus der Ferne herbei. In Straßburg beschäftigte ihn besonders das Ordenswesen und die damit verbundenen geheimen Künste, wohin er sich aber von dort zunächst wandte, was ihn nach Italien und besonders nach Neapel trieb, lassen wir unentschieden; ausgemacht ist, daß er erst nach Bordeaux ging und dann nach Paris kam.

In Paris traf Cagliostro den Cardinal Rohan wieder, den er vorher in Sträßburg um Geld und Kostbarkeiten betrogen und durch seine Phantasmagorien, wie durch seine Lügen von Zaubern, Goldmachen, Geistercitiren irre geleitet hatte, und

der jetzt seinen Zauber zu gebrauchen wünschte, um die Gunst der Königin zu erlangen. Um den Cardinal zu betrügen, verband sich Cagliostro mit einer Abenteurerin, welche um 1785, als er sie kennen lernte, die Rolle einer Dame aus königlichem Geschlecht mit eben der Unverschämtheit spielte, als er die eines Grafen oder eines ägyptischen Priesters der ältesten Zeit. Dies Weib, welches sich rühmte, mit der Königin in genauer Verbindung zu stehen und dem Cardinal zu ihrer Gewogenheit helfen zu können, war die Tochter eines Mannes von geringem Stande, der den Namen Valois führte und deshalb vorgab, daß er ein Sprößling des königlichen Hauses Valois sey. Einige pariser Damen glaubten dies und nahmen sich ihrer an, und sie hat in ihren sogenannten Denkwürdigkeiten, oder ihrer Schandschrift gegen die Königin, die Fabel ihrer Abstammung, aufs beste ausgeschmückt, durch eine Geschlechtstafel begründet. Sie heirathete einen abgedankten Officier, der sich Graf nannte, aber ganz ohne Vermögen war. Dies darf nicht auffallen, da man bekanntlich damals in Frankreich, wie jetzt in Italien, eine Legion der Grafen und Marquis hatte, deren Marquisat im Monde lag. Die Abenteurerin, die er geheirathet hatte, nannte sich indessen seit ihrer Heirath Gräfin la Motte Valois. Sie ward durch Cagliostro mit Rohan in Verbindung gebracht, übernahm von ihm geheime Botschaften an die Königin, brachte Antworten, besorgte Billets und bewog einen Herrn von Billette, einen Cameraden ihres Mannes, der Königin Hand nachzumachen und deren vorgebliche Antworten auf Briefe des Cardinals zu unterzeichnen. Um den Cardinal noch sicherer zu täuschen, ward die Oliva, ein pariser Freudenmädchen der höhern Classe, nach Versailles gebracht, wie die Königin angezogen, um in der Dämmerung auf der Schloßterrasse die in den vorgeblichen Billets der Königin versprochenen freundlichen Winke und Zeichen zu geben. Endlich hieß es in den Botschaften und Briefchen, die Königin wünsche das Halsband der Hofjuweliers zu kaufen, wolle aber nicht öffentlich Käuferin seyn, sondern durch den Car-

dinal in Terminen zahlen; der Cardinal möge daher in seinem Namen im geheimen Auftrage der Königin das Halsband kaufen.

Die Juweliers und Bankiers waren weder so leichtgläubig, wie der Cardinal, noch wagten sie, einem gewissermaßen creditlosen großen Herrn einen so bedeutenden Werth anzuvertrauen; sie wollten eine schriftliche Versicherung von Seiten der Königin, daß der Cardinal das Halsband in ihrem Auftrage kaufe; auch diese ward von der Gaunerin geschafft. Der Cardinal, den man schon vorher um bedeutende Summen, die er, ganz unbegreiflich geblendet, vorgeblich der Königin lieh, geprellt hatte, erhielt von den Gaunern eine schriftliche, von Villette mit der Königin Namen unterzeichnete Vollmacht, von Böhmer und Bassange für die Königin das Halsband zu kaufen. Man übergab ihm sogar einen mit der Königin Namen unterzeichneten, bei jedem einzelnen Artikel mit einem Zugestanden (approuvé) versehenen Contract mit den Juweliers, worin die Termine angegeben waren, in welchen sie die Summe durch den Cardinal wolle bezahlen lassen. Diese Vollmacht übergab der Cardinal den Juweliers, welche dann den Schmuck in seine Hände lieferten, obgleich es ein für uns unauflösliches Räthsel bleibt, wie es möglich war, daß weder der Cardinal noch die Handlung Böhmer und Bassange sich der Richtigkeit der Unterschrift besser versicherten; besonders da die Königin sich nicht zu unterschreiben pflegte und auch nicht einmal so unterschreiben durfte, wie dort unterschrieben war (Marie Antoinette de France).

Der Cardinal überlieferte den Schmuck der la Motte; diese schickte ihren Mann, der die einzelnen Steine veräußern sollte, damit nach England, und spiegelte dem Cardinal vor, daß sie ihn der Königin übergeben habe. Sie wußte ihn so lange zu täuschen, bis die Juweliers auf Zahlung drangen und sich an die Königin selbst wandten. Böhmer und Bassange zeigten endlich der Königin die vorgeblich von ihr dem Cardinal ertheilte Vollmacht und den Contract, und erklärten, daß ihr Haus falliren müsse, wenn die Zahlung nicht gehörig erfolge.

Darüber gerieth die Königin außer sich, schob, da sie vom Zusammenhange nichts wußte, die ganze Schuld auf den Cardinal, theilte dem Könige ihre Leidenschaftlichkeit mit, und dieser ließ den Cardinal, als er am Mariä Himmelfahrtstage (15. August 1785) im vollen Ornat und mit allem geistlichen Pomp eines Großalmoseniers in Versailles erschien, in sein Cabinet rufen. Als hier der Cardinal, im Vertrauen auf die von ihm für ächt gehaltenen Briefe in Gegenwart der Königin darauf beharrte, daß er von ihr beauftragt worden, ließ ihn der König, so wie er war, im vollen Ornat, trotz aller Bitten und Vorstellungen, ins Gefängniß bringen, und einen Prozeß beim Parlament gegen ihn einleiten. Die Oliva, welche durch Geberden und Kleidung die Königin gespielt hatte, Billette, Cagliostro und die la Motte wurden ebenfalls verhaftet, der Generalvicar Rohans aber, der Abbé Georgel, hatte zu rechter Zeit, vor der Beschlagnahme der Papiere, auf ein in deutscher Sprache geschriebenes Billet des Cardinals die Corresondenz der la Motte mit diesem vernichtet. Dadurch ward es den Advocaten möglich, ein Dunkel darüber zu verbreiten, ob die Königin oder der Cardinal der Gaunerin Vorwand und Anlaß zu dem Diebstahl gegeben habe.

So wenig man glauben kann, daß die Königin irgend einen Antheil an der Sache gehabt habe, so benahm sich doch der König übereilt, heftig und unvorsichtig bei der Verhaftung des Cardinals. Nach den genauern Umständen, die wir hier übergehen, vernachlässigten die Frau von Campan, als vertraute Dienerin der Königin, und die Königin selbst die ersten Winke, die sie über die Sache erhielten, auf eine unverantwortlich leichtsinnige Weise, statt der Sache gleich nachzuspüren, was dann ein falsches Licht auf sie warf. Auch der Baron von Breteuil, als Minister des königlichen Hauses, benahm sich ungeschickt. Dies alles ward von den damals sehr zahlreichen Feinden der Königin auf eine boshafte Art, besonders im Parlamente und in unzähligen Pasquillen benutzt. Man warf auf den König und die Königin Schatten, um den Cardinal als Märtyrer er-

scheinen zu lassen. Der Ausgang des Prozesses blieb lange zweifelhaft, die Familie Rohan und der Hof boten alles auf, um entweder der Königin einen Flecken anzuhängen, oder den Cardinal für schuldig erklären zu lassen. Das Urtheil fiel so aus, daß zwar nichts gegen die Königin daraus geschlossen werden konnte, aber doch ein stiller Verdacht zurückblieb, weil zum großen Verdruß des Königs der Cardinal frei gesprochen ward, nachdem man seinen Prozeß noch bis zum 16. August 1786 verlängert hatte.

Das Parlament erklärte vermöge seines am 8. Mai 1786 gefällten Urtheils über die andern Beklagten, die la Motte und ihren Gemahl, der sich geflüchtet hatte, für schuldig und verurtheilte sie zu infamirenden Strafen. Die la Motte entkam jedoch später, und schrieb in England jene schändlichen Denkwürdigkeiten, welche die französische Regierung aufkaufen ließ und dadurch den Credit vermehrte, den bekanntlich das Publikum aller Länder gerade den ärgsten und dreistesten Lügen am ersten zu schenken pflegt. Caglioſtro ward zwar freigesprochen, aber des Landes verwiesen [100]), Villette mußte ebenfalls das

---

100) Nie waren unstreitig die Pariser sammt und sonders freier von Aberglauben und Schwärmerei, als damals, nie waren die Juristen und Staatsmänner Frankreichs reicher an wahrer und ächter politischer Weisheit, und freier in ihren Ansichten, beredter in ihren Darstellungen menschlicher Verhältnisse, wie die Einrichtungen der constituirenden Versammlung beweisen, und dennoch durfte man dem gesammten Parlament, in einer Vertheidigungsschrift Cagliostro's, woran sogar d'Eprémenil Theil gehabt haben soll, wörtlich sagen, Cagliostro sey: **Le fils d'un grand maître de l'ordre de Malte, mystérieusement élevé à la Mecque, à Médine. Voyageur dès sa plus tendre jeunesse, c'était dans les pyramides d'Egypte qu'il avoit appris les sciences occultes de l'Orient. Son gouverneur, le sage Althotas, qui lui avoit donné tout ce savoir, était chrétien et de plus chevalier de l'ordre de Malte; mais il avoit l'habitude de se déguiser et de faire déguiser son élève en musulman. Des grands honneurs avaient été rendus au Comte de Cagliostro dans l'île de Malte. Parvenu à la maturité de la raison et de son génie, il avoit voyagé en Europe. Médecin et prophète, doué du pouvoir d'évoquer les**

Land verlassen, die Oliva ließ man, wahrscheinlich aus Bosheit gegen die Königin, durchschlüpfen. Der König vermehrte, wie schwache Menschen, wenn sie einmal erbittert werden, zu thun pflegen, den üblen Eindruck, den die auf ganz verschiedene Weise erzählte und gedeutete Geschichte machte, durch die Willkühr, die er gegen den Cardinal übte, nachdem dieser von den Richtern losgesprochen war. Dies erschien um so mehr als eine ohnmächtige Rache, als der Cardinal durch seine kirchlichen Würden und Pfründen doch im Grunde dem Könige unerreichbar blieb. Der König ließ nämlich den Cardinal schon vier Stunden, nachdem er im August 1786 aus der Bastille entlassen war, seiner Stelle als Großalmosenier, als Provisor der Sorbonne und als Curator der großen Blindenanstalt entsetzen, ließ ihm den heiligen Geistorden abfordern und ihm befehlen, sich sogleich in seine Abtei Chaise Dieu in Auvergne zu begeben. Wie ohnmächtig dies alles war, und wie schwankend der König, kann man schon allein daraus beurtheilen, daß schon drei Jahre hernach alles dies so sehr vergessen ist, daß der Cardinal bei der Versammlung der Stände des Reichs seinen Platz unter den geistlichen Herrn des Landes einnimmt.

Diese Scandale wären zu jeder andern Zeit von keiner Bedeutung gewesen, sie wurden aber dadurch in jenem Augenblicke sehr wichtig, daß der König unmittelbar nachher, als er die Notablen versammelte, der Gunst der vornehmen Familien und Geistlichen, die Rohans Sache zu der ihrigen gemacht hatten, bedurfte, um gegen die Parlamente eine Schutzwehr zu haben, mit denen er durch Calonne in Streit gerieth. Calonne hatte schon zwei Jahre vorher den König zu einem Schritte gegen Necker verleitet, der eben so willkührlich und eben so ohnmächtig und fruchtlos war, als des Cardinals Verbannung.

---

ombres, il s'était annoncé partout comme l'ami des hommes; c'étoit le surnom que lui avoit donné la reconnoissance.

Necker hatte nämlich sein Werk über die Finanzen Frankreichs (Traité de l'administration des finances), welches man von dem 1791 erschienenen Buche über seine eigne Verwaltung (sur l'administration de Mr. Necker par lui même) wohl unterscheiden muß, als Uebersicht des Zustandes der Reichsfinanzen um 1784 herausgegeben. Er hatte dieses sehr umfassende Werk in der Voraussetzung, daß man den Druck in Frankreich, wo Calonne als königlicher officieller Doctrinär allein reden sollte, damit er allein Recht behielte, nicht erlauben, oder doch das gedruckte Buch gleich unterdrücken werde, an zwei Orten zugleich, nämlich in Lyon und in Lausanne, druckenlass en. Was Necker vorausgesehen hatte, traf ein; der König ward Werkzeug seines Ministers. Neckers Buch, worin er sein System hervorhob, und die Unhaltbarkeit des von Calonne befolgten Systems handgreiflich machte, ward verboten, die Lausanner Ausgabe aber, weil es damals in Paris Mode war, von Finanzen zu reden, dem Verbote zum Trotz in der ungeheuren Zahl von wenigstens funfzigtausend Exemplaren (die Frau von Staël sagt gar 80,000, wir ziehen 30,000 fürs Prahlen ab) verbreitet, obgleich Calonne eine ausführliche Widerlegung schrieb. Das Buch war bald in jedermanns Händen; es war daher die Erscheinung desselben sehr ungünstig für den Finanzminister, der im Begriff war, durch Lug und Trug und durch eine mit schlauer Beredsamkeit vorgetragene, an sich schändliche Theorie die Welt zu täuschen. Calonne nämlich suchte damals durch den Dunst des Trugs, den Necker zerstreute, neue Anleihen zu erhalten. Der König ließ freilich Necker kund thun, daß er ihn nicht in Paris leiden wolle, damit er nicht die Bankiers irre leite, diese hatten aber ohnehin kein Zutrauen zu Calonne; auch diese Handlung der königlichen Willkühr war daher vergeblich.

Die Ausschließung Neckers von Paris machte ihn, wie hernach Rohan, zum Märtyrer, und man wallfahrtete, um ihn zu besuchen und seine Orakel zu vernehmen, zu ihm in die Provinz, sein verbotenes Buch voll Zahlen und Rechnungen war nicht nur in den Händen derer, die etwas davon verstan-

den, sondern auch in der Hand der Damen und der Hofleute. Es war hernach das Handbuch aller der vornehmen Herrn, die an den Sitzungen und Debatten der Notablen Antheil nahmen. Der Finanzminister nämlich, der an Auskunftsmitteln stets reich war, glaubte entweder wirklich, daß er die Verbesserungen und Veränderungen, von denen er redete, seitdem er den Parlamenten keine Anleihen mehr vorzulegen wagte, nur durch Auctorität der sämmtlichen Aristokratie des Reichs durchsetzen könne, oder, was wahrscheinlicher ist, er wollte nur ein neues Gaukelspiel aufführen. Er rieth dem Könige, die Noth der Finanzen einem großen Rathe vorzulegen, dessen man sich im siebenzehnten Jahrhundert zuweilen bedient hatte. Seitdem man nämlich die um 1614 zum letzten Mal berufenen Generalstände des Reichs zu befragen nicht mehr für rathsam hielt und die Hartnäckigkeit der Parlamente fürchtete, hatte man, um gewissen Ministerialbeschlüssen mehr Ansehn zu geben, Versammlungen von höhern Beamten, Geistlichen, Würdeträgern und Bevollmächtigten der Städte und Provinzialstände gehalten, denen man den Namen Notablen gab, die aber weder irgend eine gesetzgebende noch ausübende Gewalt hatten. Die Versammlung der Notablen mußte den Verständigen im Volke als ein mit Gepränge und Prunk versammeltes Collegium zur Bedrückung der schon gedrückten Classen vorkommen.

Man war allgemein erstaunt, als Calonne in einem Augenblicke der Gährung unter allen Ständen und in allen Gegenden des Reichs einen Schritt that, der nichts nützen konnte, weil nicht zu erwarten war, daß die zu dieser Versammlung berufenen Privilegirten aus ihrem Vermögen den Ausfall (Deficit) in der Staatseinnahme decken würden, was allerdings für sie selbst das Beste gewesen wäre. Der Nachtheil leuchtete aber jedermann ein, er bestand nämlich darin, daß durch das Nutzlose dieser nach dem Muster der Notablen von 1616 berufenen Versammlung die Nation unfehlbar darauf würde geleitet werden, die um 1614 versammelt gewesenen Generalstände zu fordern, deren Berufung bei der damaligen Stimmung, bei dem

offnen Geständniß des Königs und seiner Finanzminister Türgot, Necker, Calonne, daß das Reich durchgreifender Aenderungen bedürfe, von einer Revolution unzertrennlich war. Wir werden unten sehen, daß sehr bedeutende Männer unter den Notabeln dies fühlten, und daß la Fayette es laut und trotzig aussprach.

Der König war dem Plane des Controleurs keineswegs günstig, es kostete Mühe, ihn zur Berufung der Notablen zu bewegen, der Baron von Breteuil dachte wie der König, man sagte ihm daher so wenig als den beiden andern Ministern das Geringste, bis Vergennes, Calonne, Miroménil allein den König überrascht und seine Einwilligung erhalten hatten.

Wie man in einer solchen Zeit, bei einer beispiellosen Gährung der Gemüther, bei der durch die Noth der Finanzen herbeigeführten Lähmung der ganzen Staatsmaschine, einen solchen Schritt thun konnte, wie durch die Berufung der Notablen vermöge des königlichen Decrets vom Ende Dezembers 1786 geschah, ist schwer zu begreifen. Wir sehen indessen aus Calonnes Briefen, daß er meinte, es würde bei einem Gaukelspiel der Art bleiben, wie die sind, welche unter uns hie und da den Doctrinärs in den Ministerien gelungen sind; Calonne irrte sich indessen sehr. Die Versammlung nämlich, welche dem Könige rathen sollte, wie er die noch bestehenden Formen und Einrichtungen des Mittelalters mit den neuen Bedürfnissen und dem Zustande der Nation in Uebereinstimmung bringen könne, bestand ganz allein aus solchen Personen, die unter und seit König Heinrich IV. und dem Cardinal Richelieu alle Ehren und alle Vortheile des Staats unter sich theilten, was war von diesen mit Güte zu erhalten? Nach dem Ausschreiben vom 30. Dezember 1786 wurden die Notablen gerade in der Weise berufen, wie sie unter dem Cardinal Richelieu um 1616 gehalten waren. Dabei hatte Calonne die Keckheit, sich der Nation als einen Reformator, als einen Mann in Neckers Art, empfehlen zu wollen. Er machte nämlich bekannt, diese Notablen, also die Privilegirten, sollten eine gerade den Privilegirten durchaus ver-

haßte Verbesserung einführen. Dies war eine Art Hohn, denn er wußte recht gut, daß eine Versammlung, wie die in der Note [101]) bezeichnete der Notablen war, nie darauf eingehen werde. Die Notablen nahmen es daher, schon ehe sie versammelt waren, dem Controleur sehr übel, daß er den Liberalen spielen, und den Haß des Volks gegen die Privilegirten, der schon furchtbar war, vermehren wollte. Calonne erklärte nämlich, seine Absicht bei der Berufung der Notablen sey, die allgemein geforderten Provinzialversammlungen oder Landräthe endlich zu organisiren, die Grundsteuer auf alle liegende Güter, ohne Unterschied der Besitzer, auszudehnen, die auf die niedern Stände durch stete Erhöhung zu sehr drückende Steuer der Taille für diese zu erleichtern, und endlich ernstlich den Getreidehandel im Innern von jeder Abgabe zu befreien. Er versprach zugleich die Abschaffung der Hand- und Spanndienste gegen eine bestimmte Geldabgabe [102]). Dies alles war dringendes Bedürf-

---

101) Zu dieser Versammlung wurden berufen: 7 königliche Prinzen, 3 geistliche Pairs und 86 weltliche, ducs, comtes, marquis, 12 Mitglieder des königlichen Raths. Diese zusammen sollten Repräsentation des Königs und des hohen Adels vorstellen. Dann ward die Geistlichkeit durch 11 Prälaten, die Parlamente durch drei und dreißig Präsidenten und Generalprocuratoren vertreten, zu denen man als steife Verfechter aller historischen Jurisprudenz und aller veralteten Formen, noch vier Präsidenten und Generalprocuratoren der cour des comptes und den lieutenant civil de Paris zählen muß. Die alten Feudalstände wurden repräsentirt durch zwölf Deputirte der Provinzen und Landschaften, welche ständische Rechte hatten; unter diesen zwölf waren 5 Geistliche. Zu diesen kamen fünf und zwanzig Bürgermeister aus den aristokratischen Familien, die in Frankreich, wie bei uns und in Holland und in der Schweiz, die Städte regierten. Man rechnete, daß unter hundert und sieben und dreißig Notablen nur acht Bürgerliche waren, und dies solche, die nach dem Adel strebten. Zu diesen kamen noch fünf Minister, damals: Der Marschall von Ségür, Kriegsminister, der Graf de la Lüzerne, Minister des Seewesens, der Baron de Breteuil, Minister des königlichen Hauses, der Graf Montmorin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Miroménil, Justizminister, Calonne, Generalcontroleur. Die Namen der 137 und die Vertheilung in Tafeln oder Ausschüsse findet man bei Lacretelle.

102) Wer Lust hat, kann bei Lacretelle Vol. VI. pag. 130 bis 138 das Wesentliche von Calonnes Rodomontaden zusammengestellt finden. Pag.

niß, aber man traute weder dem Finanzminister, noch dem Hofe irgend etwas Gutes zu. Auch das Vortrefflichste wollte man nicht verstehen; man krittelte, man stieß sich an den Personen, statt nur auf die Sache zu sehen.

Calonne, der Hof, die Prinzen, selbst die Königin benahmen sich allerdings höchst unvorsichtig in dem so ernsten Augenblick, als sich am 22. Februar 1787 die Notablen versammelten. Des Finanzministers Ehrlichkeit war nicht blos zweifelhaft, sondern er war, wie sich nach seiner Flucht zeigte, grober Untreue schuldig, führte ein ärgerliches Leben und machte gränzenlosen Aufwand. Am Hofe wurden alle Creaturen und Schranzen mit vollen Händen aus dem Schatze eines Staats beschenkt, der selbst erklärte, daß er dem Bankerott nur durch gefährliche Neuerungen entgehen könnte. Die Königin verschwendete mit ihrem Flitterputz größere Summen, als die solideste Pracht würde erfordert haben; die Prinzen vergeudeten nach englischer Art durch einen prächtigen Marstall, durch Rennpferde, durch Wetten bei Pferderennen, durch Jagdzüge und Jagdschlösser, durch kostspielige Liebschaften und Liebhabereien die Summen, die man ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden freigebig anwies. Die Feste in Versailles waren nie glänzender, häufiger, geschmackvoller, verschwenderischer, als gerade in dieser Zeit und mancher richtete sich und seine Familie am Spieltische der Gesellschaften bei der Königin zu Grunde [102a]. Mitglieder der Parlamente, der

152 u. folgende findet man die wesentlichen Stücke seiner Eröffnungsrede an die Notablen.

102 a) Dies erfahren wir von einem jener unverschämten Lobredner der Zeiten der roués und höfischer Eleganz, die jetzt überall wieder hervorkommen und von Regierungen begünstigt, die Reichen mit glatter Rede betrügen und vergiften. Der ächt katholische aber in jedem Wort frivole Marquis de Cüstine sagt in seinem Buche: **La Russie en 1839 (Paris 1843) Vol. I. p. 85** von seinem Großvater (rühmend): **Peu d'années auparavant il avoit perdu** ***dans un hiver trois cent mille francs*** **au jeu de la** ***reine à Versailles.*** Dieser bejahrte faquin fügt hinzu: **Dans ce tems là Marie Antoinette, brillante, enviée fut adorée, par mon grand père comme**

Feudalstände, die Bürgermeister der Städte, machten die Majorität der Notablen aus, solchen Leuten war es scheinbar nicht zu verdenken, wenn sie gleich anfangs dem Vorschlage, das Alte zu ändern, den Ausruf entgegensetzten: Wenn wir auch zugäben, was wir nicht thun, daß Reformen nöthig seyn mögen, so sind doch Calonne und Consorten nicht die Leute, die sich unterstehen sollten, so etwas vorzuschlagen.

Der Finanzminister machte außerdem gleich in seiner Eröffnungsrede einen groben Fehler. Er begnügte sich nämlich nicht damit, zu sagen, die Staatskasse habe eine Mindereinnahme (Deficit) von jährlichen hundert und zwölf Millionen Livres, er forderte nicht blos, daß durch neue Einrichtung dafür gesorgt werde, daß sich die Einnahme künftig um diese Summe vermehre, sondern er hatte die Unverschämtheit, zu behaupten, diese Mindereinnahme sey seit Neckers Zeit dieselbe geblieben. Die Lüge war handgreiflich, da man die seit der Zeit gemachten Anleihen kannte; Calonne reizte dadurch ohne Noth Necker und seinen ganzen, gerade damals in Paris den Ton angebenden Anhang, weil er dessen abgelegte Rechnung (**compte rendu**), die ein anderes Resultat vorlegte, indirect Lüge und Betrug schalt.

Necker war freilich nicht in der Stadt, aber seine Freunde machten über die ihn verletzende Rede einen furchtbaren Lärm. Alle Hofleute und besonders die ganze Mehrheit dieser durchaus conservativen Versammlung tobte sowohl über die vorgeschlagenen Neuerungen als über die heftigen Angriffe auf den Mißbrauch der Privilegien, den die Rede enthielt. Necker säumte nicht, Oel ins Feuer zu gießen; er rechtfertigte seine Rechnung in einer kleinen, schnell verbreiteten Schrift (**Réponse au discours prononcé par Mr. de Calonne à l'assemblée des notables**) und enthüllte zugleich Calonnes kecke Lügen und doctrinäre Sophistik. Der Finanzminister ward den Notablen, wie

---

par toute la cour d. h. von allen Leuten, welche dachten, wie er in den 4 Bänden der **Russie** redet.

der ganzen Welt, als ein feiner und abgefeimter Gauner dargestellt, der mit dem französischen Reiche ein gefährliches Spiel treibe. Calonne hatte damals noch den Hof, das heißt, die Leute, deren glattes und oberflächliches Geschwätz den König hin und her trieb, für sich, und der schwache Ludwig XVI. verbannte Necker wegen seiner Antwort auf Calonnes Angriff. Dadurch gab er dann freilich selbst kund, daß man weder seine Ungunst fürchten, noch seiner Gunst trauen, weder auf seine Güte Hoffnungen, noch auf seine Strenge Vertrauen gründen dürfe. — Dies bestätigte sich dadurch, daß er wenige Monate nachher denselben Necker, den er jetzt verbannte, als rettenden Engel in der Noth an die Spitze der Geschäfte stellte. Von welcher Art das schön und geistreich klingende Geschwätz der Salons war, welches leider überall in den hohen und diplomatischen Kreisen, wo man im ausschließenden Besitz der Gabe, Alles zu beurtheilen, ohne irgend etwas gründlich studirt zu haben, zu seyn glaubt, ausschließend gehört wird und dem der König sein Ohr lieh, mag ein Beispiel zeigen. Wir wollen zu dieser Absicht unter dem Text die Worte des Schweizers von Cythere anführen, worin er Calonne und alle Vorzüge dieses Ministers lobend erhebt, damit die Leser lernen, wie Vieles in der Welt schön lautet, was näher betrachtet, oder mit der Thatsache verglichen, ganz erbärmlich ist [108]). Freilich muß man diese Stelle in ihrem ganzen

---

108) Gleich nach den ersten Sitzungen cabalirten der Justizminister und seine Parlamentspräsidenten gegen den Finanzminister, die Weiber und Hofleute für ihn. Das beschreibt uns der Schweizer von Cythère, der hier ganz in seinem Element war, bis zum Ueberdruß genau. Er macht den Unterhändler, er, Vaudreuil, die Polignac machen alles unter sich aus, sie bewundern Calonnes Unverschämtheit und Advokatentalent als Tugenden! Als aber Calonne den Schleier lüften will, da ist es aus! Bezenvals Geschwätz, seine laute Bewunderung futiler Eigenschaften, seine Klagen über Calonnes Mangel an diplomatischer Geschicklichkeit, die Leute bei guter Laune zu halten, kann also den Maßstab der Kreise geben, denen er Orakel war. Mémoires de Mr. le baron de Bezenval. Paris 1805. Vol. III. pag. 195. Les notables ayant demandé quelques éclaircissemens, Mr. de Calonne voulut les donner lui même, et l'on indiqua une assemblée chez Monsieur, où

Zusammenhange lesen, und Sinn für Ordnung, Recht, Verwaltung und ernste Männlichkeit haben, um zu beurtheilen, wie ganz elend die wichtigsten Geschäfte des Reichs im alten Frankreich betrieben wurden, wo man darüber schwatzte und intriguirte, wie über eine Hofceremonie, über einen Ball oder eine Oper.

Die Herrn der alten Zeit, besonders die Juristen, das heißt, die Parlamentspräsidenten und Generalprocuratoren, waren jeder Veränderung gleich anfangs entgegen, und conspirirten unter dem Schutze des Justizministers förmlich gegen Alles, was der Finanzminister im Namen des Königs vorschlug. Es begann

---

il se trouva, et où chaque bureau envoya des députés. Pendant près de cinq heures que dura la séance, Mr. de Calonne fut en butte à tout ce que la mauvaise volonté, l'humeur, la grossièreté même, purent suggérer, sans qu'il sortît un instant du calme et de la modération la plus parfaite ni que des questions tumultueusement faites et qui souvent se croisoient, sans donner le temps de la réponse embrouillassent la clarté de ses repliques, il revint même à des matières que des questions nouvelles avoient interrompues, auxquelles il répondoit sur le champ, et reprenoit en suite ces matières à l'endroit où il les avoit laissées, ne laissant rien à désirer sur aucun des objets qu'il étoit obligé de traiter. En un mot les gens les plus acharnés contre lui, furent contraints, de convenir *que jamais homme n'avait montré autant d'éloquence, de présence d'esprit ni de sagesse.* Et cette épreuve à laquelle beaucoup de gens, même très capables, auroient peut être succombé, fut un vrai triomphe pour lui. Je n'étois point ami de Mr. de Calonne, je le connoissois comme on connoît les gens en place. Intimément lié avec Mr. de Vaudreuil et la duchesse de Polignac, il venoit très souvent chez elle, et c'étoit là *que je jouissais de ses formes séduisantes*, de la gaîté, de l'agrément de son esprit, ce qui ne m'avoit donné de lui que l'opinion d'un homme infiniment aimable. Mais j'en pris une toute autre idée, lorsque je vis *la grandeur du plan qu'il avoit conçu* et le courage avec lequel il en poursuivoit l'exécution; et j'avoue que la chose et la manière dont il se présentoit, non seulement m'intéressèrent pour lui, mais me firent encore son défenseur. J'étois éloigné de prévoir, qu'un homme qui avoit eu des pensées aussi fortes, échoueroit par sa légèreté (und was war alles, was Bezenval trieb und an Calonne vorher rühmt, als dies?) et par son inconduite!

eine lange Reihe von Cabalen und Intriguen, die man in den zahlreichen, zum Theil apocryphischen Denkwürdigkeiten lesen mag, da wir diese Erbärmlichkeiten in die allgemeine Geschichte aufzunehmen nicht wagen, wir bemerken daher nur, daß Calonne endlich ans Publikum appelliren wollte, und dadurch Alles verdarb, weil die Leute, mit denen er zu thun hatte, das Licht mehr als Alles scheuten. Calonne sah, daß gegen ihn cabalirt ward, er fand sich von denen, die aus seiner Verschwendung Nutzen gezogen hatten, schwach unterstützt, der König hörte die Vorstellungen, die ihm von den Privilegirten gegen die Neuerungen gemacht wurden, nicht blos freundlich an, sondern ermunterte dazu, Calonne suchte daher seine Gegner durch die öffentliche Meinung zu schrecken.

So lange noch einige Aussicht für den Minister war, seine Absichten durch die Privilegirten zu erreichen und sich auf seiner Stelle zu behaupten, erfuhr das Publikum nichts von dem, was in der Versammlung der Notablen vorging, man machte weder bekannt, was den Notablen im Namen des Königs vorgelegt wurde, noch was die Ausschüsse darüber beschlossen. Plötzlich, als Calonne sah, daß man darauf ausginge, ihn zu verdrängen, ließ er Alles drucken, was bis dahin Liberales vorgeschlagen und von der Versammlung durch Schikane entfernt oder aufgehalten war. Er selbst machte durch Anmerkungen aufmerksam darauf, daß die Notablen allein schuld wären, wenn dem Volke nicht bald geholfen würde. Diese Rechtfertigung der Regierung gegen die Notablen ward sogar den Pfarrern zugeschickt, um sie in den Gemeinden bekannt zu machen. Dadurch war dann der Krieg erklärt und die Revolution begonnen, weil auch die Notablen, wie der König, jetzt rathsam fanden, die öffentliche Meinung für sich in Anspruch zu nehmen, und den Schein eines unbarmherzig aristokratischen Sinns und einer unerbittlich conservativen englischen Härte von sich abzuwenden. Dadurch gestanden sie stillschweigend ein, daß die Regierung der Polizei, der Bastillen, Bajonnette und unbedingten Befehle am Ende sey.

Die sämmtlichen Ausschüsse (Büreaux), in welche sich die Notablen vertheilt hatten, beschlossen, sobald sie den Schritt des Finanzministers erfuhren, den König um die Erlaubniß zu ersuchen, auch ihre Beschlüsse drucken zu lassen und im Reiche zu vertheilen. Sie wollten sogar jetzt aus Rache die ganze Verwaltung des ihnen tödtlich verhaßt gewordenen Finanzministers schon damals einer gerichtlichen Untersuchung unterwerfen. Diese Gelegenheit nutzte Lafayette, der sich in dem Büreau befand, dessen Präsident der Graf von Artois war, um darauf anzutragen, zwei schändliche Finanz- und Domänenoperationen des vorigen Controleurs, die um gewisse Herrn des Hofs zu bereichern gemacht waren, für gewissenlose Vergeudung des Staatseigenthums zu erklären. Dieser Vorschlag der vom Bischof von Langres unterstützt ward, konnte freilich unter Leuten, welche zum Theil auf ähnliche Art von Calonne begünstigt waren, kein Gehör finden; das hatte aber Lafayette wahrscheinlich vorausgesehen; er wollte nur andeuten, daß man den Grund des Uebels erforschen, nicht ein Gaukelspiel mit Reden treiben müsse. Die vier Reden, die Lafayette in dieser Versammlung der Notablen hielt, verkündigten alle vier, daß eine radicale Aenderung der Verfassung nöthig sey, dies entfuhr ihm sogar in einer Erwiederung auf eine Frage seines Präsidenten, des Grafen von Artois [104]). Als er nämlich in einer der erwähnten Reden von den allgemeinen Ständen sprach, fragte ihn der Prinz: W i e, S i e f o r d e r n, d a ß m a n s o w e i t g e h e? Er erwiederte: J a, n o c h w e i t e r. Die Sitzung am 12. März 1787 ward entscheidend, man erklärte sich gegen jede Art gleicher Grundsteuer (imposition territoriale) und gegen die Rede des Fi-

104) Er erhob sich gegen die Willkür und den Mißbrauch der königlichen und der Ministerialgewalt. Der Graf von Artois meinte, das gehöre nicht dahin. La Fayette fuhr fort und erklärte, die Notablen seyen versammelt, um dem Könige die Wahrheit zu sagen; er müsse also sagen, was er denke. Er trug schon damals förmlich darauf an, die lettres de cachet und die Staatsgefängnisse für constitutionswidrig zu erklären, und den Protestanten die bürgerlichen Rechte wiederzugeben.

nanzministers, worin er die Verbesserungen, die er am 12. März vorschlug, empfohlen hatte.

Der König benahm sich bei der Gelegenheit so schwach, daß beide Partheien, die der Reform und die der Beibehaltung alles Alten, die Ueberzeugung gewinnen mußten, daß er nur durch kräftigen Widerstand auf die eine oder die andere Seite getrieben werden könne. Er ließ sich nämlich gefallen, daß ihm die Notablen sagten, daß es unvorsichtig gewesen sey, sie zu versammeln, daß sie sogar den Finanzminister gewissermaßen anklagten. Er dankte ihnen höflich für die guten Rathschläge, und beharrte dennoch auf dem, was sein Minister vorgeschlagen hatte, er schwankte lange Zeit, ob er ihn entlassen sollte, und ließ sich, auch als er ihn entlassen hatte, noch einige Zeit hindurch insgeheim von ihm unterrichten. Der König war lange ungewiß, ob er den Siegelbewahrer, der ihm und dem Finanzminister entgegengearbeitet hatte, oder ob er den letztern entlassen solle, er schien sich sogar am 8. April für Calonne entschieden zu haben, weil an diesem Tage Miroménil seine Entlassung erhielt; allein schon am 9. ward auch Calonne verabschiedet. Calonnes System, welches der König adoptirt hatte, ward zwar nicht aufgegeben, aber so verstümmelt und gefälscht, daß jetzt erst jedermann recht unzufrieden war, vorzüglich Neckers Freunde und die Parlamente. Das erledigte Ministerium der Finanzen war jetzt wieder ein Gegenstand der Cabale, und der König, der keinen Willen und keinen Rath hatte, horchte bald auf den Rath derer, welche ihm den Erzbischof von Toulouse (hernach von Sens), Loménie de Brienne, empfahlen, und bald auf andere, welche auf Neckers Zurückberufung drangen.

Der Erzbischof mußte, wenn er Generalcontroleur wurde, seines geistlichen Rangs wegen auch vorsitzender und leitender Minister werden, man ernannte daher, um für Cabalen Zeit zu gewinnen, sobald Calonne auf sein Gut gegangen war, einstweilen einen Staatsrath Fourqueur zum Finanzminister. Dieser war alt und kränklich, und mit den wichtigen Materien, welche behandelt werden sollten, so unbekannt, daß man wohl einsah,

daß er nur bestimmt sey, den Platz offen zu halten. Schon am 27. April erklärte sich der König für den Erzbischof; am 1. Mai nahm dieser die Miene an, als wenn er ein Cardinal Richelieu zu werden hoffe. Er ließ nämlich Villedeuil zum Generalcontroleur ernennen, und sich den Titel eines Haupts der Reichsfinanzen (chef du conseil des finances) geben, schon am 1. August ernannte ihn dann der König zum Principalminister. Der Marschall Ségür und der Marschall de Castries wollten unter ihm nicht dienen, sein Ministerium bestand aus seinem Bruder Brienne, welcher Kriegsminister wurde, Lamoignon, der das Justizministerium erhalten hatte; Breteuil blieb Minister des königlichen Hauses, de la Lüzerne des Seewesens, Montmorin der auswärtigen Angelegenheiten.

Es schien damals, als wenn der Hof die Notablen, und diese das Volk durch Blendwerk täuschen wollten. Weil die Notablen nämlich auf Sparsamkeit und Ersparnisse bestanden, so machte man einen Lärm über eine Einschränknng, die mehrere Millionen betragen sollte, wodurch aber nur eine Anzahl von Leuten, die geringe Besoldungen hatten, brodlos, und viele Dinge abgeschafft wurden, welche die Art der Sparsamkeit, die man bewies, lächerlich machten. Später, gerade als man sich keine Blöße geben und keine Schwäche hätte zeigen sollen, gab man sich freilich das Ansehn, als wenn man ernstlich sparen und Schlösser und Luxus reformiren wollte; man führte aber nie aus, was man damals durch Edicte verkündigte. Wie der Hof die Notablen und nachher die Parlamente durch den Schein täuschte, als wenn er ihren Forderungen Gehör gäbe, so blendeten die Notablen das Volk durch manche schöne Reden, und durch Vorschläge zu Aenderungen, die theils unbedeutend waren, theils ohne Notablen vom Ministerium und Parlament leicht hätten gemacht werden können.

Der Erzbischof von Toulouse, der einige Monate hernach dies Erzbisthum mit dem von Sens vertauschte, hielt bis zum 25. Mai regelmäßig die Versammlungen der Notablen. An dem erwähnten Tage schloß er sie und kündigte prahlend ihre Be-

schlüsse an, von denen aber sehr zweifelhaft war, ob die Parlamente sie ohne weiteres registriren, das heißt, als Gesetze proclamiren würden. Der Erzbischof wollte sich als einen Freund Neckers und der philantropischen Verwaltung zeigen, auf diese Art verkündigte er auch beim Schlusse der Versammlungen der Notablen die Resultate derselben in einer phrasenreichen Rede. Die jährliche Mindereinnahme (Deficit) war durch die unbedeutenden Ersparnisse, die man projectirte, nicht gedeckt, eine Quelle neuer Einnahmen hatten die Notablen nicht gefunden, der Erzbischof rühmte daher allerlei unbestimmte Vortheile, z. B. Versprechen des Königs, Aussicht auf Veränderung der Verwaltung, Abschaffung der Salzsteuer, in ganz allgemeinen Ausdrücken, gleichsam auf die Zukunft vertröstend. Nur sechs Stücke gab er an, die unmittelbar als Gesetze verkündet werden sollten; 1) Einrichtung von Provinzialversammlungen oder Landräthen zur gleichen Vertheilung der Abgaben. 2) Abschaffung der das Volk drückenden Nebensteuern bei den Hauptsteuern, die den gemeinen Mann trafen (**suppression d'un grand nombre de droits sur les traites et gabelles**). 3) Abschaffung der Frohnden. 4) Abschaffung aller Zölle im Innern und 5) Errichtung eines königlichen Kammercollegiums; 6) um doch auch etwas für den Augenblick zu thun, sollten sechs Millionen neuer Leibrenten geschaffen werden. Das Letztere war für das Bedürfniß des Augenblicks nicht hinreichend, der Minister mußte also noch eine neue Steuer zu erheben suchen. Dies ward um so mehr erfordert, als Anleihen schwierig waren, denn die Versammlung der Notablen hatte den öffentlichen Credit eher geschwächt als gehoben. Er verfiel auf eine Stempeltaxe und auf eine Art Grundsteuer, die man mit dem Namen Subvention bezeichnete.

Die Denkwürdigkeiten der Staatsmänner jener Zeit tadeln fast einstimmig den Erzbischof, daß er nicht alle sechs von den Notablen gebilligten Vorschläge und mit diesen seine Subvention oder Landtaxe und seine Stempelabgabe ans Parlament gebracht, sondern diesem zur Besinnung Zeit gelassen habe. Wir lassen das unentschieden, weil es für unsern Zweck, hier am Schlusse

noch anzudeuten, wie der König dahin gebracht wurde, die allgemeinen Stände, und dadurch eine Revolution zu verkündigen, von keiner Bedeutung ist, und wir ausserdem das, was man hätte thun können oder sollen, nicht gern dem beimischen, was wirklich geschah. Der Erzbischof nämlich suchte, weil die Subvention, welche die bisher befreiten Güter belastete, von den Notablen vorher ausdrücklich verworfen war, die Parlamente dadurch zur Einwilligung in die neue Steuer zu bewegen, daß er erst dem Volke die Beschlüsse der Notablen, die als Wohlthaten angesehen wurden, durch königliche Beschlüsse verkündigte, damit das Parlament hernach auf keine Unterstützung des Volks rechnen könne, wenn es sich aus Egoismus der Gütersteuer widersetze.

Am 17. Juni ward durch königliche Verordnung das Gesetz der Freiheit des Getreidehandels von 1774 erneut, fünf Tage hernach wurden die Landräthe zur Vertheilung der Abgaben in den verschiedenen Provinzen bestellt, am 27. Juni wurden die Wegfrohnen abgeschafft und durch einen Geldbeitrag ersetzt. Dies ward ohne Schwierigkeit von Seiten des Parlaments registrirt. Die Subvention oder die Landtaxe brachte die Herrn des Landadels, aus denen der größte Theil der Parlamentsräthe bestand, in die heftigste Bewegung, doch erleichterte das Ministerium dem Parlamente diesen Widerstand gegen eine nur ihm allein besonders verhaßte Taxe, dadurch, daß es gleichzeitig auch die Stempeltaxe zum Registriren vorlegte. Die Landtaxe ging nur besonders den Adel, die Stempeltaxe aber alle an; das Volk schloß sich daher, als der Streit heftig ward, ans Parlament an, und begrüßte dessen dreisteste Redner als Freiheitsfreunde, was sie doch eigentlich nicht waren.

Das Parlament benutzte diesen Augenblick, um sowohl dem Könige als dem Volke eine Versammlung, welche aus vornehmen Herrn, Landjunkern und Juristen bestand, als Ständeversammlung aufzubringen; es wollte nämlich die beiden Abgaben nicht eher registriren, bis es solche Nachweisungen, wie man sie nur den Ständen zu geben pflegt, erhalten hätte. Das Parla-

ment verlangte, daß ihm nicht allein Rechnung von der Einnahme und Ausgabe und vom jährlichen Ausfall (Deficit) vorgelegt werde, sondern es wollte auch Auskunft haben über die versprochenen königlichen Einschränkungen und Ersparnisse. Dies konnte der Minister nicht bewilligen, ohne zugleich dem Könige und dem Volke wesentliche Rechte zu vergeben und eine förmliche Parlamentsoligarchie zu begründen. Seit diesem Augenblicke begann der alte Kampf zwischen Parlament und König mit eben der Heftigkeit, mit welcher das Parlament unter Ludwig XV. in der Sache des Herzogs von Aiguillon gekämpft hatte.

Die Forderungen des Parlaments vom 6. Juli wurden am achten dadurch zurückgewiesen, daß man bewies, daß das Parlament sein Recht überschreite. Diesen Vorwurf konnte das Parlament nicht anders widerlegen, als durch die Behauptung, daß man sein Einschreiten durch Unterlassung der Berufung der Stände des Reichs nothwendig gemacht habe. Diese Erklärung hätte das Parlament gern schon im folgenden Jahre wieder zurückgenommen, als endlich der König durch die allgemeine Stimme genöthigt und zugleich unaufhörlich vom Parlamente bekriegt, im Dezember 1787 erklärt hatte, daß er lieber, statt ewig mit den Parlamenten um augenblickliche Steuern zu streiten, einmal die allgemeinen Stände zu einer Radicalcur einberufen wolle. Das Parlament hatte nämlich gegen den König und seine Minister, mit scheinbarer Aufopferung eines usurpirten Rechts, den Vorwurf des constitutionswidrigen Unternehmens in Steuersachen dadurch vergolten, daß es ihn umkehrte. Es erklärte selbst, es habe bisher die Abgaben nur darum registrirt, weil es die Usurpation der Regierung getheilt habe, das sey aber ganz unrecht gewesen, niemand als die Stände oder Repräsentanten der Nation hätten ein Recht, Auflagen zu gewähren. Dies war das Signal zu den heftigsten Debatten, die den ganzen Juli hindurch unter tobendem Lärm der Pariser fortdauerten. Diesen Monat hindurch sammelte sich das Volk alle Tage tumultuarisch am Orte der

Parlamentssitzungen und empfing die heftigen Freiheitsredner, besonders Düport und d'Epresmenil, mit Jubel und Jauchzen, die Gegner mit Hohn. Ob nicht Adrian Düport, der um 1789 bedeutende Summen zur Volksbewaffnung beitrug, während d'Epresmenil damals schon zum wüthenden Vertheidiger des Alten geworden war, in Verbindung mit den Freunden des Düc d'Orleans und mit andern Geld hergab, um handfeste Leute unter die Menge zu bringen, wagen wir nicht zu entscheiden. Seit Juli 1787 ward wenigstens das Tumultuiren in eben dem Grade bei anscheinender Unordnung immer mehr organisirt, in welchem sich Polizei und Regierung mehr desorganisirten. Die Parlamentsreden des Monats Juli waren ganz in dem Sinne abgefaßt, in welchem Ferrand, Lepelletier de St. Fargeau, Herault de Sechelles und andere, die damals ihre Stimme als Parlamentsräthe am lautesten erhoben, später als Jacobiner gehandelt haben.

Erst im Anfange des nächsten Monats entschloß sich der Erzbischof, der gerade in dieser Zeit Toulouse mit Sens vertauschte, zu der unter Ludwig XV. so oft gebrauchten Maßregel, das Registriren der abgelehnten Verordnungen in einer feierlichen und schweigenden Sitzung (lit de justice) vornehmen zu lassen; nachdem das Parlament, seiner Gewohnheit gemäß, den drei Mal wiederholten Befehl durch dreimalige Gegenvorstellungen und Protestationen zurückgewiesen hatte. Das Parlament, vom tobenden Volke umgeben und beschützt, bildete in Paris eine furchtbare Gegenregierung. Es hatte, ehe es am 6. August zu der feierlichen Sitzung nach Versailles entboten ward, wiederholt die Pairs in seine Versammlungen berufen, die jungen Parlamentsräthe veranlaßten Scenen des heftigsten Tumults, und selbst viele der Pairs hielten revolutionäre Reden. Man schmähte den Hof und die Minister ohne Schonung und ohne Rücksicht auf die Gegenwart der Brüder des Königs. Die Parlamentsdecrete (arrêts) waren heftig, wie die Reden; es war daher vorauszusehen, daß man sich auch gegen die in Versailles vom Könige mündlich ertheilten königlichen Befehle sträuben

werde. Das Parlament mußte freilich stillschweigend die Verordnungen eintragen sehen; es war aber kaum am andern Tage in Paris zurück, als es sich mehr erlaubte, als je. Es protestirte nicht mehr blos, sondern es erklärte das, was in Versailles geschehen war, für null und nichtig, und schickte dies cassirende Decret (arrêt) an alle seine Unterbehörden, was so viel hieß, als ihnen verbieten, das königliche Gebot der Steuer zu befolgen. Bei der Gelegenheit erklärte sich auch das Parlament endlich ganz in der Sprache und in dem Sinne der spätern Nationalversammlung. Dies geschah in der ausführlichen Deduction der Gründe seiner Widersetzung. Es stellt darin kurz das alte Recht der Franzosen auf, und fordert noch einmal, und zwar dieses Mal bestimmt und ausdrücklich, die Berufung der allgemeinen Stände.

Während auf diese Weise das Parlament die allgemein gewünschte Reform, die unter den damaligen Umständen nothwendig eine Revolution werden mußte, förmlich proclamirte und alle Ordnung in Paris aufhörte, keiner, der nur verdächtig war, zur Polizei zu gehören, sich irgendwo sehen lassen durfte, und das Volk tumultuarische Justiz übte, zeigte der Hof einen unbegreiflichen Mangel an Haltung. Man gab zur unrechten Zeit nach, man verrieth thörichte Furcht und Schwäche, als man das Parlament und das Volk auf jede Weise zu überzeugen suchte, daß der Hof haushälterisch werden wolle. Calonne mochte freilich verdienen, wegen seiner Verwaltung, als Verbrecher vor Gericht gestellt zu werden; nur hätte der König ihn in diesem Augenblicke nicht dem Parlamente preisgeben dürfen. Das Parlament begann nämlich am 10. August ein Prozeßverfahren gegen Calonne, der König rief am 14. den Prozeß vom Parlament an den Staatsrath, es war aber so wenig auf des Königs Festigkeit zu rechnen, daß Calonne rathsam fand, nach London zu flüchten. Fast um dieselbe Zeit (am 9. August) mußten auf des Erzbischofs Angeben der König und der Hof beweisen, daß nur Toben und Geschrei, nicht freundliche Bitte, Bedürfniß des Volks, und verständige Ueberlegung sie bewegen

könne, Hofleuten und Müßiggängern die großen Summen zu entziehen, wofür sie keine oder schädliche Dienste thaten. Am 9. August nämlich erließ Ludwig XVI. die oben erwähnte Scheinverordnung wegen der Schlösser und Häuser, die nie erfüllt ward [105]), ferner die wegen der ganz überflüssigen Leute und wegen des unbrauchbaren Prunks. Mit welchen Leuten die Vertheidiger der Volksrechte es zu thun hatten, kann man daraus am besten sehen, daß uns der Hofschweizer Bezenval erzählt, der Düc de Coigny sey damals wüthend zum Könige gekommen und habe ihm heftige Vorwürfe gemacht, daß er sich unterstanden habe, seine Einkünfte zu schmälern, um Leiden des Volks zu lindern, er sey dabei so unartig geworden, daß ein förmlicher Zank zwischen beiden entstanden sey. Derselbe Bezenval nennt es Güte des Königs, daß er hernach sagte, sie wären beide recht böse geworden; aber er glaube, er würde dem Düc de Coigny verziehen haben, wenn er ihn geschlagen hätte; — denn dem guten Mann sey doch gar zu nahe geschehen! Polignacs Großmuth und edeln Sinn weiß Bezenval nicht genug zu preisen, weil er der Königin nicht eine gleiche Scene bereitete. Was war mit diesem Könige und mit Hofleuten, die zürnten wie Coigny, und dachten wie Bezenval, anzufangen?

Als das Parlament nicht nachgab, als seit sechs Wochen stets drei bis viertausend Menschen Säle und Zugänge des sogenannten Justizpalastes füllten und mit lautem Jauchzen jedes der heftigen Decrete begrüßten, und jeden gegen Hof und Minister tobenden Redner lobend und jubelnd empfingen und

---

105) Damit man sehe, daß es mit den Millionen Ersparnissen, die man in den Büchern angeführt findet, durchaus nichts war, so wollen wir nur ein Beispiel anführen. Es liegt eine Ordonnance vom 9. August 1787 vor uns, worin der König zur Erleichterung der Staatskasse quelques réformes dans ses maisons civiles et militaires ankündigt, dort heißt es: die Schlösser Choisy, la Muette, Madrid, Vincennes, Blois sollten nebst allen königlichen Häusern in der Stadt auf den Abbruch verkauft werden. Die Schlösser blieben, der ganze Lärm war leerer Wind.

begleiteten, beschloß endlich Brienne, der seit dem August Principalminister war, dies Mal nicht einzelne Parlamentsglieder, sondern das ganze Parlament, an einen kleinern und stillern Ort zu schicken. Man hatte ganz richtig gerechnet, daß die Parlamentsglieder Paris nicht würden entbehren können. Unter Ludwig XV. hatten immer die Musketiere die königlichen Briefe (lettres de cachet) gebracht, diese kostspielige Hofmiliz hatte aber gleich nach Ludwigs XVI. Regierungsantritt Graf St. Germain abgeschafft, man schickte also an jeden Parlamentsrath in der Nacht vom 14.—15. August einen Offizier der **Gardes Françaises**, um ihn nach Troyes zu begleiten, wohin das Parlament verbannt ward. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß alle Gerichte des Landes den vom Parlament ausgesprochenen Wunsch einer Radicalreform theilten. Alle Untergerichte schickten nämlich Deputationen an das Parlament, ließen ihre Freude über den muthigen Widerstand desselben aussprechen, erkannten die von demselben verkündigten Grundsätze über Bewilligung der Steuern als die allein richtigen an, und versprachen, sich stets enge an das Parlament anzuschließen. Der Haß des ganzen Volks bewirkte, daß die blinde Masse gegen die Unverbesserlichen des Hofes durch Rath und Geld der Gebildeten und Vermögenden zu einer stehenden Macht gegen Polizei und Militär ward. Dies zeigte sich, als bei dieser Gelegenheit die Brüder des Königs die Steuern, welche das Parlament nicht hatte registriren wollen, in der Obersteuer- und Oberrechnungskammer mit Gewalt registriren ließen, und in der sogenannten großen Kammer die Protestationen und Decrete des Parlaments ausstrichen.

Die Straßen waren gedrängt voll Menschen, als der Graf von Provence und der von Artois, von ihren Garden umgeben, die Handlung der Gewalt ausführten; der Erste war schlau genug sich als Volksfreund auszusprechen, er ward mit Freundlichkeit und Achtung begrüßt. Der Graf von Artois ward ausgezischt, ausgepfiffen und mit solcher Ungezogenheit empfangen, daß die Schweizer und die französischen Garden welche im Hofe

des Gebäudes aufgestellt waren, und nicht wußten, was der Tumult im Innern des Gebäudes bedeute, sich förmlich aufstellten. Der Chevalier de Crüssol, als Gardehauptmann des Prinzen, ließ zugleich die Garde, welche Spalier machte, das geladene Gewehr schultern. Die Obersteuer- und die Oberrechnungskammer protestirten übrigens gleich nachher gegen dieses gewaltsam Einregistrirte, und drangen in ihrer Protestation ausdrücklich auf Versammlung der Stände. Das Parlament lebte hernach zwei Monate lang in Troyes in Festen und Zerstreuungen, weil es dort müßig war, die Präsidenten und die ältern Räthe aber, denen der Freiheitsrausch der jüngern nicht gefiel, unterhandelten indessen insgeheim mit dem Minister. Man suchte das Parlament zu befriedigen, weil die obere Justiz still stand, denn sowohl das Châtelet in Paris als das Parlament in Troyes hielten zwar täglich regelmäßig Gerichtssitzungen, es meldeten sich aber weder Procuratoren noch Parteien. Schon damals hatte Paris das Ansehn einer im Aufstande befindlichen Stadt, man durfte nur jemanden durch ein mit Kreide auf seinem Rocke gezeichnetes M. als Polizeispion bezeichnen, so ward er mißhandelt, und selbst die zahlreichen Patrouillen waren fruchtlos. Die Königin sogar hielt für rathsam, nicht durch Paris zu fahren.

Die alten Herrn in Troyes hatten indessen eine Uebereinkunft mit dem Hofe (20. Sept.) abgeschlossen, deren Artikel jedoch den jüngern Räthen ein Geheimniß blieben. Nach diesen Artikeln sollte das Parlament die Ehre des Friedens, der Principalminister den Vortheil, das Volk den Schaden haben. Das Parlament durfte am 21. September zurückkehren, und ward, weil man die geheime Bedingung des Friedens nicht kannte, mit unbeschreiblichem Jubel vom Volke als Sieger empfangen. Als die Uebereinkunft kund ward, als im folgenden Jahr das Parlament sich sogar bemühte, die von ihm geforderte Ständeversammlung zu hindern, oder unwirksam zu machen, erkannte man daß vom Parlamente, wie vom Ministerum, nur Verfügungen der alten Zeit, nicht, wie jeder Gebildete wünschte,

eine neue Ordnung der Dinge zu erwarten sey. Das Ansehn des Parlaments war daher schon am Ende des Jahrs 1788 ganz dahin. Vorerst blieb das Parlament, in Ermangelung der Stände, das einzige Organ des Volks, denn das Parlament allein unter allen Corporationen war berechtigt, gesetzliche Widersetzung und heftige Demonstrationen des Volks gegen die Regierung zu veranlassen, ohne sich des Aufruhrs schuldig zu machen. Um die Volksgunst nicht zu verlieren, hatten übrigens die alten Juristen ihre Zugeständnisse an die Regierung sorgsam clausulirt, sie hatten für den Augenblick eigentlich nichts gewährt; als daher der Principalminister acht Wochen nach der Rückkehr des Parlaments auf die Alten rechnete, um die Bedingung der Zurückberufung des Parlaments geltend zu machen, waren die jüngern Räthe im Stande alles zu vereiteln.

Die eigentliche Bedingung der Uebereinkunft der Präsidenten und alten Räthe mit dem Hofe am 20. September war ein Geheimniß unter Wenigen, sie ist es auch geblieben, weil die alten Herrn nicht damit hervorkommen durften. Sie hatten versprochen, die Zustimmung des Parlaments zu fortschreitenden und nach und nach vergrößerten Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen Livres zu erwirken, doch gewährten sie vorerst nur, daß der sogenannte zweite Zwanzigste noch fünf Jahre lang dürfe erhoben und auf viele der bisher befreiten Güter, und sogar auf königliche Domanialgüter ausgedehnt werden. Andere Parlamente, wie die zu Bordeaux und Grenoble, gaben auch nicht einmal zum Scheine nach. Malesherbes, welcher einst zu Ludwigs XV. Zeit die mächtigste Stimme im Parlamente gegen die Regierung geführt hatte und im Anfange der neuen Regierung mit Türgot Minister gewesen war, erklärte daher auch dem Könige, als dieser ihn am Ende des Jahrs wieder in den Ministerrath nahm, die gegenwärtige Bewegung sey ganz anderer Art als alle früheren Parlamentstumulte [106]).

---

106) Er sagte dem Könige unter andern: Que la résistance opposée dans cette occasion a l'enregistrement des édits avoit présenté un

Die Ferien des Parlaments erlaubten übrigens dem Minister, seine Maßregeln zur Ankündigung der successiven Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen so zu entwerfen, daß die Präsidenten und alten Räthe, mit denen man übereingekommen war, mit ihren Freunden die Gegner überstimmen könnten. Um ihnen dieses zu erleichtern, sollte der Antrag in einer sogenannten königlichen Sitzung debattirt werden, wo in Gegenwart des Königs zwar geredet werden durfte, was in einer Kissensitzung (lit de justice) nicht erlaubt war, wo aber doch die Rücksicht auf den König und den Hof eine ganz und durchaus freie Abstimmung und Deliberation hinderte.

Außerdem wollte man, um die vom Minister vorgeschlagenen, auf vier auf einander folgende Jahre zu vertheilenden Anleihen im Parlament eintragen zu lassen, diese Versammlung gewissermaßen überraschen. Der König erschien nämlich um 11 Uhr Morgens am 19. November 1787 fast unerwartet, in Begleitung des Hofs und der Prinzen, im Parlament, welches erst ganz kurz vorher Anzeige vom Entschlusse des Königs erhalten hatte, so daß die mehrsten Parlamentsglieder gar nicht davon unterrichtet waren. Der Siegelbewahrer Lamoignon mußte die gewöhnliche sophistisch freundliche Rede halten, auch hatte der Principalminister der Geldforderung zwei von der liberalen Partei längst heftig verlangte Vorschläge beigefügt. Diese Letzteren waren aber unglücklicher Weise von der Art, daß die eine den sämmtlichen Privilegirten, die andere den Fanatikern und Jansenisten, deren Zahl im Parlament sehr groß war, ganz und durchaus missfallen mußte. Lamoignon kündigte nämlich zuerst in Gegenwart und im Namen des Königs an, daß nach Ab-

---

caractère bien différent de toutes les affaires que le gouvernement a eu à traiter avec les parlemens *depuis la mort de* Louis XIV. Dans toutes les autres c'étoit le parlement qui échauffoit le public, ici c'est le public qui échauffe le parlement. *Il n'est pas question d'apaiser une crise momentanée*, mais d'éteindre une étincelle, qui peut produire un grand incendie. Aber die Leute, zu denen er sprach, sind überall taub; denn sie hören recht gut, aber sie wollen nicht hören.

fluß der vier den Anleihen bestimmten Jahre (also 1792) die allgemeinen Stände berufen werden sollten, so daß bei der damaligen Stimmung vom Könige selbst die Aussicht auf eine nahe Revolution eröffnet ward. Der zweite liberale Vorschlag betraf Aufhebung der noch immer gesetzlich bestehenden und von den fanatischen Parlamenten auch bei vielen Gelegenheiten ausgeführten, harten Strafgesetze gegen die französischen Protestanten, Verkündigung der Toleranz und Zurückberufung der nach Aufhebung des Edicts von Nantes ins Ausland geflüchteten Reformirten. Was die Verkündigung der Generalstände und die liberalen Grundsätze angeht, so glaubte verkehrter Weise der französische Minister auf der einen Seite durch eine Erklärung wieder vernichten zu können, was er auf der andern durch Versprechen der Berufung der Stände gewährt hatte. Er machte bei dieser Gelegenheit denselben Fehler, den das englische Ministerium in Rücksicht auf Nordamerika gemacht hatte, als es die Stempelsteuer u. s. w. unter Reserve aufhob, d. h. er beleidigte den einen Theil und befriedigte gleichwohl den andern nicht.

Der Justizminister erneut nämlich in dieser Rede die um 1766 unter Ludwig XV. aufgestellte und damals von allen Seiten bestrittene Theorie von einer göttlichen Allgewalt des Königs, und beruft sich dabei auf ein nie vom Parlament anerkanntes Parlamentsdecret vom März 1756. Dem Könige, sagt er, stehe in seinem Reiche unumschränkte Gewalt zu, für deren Ausübung er nur Gott allein Rechenschaft schuldig sey. Er sey als Oberhaupt der Nation gewissermaßen die Nation selbst; ohne Rücksicht auf den Willen der Nation gebühre dem Monarchen allein die gesetzgebende Gewalt. Die Berufung oder Nichtberufung der Reichsstände, die nie etwas anderes seyn könnten, als bloße Rathgeber des Königs, hänge blos von der Willkühr des Königs ab; die Berücksichtigung anderer Bitten der Nation lediglich von seiner Güte. Diese despotischen Phrasen gebrauchte übrigens dieser Jurist erst, als er sah, daß sein Kniff nicht ge-

lingen werde. Der Justizminister wollte nämlich die schon angefangene öffentliche Abstimmung der Räthe, denen der König vorher ausdrücklich erlaubt hatte, auch in seiner Gegenwart laut und namentlich zum Votiren aufgerufen zu werden, und ihre Meinung über die Vorschläge auszusprechen, auf einmal unterbrechen, weil ihm vor dem Resultate bange ward. Er wollte im Stillen die Stimmen sammeln, um im Stande zu seyn, die Zahl der Bejahenden und Verneinenden nach Belieben größer oder kleiner angeben zu können. Diese elende Auskunft wollte er mit dem ihm ertheilten Befehl des Königs entschuldigen, darum erklärte er in den angeführten Phrasen, daß der König über dem Gesetz sey und der Nation als Recht vorschreiben könne, was ihm gerade einfalle oder was seine Minister ihm eingäben.

Auf diese Worte gestützt, fuhr der Minister fort, die Stimmen in der Stille einzusammeln, und befahl dann den Schreibern des Parlaments, die Edicte einzutragen, als wenn, wie gewöhnlich geschah, der Präsident die Stimmen ordentlich gezählt und das Resultat bekannt gemacht hätte. Dies geschah, damit nicht dazu geschrieben würde, auf ausdrücklichen königlichen Befehl, wodurch das Eingetragene aufhörte, ein freier Parlamentsbeschluß zu seyn. Der Herzog von Orleans benutzte diese Gelegenheit oder vielmehr, er ward bei dieser Gelegenheit benutzt, um der Gegenparthei der regierenden Linie des Hauses Bourbon im Haupte der nächsten Nebenlinie eine Stütze zu geben. Dieser Herzog von Orleans, der später als Philipp Egalité im Convent für den Mord des Königs stimmte, war derselbe, der als Dûc de Chartres sich durch ein unerhört schlechtes und gemeines Leben, dessen Spuren sein finniges Angesicht trug, durch seine wüste Umgebung und durch die Feigheit, die er bei Ouessant bewies, berüchtigt gemacht hatte. Das Letztere wird von andern geleugnet; gewiß aber ist, daß er sich durch elenden Geiz und niedrige Habsucht auszeichnete, weil er sogar einen Theil seines Palastes (Palais Royal) zu schlechten Häusern gebrauchen

ließ, um mehr Geld daraus zu ziehen [107]). Dieser ganz in Sinnlichkeit und Schlechtigkeit versunkene Prinz war allen edlen und feinfühlenden Seelen, von der reinen Seele der Königin und der ihres religiösen Gemahls bis zu der des Schwärmers für Philanthropie, des ritterlichen Lafayette, und der der Freunde utopischer Freiheit, eines St. Jüst, einer Frau Roland und ihres Gemahls, ein Gräuel und Abscheu. Bei allen genial wüsten und liederlichen, bei allen denen, die den Genuß und den Schein der Tugend und der Wahrheit vorzogen, von Mirabeau, Sillery, Chauderlos de la Clos und der Frau von Genlis bis zum Matador der Antonsvorstadt, dem reichen Bierbrauer Santerre, und bis zu den Frechsten der nachherigen Cordeliers, die ihn in den Wirthshäusern und andern Sammelplätzen der Hefe von Paris kennen gelernt hatten, hieß er Volksfreund, Mann der Freiheit und vortrefflicher Gesellschafter. Sein Anhang, der aus dem schlauesten und am mehrsten energischen, oder wie man jetzt bei uns sagt, ächt praktischen, aus dem von aller Moralität und Idealität freien Theil der Revolutionsmänner bestand, gebrauchte ihn damals, wie später. Diese seine Freunde bewogen ihn, am 19. November, den Grund zu dem Gebäude zu legen, welches erst 1830 vollendet ward. Dies geschah dadurch, daß er sich den Franzosen als den Urheber einer neuen Zeit anbot und sich

---

107) Hier ist Bezenval ganz auf seinem Felde, das hat er studirt und das versteht er gründlich, wir theilen daher die Schilderung des Herzogs mit, weil sie eben so treffend als kurz ist. Mémoires du baron de Bezenval. Vol. III. p. 307—8. Le comte de Pons-Saint-Maurice à donné tout le soin possible à son éducation; et lorsqu'il sortit de ses mains la manière d'être de ce prince répondoit à sa figure. Bientôt les filles, l'anglomanie, la table, en firent un être d'autant plus étrange, que les traces d'une généreuse éducation se confondirent avec les vices qu'il avoit acquis et qu'il en résulte nécessairement un composé de tous les contraires. Il est crapuleux sans grossièreté, prodigue et mesquin, haut et familier, facile et dangereux. Il a de l'aptitude à tout et ne peut s'appliquer à rien. Par libertinage d'imagination, il vise à l'indépendance, déteste le peuple et le courtise, recherche une fausse gloire, et touche au mépris.

nicht scheute der Meinung von ganz Europa zu trotzen, denn jeder seiner Schritte war verächtlich. Man hatte Mühe, seine Feigheit, welche später seine kräftigsten Anhänger von ihm entfernte, so weit zu überwinden, daß er es wagte, sich in öffentlicher Versammlung, wo der Etikette gemäß niemand reden konnte, als der, den der König auffordern ließ, mit einer impertinenten Frage an diesen zu wenden, um das Parlament im Widerstande zu befestigen. „Darf ich, sagte er, Ew. Majestät fragen, ob dies eine Kissensitzung (lit de justice) ist?“ Der König, statt ihm Schweigen zu gebieten, oder ihn fortzuweisen, zeigte sich schwach und unbeholfen, wie er war, durch die nichts sagende Antwort: Nein, es ist eine königliche Sitzung. Die Verlegenheit, worin der König gerathen war, machte den Herzog muthiger. Er erklärte, die so eben befohlene Eintragung ins Protocoll sey gesetzwidrig; er bäte zur Entschuldigung der Personen, von denen man glauben könne, daß sie Theil daran hätten, die Worte beizufügen: Auf ausdrücklichen königlichen Befehl, wie bei einer Kissensitzung. Die unbedeutende Antwort, welche der König darauf gab, beweist am besten, daß er schwierigen Umständen nicht gewachsen war, und aller Geistesgegenwart ermangelte. Er erwiederte: Die Eintragung ist rechtmäßig, weil ich vorher den Rath der Parlamentsglieder gehört habe.

Die Dreistigkeit des Herzogs von Orleans rief eine Bewegung in der Versammlung hervor, welche den König, der nur Ehrfurcht und Schweigen im Parlamente gewohnt war, vollends betroffen machte. Er machte, als er aufstand, um sich aus der unruhigen Versammlung zu entfernen, in der Verlegenheit ein neues Versehen, er vernachläßigte nämlich die Aufhebung der Sitzung zu befehlen. Hätte er nämlich die Sitzung aufgehoben, so würde sie das Parlament gewiß nicht, wie nachher die Nationalversammlung, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs zu verlängern gewagt haben. Der Hof und die Prinzen begleiteten den König nach Versailles, nur die Herzöge von Orleans

und von Bourbon kehrten, nachdem sie dem Könige das Geleit gegeben, in die Versammlung zurück, die dann ganz tumultuarisch ward. Selbst die alten Herrn, die vorher für die Anleihe gestimmt hatten, nahmen jetzt ihre Abstimmung zurück. Ganz schrankenlos heftig redeten gegen das Verfahren des Königs viele junge Räthe, die, wie ihre nachherige Reue zeigte, nicht eigentlich wußten, was sie thaten. Der Beifall des Parlaments machte ihre Eitelkeit irre, sie waren entzückt, daß für den Augenblick ihre heftigen Declamationen für Beredsamkeit genommen wurden, was sie eigentlich nicht waren. Unter diesen zeichneten sich vor allen aus: Düval d'Epresmenil, Fréteau, der Geistliche (abbé) Sabatier de Cabre, und Robert de Saint-Vincent, welche beide letztere sehr geachtete Männer auch in Rohans Prozeß die der Königin so verhaßte Relation gemacht hatten, wodurch der Cardinal gerettet und die Königin in Schatten gestellt ward. Im Parlament wurden nach den heftigsten Reden nicht blos, wie sonst, Protestationen ins Protokoll geschrieben, sondern ausdrücklich hinzugesetzt, daß das, was als Beschluß des Parlaments eingetragen worden, keiner sey, daß das Einschreiben ungesetzlich geschehen sey, und daß das Parlament die progressiven Anleihen nicht verbürge.

Das Parlament wußte, daß der Finanzminister Geld brauche, und dieses ohne Uebereinkunft mit dem Parlamente nicht erhalten könne, es nahm daher keine Rücksicht darauf, daß sich der König das Protokoll der letzten Sitzung nach Versailles bringen ließ, und alles, was nach seiner Entfernung aus der Versammlung hineingeschrieben war, ausstrich. Der König gab zugleich einen Vorwand, über Willkühr und über gewaltsamen Eingriff in die freie Abstimmung der Beisitzer des obersten Gerichtshofs zu klagen, der sich doch eben so souverän glaubte, als der König selbst war. Es ward nämlich der Herzog von Orleans angewiesen, sich auf sein Schloß zu Villers Coterets zu begeben. Die Verbannung würde ihn erst recht bedeutend gemacht haben, wenn er sich nicht durch die Entfernung von den pariser Vergnügungen so unglücklich gefühlt hätte, daß er die elendesten und nieder-

trächtigsten Schritte that, um nur wieder in die Stadt kommen zu dürfen. Auch Sabatier ward wegen seiner Reden im freien Gericht, der alten Sitte gemäß, willkührlich verhaftet und auf den Mont St. Michel, das schrecklichste Staatsgefängniß, welches es in Frankreich gibt, Fréteau auf die Feste Doullens gebracht. Die sämmtlichen Parlamente nahmen sich daher des Herzogs und der Räthe an, weil in ihrer Person die Rechte der Gerichte verletzt waren, ihre Haft veranlaßte eine allgemeine Bewegung im ganzen Reiche. Das pariser Parlament bestand auf der Freilassung seiner Mitglieder, es unterstand sich sogar, sich in die Angelegenheit des Herzogs von Orleans zu mischen, welche nur eine Sache des Familienhaupts der Bourbons mit einem Gliede der Familie war, also das Obergericht nur dann hätte angehen können, wenn sich der Herzog ans Parlament gewendet hätte. Die Vorstellung des Parlaments in der Sache des Herzogs von Orleans war außerdem in einem Tone abgefaßt, den sich ein Gerichtscollegium gegen seinen König nicht hätte erlauben sollen. Das Parlament sah sich aber als Volksvertreter an, was es nicht war, und verließ sich auf die Gunst des Volks, als es dem Könige zu sagen wagte: „Sire, wenn der Herzog von Orleans strafwürdig ist, so sind wir sämmtlichen Parlamentsräthe es ebenfalls.“ Hernach bittet das Parlament den König: „Er möge das Andenken an ein Verfahren aus dem Gedächtniß vertilgen, dessen Fortsetzung am Ende eine völlige Zerstörung aller Gesetze, die Herabwürdigung der Gerichte und den Triumph der Feinde des französischen Namens herbeiführen werde.“ Auch dieses Mal bewiesen Ludwig und seine Minister durch Schwanken und Uebergehen von einem Aeußersten zum andern ihre Unfähigkeit, im Unwetter das Schiff des Staats zu steuern. Dies Schwanken war Ursache alles Unheils der Revolution, und besonders des unglücklichen Schicksals des Königs, weil die Männer, welche seit 1789 der Nation eine neue Existenz gaben, erkannten, daß ein solcher König, auch mit dem besten Willen, nicht im Stande seyn werde, irgend ein Versprechen zu erfüllen oder einen Eidschwur zu halten. Er ließ näm-

lich im April 1788 den Herzog nach Paris zurückkommen und die beiden Parlamentsräthe frei geben, um dem Parlamente gefällig zu seyn, und doch wollte fast zu gleicher Zeit, oder wenigstens keine vier Wochen darauf, der schwache Mann und sein nur in geheimen Cabalen starker Principalminister das ganze Parlament auflösen. Ludwig XVI. und Loménie de Brienne glaubten, eine Maßregel durchsetzen zu können, welche die Macht der Parlamente kräftiger brechen sollte, als Alles, was Maupeou vorher durchgesetzt hatte. Ein König, der in Geldsachen nicht Rath wußte, wollte eine neue Körperschaft erschaffen, wodurch die Stände und das Parlament überflüssig gemacht werden sollten, was selbst Ludwig XIV. nicht würde gewagt haben.

Die Bewegung in ganz Frankreich war damals dahin gediehen, daß die Parlamente, besonders das pariser Parlament und das von Bordeaux, welches deshalb nach Libourne verbannt ward, der königlichen Macht, als wären sie eine unabhängige Macht, trotzig die Stirn boten. Um dieselbe Zeit drohten die Stände der Provinzen, welche Stände hatten, das Parlament von Grenoble gab im April 1788 zu erkennen, daß es das Delphinat wieder von Frankreich trennen könne, in Bretagne waren Adel, Bürgerschaft und Parlamente in Krieg, die Staatskasse wußte sich nicht zu helfen, weil das Parlament die Anleihen hinderte. In dieser Verlegenheit nahm der König seine Zuflucht aufs neue zu einer liberalen Maßregel, und ging sogleich wieder zum ärgsten Despotismus, nicht in der That, sondern, was schlimmer war, blos in Worten über. Durch eine königliche Declaration vom achtzehnten Dezember 1787 ward nämlich verkündigt, daß innerhalb fünf Jahren die allgemeinen Stände sollten berufen werden, was der Reichssiegelbewahrer schon einen Monat vorher im Parlamente versprochen hatte. Dürften wir einem Briefe des Erzbischofs von Sens an seinen Collegen von Narbonne trauen, so war es dem Finanzminister auch nicht einmal mit diesem Versprechen Ernst, sondern er gebrauchte auf eine schmähliche Weise den Namen seines Königs, um das Volk officiell zu belügen.

Der Streit mit dem Parlamente von Paris dauerte indessen mit gleicher Heftigkeit fort, und das Parlament erließ am vierten Januar 1788 nach heftigen Debatten ein Decret, wodurch es die Siegelbriefe (lettres de cachet) für constitutions- und gesetzwidrig erklärte, und sich über alle die willkührlichen Maßregeln, welche sich die Regierung seit hundert Jahren erlaubt hatte, als wenn sie im Rechte begründet wären, mit nachdrücklichem Unwillen und lauter Mißbilligung aussprach. Das Parlament forderte aufs neue die Befreiung der beiden Parlamentsräthe, nicht als Gnade und Gunst des Königs, sondern als im Rechte begründet. Dies Parlamentsdecret cassirte freilich der König am siebenzehnten; aber das Parlament erneuerte es gleich am folgenden Tage, d. h. am achtzehnten Januar 1788. Es hatte sich nach Bezenvals Bericht der Jurist Lamoignon nach Calonnes Entfernung ins Justizministerium hineinintriguirt, und dieser brachte den unglücklichen König im Jahre 1787 und 1788 zu allen den widersprechenden Reden und Handlungen, die schon im Juni 1788 die Revolution unvermeidlich machten. Lamoignon führte auch, nach Bezenvals Erzählung, im Februar 1788 den schwachen König auf Maupeous Project zurück. Er wollte die Parlamente unschädlich machen, und entwarf dazu einen von dem von Maupeou entworfenen und ausgeführten ganz verschiedenen Plan, den er schon im März den Leuten vertraute, welche ihn der Königin, die leider in Alles gemischt ward, empfehlen sollten. Dieselben Leute, welche auf diese Weise einen unerhörten constitutionswidrigen Staatsgewaltstreich ausheckten und also den König mit Energie wollten handeln lassen, riethen ihm zu einer scheinbaren Nachgiebigkeit gegen die seit dem Monat Dezember unaufhörlich wiederholten dringenden und drohenden Bitten des Parlaments, um Rückkehr des Herzogs von Orleans und Freilassung der Räthe. Wir haben schon oben bemerkt, daß dies am 17. April geschah. Man wollte aber mit dieser Freilassung, wie mit der Verkündigung der Stände am 19. November, eine Erklärung über des Königs Autokratie einschwärzen, wodurch man jede künftige Willkühr rechtfertigen konnte. Dies durfte

das Parlament um so weniger mit Stillschweigen übergehen, als ihm der vom Siegelbewahrer entworfene Plan der Vernichtung des politischen Gewichts der Parlamente im Einzelnen zwar noch unbekannt war, im Ganzen aber kein Geheimniß geblieben seyn konnte, da man schon seit März im Kreise der Königin davon sprach.

Die Erklärung, die man dem Könige am 17. April in den Mund legte, bestand darin, daß er sagte, Frankreich sey eine absolute Monarchie, der Wille des Königs, dessen Macht allein von Gott stamme, sey einziges Gesetz, die Stände seyen bloße Rathgeber, die Gerichte Dolmetscher und Ausführer des königlichen Willens. Dies war ganz im Tone der Regierung Ludwigs XV. geredet, und die Erklärung war gleichen Inhalts mit der, welche am 19. November den Vorschlägen des Anlehens und dem Versprechen der Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung war vorausgeschickt worden. Dieser Erklärung des Königs setzte dann das Parlament Gegenvorstellungen entgegen, worin historisch, philosophisch und juristisch eine in Frankreich damals ganz neue Theorie von den constitutionellen Verhältnissen der alten französischen Monarchie, und zwar mehr demokratisch als aristokratisch aufgestellt wird. Dieses im Parlamente vom 18. bis zum 27. April debattirte und aufgesetzte Actenstück, welches erst am vierten Mai dem Könige übergeben ward, ist das merkwürdigste, welches je vom Parlament ausgegangen ist, und beweiset augenscheinlich, daß es schon damals mit dem Regierungssystem, welches seit Richelieus Zeit gegolten hatte, völlig vorbei war. Das Actenstück ist zu lang, um hier seinen Platz zu finden, wir wollen in der Note auf ein Buch verweisen, wo man es wörtlich nach einer Copie, welche der Herr von Malesherbes sich davon genommen hatte, abgedruckt findet [108]. Wir glauben nur zwei Stellen ausheben zu dür-

108) Wir haben bekanntlich eine große Parteischrift an der unter Montgaillards Namen in Paris verfertigten Compilation, die gar nichts mit Montgaillard gemein hat, in 14 Theilen. Die Compilation der ersten zehn

fen. Die eine bezieht sich auf den Vorwurf, die Parlamente wollten eine Aristokratie der Gerichte an die Stelle der Monarchie setzen, und eine andere am Schlusse betrifft die gewaltsame Veränderung und den Verlust der politischen Rechte, mit dem die Parlamente damals bedroht wurden.

Schon damals, nämlich im April 1788, war die Revolution wirklich und sichtbar vorhanden, sie ward in den folgenden Monaten bei Gelegenheit des glücklichen Widerstandes gegen die beabsichtigte Umschaffung des Parlaments, bei der gewaltsamen Vertreibung des Principalministers und des Großsiegelbewahrers, durch fortdauernde Volksaufstände in ganz Europa öffentlich kund. Dafür ist der Ton, den das Parlament in diesem Aufsatz annahm, und der Inhalt des die Constitution betreffenden Artikels besonders wichtig. Ehe nämlich das Parlament den Ursprung des harten militärischen Despotismus seit den letzten Zeiten Ludwigs XIV. durchführt, und zeigt, wie seit dem Antritt der Regierung des gegenwärtigen Königs nach und nach wieder von Recht und Gesetz die Rede gewesen sey, sagt es dem Könige: „Das Verfahren ehrgeiziger Minister ist immer dasselbe. Sie wollen ihre Macht, unter dem Namen des Königs und unter dem Scheine, daß sie für ihn arbeiten, vermehren, das ist ihr Zweck, als Mittel dient ihnen die Verläumdung derer, denen die Sorge für die Rechte der Nation und für das Privatrecht vertraut ist. Dieser alten unseligen Methode getreu, behaupten sie auch jetzt von uns, den Gliedern des pariser Parlaments, daß wir den unsinnigen Plan hätten, eine Aristokratie der Parlamente in Frankreich zu errichten.

Theile ward unter der Restauration vom Anhange des jetzigen Königs gemacht, darum kommt, wenn rechts und links geschimpft wird, Orleans leiblich weg. Sie haben der Compilation den Titel gegeben,: **Histoire de France depuis la fin du règne de Louis XVI.** (einen Titel, den sie nicht verdient.) Wir wissen aber, daß die Compilatoren sehr gut unterstützt wurden, darum findet man bei ihnen sehr viele Actenstücke, die man anderswo vergeblich suchen würde. Dort stehen auch **Vol. I. p. 398** bis **402** diese **remonstrances in extenso**

Aber welchen Augenblick haben sie gewählt, um diese Beschuldigung gegen uns vorzubringen? Gerade denselben Augenblick, in welchem das Parlament, durch Thatsachen eines Bessern belehrt, von der Anmaßung, Steuern bewilligen oder verweigern zu können, ganz zurückkam, und den öffentlichen Beweis gab, daß es eifriger für die Rechte der Nation kämpfe, als für die Berechtigungen, welche seine eigne Corporation bisher in Anspruch genommen hat."

Auf diese gegen das ganze bisherige, seit Heinrich IV. bestehende Verfahren in der Gesetzgebung und in Steuerangelegenheiten gerichtete Stelle folgt die historische Nachweisung. Endlich heißt es in Beziehung auf die dem Parlamente gemachte Beschuldigung:

Welcher neue Diensteifer hat denn jetzt das Ministerium ergriffen? Die Minister bestreiten unsere Befugniß (pouvoirs) keineswegs, sie lassen unsern Absichten Gerechtigkeit widerfahren, so lange sie hoffen können, unsere Abstimmungen dazu gebrauchen zu können, um die Nation unter Auflagen und Anleihen zu erdrücken; sobald wir uns aber weigern, ihren Despotismus zu begünstigen, oder Theil daran zu nehmen, schelten sie uns ehrgeizige Aristokraten.

Nein, Sire, keine Aristokratie soll in Frankreich bestehen; aber auch kein Despotismus. So will es die Verfassung, so wünscht es das Parlament und so fordert es der Nutzen Ew. Majestät, daß es sich verhalte. Man lasse einmal die Sätze, die man Ew. Majestät als unbestreitbare in den Mund gegeben hat, gelten, daß blos der königliche Wille das letzte Urtheil in Verwaltungs- und Gesetzgebungsangelegenheiten geben dürfe; man wird sogleich sehen, welche Folgen unmittelbar daraus herfließen.

Der Erbe der Krone ist durch ein Grundgesetz bestimmt; die Nation hat ihre Rechte; die Pairs haben die ihrigen. Die Richter können nicht abgesetzt werden; jede Provinz hat ihr als Gesetz geltendes Herkommen (coutumes) und es besteht zwischen ihr und der Krone eine Uebereinkunft, welche die Bedingungen

enthält, unter denen sie mit Frankreich vereinigt ist (d. h. ses capitulations). Jeder Unterthan des Reichs hat seinen natürlichen Richter; jeder Bürger hat ein individuelles Eigenthum, und besitzt er Nichts, so hat er wenigstens seine Freiheit. Nun fragen wir, welches von allen diesen Rechten, welches Gesetz auf der Welt würde ausreichen, wenn die Ansprüche, welche die Minister Ew. Majestät in deren Namen gemacht haben, in der That geltend gemacht werden könnten?

Dann würde der Wille des Königs ja das einzige Gesetz seyn, und die Gesetzgeber müßten es blos von ihm holen. Der Wille des Königs könnte also durch ein von ihm ausgehendes Gesetz über die Krone verfügen, könnte seine Erben wählen, könnte Provinzen des Reichs abtreten, könnte den allgemeinen Ständen das Recht nehmen, neue Auflagen zu machen und alte zu bestätigen; die Einrichtung der Pairschaft ändern; die Richter absetzbar machen; das Herkommen abschaffen; die Hierarchie des Gerichtswesens umstürzen; sich allein das Gericht anmaßen und nach Willkühr entscheiden, oder die Richter wählen, sowohl in bürgerlichen Streitsachen als in Criminalprozessen; endlich sogar sich zum Eigenthümer der Güter seiner Unterthanen und zum Gebieter über ihre Freiheit erklären.

Dieser Text der Theorie gesetzlicher und verfassungsmäßiger Freiheit, die das Parlament im Namen des französischen Volks, als ihm im Rechte und nach dem Rechte gebührend, für dasselbe gegen König und Minister in Anspruch nimmt, wird auf den folgenden Seiten im Einzelnen und Besondern nachgewiesen, und historisch aus der bestehenden Einrichtung hergeleitet. Alles, was hernach die allgemeinen Stände forderten, läßt sich sehr leicht aus dem hier Gesagten rechtfertigen. Wir übergehen alles andere, um nur noch anzuführen, welche Erklärung das Parlament am Ende des Actenstücks in Beziehung auf die damals (am 4. Mai) schon beschlossene, gegen das Parlament feindselige Maßregel giebt. Die königliche Proclamation wegen Auflösung des Parlaments und Errichtung der cour plenière war damals schon ganz fertig und wurde ganz im Geheimen

in der königlichen Druckerei gedruckt, damit sie plötzlich und überraschend in alle Provinzen gelange. Dies giebt den folgenden Worten am Schlusse dieser Gegenvorstellungen besonderes Gewicht und besondere Bedeutung:

Aber, Sire, heißt es dort, ach! ist es ihrem Parlamente erlaubt, die Besorgniß zu äußern, daß es wirklich auf Zerstörung der Parlamente abgesehen sey? Würde dies gerecht, würde es klug seyn? Sollte es überhaupt nur möglich seyn, daß ihre Minister dergleichen Projecte gemacht hätten? Das ist gewiß nicht die Absicht Ew. Majestät, es könnte auch nicht ihr Vortheil seyn. Was ihr Parlament angeht, so sind seine Grundsätze, oder vielmehr die der Constitution des Staats, Sire, welche es zu verfechten hat, unveränderlich, und es ist nicht in seiner Macht, sein Betragen zu ändern. Zuweilen müssen die, denen die Gerichte vertraut sind, sich für die Gesetze opfern; aber ihre ehrenvolle und gefährliche Bestimmung ist einmal von der Art, daß sie nothwendig erst aufhören müssen zu seyn (d. h. zu existiren), ehe die Nation aufhören kann, eine freie Nation zu seyn.

Was die gegen das Parlament gerichteten Edicte angeht, so waren die Minister, wenn sie auch fähig gewesen wären, in diesem Tone die veränderten Verhältnisse der Zeit zu erkennen und sich diesen anzupassen, zu der Zeit, als dies Actenstück am 27. April im Parlament gebilligt, und noch mehr, als es am 4. Mai dem Könige übergeben ward, viel zu weit vorgeschritten, um noch zurückgehen zu können. Abgesehen von den Umständen und ganz besonders davon, daß man die politischen Rechte des Parlaments, welches doch eine gewisse Art Unabhängigkeit hatte, wenn sie auch nicht die rechte war, einem ganz vom Hofe abhängigen, neu zu errichtenden, vom Könige präsidirten Collegium übertragen wollte, enthielten die sechs oder sieben Edicte, die hernach bekannt gemacht, aber nie ausgeführt werden konnten, allerdings eine Verbesserung der Justiz; aber niemand achtete darauf. Man sah darin mit Recht nur den Versuch einer ohnmächtigen Regierung, das einzige freie Organ der Op-

position gegen den Despotismus auf immer zu vernichten. Diese Ueberzeugung durchdrang plötzlich die ganze Nation; alle Parlamente widersetzten sich, alle Stände protestirten. Das Volk blieb damals fünf Monate lang innig mit den Parlamenten verbunden, um sich hernach am Ende des Jahrs auf immer von ihnen zu trennen. Wir glauben, daß mit den von Loménie de Brienne und Lamoignon gegen die Parlamente bestimmten Edicten die Revolution von 1789 auf dieselbe Weise ihren Anfang nahm, wie durch die Ordonnanzen vom Juli 1830 der zufällige Anlaß der neuesten französischen Revolution gegeben ward, obgleich in beiden Fällen die Ursachen längst vorhanden waren. Es scheint uns daher auch die Geschichte des Streits über diese Edicte von der Geschichte des Jahrs 1789 unzertrennlich, wir deuten hier zum Schlusse nur noch den Inhalt der drei vornehmsten dieser Edicte kurz an.

Die drei Edicte, welche nebst einigen andern am 8. Mai ins Parlament gebracht wurden, nachdem an den drei vorigen Tagen schon das pariser Parlament Gelegenheit gehabt hatte, sich heimlich einen Abdruck davon zu verschaffen und in Verbindung mit den übrigen Parlamenten die Ausführung unmöglich zu machen, betrafen zuerst die Errichtung einer sogenannten Cour plénière, welche künftig die politischen Rechte der Parlamente ausüben sollte. Wir wollen in der Note die Personen anführen, aus denen diese Cour bestehen sollte [109]), man wird auf den ersten Blick erkennen, wie es um Frankreich würde ausgesehen haben, wenn eine solche Versammlung über Abgaben,

109) Es werden als Mitglieder der freilich todtgebornen cour plénière genannt: Le roi, le chancelier ou en l'absence de celui-ci le garde des sceaux, les présidens du parlement de Paris, les princes du sang, le grand aumônier et les autres grands officiers de la couronne, les pairs, deux archevêques, deux maréchaux de France, deux commandans de province, deux lieutenans, en outre, quatre *personnes qualifiées*, un certain nombre de conseillers d'état et de maîtres des requêtes, un député de chaque province; et quand un grand nombre de magistrats se trouveroit absent, ils seroient remplacés par des magistrats du conseil.

Freiheiten und Rechte der Bürger hätte unbedingt entscheiden können. Das Parlament nahm daher auch von dieser unerhörten Maßregel Gelegenheit, auf das vorher angeführte Actenstück vom 27. April eine Erklärung zu gründen, welche noch vor der Bekanntmachung des Edicts in Tausenden von Exemplaren verbreitet ward und die Grundgesetze der alten französischen Constitution gegen die monarchischen Usurpationen in Schutz nahm. Diese Declaration ist in gleichem Tone abgefaßt, und ähnlichen Inhalts mit der des englischen Parlaments zu Carls I. Zeiten, als man vom Könige drohend verlangte, der Engländer constitutionelle Rechte feierlich anzuerkennen (die petition of rights). Die Declaration hatte dieselbe Wirkung mit der vom englischen Parlament erlassenen, sie veranlaßte eine Revolution, die im folgenden Jahre schon der ganzen alten Constitution ein Ende machte, nachdem die drei Edicte, welche die Parlamente und das Volk gegen den König vereinigt hatten, schon im August 1788 verschwunden waren.

Das zweite jener Edicte verkleinerte durch Errichtung ganz neuer Obergerichte in verschiedenen Städten und Districten (grands baillages) die Sprengel der Parlamente; besonders den vorher ganz übermäßig großen des pariser Parlaments, und verminderte die von demselben zu entscheidenden Prozesse so sehr, daß die Zahl der Untergeordneten desselben, wie die der Prozeßführenden auf eine verhältnißmäßig unbedeutende Zahl zurückgeführt ward. Die königlichen Untergerichte nämlich sollten unter dem Namen Präsidiale, Gerichte erster Instanz bilden, die Obergerichte aber (d. h. die grands baillages) in Criminalfällen und in Civilsachen, die eine bestimmte Summe überstiegen, Appellationsgerichte seyn. Den Parlamenten sollten, selbst innerhalb der sehr verkleinerten Sprengel, nur die Criminalprozesse der Privilegirten und die Civilprozesse über Sachen, die eine festgesetzte bedeutende Summe überstiegen, vorbehalten bleiben. Das dritte Edict war eine natürliche Folge der beiden andern. Es verminderte die Anzahl der Parlamentsräthe, also

auch von dieser Seite die Bedeutung, deren das Parlament bis dahin genossen hatte. Diese Bedeutung mußte ohnehin verschwinden, wenn die Pairs und einige Auserwählte allein in der Cour plénière saßen; nicht aber umgekehrt die Pairs und Prinzen nur einen kleinen Anhang zum Parlament mehr bildeten, wie vorher. Dies war, man mochte sophistisiren, wie man wollte, ein Eingriff in das erste und wesentlichste Recht aller Franzosen. Die Gerichte wären dadurch abhängig geworden. Die Verminderung der Mitglieder der bestehenden Parlamente war, was man auch für gute Gründe dafür anführen mochte, doch eine Absetzung der überflüssig gewordenen und entlassenen Räthe.



